



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

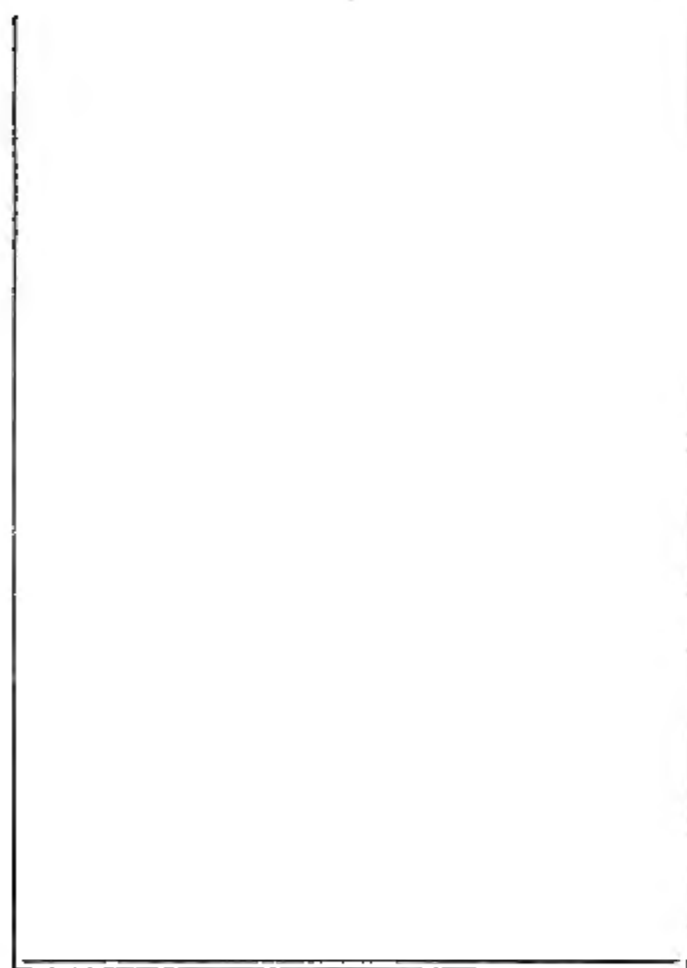
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



005
5-
485

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

46569

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel Professor a. d. Universität z. Marburg

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

~~~~~  
Band XXI.  
~~~~~

Berlin.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1899.

Alle Rechte vorbehalten.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**

Professor a. d. Universität z. Kiel

Professor a. d. Universität z. Marburg

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,

Professor an der Universität zu Giessen.

~~~~~  
Band XXI.

Erste Hälfte: Abhandlungen  
~~~~~

Berlin.

Verlag von Wilhelm Gronau.

1899.

Alle Rechte vorbehalten.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**

Professor a. d. Universität z. Kiel

Professor a. d. Universität z. Marburg

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,

Professor an der Universität zu Giessen.

~~~~~  
Band XXI.

Erste Hälfte: Abhandlungen  
~~~~~

Berlin.

Verlag von Wilhelm Gronau.

1899.

Inhalt.

ABHANDLUNGEN.

	Seite
✓ <i>Bethge, J.</i> Zur Technik Molières	252
<i>Bonnier, Ch.</i> Le Français parlé et écrit aujourd'hui en Angleterre .	22
<i>Horn, W.</i> Zur Lautlehre der französischen Lehn- und Fremdwörter im Deutschen	69
<i>Körting, G.</i> Kleine Beiträge zur französischen Sprachgeschichte . .	84
<i>Stengel, E.</i> Die beiden Sammlungen altfranzösischer Sprichwörter in der Oxforder Handschrift Rawlinson C 641	1
✓ <i>Wetz, W.</i> Über Taine aus Anlass neuerer Schriften	114



Inhalt.

ABHANDLUNGEN.

	Seite
✓ <i>Bethge, J.</i> Zur Technik Molières	252
<i>Bonnier, Ch.</i> Le Français parlé et écrit aujourd'hui en Angleterre .	22
<i>Horn, W.</i> Zur Lautlehre der französischen Lehn- und Fremdwörter im Deutschen	69
<i>Körting, G.</i> Kleine Beiträge zur französischen Sprachgeschichte . .	84
<i>Stengel, E.</i> Die beiden Sammlungen altfranzösischer Sprichwörter in der Oxforder Handschrift Rawlinson C 641	1
✓ <i>Wetz, W.</i> Über Taine aus Anlass neuerer Schriften	114



Die beiden Sammlungen altfranzösischer Sprichwörter in der Oxforder Handschrift Rawlinson C 641.

In Band XIV¹ dieser *Zeitschrift* habe ich unter dem Titel: *Handschriftliches aus Oxford* auf S. 141 ff. einen isolierten Abschnitt aus Garnier's de Pont Sainte Maxence: *Vie Saint Thomas le Martir*, wie er sich in der Handschrift Rawlinson C 641 Bl. 10—13 eingetragen fand, abgedruckt. Unmittelbar darauf folgen in derselben Handschrift des 13. Jahrhunderts auf Bl. 13—18 zwei Sammlungen altfranzösischer oder vielmehr anglonormannischer Sprichwörter, im ganzen 364, darunter viele Wiederholungen und einige wenige mittelenglische. Die erste Sammlung besteht aus 114 Sprüchen, deren 48 ersten eine oder mehrere Uebertragungen in lateinische Hexameter beigegeben sind. Fast alle diese lateinischen Verse finden sich mit einigen Abweichungen in zwei Sammlungen französischer Sprüche der Oxforder Handschrift Digby 53. (1. Bl. 8—10 überschrieben: „*Proverbia magistri Serlonis*“, 32 der Zahl der franz. Sprichwörter nach; 2) Bl. 15 und 16 unter der Aufschrift: *Diversa proverbia*, 21 franz. Sprüche zählend) wieder und sind danach nicht ganz vollständig von P. Meyer in seinen *Documents manuscrits de l'ancienne littérature de la France conservés dans les bibl. de la Grande-Bretagne* Paris 1871 (Extr. des *Arch. sc. et. lit.* 2^e s. t. III—V) S. 170—174 u. 177—179 zusammen mit den französischen Sprüchen abgedruckt worden. Unter No. 32 hat die Digby Handschrift noch einen dritten Hexameter: *Fert indeffesse vetule curendo necesse*, zu Nr. 50 noch zwei: *Potat ad affectum qui presto videt sibi lectum* und *Cui thorax aptatur tute ciffus evacuatur*. Darauf folgt als Nr. 51 ein franz. Sprichwort mit einem entsprechenden lat. Hexameter, welches Meyer übersehen hat, das aber auch in Rawlinson C 641 nicht wiederkehrt, nämlich:

Après la feste saint Thomas bele fille tuche la sarz¹)
A festo Thome taratantharam filia tange.

¹) = nfr. sas m.

(Vgl.: Du Cange s. v. *taratanthara*.) Ausserdem ist auf dem Blatt-
rand 14b unten, meinen Aufzeichnungen nach, der Spruch: *De dous
mals le meins mal* sowie anderwärts: *Uncore n'est l'espurun fait e
ja se testent le (?)* eingetragen. Wegen einzelner Druck- oder Lesefehler
in Meyer's Abdruck s. die späteren Anmerkungen. Die meisten latei-
nischen Hexameter, aber ohne die französischen Sprüche, enthält nach
Meyer's Angaben auch die Pariser Handschrift lat. 6765. Ausserdem
bietet eine kleine Sammlung der Oxforder Handschrift Rawlinson
A 273 Bl. 96 a²) dreizehn französische Sprüche mit je 1, zwei Mal
mit je 2 lateinischen Hexametern No. 1, 5, 7—12 kehren in der
Sammlung von Hs. Rawlinson C unter No. 7, 3, 8—13 wieder.
No. 2—4, 6 und 13 entsprechen No. 35, 2, 5, 1 und 30 bei Meyer
und lauten:

2. [Male buoche doit l'em lower. (s. unten 331.)

Munera compescant linguam, ne jurgia crescant (bei *M(eyer)*
ganz anders)

3. [Si fiert, qui ne veit.³)

Sic illi, feriunt qui cassi lumine fiunt.

4. [Qi ne fait, quant il poet, ne fra, quant il voudra,

Non faciet que vult, qui quando potest ea non vult. (s. unt. 82.)

6. [Pour defaut de frank met l'em merde en bank⁴)

⁴) Vgl. T. 46 Anm.

Occupat indignus sedem cum non prope dignus.

13. [Seld men gyfth a dumbe man lond.

Raro datur muto libera terra puto.

Es folge nun der Text beider Sammlungen der Handschrift
Rawlinson C 641:

I.

1. Bl. 13c. [„Deez ait tant maistres“ *dist le crapolt a la herce.*
(= 203; cf. *M.* 7 [S. 171].)

Sic buffo crati: „Ve cui sunt dominati“.

Buffo crate fatur: „Ve turba quibus dominatur.“

Nec quod nunc fit idem, nec sicut nunc ita pridem. (fehlt *M.*)

Contingit fieri (?) non hodie, quod fuit heri. (fehlt *M.*)

²) Auf demselben Blatte folgen „*Proverbia trifaria*“ ein 3-spra-
chiges Gedicht, das auch in der Handschrift No. 7 des Oxforder Trinity
College Bl. 37 steht, und nach einer Londoner Handschrift unter dem
Titel: *Song on the Times* von Th. Wright in seinen *Political Songs of
England* London 1839 S. 251 f. veröffentlicht wurde.

³) Vgl. El proverbis consent hi be Que ditz aissi: „fer qui non ve;“
Car cecs e pecs an tal maneira Que negus non garda on feira. *C(nyrim)*
606: *Daude de Pr. B. Chr.* 182, 33 ff.; Geu de fol n'est prouz, car il fert
tot *Z(acher)* 102; A sœur fiert qui n'a que perdre *T(obler)*: Proverbe au
vilain) 171.

2. [Mielz valt nature que nureture. (*cf. M. 8; T. 262*)
Mos est convinctus parte natura relictus.
Dat studium mores, sed dat natura priores.
3. [Bunté altre requiert e colee sa per. (*cf. M. 9, 47 [S. 178], T. 39, 223, Rawl. A 5.*)
Pro bonitate bona, pro tristi tristia dona.
Pro blandis blanda, pro duris aspera danda.
4. [Si stille suge fret there grunninde mete. (*cf. M. 48.*)
Sus taciturna vorat, dum garrula voce laborat.
Sus dape fraudatur clamosa, tacens saciatur.
5. [On dai bringd thet al ier ne mai. (*cf. M. 10 [S. 172].*)
Quod donare mora nequit annua, dat brevis hora.
Anno cura datur, tamen una dies operatur. (*fehlt M.*)
6. [Bel prametre et neint duner fait fol conforter. (*cf. M. 11, T. 181; ähnlich 17, 209, 216, 267.*)
Re(s) sine promissa stulto solacia missa.
Stultum solata re sine verba data.
7. [Que oil ne veit, quer ne desire. (= 268; *cf. M. 33, Rawl. A 1.*)
Cor non tristatur pro re, cum non videatur.
8. [Ki vedve e enfant sert, tute s'entente pert. (s. 25, 306, 360, *cf. M. 13, Rawl. A 7.*)
Nil majus utroque servi vidue pueroque.
O puer o vidua, perdita cura tua.
9. [Ki en gieu entre, en gieu se consente. (*cf. M. 15, Rawl. A 8.*)
Ludo consenti, si ludi sunt tibi menti.
Non eque ludo, si non consentio ludo.
Ludus ut intratur, ludo favor exhibeatur.
10. [Qui fait e ne parfait, rien ne fait. (*cf. M. 16, Rawl. A 9.*)
- [13d] Ni res completur que fit, non dona meretur.
11. [Ki tart se herberge, tost se curuce. (= 285; *cf. M. 17, Rawl. A 10; ähnl. 65, 83;*)
Hospitium seri cito dat jactura dolori.
Hospitium petito fere quere.
12. [De altrui quir large curraie. (*cf. M. 18, Rawl. A 11, T. 131.*)
A cute non propria maxima corrigia.
13. [U n'ad fu, ne fume. (*cf. M. 19 [S. 173], Rawl. A 12.*)
Cum procul ignis abest, nec prope fumus adest.
14. [Main u dolt, oil u dolt. (*cf. M. 37 [S. 177], ähnl. 290.*)
Proxima langori (*Hs. -gucei*) manus est, ocellus amori.
15. [Enragé chien dune, si t'abai.
Ciba cani detur, latrabit ut egredietur.
16. [Mere que mere.
Morem maternum matri maternaque cura.

17. [Ki tut me pramet, nient ne me pramet. (*cf. M. 38; ähnl. 6, 209.*)
 Qui mihi cuncta dabit prommissor, cuncta negabit.
 Dic ita: „cuncta dabo“, quid aliud: „cuncta negabo.“
18. [A tel marchié, itele vente. (*cf. M. 14 [S. 172], T. 200.*)
 Res sic venalis, cum venditio sibi talis.
19. [Chescuns prestres ses reliques louuet. (*cf. M. 20 [S. 173].*)
 Presbiter, ut didicit, sua sacra sacrarrima dicit.
20. [Mal atent, ki pent. (*cf. M. 21.*)
 Expectat misere, cui mortem crux dat habere.
21. [Ki pulchin aprent, . . . (*ähnl. 275.*)
 Dant stabiles mores pullo primi domitores.
22. [Ki mal fait, ne creire. (= 121; *cf. M. 39, [S. 177].*)
 Cui sunt cura doli, cui fraus vix credere noli.
23. [Ki bien atent, ne suratent. (= 140; *cf. M. 22, T. 1.*)
 Nulla grave facienda sub utilitate.
24. [Ki de luin veit, de pres s'esjoïst. (= 73, 147, *vgl. 311; cf. M. 40, T. 78.*)
 Cum procul aspiciunt quod amant, prope gaudia fiunt.
25. [14a] [Sa entente pert, ki a malveis hume sert. (s. 8; *cf. M. 23; ähnl. 36, 224, 306, 360.*)
 Hoc amisisti, quod iniquis exhibuisti.
26. [Ki crapolt aime, lune li semble. (*cf. M. 24.*)
 Bufonem cura, flet, te iudice, luna.
27. [Force pest le pré. (*cf. M. 25, T. 121.*)
 Vis pascit pratum, prati vis fert dominatum.
28. [Cuvenance lei veint. (*cf. M. 27 [S. 174]; ähnl. 254.*)
 Lex pacto cedit, pacto lex omnis obedit.
29. [Pur bienfait col frait. (*cf. M. 28, T. 143.*)
 N[on]unquam fractum collum [fuit] o[b] benefactum.
30. [Ki ne dune que aime, ne prent que desire. (*cf. M. 29, T. 124.*)
 Ni quod amas dederis, non sumes quod tibi queris.
31. [Mielz valt un „tien“ que dous „tu avras“. (= 217; *cf. M. 26, T. 48.*)
 Plus unum „fruëre“ laúdo quam mille „fruëre“.
 Unum malo datum quam promissum geminatum.
32. [Busuin fait vielle trother. (*cf. M. 32; s. auch 232 Anm.*)
 Ut cito se portet vetule pes, cogit oportet.
33. [Mielz valt de pres junchire que de luin praere. (= 214, *T. 236.*)
 Junchi, qui prope sunt, pratis, que non prope, prosunt.
34. [Fol ne creit ne mais ceo qu'il veit. (*vgl. 258.*)
 Stultus non credit nec quod visus sibi cedit.
35. [Preste viande lievre en genest.
 Vepribus inclusus lepus ecce presto fit usus.

36. [Bel servise trait pain de main. (*cf. M. 49 [S. 178], ähnl. 25, 224, 160.*)
Obsequium pronam tra[h]it ex manibus grave donum.
37. [A sœur beit, ki sun lit veit. (= 288; *cf. M. 50, T. 56.*)
Secure gustat potum, cui presto thorus stat.¹
Potat ad affectum, qui presto videt sibi lectum.
38. [Cum pot, si prenge. (*cf. M. 52; ähnl. 45, T. 273.*)
Ut valet, eveniat; utcumque [potest], ita fiat.
39. [Privé seinur fait fol vassal. (*cf. M. 53 [S. 179], T. 120; s. 281.*)
- [14b] Dum cor mitescit domini, servile pigrescit.
40. [„El ad en tine“ *dit la suriz* „que farine.“
„Non est in tina“ mus dixit „sola farina.“
41. [Ki et garniz, n'est[pas] huniz. (*cf. M. 41, T. 28 H.*)
Qui premunivit bene se, non damna subivit.
42. [Tut dis ami amis.
Nunquam cessator reperitur verus amator.
Sic usus clamat: semper amator amat.
43. [Forte chose ad en: „faire l'estot.“ (*cf. M. 42.*)
Est grave non esse fieri quodcunque necesse.
44. [Mielz valt bon' atente que malveise haste. (s. 185, 23, 321; *cf. M. 43.*)
Dat mora consulta plus quam properatio stulta.
45. [Si fait, ki pot. (*ähnl. 38.*)
Sic scio res gestas ab eo cui tanta potestas.
46. [„Chescuns pur sei“ *ce dit le pulchin.* (= 283.)
„Quisque sibi discit“, pululus „sic volo sit“ fit.
47. [Pur nent quiert conseil, ki creire nel volt. (*cf. M. 45.*)
Cui non pronus eris, cur consilium tibi queris?
48. [Pur grant seinur prent hom grant collee. (= 197; *cf. M. 46, T. 252.*)
Dantur ob ingentes dominos colaphi vehementes.
49. [Mieuz valt ami en veie, que denier en curreie. (*cf. T. 68.*)
50. [Meuz valt viez dete, que nuvel malant.
51. [Meuz valt unce de porc, que bacun de adne.
52. [Meuz valt pome dunee, que mangié. *cf. M. 31; T. 113.]*
53. [„Meuz valt asez, que trop“, *ce dit vilain.*
54. [Meuz valt emprunter e rendre, que embler e p(r)endre.
55. [Mieuz valt onuree, que ventree.
56. [Meuz valt paile en dent, que neent. (*cf. M. 3, T. 268.*)
57. [Manaces ne lances, ne puteins puceles. (= 273; *cf. T. 213.*)
58. [„Mal venge sun dol, ki l'aoitte“, *ce dit li vilains.* (*cf. T. 150.*)
59. [Meuz valt maloïr, que prester e crungeir (*b. nunjoïr.*) (= 69, s. 70.)
60. [14c] [Mieuz valt of de geline, que pet de reïne. (*ähnl. 114.*)
61. [Mieuz valt cul ruïnus, que chief teinus.

62. [Malement se covre, ki le cul pert. (= 229; *cf.* T. 2 D; *vgl.* 81.)
63. [Abai de chien ne munte al cel.
64. [Al premier colp ne chiet le chedne. (= 235; *cf.* T. 5.)
65. [Al vespre lœe l'em le beau jur e al matin sun oste. (= 136; *cf.* M. 6, T. 12; *ähn.* 11, 325.)
66. [Mieuz valt de bone gent e buen estre e munter, que de halte genz e[n] enfern aler. (s. 161.)
67. [As tes(tes) pert, ki les ulles furrent. (= 129; *cf.* T. 160.)
68. [Asez demande, ki se plaint.
69. [Mieuz valt maloïr, que prester e nungeïr. (= 59.)
70. [Ki preste ne jot, ki demande mal ot. (s. 69; *cf.* T. 163.)
71. [Adreit beit la merde, ki en sun puiz la chie. (*cf.* T. 230 Fß.)
72. [Tel le veiz, tel le meines. (*cf.* T. 57.)
73. [„Kide luinz veit, de pres se jot“ *ço dit li vilains.* (= 24, 147.)
74. [Ki merde brace, merde beive.
75. [Ki merde file, merde travile.
76. [Ki de bons est, suëf eut.
77. [Ki crent moisun, ne fet milhere. (= 347.)
78. [Ki a bon veisin, a bon matin.
79. [Ki deu volt aider, [nus ne li puet nuire]. (*cf.* T. 38; *vgl.* 260, 97.)
80. [Ki fol e[n]veie a mer, ne peissun ne el. (= 303; *cf.* T. 100.)
81. [Ki de rei[n]sol se covre, de lius en lius ad freit. (*vgl.* 62.)
82. [Ki ne fait, quant puet, ne fra, quant volt. (*cf.* M. 5, *Rawl.* A 4., *ähn.* 144, 280.)
83. [Cum plus matin leve le malëurus, plus mal jur ad. (*cf.* T. 270; *ähn.* 11.)
84. [Tel quide huer le lu, ki hné l'a. (s. 297.)
85. [Tart est main a cul, quant pet est hors. (= 133; *cf.* T. 218.)
86. [Tel quide autre enguiner, ki enguine sei meïmes.
87. [Tacun sur tacun a munté povres h[n]em.
88. [Torte leine fait dreit fu. (= 265; *cf.* T. 161.)
89. [Ne fut parfund, ki n'a dunt.
90. [14d] [Ne dort a sœur, ki urs leche le cul.
91. [Ne seit veisin, que rent mulin. (= 330.)
92. [De egre puil egre morsure. (*ähn.* 199.)
93. [Ki tart vient a bien, as ungles le tient.
94. [Puil en mancele pres est d'esqüele.
95. [Puil en gernun près est de bui(u)un.
96. [En sun cul se fie, ki herce estranglute.
97. [En dart se peine, ki deu nen avance. (*vgl.* 260, 79.)
98. [En cuveiter gist grant pertes.

99. [Coup en ewe ne pert.
100. [La curt kein passe a punt, n'i passent tut. (= 202.)
101. [La u cheval se vuelte, u pet u peil i remei[n]t.
102. [De poi se eschafe, ki en sun puin peit. (= 188.)
103. [Del dable dureit paage, ki rien ne porte. (cf. T. 108.)
104. [De fol folie, de quir quereie. (cf. T. 85.)
105. [Petite merde cunchie blanche breie.
106. [B[e]au se castie, qui par altre se castie. (= 253.)
107. [Rus chen ne enrujyra ja de hunte.
108. [Lavez chien, peinez chein, tuteveies est chen chen. (= 302.)
109. [Mult waste paroles, ki a chiens va. (Vgl. 327.)
110. [Mult estuvereit ferine, qui en mer freit put.
111. [Pur la duçur del bef leche le leu le pruoil.
112. [U cat nen a, suriz i revelent. (= 119; cf. T. 209.)
113. [De pute espine pute surdine. (ähnl. 201, 310.)
114. [Meuz valt turn de mulin ke pet de mastin. (= 341, ähnl. 60.)

II.

[Bl. 15a] *Ci sunt li proverbe que dit li vilains⁵*.

115. [Qui de tote se garde, de alcune escape.
116. [Qui od conseil ovre, ne fait a blasmer.
117. [Asez set chat, ki barbes il leche. (cf. T. 4.)
118. [A mol pastor leus li chie leine. (cf. T. 26.)
119. [La ou chat nen a, soriz i revele. (= 112.)
120. [Qui tot coveite, tot pert. (= 315; cf. T. 222.)
121. [A qui mal faiz, ne creire. (= 22.)
122. [Qui ainz naist, ainz paist. (cf. T. 186 A Fß H D.)
123. [A sœur vait a plait, qui pere a veeir (?)
124. [Tant cum l'en offre porcel, deit l'en tendre mantel.
125. [Bon a son vergant, qui chastie son enfant. (cf. T. 203 Fγ.)
126. [Qui de chien fait son compere, de lonc baston le deit baisier.
127. [Tant as, tant vaus, et jo tant t'ain. (cf. T. 86 A.)
128. [Ou chiet boise, si sort noise. (cf. T. 15.)
129. [Bien pert as tez, qui les oules furent. (= 67.)
130. [Solonc tens temprëure. (cf. T. 81.)
131. [Haste ne vait sole. (vgl. 289.)
132. [Tart ferme l'en le chastel, quant li cheval est emblez. (cf. T. 49 D.)
133. [Tart est main a gole, quant parole est eissue. (s. 85.)
134. [Trop vient tost, qui male nuvele aporte.
135. [Söef noue, a qui l'en sostient le menton. (cf. T. 148.)
136. [15b] [Al vespre löe en le jor e al matin son hoste. (= 65.)

⁵) *Von jüngerer Hand.*

137. [Qui besoi[n]g a del feu, a son dei le quiert. (*cf. T. 147.*)
138. [Pierre rouelant ne quielt mosse. (*cf. T. 93 Var.; ähnl. 231.*)
139. [Voye chambre fait fole dame. (*cf. T. 57 Var.*)]
140. [Qui bien atent, ne soratent. (= 23.)
141. [Langue n'a os, mes ele fraint dos. (*Vgl. 187.*)
142. [Qui bien reguarde son desert (desert), si il n'i gaaigne, il n'i pert.
143. [De si haut si bas. (*cf. M. 44, T. 179.*)
144. Qui ço fait que il poet, totes ses leis acomplist. (*cf. T. 146 D, ähnl. 82.*)
145. [Longue correie tyre, qui la mort son veisin desire. (*cf. T. 140.*)
146. [Nule si chaude, qui ne refreide. (*cf. T. 208 Fy.*)
147. [Qui de loi[n]g se guarnist, de pres se jot. (= 24; *vgl. 311.*)
148. [Qui od serorge vait a mostier, senz ami s'en repaire. .
149. [Chiens en quisine son per ne desire. (*cf. T. 10 AFß.*)
150. [Malveis guispeillon a en coue de guaignon.
151. [Amur de seignur nen est fieu a vassal.
152. [Prodefemme ne crient pute chamberiere.
153. [Qui sain lie son dei, sain le deslie.
154. [15v] [N'estoet chandele alumer por fol trover.
155. [En sens aprendre a petite[s] de[n]reies.
156. [Chiere merz a en mesure. (*Vgl. T. 9.*)
157. [Ne poet poyer haut mont, qui n'entent rayson.
158. [Ne poet aver henor, qui ne crient hunte.
159. [Qui les soens honure, sey meymes essauce.
160. [A bel servise covient eür. (*ähnl. 36.*)
161. [Miez vient a eür naistre que de buens estre. (s. 66.)
162. [Tol tey de mal seignor, deus te durra meillur.
163. [Plus dure hunte que suffraite. (*cf. T. 22.*)
164. [Suef eut pain en altrui forn.
165. [A corte chance longue lasniere. (*cf. T. 82 D.*)
166. [De meisme la terre le fossé. (*cf. T. 172.*)
167. [Mui de furment a dener, guay celui qui denier n'a. (*cf. T. 199.*)
168. [N'est tot bel, qui aye, ne tot laid, qui nuist. (*vgl. 169.*)
169. [N'est tot mal, qui aye. (*vgl. 168; cf. T. 39 Fß H.*)
170. [En la coue vient li encombriers. (*cf. T. 105 D.*)
171. [Miez valt menestrel que espreverel. (*cf. T. 174.*)
172. Suëf dort, qui sa(u)ol se choche. (*ähnl. T 84.*)
173. [Qui n'a que un oil, sovent le t[u]ert. (*cf. T. 149 Fa.*)
174. [Vente e ploet, vait qui estoet. (*cf. T. 194.*)
175. [Qui miez ne poet, od sa vielle se dort. (*cf. M. 4; T. 152.*)
176. [Fous est, qui meillur pain quiert que pain de forment. (*cf. T. 54 A.*)
177. [Ja de ni de busart n'istra esprevier. (*cf. T. 41 A.*)

178. [Petit porcel avient a grant pasneie. (cf. T. 8; vgl. 204.)
179. [Qui l'asnes est, si li aut devers la coue. (cf. T. 47 A.)
180. [Qui miez aime altre de sey, al molin dei[t] morir de sey. (cf. T. 188.)
181. [Qui quiert son prou, ne fait sun damage. (cf. T. 11.)
182. [Ayse fait larron.
183. [Ne sunt pas tuit chevalier qui montent sor cheval. (cf. T. 201.)
184. [Li boen soffreor venquent. (cf. T. 55 H.)
185. [16r] [Malveise haste n'est proz. (s. 44, 23, 321.)
186. [Mielz valt un bon gardeor que set malvais atraieor.
187. [Blanche verue ne fraint teste. (Vgl. 141.)
188. [De poy s'eschaufe, qui en son poi[n]g peit. (= 102.)
189. [Petite aye a grant nuist.
190. [Grant vent petite pluie abat. (ähdl. 246; cf. T. 67.)
191. [Mal done a sun vassal, qui son coutel leche.
192. [Qui s'aquite, ne s'encombe. (cf. T. 122.)
193. [Tierce torte paste fet. (cf. T. 3.)
194. [Qui lait n'en a, mesgue desire. (cf. T. 272.)
195. [Mar est batu, qui plurer n'ose.
196. [Bel chanter ennuie. (cf. T. 189. 226.)
197. [Desouz bon seignur receit l'en grosse colee. (= 48.)
198. [Us rent maistre.
199. [Fameillos pooil durement mort. (ähdl. 92.)
200. [Ne set li malades, que est al sein. (ähdl. 234.)
201. [De bone rusche bon essaim. (ähdl. 113, 310.)
202. [Cort chien ne passe tot a pont. (= 100.)
203. [„Mal ayent tant seignor“ *dist le crapout a la erce.* (= 1.)
204. [A tel coutel tel morsel. (Vgl. 178.)
205. [N'est si sage, qui folie ne face. (Umgekehrt 256.)
206. [Entre dous seles chiet cul a tere. (cf. T. 202.)
207. [Qui pain a e santé, si est riches qu'il ne set. (cf. T. 102.)
208. [Tel te vey, tel t'espeir. (cf. T. 215; ähdl. 316.)
209. [Qui tot me done, tot me neye. (cf. T. 30, ähdl. 6, 17.)
210. [Qui cuir veit tailler, coreie demande. (cf. T. 126.)
211. [Ventre saol joue, vient cote noue.
212. [D'altruy prou s'esjot, qui le con sa dame mire. (cf. T. 18.)
213. [A sœur chie en fosse qui se tient a pel; e si li pel ront, si charra en l'estront.
214. [Mieuz vaut pres jonchiere que loi[n]g praiere. (= 33.)
215. [16v] [Miez vaut ouan un of que en tens un bof.
216. [De bele pramesse se fait fol tot lié. (ähdl. 6, cf. T. 181.)
217. [Miez vaut un „tien“ que dous „tu l'auras“. (= 31.)
218. [Ço fait vin que ne fait eve. (cf. T. 136.)
219. [Ivres e forsené dient tot lor pensé. (ähdl. 250, 284.)

220. [Qui dehors est enfermé, dedenz est oblié. (s. 309 *Anm.*)
 221. [Qui est loi[n]g de s'escuële, si est pres de sun damage.
 (*ähn.* 181.)
 222. [Plançon de jenet a esconeillon revert.
 223. [Bone fust aiue, si ne fust manjue.
 224. [Qui a autel sert, de autel deit vivre. (*cf.* *T.* 73; *ähn.* 225, 25.)
 225. [Qui de glaive vit, de glaive deit morir.
 226. [Od baston d'argent deit l'en or conquerre.
 227. [Ne creyre felon.
 228. [Vedve dame n'a ami. (*cf.* *T.* 205.)
 229. [Mal se covre, qui le cul pert. (= 62.)
 230. [Qui premier prent, ne se repent. (*cf.* *T.* 53 *A.*)
 231. [Ja ne parra trace, que colovre face, sor la pierre bise.
 (*ähn.* 138.)
 232. [Putain n'iert ja pruvee de chose, qu'ele face, si a l'ovre n'est prise.
 233. [Povres huem fait povre plait. (*cf.* *T.* 86; *ähn.* 355.)
 234. [Ne set li saols, que est al jëun. (*cf.* *T.* 177; *ähn.* 200.)
 235. [Al premier cop ne chiet pas li arbres. (= 64.)
 236. [Asez otreie, qui mot ne sune. (*cf.* *T.* 6 *A.*)
 237. [De fol se deit l'en garder. (*cf.* *T.* 110; *ähn.* 282.)
 238. [A jul férié malvais marchié.
 239. [Por ço ne vait may, qu'il ne revienne.
 240. [Totes hores ne sunt mores, e si eles sunt, ne sunt mäures.
 (*cf.* *T.* 83.)
 241. [Estront de veel ne fume tot yver.
 242. [Mal hore, qui sey oblie. (*cf.* *T.* 60.)
 243. [Qui ne me creit, ne jo luy.
 244. [Quant sac vient al molin, si est pochete en l'angle.
 245. [Miez vaut bone raison que abay de gaignon.
 246. [17r]. [De grant anubleison petite pluie. (*ähn.* 190.)
 247. [Plus sunt comperes que amis. (*cf.* *T.* 19.)
 248. [Chaude raeie fait co(s)te moylliee.
 249. [De aube gelee pluye paree.
 250. [Ceile ton doel e conte ta joie. (*Vgl.* 219, 284.)
 251. [Eschaudé ewe chaude crient. (*cf.* *T.* 195.)
 252. [Soëf trait mal, qui a us l'a.
 253. [Bel se chastie, qui par autre se chastie. (= 106.)
 254. [Mole covenance fait dure rençon. (*ähn.* 28.)
 255. [Plus est legier a conquerre ami que a tenir.
 256. [Maint fol a barbe. (*Umgekehrt* 205.)
 257. [Ne deit garder l'aignel, qui chalenge la pel.
 258. [Ne tot creire ne tot mescreire. (*Vgl.* 22, 34.)
 259. [Trop manace, quant nul nel crient.

260. [Por nient argue, qui deu n'aue. (*ähdl.* 97, 79; *cf.* *T.* 38 *H.*)
261. [A molt prochein encombrier covient hastif conseil.
262. [Bon est loi[n]gtain enemi e prochain ami.
263. [Privé ami engigne, qui en ses brais chie. (*s.* 281.)
264. [Qui dous chace, nule ne prent. (*cf.* *T.* 34.)
265. [Torte busche fait dreit fen. (= 88; *T.* 161 *FßD.*)
266. [Tel quide beyvre sor le coutel acon, qui beit la chape ovoc le chaperon. (*cf.* *T.* 99.)
267. [Ne prametre chose, dont ne seies saysi; kar l'en en conquiert enemi. (*Aehnl.* 6.)
268. [Que oyl ne veit, cuer ne doult. (= 7 *cf.* *M.* 12, *T.* 40.)
269. [Li lous n'est pas si grant come l'en le crie. (*cf.* *T.* 192.)
270. [Qui autrui griège, sey ne liege.*)
271. [Fol home foles veies tient. (*ähdl.* 104.)
272. [Ennoyos veint [ne mie beaus]. (*cf.* *T.* 227.)
273. [Manaces ne sunt lances. (= 57.)
274. [Viez pechié fait novele vergoigne. (*s.* 385; *cf.* *T.* 29. *H.*)
275. [Que prent bayart en dantëure, ço volt tenir a jor que dure. (*ähdl.* 21; *cf.* *T.* 115.)
276. [De fel home feint ris.
277. [17v] [Dreit a dreit revert.
278. [Toz diz se laissent dire e toz pains mangier. (*cf.* *T.* 197.)
279. [Mal nuirre, qui n'asavore. (*cf.* *T.* 170.)
280. [Qui ainz saut qu'il ne veit, ainz chiet qu'il ne deit. (*cf.* 111; *ähdl.* 82.)
281. [Privé mal achate. (*cf.* *T.* 87 *D.*; *s.* 39, 263.)
282. [Ne a forn baer, ne a fol tencier.
283. [A la cort le rei: chascun por sey. (= 46.)
284. [Sa parole deit l'en garder. (*ähdl.* 219.)
285. [Qui tart se herberge, tost se coroce. (= 11.)
286. [Qui encontre aguillon eschauceirre, dous feiz se point.
287. [Qui a quancque il vient, nule rien ne li dieut. (*ähdl.* 294.)
288. [A sœur beit, qui sun lit veit. (= 37.)
289. [Molt remaint de ço que fol pense. (*cf.* *T.* 37.)
290. [A qui le chief deut, toz les membres li faillent. (*ähdl.* 14; *cf.* *T.* 36.)
291. [Mal partir fait a son seignor (*cf.* *T.* 51.)
292. [A cheval doné n'a dent garde. (*cf.* *T.* 92.)
293. [N'est ami, qui rien ne lait. (*cf.* *T.* 25.)
294. [Qui petit a, petit pert, de petit se dient. (*ähdl.* 287, 362; *cf.* *T.* 45.)
295. [Dolente est la vile, que asneir preient. (*cf.* *T.* 211 *D.*; *ähdl.* 308.)

*) Wer einen andern belastet, entlastet sich dadurch nicht selbst.

296. [Tel poet nuysir, qui ne poet aidier. (*cf.* T. 165.)
297. [Boer escrie le lou, qui sa preye en rescout. (s. 84; *cf.* T. 13.)
298. [Qui une avient, ne li avient sole. (*cf.* T. 35; *vgl.* 131.)
299. [„Sorfait noyst“ *ço dit li vilains.*
300. [Nul doel sordoleir, ne nule joye sorjöyr.
301. [En poy d'ore deu labure. (*cf.* T. 133.)
302. [Peigné chien, levé chien, toteveies chien que chien. (= 108.)
303. [Qui fol enveye a mer, ne peisson ne el. (= 80.)
304. [Force [u] veint, justise prient. (*cf.* T. 101.)
305. [Comme miez vos va, plus vos porveez.
306. [Qui sert baron, manjue braon. (*ähnl.* 8, 25, 224.)
307. [Pocins chante, si com de viel coc l'apprent.
308. [18r] [Way la terre, dont li reis est enfant e dont li princes
menjue matinel. (*ähnl.* 295.)
309. [Qui bien ayme, tart ublie. (*cf.* M. 36 [S. 177].)
310. [De pute mere pute fiille. (*ähnl.* 113.)
311. [Qui longues est povres, de poy s'esjoyst. (*ähnl.* 147.)
312. [A seignor totes honors.
313. [Tel fey, tel chanaviere. (*cf.* T. 80.)
314. [Qui vit a conte, ne vit a hunte. (*ähnl.* 340.)
315. [Qui tot coveite, tot pert. (= 120.)
316. [Qui vif enveie, vif espeire. (*ähnl.* 208.)
317. [Manche desiree fait cort braz.
318. [Toz songes poet l'en a bien aturner.
319. [De dous maus deit l'en le meins hontus eslire.
320. [De fol home fol sunge.
321. [Qui söef charie, cil vient a mayson. (*Vgl.* 23 *Anm.*, 44.)
322. [Qui est tort, n'est mye dreit.
323. [Molt achate myel, qui sor espines le leche.
324. [Chescune vielle son doel plaint.
325. [Veritez est, *ço vos conte Merlin*: „Bons est li plait, dont l'en
löe la fin.“ (*ähnl.* 65.)
326. [Après grant val grant mont.
327. [Estreit l'estoet torner, qui a gopil eyre. (*vgl.* 109.)
328. [Qui son nes trenche, sa face desonore. (*cf.* T. 258.)
329. [Ja n'iert trové bacon en lit de guaignon.
330. [Ne set veysin, que rent molin. (= 91.)
331. [Male buche deit l'en louer. (*cf.* *Rawl.* A 2.)
332. [Trop achate, qui demande. (*ähnl.* 157, 281, 323.)
333. [Desoz petit boisson abri atent l'em.
334. [Que danz done e serf plore, ço sunt lermes perdues. (*cf.* T. 106.)
335. [Pyre est encontre que aguait.
336. [Mar manjue, qui ne beit.
337. [Perece ne fait homece.

338. [18v] [Qui a parey esconte, de sey s'osche.
339. [De meysmes sa manche li essue l'en le nes.
340. [Qui enprunte e sort, de suen se vit. (*ähdl.* 314.)
341. [Miez vaut torn de molin, que pet de mastin. (= 114.)
342. [Ki loign maint, asez a.
343. [De ligier plore, qui la lippe pent.
344. [Seignor e oré sunt tost mué.
345. [A char de lou sause de chien.
346. [Tant giue chael, com li vieil chiens vient.
347. [Qui crient moysson, ne fait myllere. (= 77.)
348. [Pereceos est devin.
349. [Plus tyre cul que corde. (*cf.* T. 217.)
350. [Legiere est chose a destorbier, ainz qu'el seit comenciee.
351. [Qui ne creit son pere, creie son parastre.
352. [Viel estalon fait jofne poutre peire. (*cf.* T. 264.)
353. [De petit aguillon chasce l'en grant asnesse. (*cf.* T. 220 D.)
354. [Pitié de cul trait lente de chief. (*cf.* T. 221.)
355. [Povre home n'a ley. (*ähdl.* 233.)
356. [Richece paist folie.
357. [Qui siet seche, qui vait leche. (*cf.* T. 135.)
358. [Peché ne dort. (s. 274.)
359. [Menchunge fait a criendre.
360. [Tute rien a nient revert fors sol tant, com l'on deu sert.
361. [Amor veint tute rien.
362. [Qui riens n'a, rien ne pert, ne ses amis nel plaignent. (s. 294. *cf.* T. 233.)
363. [Fol marchant folement bargaigne.

Anmerkungen.

Ich gebe nur zu den Sprüchen Parallelstellen, welche sich in den *Proverbes au vilain*, herausgegeben von Tobler, nicht finden, und verweise für die letzteren auf die Anmerkungen Toblers und meine Ergänzungen dazu in der Besprechung seiner Ausgabe. (*Zs. f. frz. Spr. u. Litt.* XX² 118—138.*) Die Abkürzungen sind dieselben wie die in dieser Besprechung angewendeten.

*) *Es sei hier noch weiter nachgetragen zu T 14: Li saives dit en s'escripture: Li frans om prove sa nature. Prothesiläus 803 ff.; — zu T 21: ki munte trop haut Tost pot descendre a mauveis saut Ipomedon 4607 f.; — zu T 28: Cazutz sui e mala merce Et ai ben fait com fols en pon E no sai perge m'esdeve Mas qar trop pogeï contramon Bern. de Vent. 43 Str. 5, — zu T 111 s. hier 23 Anm.; — zu T 139: Mielz valt m'est vis vivre et mentir Que del tut veir dire et morir Proth. 449 f.; — zu T 198: Meins valt trop dire que celer Ipomedon 2623; zu T 247: Mais d'omes malvais issi vait: A cels qui bien lor vodrunt faire Al chief de tur ferunt cuntraire eb. 869 ff.*

1. = A deables tant de maistres dist li crapos a la herse *Leroux* I 174.
3. *M* 47 fehlt der Schluss: e c. sa p., *Rawl A*: Bounté autre reward.
4. *M richtiger*: The stille sue aet gruniende (*M* grume-) hire mete.
5. *M französisch*: Un jur porte que tut l'an ne pot; *vgl.*: Vus savez bien ke l'nm reprove Ke l'um suvent a un jur trove Ço dunt l'um s'est tut l'an pené *Ipomedon* 5266 ff.; us jors val mais c'us anz *C(nyrim)* 858; Mainz val us anz d'un dia *C* 861; ad ops de bon' aventura Val us sols jorns mais que cen *C* 859; S'avient en un jour qui n'avient en cent ans *Leroux* II 414.
6. prametre, so auch *Hs.* Digby gegen *M*.
7. = *Cambr. Samml. Leroux* II 480; quer ne dout *M.* 12), (wie unten 268, T 40) darauf folgt *M* eine englische Fassung: that einen ne sen herte ne reve (nicht rent wie *M* liest) = *H(ending)* *O* 19 (gegen: that eie ne seth herte ne mournit *H. C* 26). — *Rawl A*: queor ne coveit, dazu die lat. Uebertragung: Cordi raro datur, oculo quod raro notatur.
8. *M*: v. u e. s. tut sun servise p. und die lat. Uebersetzung: Nil agis famulans v. p. — *Rawl. A*: Qui vedfe moigne ou e. s. tut sun servise p., lat.: Nil agis u. monacho v. p. u. s. w. — *Vgl. T.* 73.
9. *M*: j. entre jeu, die lat. Uebersetzung hat eine Pluszeile. — *Rawl. A*: jeou entre a jeou, Z. 1 u. 3 der lat. Uebersetzung fehlen. — = *Z(acher)* 146 mit doppelter eigener lat. Uebersetzung, *Cambr. Samml. Leroux* II 481; *E(bert)* 97; Qui en jeu entre jeu consente *Leroux* II 85; Qui en jeu est jouer lui convient eb.; *vgl.* Om qu'es al joc s'espert que per menz perdre lo mais pert *C* 850, De femme prendre e espuser N'est mie a billete juër *Ipom.* 2043 f.
10. *M*: et nen ne parfait (*Hs.*: nent ne parfeit) nent ne desert — *Rawl. A*: Qi rien fet, rien ne desert, lat.: impletur. — *Vgl.* qui commence et ne parfet Il est blasmé de son afere *K(adler)* 437; Qui ben comens e poissas s'en recre Melhs li fora que non comenses re *C* 329; Bien commencer ne vault qui ne parfîne *A(lione)* I 43.
11. *M*: curruce (*Hs.*: curuce), lat.: Hospitii . . . doleri. H. p. tibi sero querere sito. — *Rawl. A* hat nur die erste lat. Zeile. — = Qui tart vient al hostel primes se courouce *Cambr. Samml. Leroux* II 482; *vgl.* Qui de nut se herberge corcé se vet cocher *Z.* 138.
12. *M.* eine lat. Pluszeile, De cute *Rawl A*, n. p. fit bona c. *M*.
13. *M*: U fu n'est n'est f., latein. eine Pluszeile. — *Rawl. A*: Ou n'i ad feu, n'i ad f., lateinisch gleiche Pluszeile wie *M*: Dum locus igne caret, jam fumus non ibi paret; dann: C. p. est ignis non p. f. a. — *Vgl.* N'est fu saunz fumé, ne amour sanz semblant *Cambr. Samml. Leroux* II 479; Il n'est jamais feu sans fumee *Leroux* I 70; fuecx nos fay tan preon que lo fums non an fortz *C* 105.
14. *M*: oil u vout, latein. zwei Pluszeilen.
15. *Vgl.* Qui paist gaignon de pain Tost est mors en la main *Prov. au Conte de B.* 20; Teu pest le chen de son payn qu'il le morde en la mayn *Cambr. Samml. Leroux* II 483.
17. *M*: p. ne me p., lat.: Qui nichil exceptit promissio fallere cepit.
18. *M* lat.: eine Pluszeile.
19. *M* lat.: drei Pluszeilen. — *Vgl.*: Ge ne viz oncques prestre qui blamast ses relicques *Leroux* I 41, Fox est li prestres qui blame s. r. eb.; Dehez eit le prestre q. b. s. r. *Cambr. Samml. eb.* II, 475; Chascun potier loue ses pots Et davantage les cassez et rots eb. II 268.
20. *M. lat.*: drei Pluszeilen. — *Vgl.*: Maulveise attente ad cil ki pent *Ipom.* 1850; El pendutz es fora de consiriers *C* 1038; Et qui pent il l'estuet cheoir *W(andelt)* 93.

22. *M*: Ne mal feire ne c. — = Qui mal fait ne le croire *Robert S.* 41; Li vilains dit, c'est chose veire, Toz jorz que qui mal fait nel creire *Benoit Chron.* 16600 f.; *vgl.*: quils fals cre espera colps de fer *C* 118. *Vgl.* 22.
23. *M. lat.*: Nulla gravet mora te faciente s. u., es folgen zwei Pluszeilen. *Vgl. noch*: 44 und Ceo dient ceste sage gent: Ki bien atent ne mesatent; Ky se haste plus k'il ne deit Sovent li vient mauveis espleit *Ipomedon* 161 ff.; (s. *T* 111.); Tout vient a point qui peut attendre *Hs. Dresden O* 81 (s. *Ausg. und Abh.* XCVII S. 1 *Anm.*); *vgl. auch* 44, 321.
24. *M*: luinz v. que aimet, de p. se e.
25. *M*: Sun tens p. ki felun s. *lat.*: zwei Pluszeilen. — = Qui mavais (meys) sert sun loer (ses hures) pert *Robert S.* 45, *Cambr. Samml. Leroux* II 481; qui felun sert U tost u tart sun travail pert *K* 127; son tans pert qui felon sert *L(oth)* 341; Qui caitif sert, caitif loier atant *E S.* 32: *Lothr. Hs. B*; qui a chetif seigneur sert, Il en atent chetif loier *K* 127b; Qui felon sert, moult fait felon labor *Jourd. de Bl.* 3868, Qui croi serv croi guiscardon aten *C* 116; Qui a bon seynor sert. . . . Bon guerredon en a *E S.* 28: *Doon de M.* 10483 f.; qui preudome sert De son servise rien ne pert *K* 247 f.; A peignes puet perdre sa peine Qui sert preudome et qui s'en peinne *K* 245; Qui bon seigneur sert bon loyer en attend *Leroux* II 100; Qui a preudome sert tous est garis *E S.* 24: *Aiol* 3796. (*vgl. auch* 160). Ab bon seignor nois pert rics guizardos *C* 124; on amande De preudomme servir *W(andelt)* 218.
26. *M. lat.*: drei Pluszeilen. — = Ki crapaut aime lunette li semble *Leroux* I 174; Qui crapot aime ymage li semble *Z* 106.
27. *M lat.*: eine Pluszeile, V. p. p. vis prato f. d. — *Vgl. ausser T* 121 *noch*: pois la forsal prat pais Que mi val vertatz . . . Pos forsal venz Noi es dreigz valenz *Guir. de Born.* 36 IV; s. *auch* 304.
28. *M*: Cuvenant lai v.; = *Leroux* II 274 (*Cambr. Samml.*), *Z* 259. *lat. zwei Pluszeilen.*
29. *M lat.*: eine Pluszeile.
30. *M lat.*: zwei Pluszeilen, *fr. l.*: prent.
31. *M lat.*: Plus laudo „fruere“ quoddam quam mille „fruere“, Zeile 2 fehlt, dafür drei Pluszeilen.
32. *Die Hs. Digby hat eine bei M nicht wiedergegebene weitere lat. Zeile*: Fert indefesse vetule curendo necesse. — = *Z* 2, *L(oth)* 357; *Leroux* II 247; Besoigne fait veille troter *Cambr. Samml. Leroux* II 473, Besoins fait faire mainte chose *Leroux* II 486, besoins (besoigneus) n'a loi *K* 325; Besoins ne garde loi *Z* 38. *Vgl.* 232 *Anm.*
34. *Vgl.* Fol ne croit langaige Tant qu'il ayt receu (soit deceu) *W* 157; Teus trove (tient) um veziez e sages Ki tant sunt fol de lur curages: Saveir ne volent ço k'il veient Ne ço k'il sevent pas ne creient *Ipomedon* 8597 ff.; chievre ne doute coutel Devant qu'il la fiert en la pel *K* 367.
35. = Ce n'est pas viande (chose) preste que lievre en genestay *Leroux* I 178; II 474 (*Cambr. Samml.*); N'est pas preste viande lievre en fugere *Z* 136.
36. = *Leroux* II 205; Biax servise tant pain de main *eb.* II 247; qui bel service oze prendre Bien en doit bel guerredon rendre *K.* 578; De lonc servir tanh gran melhuramen *C* 131; *vgl.* Bons marchiés trait argent de borse *Robert S.* 39, *Leroux* II 473 (*Cambr. Samml.*), *eb.* 476, 492.
37. *M*: Asurement b., im *lat.* Text bietet *Hs. Digby* gegen *M* beide

- Zeilen genau wie hier und noch folgende von M unterdrückte:* Cui thorax aptatur tute ciffus evacuatur. *Darauf folgt als Spruch 51 folgender, mir sonst nirgends begegnet, welchen M ebenfalls ausgelassen hat:* Après la feste saint Thomas (6. X) bele fille tuche la sarz A festo Thome taratantharam filia tange. *Vgl. Leroux I 128.*
39. *M: f. f. garçon. — In Hs. Digby sind hier meinen Notizen nach am Rande noch einige Sprichwörter von gleicher Hand nachgetragen, welche M weggelassen hat, so:* Uncore n'est l'espurun fait, e ja se testent le (?; *vgl. Encor n'est fet l'esperon et ja en pet l'asnes Z 249*), De dous mals le meins mal (*vgl. 319*).
41. *M. lat.: Qui sibi precavit non cautus eum superavit.*
42. = Tous jours aime qui est amis *Rom. de la Rose ed. Michel I 165.*
43. *M: estet (verdruckt.) — Vgl. Z. f. r. Phil. III 243, Gött. gel. Anz. 1874, 1045, K 629, Grant chose a en faire l'esteut W 261, L 356a. Grand chose a ou faire le convient Leroux II 303.*
44. *M: malveis à haste. — = Leroux II 347; vgl. Miels aten hon en atenden Motas vetz no fa en corren C 464.*
46. = Chacun pour soy et Dieu pour tous *Leroux II 269.*
47. *M: P. n. n'ad c. ki nul ne creit, lat.: Frustra consulitur ubi nulla fides reperitur. — = P. n. q. c. qui nul ne creit Z 110; P. n. ad il c. qui nel creyt Cambr. Samml. Leroux II 480, P. n. demande c. qui ne le veult croire eb. 374; vgl. T. 24.*
48. *M: Desuz bon s., lat.: venientes (ist, wie schon T. vermutet, offenbar fehlerhaft).*
50. = Miéux vaut vieille debte que nouveau melon (*b. malan*). *Leroux II 350.*
51. = Meuz vaut piece de porc(e) que haunche de asne *Cambr. Samml. Leroux II 478; Mieiz vaut une taile de bacon que deus d'asne Z 162; Encore valt une toise de bacon II d'asne Leroux I 142; Miauz vaut char d'oe o de plovier Que braon d'asne por mangier L 370.*
52. = Betere is appel ygeve then yete *H(ending) L 13 (O C weichen etwas ab).*
53. = *Leroux II 346; vgl. Neuns trop n'est boins Robert S. 45.*
55. *Miex vaut honor que ventree Leroux II 348; M. v. h. que ventre Z 136.*
57. *Den auch 273 fehlenden Zusatz finde ich sonst nicht.*
59. *Vgl. meine Bem. zu T 163.*
61. *Vgl. Mere pitouse fait fille teignouse Cambr. Samml. Leroux II 478.*
62. *Vgl. ausser T 2: Meint hom en tel liu se descovre Ke mieuz li vaudreit celer s'ovre Ipom. 2621 f.*
68. *Assez demande qui se complaint Leroux II 241; asatz quier quis complaing C 1040. Vgl. T. 157.*
74. = *L 331 b; vgl. Con avez brasé si bevez K 552; qui le brasce si le boive L 331c; Il sout mut tost ke la reïne Aukun bracin li out bracé Ipomedon 6998.*
75. = *Qui m. f. m. tröille = Qui stercus glomerat, stercus de stercore nendo, Stercus deglomerat, de stercore stercus habendo Z 189.*
76. *eut = olet vgl. 164. — Qui de bon ist söef iaut (bon flaire K 1; Robert S. 39; Qui de boens est söef eut (flaire) Jubinal Contes II 141; Leroux II 388, 481, W 167; vgl. Ki flur mange süef en elt Respit 29.*
77. = *„Wer die Ernte fürchtet, bestellt kein Hirsenfeld.“ Diesen Spruch habe ich sonst nicht gefunden; vgl. nur: teus pot batre bussuns Dunt autre emporte les muissuns Ipom. 7585 f.*
78. = *Respit 19, Leroux II 380; vgl. T. 104.*

82. = Qui ne fait quant il puet il ne fet pais (ne fait mie *od.* ne fait) quand il vuet *Robert S.* 39, *Leroux* II 398, *M* 5; *Respit* 15 = *Rawl. A* 4 (*s. oben S.* 2); Ki sun pru pot fere en present E il nel fet quant il bien pot Quant mieulz vandra perdre l'estot *Ipomedon* 6912 ff.; Qui non fes (fai) can far poiria Ja non (Non o) fara quan far volria *C* 865, 866; Qui no fay can poyria Can far vol se fadia *C* 866a *Nachtr.*; Quy ne peut (*l.* veut) quant il veut (*l.* peut) il ne pourra, — quant il vandra *Dresdener Hs.* O 81 *Schlussblatt*; *s. Ausg. u. Abh.* XCVII S. 1 *Anm.*
84. *Ueber* hué *steht in der Hs.* lu ne. — *Vgl.*: on doit ainçois le leu huer Des bestes qu'il y soit venuz *L* 346.
86. *Vgl.*: moult soventes fois avient Que cil por engignié se tient Qui menestreil engignier quide *L* 100; Tel cuide autre decevoir qui soy mesme se conchie *Leroux* II 420; Teus cuide cunchier autrui Qui tout avant cunchie lui *L* 330; Tel penso guiler Guillot que Guillot lu guille *Leroux* II 491; Tex cuide sor autrui boire Qui boit sour li *L* 332; Aital cuia penre qu'es pres *C* 378; Qui geta laz si penra en lui *C* 378 *Nachtr.*, Qui fai fossa contra son vezi, chaira en lei *eb.*; Qui met peira contra son vizi si nafrara en lei *eb.*
87. = „Flick auf Flick hat ein armer Mann aufgesetzt“ (*etwa*: auf seinen Anzug) *oder*: „Ganz allmählich steigt ein armer Mann empor (amunte)“ *Auch diesen Spruch finde ich nirgends.*
90. *Vgl.*: A sœur dort qui n'ad que perdre *Cambr. Samml. Leroux* II 473, *das seinerseits an T.* 171 *erinnert.*
91. = Ne set veisin que rent molin ne cil qui l'a desques le perd *Z* 116; Ne set veysin que vant molin fors qui le perd ne vilain que esperons valent *Cambr. Samml. Leroux* II 479; *vgl. noch*: Voisins set tout *T* 96.
92. = De meigre poil aspre pointure (morsure) *Leroux* II 475 (*Cambr. Samml.*), I 192.
95. buion = „Krug,“ *s. God., nfr.* buie.
98. *Vgl.* par couvoitise on est souvent perdu *Guer. de Mongl. Druck Cap. VII*; Male chose a en couvoitise *K* 637; qui est coveteus sovent i a hontage *E* 27: *Jerus.* 6545; Qui tout covoitte tout pert *T* 222; Soven fai cobeitatz falhir los plus essenhatz *C* 691; Cobeitatz vos engana Qu'a vostras berbitz tondetz trop de lana *C* 690a *Nachtrag.*
99. *Vgl.* Donner un coup d'épée dans l'eau *Leroux* II 75; Chastier fol est coup(e) en ewe *eb.* 474 (*Cambr. Samml.*); Batre l'eau *eb.* I 65.
101. se vuelte = „sich tummelt“ *s. volter God.*
102. = *Respit* 14; De petit se chafe qui en son poing poit *Z* 261, *Leroux* II 286.
103. Del dable (?) = De quoi *T* 108.
105. *Vgl.* Sortir d'une affaire les brayes nettes *Leroux* II 155.
106. = Söef (Bien) se chastie. *u. s. w.* *Z* 248, *Leroux* II 416, 473 (*Cambr. Samml.*); Suavet se castia qui per autre se castia *C* 539a *Nachtr.*; Preuz est qui d'autrui se chastie *L* 241; cil ne fet mie folie Qui d'autrui se chastie *L* 242; Moult est sages ki se castie Par autrui (P. autrui fais par autrui dis) *K* 365 *a b*; Bele doctrine met en luy Qui se chastoye par antruy *Leroux* II 243; Cil se chastie beneureusement qui par autrui mal eschive le sien *S(uchier)* 14; Al failhimen d'autrui taing c'om se mir Per so c'om gart si meteus de faillir *C* 539.
108. = L. ch. p. ch. t. n'est chien que chen *Cambr. Samml. Leroux* II 478; *vgl.* Sher asse and shrap asse ne bringest thou nevere asse to gode rodehorse *Hending* O 44.

109. *Vgl.* On dist que ses paroles pert Souventes fois qui cort as ciens *K* 390.
111. *Was bedeutet* pruoil? *Vgl.* Pur la savor dou froment mangie le chen bran = Manducat furfur canis eius non ob amorem Sed quia frumenti plus diligit ille saporem. *Z* 262.
113. surdine = „Schössling“ s. *God. s. v. sordine. Vgl. meine Bemerkg. zu T. 14 u. Lit. Bl.* 1897, *Sp.* 16.
115. s. *T.* 89; *vgl.*: Qui de tout se tait de tout a pais *Leroux* II 388.
121. = Cui mal fis no t'i fis *C* 1050.
126. *Vgl.* Qui de mastin fait son compere plus de baston ne doibt porter *Leroux* 184; Qui a chien a compere ja ne portera menor baston *Z* 172.
131. = Haste ne vient seule *Leroux* II 304.
133. *Vgl. meine Bemerkung zu T* 218.
134. = Trop toz vient qui males noveles (male novele) aporte *Robert S.* 41; *Leroux* II 430; li messaiges trop tost vient Qui la male novele aporte *L* 28; Assez tot vient que male nouvelle porte *Cambr. Samml. Leroux* II 473; Assez tost v. à l'hostel qui mauvaise nouvelle apporte *eb.* 242; trop vient tost qui mal doit apporter *Ansëis de Mes L* 8b 26
141. = Tonge breketh bon and nath hire selve non. *Hending L.* 18; *vgl.* Pis vaut coup de langue que d'espee *Suchier* 11.
142. = Qui resarche sun desert si il ne truve il ne pert *Z* 71; *vgl.* Tes quide gaaignier qui pert *K* 157.
148. *Vgl.* Morte est ma fille perdu est mon gendre *Cambr. Samml. Leroux* II 479
150. guispeillon =. *nfr.* goupillon = „Weihwedel“.
151. = Amur de seigneur n'est pas (mie) fieuz *K* 124, *Leroux* II 496, *Z* 11.
153. = Qui so doigt sain lie sain le delie *Leroux* II 407; *vgl.* Qui ben lia ben denli *C* 147.
158. = Qui nes craint honte n'aura ja honneur *Leroux* II 398.
160. = Od bel servise covient ëur. Cil ki tuz jurs senz ëur sert Enfin tut sun servise pert. Gariz est qui ad bon seigneur Ne faudra ja k'il n'ait onur *Ipomedon* 1762 ff.; *vgl. auch* 25, 306.
161. = Mieus vient de bone eure nestre Qu'estre de bons *K* 4; Mieiz vaut a bon' ore nestre que de bons estre *Z* 166, *Leroux* II 478 (*Cambr. Samml.*); Il vaut mieulx en bonheur n. q. de b. e. *eb.* II 319; Meoltz vault aëouré nestre que des b. e. *Respit* 11; il vault miex naistre (estre) De bonne heure que de bons (bon) estre *W* 187, 188; *vgl.* Mieiz vaut o petit pain aler que sanz pain aler *Z* 55.
168. = Non es tot bel so que pro te *C* 809a *Nachtr.*
182. = *Z* 179, *Respit* 33, *Robert S.* 40, *Ipom.* 840; *Leroux* II 234 476 (*Cambr. Samml.*), 492; Occasion fait le larron *eb.* 171; Le trou et l'occasion invitent le larron *eb.* 332; Aise de prendre fait larron *K* 279, Aise fait mainte foiz lairor *K* 520; Le bel embler fait l'omme estre larron *Alione* II 17; Ayzina fay pecar *C* 273 *Nachtr.*; Mal' aizina fa peccar *eb.*; Mals nais de mal' aizina *eb.*; trop aizes e trop lezers Adus amor mais qu'autra res *C* 676 a *Nachtr.*
185. = *Leroux* II 345.
186. *Vgl.* Mieulx vault bon gardeur que bon gaigneur *Leroux* II 347, 478 (*Cambr. Samml.*); Meuz vaut bon escondit que mauveys ottreyt (attret) *eb.*, *Z* 43.
187. *Vgl.* Bele parole ne freint teste *Z* 13.
195. = *Leroux* II 342, *Ipom.* 1218.
198. = Usage rend maistre *Leroux* II 433, 484 (*Cambr. Samml.*); Chose

- costumé[e] mestre se rent = Sicut equos domitant et ducunt frena capistra Sic docet ac ducit nos consuetudo magistra Z 245.
199. = Hougri flei bit sore *Hending O* 35.
201. = „Aus gutem Bienenstock giebt es einen guten Bienenschwarm.“
Vgl. meine Bemerk. zu T. 14.
204. Vgl.: A tel coutel teu gaigne *Leroux* II 473 (*Cambr. Samml.*)
205. = Il n'est si sage que a la fiez n'est fol *Leroux* II 477 (*Cambr. Samml.*); N'est si fort que ne chet *eb.* 479 vgl.; T 85 A.
211. = Ventre saoul joye *Leroux* I 277; vgl. en ventre saoul n'y a ne saveur ne plaisance *eb.* II 198.
215. Vgl. Mieulx vault promptement un oeuf que demain un boeuf *od.* Mieux vault en paix un oeuf qu'en guerre un boeuf *Leroux* II 151.
221. = Qui loinz est de s'escüele pres est de son damage Z 119; Qui se esloingne de sa esquel il aproche a soun damage *Leroux* II 482 (*Cambr. Samml.*).
222. escoueillon = „Aufschwung“ fehlt *God.*
223. manjue = „Fresserei“ s. *God.* — = Bone fust aüe (= aüe) si ne fust mannie (= manjue) Z 8.
225. Vgl. Qui de glaive fiert aultruy A glaive irra le corps a luy *Leroux* II 388; L'evangelis ditz aquesta razo que qui auci murir deu eyssamens C 108; N'est nule loi si droituriere Que ce ke l'ome morir face De tel mort come autrui porchace K 557; cil qui autrui juge a tort Doit de celi meïsmes mort Morir que il li a jugiee K 556.
226. = Mid (With) selvrene stikke me shal gold graven. *Hending O* 15 C 30.
227. Vgl.: om ne doit pas croire felon K 450; Ja not fizar ni en clergue ni en lairon C 921 *Nachtr.*; De parfunt sens ad cil petit Ki creit quanke femme dit *Ipom.* 9487.
232. Vgl.: L'uevre se prueve T 111 H. Car femme n'iert ja esgaree Qu'el ne pourvoye de bien loing D'enginer pur son grant besoing *Ipom.* 830 ff. Vgl. dazu 32.)
239. Vgl.: Ne veit jour mes que ne reveigne *Leroux* II 479 (*Cambr. Samml.*)
241. = Druge de veel ne dure pas tuz jourz *Leroux* II 475 (*Cambr. Samml.*)
243. Vgl.: Qui me fet, faz a lui; qui ne me fet, ne jo lui. Z 37; L'um reprove.. Ne tu od mei ne je od tei *Ipom.* 1445 f.
244. = Quant sak vient au molyn pouche en aungle *Leroux* II 480 (*Cambr. Samml.*)
246. anubleison = „Bewölkung“ fehlt *God.* — Vgl. Jl ne plut mie tot jorz si com il nubre Z 168.
248. = Ceste chaude reie[e] fra chape moille[e] Z 228.
249. = De blanche gelee pluie paree Z 229.
250. Vgl.: Kar l'un dit ke li quers espert D'un dol ainz k'il seit descovert *Ipom.* 1631 f.
252. = Souef trait mal que apris l'a Z 39 (s. T. 16); vgl.: souvent avient par usage Qu'on s'esjöist de son damage K 620.
254. = Mole convenaunce fait (De mol couvenant) dure tensceon *Leroux* II 479 (*Cambr. Samml.*), Z 91.
256. Vgl.: En la grant barbe ne gist pas li savoir *Leroux* II 210, und uns fous neïs escervelez Par sa fole melancolie Fet mout sovuent chevalerie *Ipom.* 8356 f.
257. = Ne baillez pas vostre aignel a qui en voet la pel *Leroux* II 479 (*Cambr. Samml.*).
267. Vgl.: Preudon ne se doit entremetre De rien nule autrui prometre

- Que doner ne puisse ne voelle Que le maugré celui n'aquelle Qui
sena promettre est ses amis *K* 580.
- 277 = Droit a droit revient *L* 51; *Leroux* II 290; Diex fait mainte
fois droit a droit revenir *E* S. 26: *Berte* 1559.
282. = N'a fol (al chien) baer n'a fol tencier *K* 447, *Respit* 17.
283. = A la cour le roi chescun y est pour soi *Leroux* II 472 (*Cambr.*
Samml.)
286. eschauceirre s. *God. s. v.* eschaucirer. — = Qui contre aguillon re-
gibe (s'eschaustre *od.* enchaunce) deux foiz se point *Leroux* II 387,
481 (*Cambr. Samml.*), *Z* 251; *vgl.*: Contre aiguillon fait mal escha-
ucirer *E* 108; Trop es de greu occasio Qui penna contra l'agulho *C*
525a *Nachtr.*
287. *Vgl.*: Cil ki a quanque il voet Çou m'est avis a tort se doet *K* 618.
Umgekehrt: N'est pas a ese qui ad doel *Ipom.* 1219, n'ad pas richesse
Ki vit a dol e tristesse *eb.* 5255.
288. *Ausser* *T.* 35 *vgl.*: Après un doil viennent plasur *Ipom.* 1672.
289. *Vgl.*: Sourparler nuist *K* 379; Sorparler nuit et trop sere put (*l.*: se
reput) l'en tere *Z* 62 (*vgl.* *T* 198); Seurparler nuist seurgrater cuist
Leroux II 483 (*Cambr. Samml.*); de sorfait ne vient nus biens *K*
623; sorefait vient a defait *Lyoner* *Ys.* 448.
300. *Vgl.*: Duel sordoloir et joie sorjoir Ja nuns frans hons nel devroit
maintenir *E* 95. *Lothringer* I 45, 262, *Mort Gar. le Loh.* 1191, L'un
ne deit doloir surdoloir Ne nule joie surjoir, K'après dol pot joie
venir Et après joie grant doloir *Ipomedon* 10438 ff.
304. *prient von priembre, also* = „Wo Gewalt siegt, unterdrückt sie
Gerechtigkeit.“ (*vgl. ausser* *T* 101: Que pos forsal venz Noi es
dreigz valenz *Guiraut de Born.* 36 IV; *s. auch* 27.
306. = *Respit* 5; Qui sert baron s'a bra(ui)un *Z* 237; *Leroux* II 482
(*Cambr. Samml.*).
307. *Vgl.*: Qui de chaz ne pot mürer ne sorge *Z* 149; li enfanz de lur
parenz Aprenon toz lur nuirimenz. *C* 166 *Nachtr.*
308. *Vgl.*: Dolente la terre que enfe gouverne *Robert* *S.* 43; par mauvais
oir . . . Dechieent viles et manoir *Leroux* II 498.
- 309 = *Z* 141; *Robert* *S.* 45, *Leroux* II 481 (*Cambr. Samml.*), *K.* 32; Ki
bien eimet tart le ublie *M* 36; Qui bien aime a tart oublie *Leroux*
II 496; Cil ki bien eyme, tart oblie *Ipomedon* 844; hom dit qe par
eloignance Met l'en amur en obliance. *eb.* 837 f. *Vgl. noch* 220.
312. A seignurs tuz honurs *Leroux* II 472 (*Cambr. Samml.*); L'onneur
aux roys, la grace au tout-puissant *Alione* II 43; A seinor duble
ennor non doble qui tete (= „wer noch saugt“ *od.* „dem Säugling“.)
314. *Vgl.*: Qui vit a compte il vit a honte *od.*: Qui vit a taille et a
compte vit a honte *Leroux* II 411.
318. *Vgl.*: Le songe que l'en voit est legers a espundre *Z* 210.
319. = De deus maus (se faire l'estuet) Doit an le mains mauvais eslire
K 405; Mais de deus mals, ço oï dire Deit l'em touz jorz le meinz
eslire *Prothesiläus* 443 f; Pos voutz son a la folor Ben serai fols
s'ieu non pren D'agetz dos mals lo menor *Bern. de Vent.* 6; de II
max doit on eslire Celui ou mains a de grevance *K* 406; Le
maindre mal doit hom eslire Pur eschiver cel ke est pire *L* 347;
de deux maux le mains pire Doit on eslire pour le miex *W* 231;
L'en doit prendre de deus maus le menor *Z* 199; De deux max
prend en le menor *Leroux* II 281; De deus maus le meindre *Cambr.*
Samml. *Leroux* II 474 (*s. auch Anm. zu* 39); Tri de dos mals lo
menor *C* 825a *Nachtr.*
- Vgl.*: Trop achatte le miel qui sur espine le lesche *Leroux* I 79; Il

fait mal lescher mel sus espyne *Leroux* II 477 (*Cambr. Samml.*);
Dere is boht the hony that is licked of the thorne *Hending* L 30, O 22,
C 33.

324. Chescun veil son doel pleint *Leroux* II 474 (*Cambr. Samml.*); Chacune
veille pleint son dolur Z 126.

325. *Vgl.* Trop lons plais est en la fin nus K 314.

326. *Vgl.*: Chacun mont a son vallon *od.*: Nulle montaigne sans vallee
Leroux I 79.

331. = *Rawl.* A 2 (*s. ob. S.* 2); Male bouche doit l'en sorlouer Z 89; Buen
estoper fait male boche K 197.

332. = Assez achate qui demaunde *Leroux* II 472 (*Cambr. Samml.*),
Z 1; Trop car compra qui espera C 477a *Nachtr.*

333. = Under boske shal men weder abide *Hending* L 21, O 17, C 20.

336. *Vgl.* Manger sans baivre est a berbiz *Leroux* II 478 (*Cambr.*
Samml.)

337. homece = virilité, courage *God.* — = Peresce ne fet hom esé (*l.*
homese) *Leroux* II 480 (*Cambr. Samml.*); P. ne fet prouete (*l.* proue-
ece) Z 99.

338. s'osche; s. oschier = étouffer *God.*

339. *Vgl.*: De ma mance m'a ters mon nés De ma paste m'a fet tortel
L 373.

340. = Ki emprunte, du sien vit *Leroux* II 390.

342. = Riches est qui loing maint Z 48; *Leroux* II 482 (*Cambr. Samml.*)

344. *Vgl.* en poi d'eure sont leur corages Muez plus tost que li orages
L. 137.

345. = *Leroux* I 179; *vgl.* Aytal salsa aytal pebrada C 174b *Nachtr.*

346. *Vgl.* Il fait malvais jöer a viel chael *E S.* 33: *Raoul de C.* 4659.

355. *Vgl.*: Li vilains dit en sun respit Une resun ke je bien crei, Ke
povres hom n'at en curt lei *Ipomedon* 8402 ff; Povres n'a droit, se
il ne done L 271.

358. 359. *Vgl.*: Unc a bon chief ne vient mençonge *Ipom.* 1635.

361. = Amors vaint tout L 401; Amur est celi qui tut veint L 400;
amors tote cose vaint K 16; Amour veint tut fors que quer de fellon
Leroux II 472 (*Cambr. Samml.*); Amors vens e forsa totas gens
C 9; Amors apodera e vens Paubres e manens C 10.

363. *Vgl.* N'est pas bons marcheanz qui plus pert que gaaigne *E S.* 34:
Ch. des Sais. I 62; Ben bargaing S'ieu per estaing Don mon aur
que follors C 826.

GREIFSWALD.

E. STENGEL.

Le Français parlé et écrit aujourd'hui en Angleterre.

„sed intelligere.“

Spinoza.

A combien de professeurs de Français dans les écoles ou les collèges d'Angleterre l'idée n'est-elle pas venue d'étudier le mélange des langues française et anglaise? Ils se trouvent certes mieux placés que n'importe qui pour recueillir des documents intéressants, car, tous les jours, pendant leur enseignement, quelque faute caractéristique les amène à réfléchir sur les différences organiques qui séparent les deux langages.

D'aucuns ont préféré en rire, car rien n'est plus facile que de se moquer d'une faute d'élève; d'autres, en voyant et en entendant la même faute répétée à satiété, ont pu croire certains élèves possédés de ce qu'Edgar Poë appelait 'The Imp of the Perverse'. A ceux là s'applique le mot de Spinoza que nous avons pris pour épigraphe. La fréquence même de ces fautes ne leur indiquait-elle pas qu'ils avaient devant eux un phénomène de mélange qu'il fallait étudier, un problème linguistique qu'il était intéressant de résoudre?

Comme on le sait, l'Anglais et le Français sont en grande partie, sinon mélangés, au moins présentent deux rameaux du même tronc, et suivent une évolution parallèle. La langue que l'on appelle ordinairement Anglo-Normande était une branche du Français, à proprement parler le Français tel qu'il était parlé en Angleterre. Même après le règne d'Edouard III le Français continua d'être employé dans le langage légal jusqu'au siècle dernier¹⁾ sorte de survie de phénomène qu'il serait intéressant d'étudier; témoin ce remarquable passage dans les Dyer's Reports:

„Richardson, Ch. Just. de C. Banc at assises at Salisbury in Summer 1631, fuit assault per prisoner, la condemne pur felony; que puis son condemnation ject un brickbat a le dit justice, qui narrowly mist; et pur ceo immediately fuit indictement drawn, per Noy,

¹⁾ 1363, interdiction de l'usage du Français par acte du Parlement.

envers le prisoner et son dexter manus ampute, and fix at gibbet, sur que luy meme immediatement hange en presence de court.“

Ce Français artificiel subsista jusqu'au dix-huitième siècle; en fait, dit M. Nicholls, l'éditeur de Britton, jusqu'au temps de la reine Anne: c'était d'ailleurs une langue toute faite de formules et de préceptes de loi, qui devait forcément disparaître.

Quoi qu'il en soit, les deux langues aujourd'hui se trouvent dans les conditions nécessaires, pour qu'il y ait mélange, dans le sens où l'entend Hermann Paul¹⁾: „L'influence exercée par une langue sur une autre langue qui ne lui est pas apparentée ou qui du moins, si elle a eu avec elle un lien quelconque, est aujourd'hui si fortement différenciée qu'elle doit être apprise.“

Ce ne serait aucunement faire une étude de mélange que d'étudier le Français parlé en Angleterre au Moyen-Age: c'était en effet une langue en soi, un dialecte du Français; ni même le Français légal, qui était à proprement parler une langue professionnelle (*lingua di pane*). Il faut, pour qu'il y ait mélange, que la langue qui est influencée conserve cependant ce que Schuchardt a appelé²⁾ l'esprit formateur „*formbildender Geist*,“ et qu'elle fournisse, comme le dit H. Paul, la base essentielle.

Ceci étant donné, il faut que la langue étrangère soit apprise, qu'elle pénètre dans la race soit par des livres, soit par des leçons de professeur. Sans doute, la plupart des étudiants anglais, membres des collèges ou candidats aux écoles du gouvernement, vont généralement passer un an ou deux en France; mais il n'y a plus mélange dans ce cas, car ce long séjour leur aura donné conscience des différences des deux langues, qui peuvent vivre désormais côte à côte sans s'influencer réciproquement.

C'est au contraire dans les écoles ordinaires que l'on peut observer le mélange, qui ne se produit que lorsque les différences des deux langues sont encore peu senties. L'élève anglais porte dans le Français les habitudes de pensée, les idiomes, le mécanisme même du langage anglais, qu'il applique inconsciemment à la phrase qu'il a à traduire.

Quand on peut parler les deux langues, l'une est influencée par l'autre, comme le dit H. Paul, mais les fautes dans lesquelles tombera un étudiant ou un professeur anglais ne seront que des 'slips', des oublis momentanés. L'habitude de la langue mère reprendra parfois le dessus, et il est curieux d'étudier chez les écrivains ou les savants anglais ces singulières erreurs. Mais le fait même de se reprendre, de corriger, indique la conscience, l'effort, qui détruisent toute possibilité de mélange.

¹⁾ H. Paul, *Principien der Sprachgeschichte*, p. 33.

²⁾ H. Schuchardt *Slawo-Deutsches u. Slawo-Italienisches*. Graz 1884.

Il y a plus à apprendre, scientifiquement parlant, et plus à observer dans une école primaire anglaise que dans un cours supérieur fait à une université. Dans le premier cas, on aura devant soi des phénomènes de mélange, dans le second de simples 'slips' —

C'est ce qui fait que plus le degré de connaissance s'élève, moins la nature des phénomènes est intéressante, ainsi qu'on peut l'observer en corrigeant des compositions de concours.

Or ce qui n'est que faute entre déjà dans la catégorie des faits conscients; au contraire les phénomènes de mélange appartiennent à la nature même du langage. Ici nous touchons le côté pratique, au sens propre du mot, et non comme on l'entend vulgairement. Corriger les fautes est une véritable routine, les prévenir doit être le but du professeur. Pour en arriver là, il faut avoir observé la tendance commune des élèves anglais, cette impulsion naturelle et inconsciente, qui leur fait répéter la même faute dans les mêmes circonstances avec une rigueur mathématique. Là est la véritable 'pratique' du professeur; il ne faut pas simplement qu'il soit une machine à corriger et à énoncer des numéros de paragraphe avec les règles de grammaire à copier un certain nombre de fois; il est nécessaire qu'il observe sur quels points les élèves 'bronchent' et avant tout qu'il se demande la cause de cette hésitation et de cette défaillance.

Ceci paraîtra évidemment peu pratique à ceux qui se demandent pourquoi et dans quel but on enseignerait la phonétique de Sweet dans les écoles ou qui nient l'utilité d'une connaissance sommaire de la langue et de la littérature de l'ancien français pour se rendre compte des phénomènes de la langue moderne. Ils ne se doutent pas que l'éducation primaire ne doit pas consister à énoncer les résultats d'une science surannée mais à faire choix au milieu des découvertes des chercheurs de ce qui peut être compris par des esprits neufs. Le choix et l'adaptation dans l'excellent, voilà la vraie vulgarisation. Une étude des fautes caractéristiques des élèves des écoles anglaises permettrait d'arriver à lutter contre des tendances qui sont le produit et le résultat du phénomène du Mélange.

Die Töne, welche vom Glöckchen des Hospizes der 'Lautgesetze' erschallen, sind nicht die einzigen, denen ich folge. (Schuchardt *Ztschr. f. rom. Phil.* XXI. 2. 205.)

L'idée de faire profiter la science pédagogique des progrès des études linguistiques modernes est loin d'être nouvelle. Hugo Schuchardt a déjà rompu plusieurs lances et plusieurs théories pour cette cause¹⁾. De même le professeur Tobler, dans ses études

¹⁾ Cf. notamment *Aus Anlass des Volapüks* (1888).

sur la syntaxe française avait été jusqu'à prononcer le mot redoutable : psychologie. C'est qu'en effet la science du langage devient de plus en plus une contribution à la science de la pensée.

Les phénomènes de *Sprachmischung* sont ceux qui touchent de plus près au domaine intellectuel : c'est là que l'on peut dire que le langage devient une *ἐνέργεια* assimilable aux autres impulsions du cerveau. — Lorsqu'on apprend une langue, il y a bien sans doute la difficulté de prononciation, la contrainte imposée par des sons auxquels l'organe ne peut jamais complètement s'adapter, mais il ne faudrait pas s'exagérer la part de la prononciation, qui est un acte mécanique. En effet, beaucoup d'étrangers comprennent le Français, sans avoir pu complètement arriver à le prononcer : ils peuvent l'écrire et le traduire. Un séjour prolongé en France pourra seul transformer peu à peu leur organe, mais la compréhension intellectuelle d'une langue peut coexister avec sa prononciation imparfaite : témoin Heine et témoin Gibbon.

On reviendra plus loin sur l'étude spéciale de la prononciation et l'on verra quel est le seul moyen pratique jusqu'ici de l'enseigner étant donné l'insuffisance des appareils reproducteurs du son. Tant qu'un son en effet ne pourra être reproduit avec un appareil de physique, et servir ainsi de modèle qu'on peut à volonté imiter et reproduire, il sera difficile d'enseigner scientifiquement la prononciation d'une langue. La dictée pourtant, choisie expérimentalement, pourra non seulement habituer l'oreille au son étranger, mais elle aura l'effet inverse d'enseigner au professeur lui-même les défauts de sa propre prononciation. Là, plus que dans la simple observation des règles ou la mécanique application de l'orthographe, réside l'utilité pratique de ce système, beaucoup trop négligé. Bien plus, la dictée rend aux mots leur vie, en les rejetant pour ainsi dire dans le courant d'où les a retirés l'analyse ; elle permet ainsi de donner à l'élève une idée de ce que Schuchardt a appelé la phonétique syntaxique.

Ce sentiment qu'a un Français par exemple, de l'attraction que possède un mot sur un autre — de sorte qu'il les joint comme inconsciemment, — cette harmonie des différentes parties de la phrase se commandant, se dégradant réciproquement, s'influçant ; tout cela peut être enseigné par de nombreuses dictées. Mais il faut que le choix de la dictée soit délicatement fait. Ainsi, en résumé, on peut dire qu'un système bien conçu de dictées peut enseigner à l'élève étranger et la prononciation et le sentiment de la phrase, en même temps que la compréhension de l'utilité des

⁵⁾ Et n'est-ce pas là, au fond, la loi de la formation des proverbes, qui s'imposent à la mémoire, par la même suite de mots, de sorte qu'on ne les reconnaît plus, si par hasard leur ordre est interverti.

règles de grammaire qui se trouvent pour ainsi dire à la fois justifiées et provoquées par la nature même de la phrase.

On a ici l'application de l'étude du mélange sous forme expérimentale dans l'enseignement. Mais pour rendre accessible à l'élève la langue qu'il veut étudier, d'autres recherches, d'autres expériences sont nécessaires.

Le Français est, et a été depuis longtemps, la langue à la mode en Angleterre; on sait que tous les romans fashionables (ceux de *Ouida* par exemple) emploient des bouts de phrase française, qui sonnent singulièrement au milieu de leur entourage anglais. De même, mais à un moindre degré, depuis que Paul Bourget a introduit les infusions de thé et d'esthétisme anglais dans les salons parisiens, il n'est pas rare de retrouver une citation ou même une expression vulgaire, empruntée à la langue anglaise, dans les romans de l'Ecole psychologique. Qu'il est rare de rencontrer des écrivains comme G. Meredith, dans sa langue et sa pensée prismatiques, enchassant des phrases françaises, allemandes ou italiennes à leur place et avec propriété! Il faut pour cela ce flair, ce sentiment du 'caractère' qui sont propres à son talent⁶). Mais à cette exception près, nous rencontrons même chez des écrivains connaissant bien la langue française, tels que Dickens, Thackeray ou Charlotte Brontë, de singulières fautes; et si de pareils lettrés ont pu tomber dans de telles erreurs, que faut-il attendre du fretin et des écrivains de salon?

Mais ces erreurs ont aussi leur utilité; là où il ne s'agit pas simplement de fautes ou de 'slips', elles sont dues au mélange.

Enfin — mais ici les documents sont plus rares — on peut trouver des lettres ou des essais écrits en français par des écrivains anglais; nous citerons notamment quelques passages de Gibbon, deux lettres précieuses de Dickens recueillies dans sa biographie par Forster et une lettre de Charlotte Brontë et quelques essais écrits lorsqu'elle était en pension à Bruxelles. La lettre ou l'essai dans ce cas sont excessivement intéressants: on y voit la lutte d'une conception anglaise avec une expression française, et ce contraste jette une lueur très vive sur la nature des deux langues.

Par ces quelques exemples on peut voir quel intérêt, non seulement pour la linguistique, mais aussi pour la psychologie des races, peut offrir l'étude du mélange actuel du Français avec l'Anglais et surtout quelles contributions précieuses peuvent apporter à cette étude ceux dont le métier est d'enseigner leur propre langue en 'terre étrangère'.

⁶) cf. Harry Richmond, Victoria, Sandra Belloni.

I. Slips.

Dans ses *Soirées de Saint Petersbourg*, Joseph de Maistre indiquait l'un des premiers, sinon le premier, la tendance à l'emprunt plus ou moins nécessaire qui caractérise les langues à un stade spécial de leur évolution. *Helas! cette nation*, dit-il en parlant de la Russie, *a fait comme les autres. Depuis qu'elle s'est mêlée de raisonner, elle a emprunté des mots et n'en a plus créé. Aucun peuple ne peut échapper à la loi générale. Partout l'époque de la civilisation et de la philosophie est, dans ce genre, celle de la stérilité. Je lis sur vos billets de visite: Minister, General, Kammerherr, Kammerjunker, Fräulein, General an chef, Général-Dejournei, Joustizii-polizii, etc. etc. Le commerce me fait lire sur ses affiches: magazai, fabrice, meubel, etc. — J'entends à l'exercice: directú na prava, na leva, déployade en echiquier, en échelon, contre marche, etc. L'administration militaire prononce: Hauptwacht, exercice-hause, ordonnance-hause, commissariat, cazarmia, canjellari, etc.⁷⁾. Le grand écrivain catholique juge ces phénomènes du haut de son esprit absolu, comme le fit plus tard de Bonald⁸⁾ mais il y a dans cet arrêt qu'il porte une part de vérité. Dès qu'une nation s'est mêlée de raisonner, elle a emprunté des mots et n'en a plus créé. En d'autres termes, aussitôt qu'une langue emprunte des expressions toutes faites, sans se les assimiler, elle a conscience de cet emprunt, et il n'y a plus mélange. On peut trouver dans n'importe quel article de journal anglais de ces expressions toutes faites transplantées, pour ainsi dire, sans aucune préparation. L'assimilation se fait déjà sentir même dans ces expressions que cite de Maistre; nous en trouvons d'autres dans le chapitre déjà cité des *Principien* d'Hermann Paul, par exemple: corporal—*Kaporal*, sergent—*Scharsant*, gens d'armes—*schandarre*, Kastanie—*Kristanje*, chirurgus—*gregorius*, renovieren—*rennefiren*⁹⁾. — Déjà les mots ont revêtu des formes populaires et pour ainsi dire l'empreinte du langage étranger, comme ces vases jetés dans la mer et qu'entoure la végétation sous marine.*

Mais là encore le mélange n'existe pas. Nous ne le trouverons pas non plus dans les citations des romans anglais, qui sont peu intéressantes lorsqu'elles sont correctes, et qui ne commencent à être instructives que lorsqu'une faute caractéristique s'y introduit. Nous citerons comme exemple les *Newcomes* de Thackeray et *Villette* de Charlotte Brontë. M. Paul Meyer dans ce traité si curieux qu'il a publié, *Le Manière de Langage*¹⁰⁾ écrit par un

⁷⁾ *Soirées de St. Petersbourg*. 115—116.

⁸⁾ De Bonald. *Parole intérieure*.

⁹⁾ *loc.-cit.* p. 363.

¹⁰⁾ *Le Manière de langage qui enseigne à parler et à écrire le Français* pp. P. Meyer. 1873.

Anglais au 14^e siècle, après avoir énuméré un certain nombre de fautes, ajoute: 'Tous ces petits *slips* n'ont rien de désagréable, au contraire, ils donnent une saveur particulière à un écrit d'ailleurs plein de charme.'

Ces *slips* ne sont pas seulement savoureux, à notre avis, mais ils sont instructifs. Ils montrent comment, même chez un écrivain étranger qui possédait bien le Français, le 'formbildender Geist' de Schuchardt se manifestait. Ce ne sont pas des erreurs passagères, des fautes, qu'un peu de réflexion pouvait corriger, mais bien des preuves de cette habitude innée d'un langage qui se transporte inévitablement dans un autre. Ce que M. Paul Meyer appelle *slips*, par cette vue toute de surface qu'il aime à prendre des choses, est la partie plus intéressante de l'ouvrage qu'il a publié; passant à côté de sa signification, il recueille ce qui est essentiellement périssable, c'est à dire ce qui est acquis par la science. M. Gilbert Ballet, dans un traité qu'il a écrit sur les maladies de langage, cite l'exemple d'un officier russe, à qui une paralysie ou maladie de la mémoire avait fait perdre par ordre inverse d'acquisition les différentes langues qu'il avait apprises, ne lui laissant que sa langue maternelle. Cela montre comment cette matière gelée de nos connaissances se tient par la cohésion même de ses éléments; il n'y a pas mélange, mais compromis; ce qui est bien différent. Avant d'étudier les différents spécimens de langage acquis et artificiel que nous présentent les oeuvres de Dickens, de Charlotte Brontë et de Thackeray, il est utile d'expliquer brièvement quelle a été leur *manière de langage*, comment ils ont appris le Français. Dickens, nous dit son biographe Forster: '*never spoke that language very well, his accent being somehow defective, but he practised himself into writing it with remarkable ease and fluency*'. Le grand romancier anglais, comme on peut le constater en lisant les quelques lettres qu'il écrivit en Français, avait acquis une aisance extraordinaire pour un étranger, non seulement dans le style, mais même dans la plaisanterie de ce langage qu'il ne pouvait prononcer qu'avec difficulté.

Charlotte Brontë, comme nous le raconte Mrs. Gaskell dans sa précieuse biographie de la famille Brontë, alla en 1842, avec sa soeur Emily, dans un pensionnat de Bruxelles, où elle resta deux ans. Mrs. Gaskell nous a donné malheureusement trop peu d'exemples de ses devoirs français, mais les deux ou trois devoirs qu'elle nous a transmis sont d'un grand intérêt pour l'étude du mélange. Même avant son voyage à Bruxelles, Mrs. Gaskell nous apprend que Charlotte Brontë et une de ses amies 'seem to have agreed to correspond in French, for the sake of improvement in the language' —, et elle nous donne une lettre écrite par l'auteur de

Jane Eyre. Peut-être, des trois écrivains que nous prenons pour exemples, Charlotte Brontë savait le mieux le Français grammaticalement, et l'on trouve moins de fautes chez elle que chez Dickens, mais — et peut être le choix qu'elle avait fait de Bruxelles y est-il pour quelque chose — son Français garde toujours une certaine raideur, et les phrases dont elle remplit son dernier roman, *Villette*, semblent comme on dit vulgairement 'plaquées'.

Enfin Thackeray, qui passa quelques années à Paris, et vécut vraiment de la vie parisienne fut le plus hardi des trois; avec son esprit si fin d'observation, il discerna mieux que ses deux contemporains, les différences des deux langues, et fit ce véritable tour de force de parodier le Français parlé par un Anglais et réciproquement¹¹⁾.

Nous ne pouvons, faute de place, citer en entier les exemples de ces différents auteurs, et nous renvoyons le lecteur pour Dickens, à la biographie de Forster (2. vol. p. 301 et 373); pour Charlotte Brontë à la biographie de Mrs. Gaskell (p. 89, 172 et seq) et enfin pour Thackeray à son roman *The Newcomes* et spécialement aux exemples fournis par ce personnage si amusant, le Vicomte de Florac.

Pour plus de clarté, il est bon de classer ces emplois du Français par les romanciers anglais sous différentes rubriques, qui seront en même temps des degrés dans le développement du mélange. Ou bien le Français ne vient là que comme citation et est introduit de force dans la phrase anglaise qu'il dépare, ou, comme dans *Villette* surtout, des conversations entières en Français sont mises dans la bouche des personnages, pour plus de couleur locale; ou enfin l'auteur parodie les fautes de langage, commises par les anglais qui emploient le Français ou réciproquement.

Nous ne donnerons que peu d'exemples de la première classe. La seule remarque à faire, c'est l'antagonisme qui se manifeste entre les deux 'formbildenden Geiste' la construction anglaise, par exemple ne pouvant se plier à la citation française.

Quand dans *Villette* par exemple nous trouvons la phrase suivante:

¹¹⁾ cf. notamment Harry Esmond *Exemple du Français écrit au 17^e siècle par les grandes ladies de la cour de la reine Anne*: It was a queer letter — written in the strange Barbarous French, which she and many other fine ladies of that time — witness her Grace of Portsmouth — employed.

¹²⁾ and was speaking to Aurelius himself not in Greek but in Latin adorned however or disfigured, by many a Greek phrase, as now and again French phrases have made the adornment of fashionable English (W. Pater. Marius).

'who had a great respect for *Angleterre* and as to *les Anglais*' nous voyons ici l'article supprimé, car l'auteur involontairement passait à la construction anglaise, *for England*¹³⁾ p. 66.

Ailleurs l'auteur écrit:

Advancing up the room, looking as cool and careless as I possibly could, in short *ayant l'air de rien* (p. 76)¹⁴⁾.

La locution française semble ici isolée, privée de sa négation.

Deux exemples nous montreront encore comment un auteur comme Charlotte Brontë, connaissant si bien la grammaire française, pouvait écrire:

Vous êtes malade de coeur et d'humeur ou (p. 281) *oui oui, ma bonne amie, je vous donne la permission de coeur et de gré*, ou il faudrait *de bon coeur*; quand à *de gré*, à moins que le langage si spécial, propre aux naturels de Bruxelles n'ait fourni à Charlotte Brontë cette expression si archaïque, figée pour nous dans quelques locutions toutes faites, comme *bon gré*, *mal gré* ou *de gré ou de force* nous ne pourrions que l'attribuer à cette gêne spéciale qu'impose à la phrase française son introduction brutale dans le style anglais. Un exemple curieux de cette *gehenne* nous est fourni par Anne Ritchie:

"Let me, dit-elle here note a fact whether *à tort* or *à propos* of nightingales." L'auteur anglais savait évidemment que l'on dit en français: *à propos de rossignols*; mais l'on ne pourrait dire *à tort des rossignols*. Et voilà comment une phrase anglaise est rendue incorrecte par l'introduction, au moins inutile, de locutions françaises.

Ces exemples de locutions *plaquées* sont très fréquents dans les journaux ou dans les romans 'fashionables' anglais, mais il était curieux d'en trouver de pareils chez un écrivain, qui, comme Charlotte Brontë, possédait si bien la technique du français, comme on peut s'en assurer en lisant *Villette*.

La parodie des deux langages a été pratiquée par ces deux maîtres en observation, Dickens et Thackeray. Leurs romans fourmillent de ces caricatures du Français et de l'Anglais, et, presque toujours ils voient juste, quelque difficile que soit une telle entreprise.

Nous n'en citerons que quelques exemples.

Dickens, dans un joli croquis de *Our mutual friend* représente Mr. Podsnap corrigeant avec condescendance les fautes commises

¹³⁾ L'édition de *Villette* que nous citons est celle de 1893. — Smith, Elder & Co.

¹⁴⁾ Une erreur semblable fut commise par un fin lettré, William Cory: *I trust you a demi mot* (cf. *Extraits from the letters and journals of W. Cory*) p. 487.

¹⁵⁾ Anne Ritchie. *Records of Tennyson, Ruskin and Browning*. p. 47.

par un étranger, probablement un Français, et en même temps, ce qui est d'un fin comique, il le fait en commettant les fautes caractéristiques d'un Anglais parlant le Français¹⁶):

„The foreign gentleman found it, without doubt, *enormément riche*.

Enormously Rich, we say' returned Mr. Podsnap, in a condescending manner. 'Our English adverbs do Not terminate in *Mong*, and we pronounce the 'ch' as if there were a *t* before it, we say *Ritch*.

Reetch remarked the foreign gentleman."

La faute commise par M. Podsnap est caractéristique, et nous reviendrons plus loin sur cette difficulté qu'éprouve un Anglais à prononcer les voyelles nasales (\tilde{a} — \tilde{o}); et même à les distinguer quand elles sont prononcées. Cela nous ferait peut-être admettre qu'il y a très peu de différence dans notre prononciation des nasales. Tous les professeurs de Français en Angleterre sont obligés, en dictant ces sons, de les exagérer pour les faire reconnaître, et, ce qui est plus curieux encore, c'est qu'en les accentuant, ils tendent à les transformer en diphtongues (\tilde{a} -*aan* \tilde{o} -*oon*); ce qui d'ailleurs montre bien l'origine et le développement de ces sons.

La presse anglaise et les chansons de cafés-concerts se sont d'ailleurs emparés de ce signe caractéristique du Français prononcé par un Anglais.

Dans la suite du dialogue, Dickens donne un exemple de la difficulté bien connue qu'ont les étrangers (français ou allemands) à prononcer le *th* et le *h*.

"Ah! of a *orse*", inquired the foreign gentleman.

"We call it *Horse*", said Mr. Podsnap with forbearance! In England, Angleterre, England, we aspirate the ,*H*' and we say *Horse*. Only our lower classes say *orse*." Et plus loin:

We do not say *ozer*: we say *other*: the lettres are *T* and *H*, you sai *Tay* and *Aish*, you know: "(still with clemency) 'The sound is 'th'—th!'"

Un des chapitres les plus intéressants de la 'Sprachmischung' serait d'établir, dans chaque langage, les sons réfractaires, ceux qui ne peuvent être prononcés par un étranger. Nous voyons ici Dickens, avec son flair et son observation, saisir les deux sons, soit en Français soit en Anglais, qu'un étranger peut rarement prononcer, sans trahir son origine.

Si cette langue universelle, dont Sayce et Schuchardt¹⁷) reconnaissent la possibilité et même la désirabilité, doit un jour s'établir, chaque peuple devra, consciemment ou non, renoncer à ces

¹⁶) *Our Mutual friend* p. 83—86.

¹⁷) *Aus Anlass des Volapüks* p. 13 et 33.

sons qui lui appartiennent exclusivement. Pour l' *h* aspirée, on sait que le nord de l'Angleterre la maintient seul, et que dans le sud, et même dans le centre, on la laisse tomber (drop the *h*) tout naturellement.

„Quand l'enfant dit *ich laufte, es stinkte*, fait remarquer Schuchardt, il est du parti de la langue contre la langue, il répond au sentiment général du langage, qui est opposé aux particularités traditionnelles¹⁸⁾.“ — Ceci pourrait d'autant mieux s'appliquer à ces sons, qu'il n'y a plus qu'une minorité en Angleterre qui les prononce et encore avec affectation, comme c'est le cas en France pour l'imparfait du subjonctif.

Thackeray, surtout dans les *Newcomes*, nous a donné de nombreux exemples et jusqu'à un certain point des caricatures ressemblantes du Français parlé par un Anglais. Nous trouvons les mêmes traits relevés par Dickens. Par exemple :

„N'est-ce pas que c'était bong de Moseer le colonel, Mademoiselle? Madamaselle Lebrun, Le Colonel Newcome mong frère . . . Nous parlong de Napolléong, Mademoiselle, dong voter père a été le général favory"¹⁹⁾.

On sait que *Moseer* est la prononciation anglaise de Monsieur et une dénomination générale des Français, parfois appelés les *Parlez-vous* à cause de la fréquence de cette phrase dans les petits livres de classe, où l'on commence généralement à apprendre le Français, dans les écoles anglaises. *Boney* pour Bonaparte, *Parlez-vous* et *Moseer* forment le tréfonds de la connaissance du Français en Angleterre.

Thackeray, dans son personnage du vicomte de Florac, pousse la hardiesse jusqu'à parodier des habitudes vulgaires et des liaisons dangereuses que l'on rencontre dans certaines chansons françaises.

Tiens, voici ma pipe, voilà mon briquet,
Et quand la Tulipe fait le noir tra-jet,
Que tu sois la seule dans le régi-ment.
Avec la brûle gueule, de ton cher s'amant²⁰⁾

mais comme on le voit, cela n'était pas sans risques.

Il est tout à fait excellent d'observation lorsqu'il nous rend une locution vulgaire anglaise en Français. "You don't mean to say" says Barnes, addressing Florac in French in which he piqued himself, "*que vous avez un tel manche à votre nom, et que vous ne l'usez pas*"¹⁹⁾, ce qui est la traduction de „having a handle to your name“.

¹⁸⁾ *Aus Anlass des Volapüks* p. 13.

¹⁹⁾ p. 69.

²⁰⁾ cf. 319.

On voit que Thackeray avait une observation plus variée et plus étendue du mélange de langage, qu'il connaissait jusque dans ses plus petits détails, grâce au long séjour qu'il fit à Paris.

Charlotte Brontë, dans ses essais de parodie, manque beaucoup de gaieté, mais son observation de certains détails ou du sens intime de certaines expressions montre qu'elle ne manquait pas de pénétration.

Ainsi, par exemple, dans cette simple remarque :

"Now, *my friend* had rather another sound and significancy than *mon ami*, it did not breathe the same sense of domestic and intimate affection"²¹⁾.

Ici, nous nous élevons plus haut, et en même temps nous pénétrons plus profondément dans ce halo de sens qui renferme des nuances si délicates. Ces deux expressions, si semblables de forme, diffèrent totalement par leur usage, et il fallait toute la délicatesse de l'observation féminine pour nous révéler cette différence. On pourrait même aller plus loin et découvrir dans l'emploi de ce mot *friend* un peu de cette réserve anglaise dont on s'est tant moqué et à tort, et qui a eu pour effet de conserver une certaine chasteté à des expressions qui risquent ailleurs de devenir banales et vulgaires par leur trop fréquent et indiscret usage. Et, en ce qui concerne le français, on peut remarquer en passant combien le fait de surcharger ce mot *ami* d'épithètes lui a fait perdre de sa délicatesse et de son charme; que l'on compare la banalité de *mon cher ami* dans notre conversation courante, et comme lorsque nous voulons rendre à ce mot un peu de son intimité nous le débarrassons de ces assurances superflues et de ces redondances.

Nous entrons ici dans cette partie réservée, pudique du langage anglais, qui donne au mot *homely* une signification intraduisible par *domestique* ou par *heimlich*²²⁾. Chaque langue ainsi a quelques mots qui donnent un cachet particulier à la pensée qu'ils expriment; un parfum de nationalité, de caractère essentiel, qui s'y attache; ils sont intraduisibles par essence; tout au plus peut-on les paraphraser.

Ces observations nous amènent à la troisième classe de phénomènes du mélange, à ceux d'ordre psychologique et nous pouvons nous demander lequel de nos trois auteurs s'est le plus rapproché de la phrase française, de sa précision et de son harmonie intellectuelle. — W. Pater dans une comparaison précieuse découvre une analogie entre la poésie française et l'art de la gravure²³⁾. C'est là une

²¹⁾ Villette page 309. — Cf Balzac: *Ami entendez vous bien? Je donne à ce mot sa sainte et touchante acception, si profanée en France où nous en baptisons nos ennemis.*

²²⁾ Que l'on retrouverait plutôt dans l'expression employée chez les écrivains souabes: *heimelich, heimelig* (cf Sachs: au mot *heimlich*).

²³⁾ Cf. *The school of Giorgione*.

observation délicate et nous avons ici un caractère de notre langue bien précisé par un écrivain étranger; il entend par là la finesse du trait, et en même temps sa fermeté, la possibilité d'une seule ligne, d'une seule expression, en opposition avec l'aquarelle, ces teintes qui se confondent, ces nuances qui s'ajoutent et à laquelle la langue anglaise pourrait se comparer. Cette précision peut encore être atteinte par un écrivain étranger écrivant en français, mais non ce que nous appelions plus haut cette harmonie intellectuelle, qui existe chez nos meilleurs auteurs, faite non seulement de clarté (cette conception est sujette à tant d'interprétations) mais de coordination et de logique. C'est cette ossature de syntaxe qui est si difficile à acquérir pour des étrangers. Le vocabulaire peut plus ou moins s'apprendre, le trait caractéristique, la couleur de l'expression peuvent se sentir, mais l'arrangement des mots et des phrases est pour ainsi dire inaccessible à tous les efforts; c'est le 'Satzbildender Geist', pour employer avec une certaine modification, l'expression de Schuchardt.

Robert Browning à propos d'un ami français qui apprenait l'anglais écrivait dans une lettre, montrant la difficulté de parler une langue étrangère: "The thoughts outstrip and leave behind the words; in the slower process of writing the thought is compelled to wait, and get itself suited in a phrase"²⁴).

Nous avons ici affaire à une mesure de la vitesse de l'esprit, les talents souples comme ceux de Dickens et de Thackeray se rapprochent plus de la rapidité de la phrase française, comme un de ces trains où les wagons s'accrochent rapidement les uns aux autres, et ne semblent faire qu'un avec la locomotive, le principe du mouvement donnant la force et la direction.

Une pareille étude exigerait une comparaison non seulement des styles mais encore de ce qu'on appelle l'esprit national, ce qui fait qu'à première vue un Français sentira l'exotisme d'une phrase française, même parfaitement correcte, écrite par un Anglais.

Le problème, en ce qui touche la littérature, devient déjà trop complexe, car il faudrait distinguer d'abord dans le style d'un écrivain ce qui est national et ce qui est personnel. Il vaut mieux prendre des cas simples, des devoirs d'école ou des essais écrits par des écrivains anglais, lorsqu'ils n'avaient pas encore vécu en France. En ce qui touche la seconde classe d'exemples nous en avons heureusement pu recueillir dans des biographies d'auteurs, notamment dans celle de Dickens et de Charlotte Brontë; ils nous permettent d'étudier le mélange dans un phénomène relativement simple et de constater ce courant inférieur de pensée (et de

²⁴) cf. Anne Ritchie *Robert and Elizabeth Browning* page 136.

syntaxe) anglaise qui coule dans la phrase et le vocabulaire appris, en même temps que cette hésitation inconsciente au moment où les deux éléments se rencontrent.

II. Tournure d'esprit.

a. Essais et traductions — b. Vocabulaire.

Un peuple, dit Arsène Darmesteter, peut changer son lexique et sa syntaxe; s'il garde ses formes grammaticales, sa langue n'aura pas changé. Avec le même lexique et la même syntaxe, au cas que la chose fût possible, la langue deviendrait autre, si les formes grammaticales variaient. L'anglais est resté au fond une langue germanique, malgré les vingt-cinq ou trente mille mots français qui l'ont pénétré, parce que sa grammaire est restée germanique²⁵⁾ . . . et il ajoute "Que le français par exemple, aille donner à l'allemand l'imparfait qui lui manque! que l'anglais aille nous transmettre ses deux futurs. La chose paraît inconcevable."

A cela nous opposerons l'opinion de M. Schuchardt²⁶⁾ qui nous paraît plus plausible. La grammaire, si l'on entend par là la déclinaison et la conjugaison, n'est pas aussi stable ni aussi caractéristique qu'on pourrait le supposer. La conjugaison allemande ainsi que la déclinaison ont une tendance à se simplifier dans la bouche du peuple, qui obéit au sentiment vrai et traditionnel de la langue. Tandis que nous reconnaissons, avec M. Schuchardt, que la volonté et l'énergie intellectuelle peuvent transformer la langue, la simplifier, la clarifier, lui ôter ce qu'il appelle si bien pour l'allemand "die Ketten unserer Satzfügung", il est un élément inconscient, rebelle à toute influence, c'est la tournure même de l'esprit, la syntaxe. C'est quand celle-ci est en contact avec une autre tournure d'esprit, une autre syntaxe, que nous voyons le mélange. Cette tournure d'esprit doit rester inconsciente, ou bien le mélange cesse²⁷⁾.

Dans les premiers phénomènes que nous avons étudiés, le langage (le français) était introduit consciemment, et les auteurs qui opéraient cette introduction savaient parfaitement bien les différences qui existaient entre le français et l'anglais. C'est pour-

²⁵⁾ A. Darmesteter *La vie des mots* (p. 69).

²⁶⁾ H. Schuchardt *Auf Anlass des Volapüks* (12—13).

²⁷⁾ Pour la traduction du français en anglais, signalons ces deux phrases relevées par le critique du *Morning Post* dans la traduction du *Paris* d'E. Zola: *she guessed his thoughts like she guessed these of the others* et, dans une traduction de l'anglais en français *Concurremment avec, et en conséquence de ces préparatifs guerriers* (*Le Roman du Prince Othon* de Stevenson).

quoi nous n'avons eu à signaler, somme toute, que des fautes d'inattention, et très rarement des exemples de mélange. Dans la seconde catégorie de phénomènes, la *tournure* d'esprit reste inconsciente et par suite agit sur les mots introduits et altère leur caractère aussi bien que leur succession.

L'exemple, que nous citons ici en entier, est emprunté à la vie de Charlotte Brontë. Mrs. Gaskell, sa biographe, nous raconte que l'auteur de *Jane Eyre* et une de ses amies s'étaient mises à s'écrire en français, *for the sake of improvement in the Language*²⁸). — Nous transcrivons ici la lettre (malheureusement la seule qui soit publiée):

J'arrivait à Haworth en parfaite sauve-té sans le moindre accident ou malheur. Mes petites soeurs couraient hors de la maison pour me rencontrer aussitôt que la voiture se fit voir, et elles m'embrassaient avec autant d'empressement et de
5 *plaisir comme si j'avais été absente pour plus d'un an. Mon papa, ma tante, et le monsieur dont mon frère avait parlé, furent tous assemblés dans le salon, et en peu de temps je m'y rendis aussi. C'est souvent l'ordre du ciel que quand*
10 *on a perdu un plaisir il y en a un autre prêt à prendre sa place. — Ainsi je venais de partir de très chers amis, mais tout à l'heure je revins à des parens aussi chers et bons dans le moment. Même que vous me perdiez (ose-je croire que mon départ vous était un chagrin) vous attendiez l'arrivée de*
15 *vous leur envoyiez avec tant de bonté, elles disent qu'elles sont sûr que Mademoiselle E. est très aimable et bonne: l'une et l'autre sont extrêmement impatientes de vous voir; j'espère qu'en peu de mois elles auront ce plaisir.*

La première remarque à faire est que, venant d'une personne qui n'avait jamais été en France, cette lettre est très correcte au point de vue de la grammaire et même de la syntaxe; et cependant elle n'est française ni de style ni de conception. Comme cela devait arriver fatalement, elle ressemble à une traduction littérale de l'anglais.

M. Paul Meyer²⁹) avait déjà remarqué, à propos de l'auteur de *la manière de langage* que c'est, comme on sait, „un usage auquel renoncent difficilement les étrangers anglais ou allemands, qui dans leur langue n'ont qu'un seul temps pour le prétérit indéfini et l'imparfait.“ Là où il veut voir un *slip* nous remarquons une tendance de l'esprit anglais qui ne saisit pas la différence de nuance et tous les professeurs de français ont remarqué avec quelle difficulté leurs élèves se défont de cette habitude d'esprit. On peut leur apprendre mécaniquement la différence entre l'imparfait et le prétérit, mais ils

²⁸) *The life of Charlotte Brontë* (p. 89).

²⁹) *La manière du langage* p. 379. M. Paul Meyer a énuméré en cet endroit les différents *slips* de l'auteur.

ne la sentent pas. Ce n'est pas à notre avis l'influence de la grammaire, comme le croit M. Darmesteter, mais bien plutôt une tournure d'esprit, une conception confuse d'une action et une pauvreté de la langue anglaise. Nous reviendrons d'ailleurs sur ce sujet, quand nous étudierons les devoirs d'élèves et nous aurons à examiner si les grammaires dont ils usent leur sont d'un grand secours sur ce point.

Dans la lettre de Charlotte Brontë, nous trouvons sept exemples qui montrent bien la confusion qui était dans son esprit, et le *mélange* inconscient des formes anglaises avec le français appris. *J'arrivait* à Haworth (came to Haworth) (1) pour: je suis arrivée, mes petits soeurs *couraient* (ran) (2) pour: coururent, et elles *m'embrassaient* (embrassed) (4) pour: m'embrassèrent. *furent* (were) tous assemblés (7) pour: étaient tous assemblés. je *m'y rendis* (I came or I went) pour: (8) je m'y suis rendue, tout à l'heure je *revins* (I went back) (11) pour: je suis revenue. vous *attendites* (expected) l'arrivée (13) pour: vous attendiez. que vous leur *envoyiez* (sent) (15) pour: que vous leur avez envoyé.

Ce qui démontre l'inconscience et par conséquent le mélange c'est justement l'incohérence de cet emploi de l'imparfait et du prétérit. Une personne consciente des différences entre le français et l'anglais n'aurait employé qu'un temps d'un bout à l'autre de la lettre, mais ici il y a antagonisme entre le moule intellectuel de la conception anglaise et les formes apprises.

Dans la phrase *furent tous assemblés* (7) on peut remarquer pourtant un effort, un souvenir de la règle de grammaire, et justement là où il ne fallait pas y penser. En résumé, quand on pense qu'à la seule forme du prétérit en anglais répondent dans la conjugaison française quatre temps (Imparfait, Passé défini, Passé indéfini et Passé antérieur) il ne faut pas s'étonner que l'écolier ou l'écolière ne fasse la réflexion du grenadier de Waterloo: "ils sont trop". N'ayant aucunement le besoin d'exprimer les différentes nuances qui marquent en français les stades variés, les moments de l'action, ils emploient les formes apprises au petit bonheur et généralement, comme on dit, à côté.

Si l'on reprend en détail la lettre de C. Brontë, on peut expliquer et montrer à un lecteur anglais les différences:

Je suis arrivée (action terminée, complète) à Haworth. — Mes petites soeurs *coururent* (à ce moment là) et elles *m'embrassèrent* (même remarque que précédemment) . . . Mon papa, ma tante, etc., . . . *étaient* tous assemblés (action continue, état) et, au bout de quelque temps, je m'y *suis rendue* aussi (conséquence de l'action précédente). Au moment où vous me perdiez . . . vous *attendiez* (action simultanée) . . . et ainsi de suite. Toutes ces nuances

sont perdues pour la langue anglaise: sans doute, on peut dire que les Anglais ont pourtant une conception de ces nuances, mais ils se fient au reste de la phrase pour compléter le sens. La vérité est que la trop grande "suggestivité" d'une seule forme tend à affaiblir le tact du langage.

Nous trouvons dans cette lettre d'autres traces de syntaxe, ou de tournure de phrase propre à la langue anglaise. Par exemple "elles m'embrassaient avec autant d'empressement comme si (ligne 5)

l'on retrouve: *as if*. Ici nous avons simplement l'introduction d'une forme anglaise, dans l'exemple suivant le mélange se retrouve. *ême que vous me perdiez* (l. 12), peut s'expliquer de la façon suivante. "Au moment même où vous me perdiez" *Même quand: ven when*; la jonction inconsciente de ces deux tournures a produit trouble et l'incohérence de la phrase.

"Elles disent qu'elles sont *sur que*" (l. 16) est la traduction inconsciente de l'expression anglaise "they say, they are sure that" qui se trouve correcte, par pur hasard, quoique employée dans un sens différent. La vraie traduction française serait: elles sont persuadées, disent elles, que; le mot *sur* ayant quelque peu perdu l'énergie de son sens primitif en anglais.

Le mot *sûreté* (l. 1) est naturellement la traduction de *safety*; en français *sûr* et *sûreté* serait l'équivalent. De même *je venais de partir pour quitter*, angl: *part from*.

Des expressions, telles que, *pour plus d'un an* (5), *en peu de temps* (7), *en peu de mois* sont des traductions littérales d'expressions anglaises: *for more than a year, in a short time* qui serait mieux rendu par *au bout de m à few months*.

Nous terminerons par cette phrase *tout à l'heure je revins*. Tout à l'heure est évidemment une expression apprise, ce que nous appelons une phrase plaquée, comme 'à propos' dans les phrases allemandes. Ce qui montre qu'elle n'est pas comprise ici, c'est l'emploi du parfait au lieu du futur; ici évidemment Charlotte Brontë voulait dire, *just now*. Ceci nous montre comment le français moderne cette expression a eu de plus en plus une tendance à exprimer une action dans l'avenir. *À présent, maintenant*, traduisait plutôt la pensée de l'auteur de la lettre²⁰).

20) Des formes telles que *was going, I did go*, ne remplaçant pas un temps précis.

21) Cf. Dictionnaire Darmesteter-Thomas (*Heure*).

D'ailleurs cette expression est assez vague en français, nous trouvons dans Molière "Donnez-moi un bâton tout à l'heure" (*L'Avare* Acte IV, Scène III.), et dans Musset "J'en ai tout à l'heure assez (on ne badine pas avec l'amour)" où le sens primitif de tout de suite est conservé.

En résumé, cette lettre qui pourrait fournir encore de nombreux exemples, est précieuse en ce qu'elle nous montre le français appris théoriquement, en lutte avec les habitudes prises du langage naturel à l'écrivain³²).

Nous citerons une lettre, provenant d'une personne qui savait moins bien encore le français que l'auteur de *Jane Eyre* même à cette période de sa vie. Nous mettrons le texte pensé en regard du texte écrit :

texte pensé.

I wish you many happy returns of this day and I hope that you shall have a pleasant day. — I am writing this letter in French as you see, but I expect that it will be a very poor one. I attend a French class every Monday evening and we are studying . . . the Progressive course of . . . and I hope it will prove progressive in my case.

Will you answer this letter in the same.

I can not write further, because it takes such a dreadful time. I am always.

texte écrit.

Je vous désire quelque heureux retourné de ce jour, et j'espère que vous aurez un jour agréable. — Je suis écrit cette lettre en Français a vous voit, mais j'attendre il sera une très pauvre une. J'attende une classe Français chaque lundi soir, et nous sommes étudié le . . . 'Progressive course of' . . . et j'espère il prouvera progressive en ma casse.

Répondez vous à ce lettre en le sème.

Je ne puis pas écrire de plus, parce qu'il prende pareil de temps terrible. je suis toujours.

Sans doute, comme le dit ici l'auteur, une pareille lettre nécessite un grand travail, tel que regarder dans le dictionnaire, chercher ses expressions, mais on a là le stade élémentaire, où l'auteur, avec une connaissance très rudimentaire du français, essaye consciemment de lutter. Chez Charlotte Brontë, au contraire, la forme anglaise de pensée était devenue inconsciente, et elle croyait véritablement écrire en bon français.

La traduction anglaise mise en regard du texte montre déjà que nous n'avons ici qu'une traduction littérale, l'anglais restant toujours présent à l'esprit. Quelquefois même l'expression anglaise est introduite, faute d'équivalent. A ce stade d'étude un essai n'est autre chose qu'un exercice de traduction.

³²) Dans la déposition si intéressante de M. Louis Havet à propos de l'affaire Esterhazy, se trouve ce passage: Dans le bordereau, il y a des tournures incorrectes qui semblent indiquer quelqu'un qui penserait en une langue étrangère "sans nouvelles m'indiquant que vous désirez me voir, je vous adresse . . ." le mot 'nouvelle' est ici un mot impropre qui ne viendrait jamais à l'esprit d'un Français, il dirait 'sans avis' — et plus loin: "Si vous voulez y prendre ce qui vous intéresse, vous le ferez mettre à ma disposition, je le prendrai." C'est encore une tournure exotique; quelqu'un qui a bien l'instinct de la langue dirait: "je passerai" ou "j'irai le prendre".

Entre ces deux lettres, l'une venant d'une personne connaissant théoriquement le français et l'autre l'œuvre d'une commençante, nous pouvons mettre devant les yeux du lecteur des essais, faits dans les écoles par des élèves avancés, qui d'un côté ne sont pourtant pas de la force intellectuelle d'une Charlotte Brontë, tandis qu'ils ont dépassé les hégalements et les balbutiements du commencement de l'étude d'un langage.

Ces exemples représentent donc un état intermédiaire de semi-connaissance en ce qui regarde les règles et le style de la langue française et en même temps, de semi-inconscience de l'existence du langage inné, et de l'influence qu'il exerce. Les phrases de Charlotte Brontë montrent une lecture déjà considérable d'ouvrages français et un sentiment de la phrase; la seconde lettre est à peine sortie du monde anglais; les essais que nous allons citer offrent un stade intermédiaire, sans lecture d'aucune sorte, mais déjà avec une connaissance assez complète de la grammaire.

Les expressions, dit de Ronald, sont à notre esprit, ce que le tain est à une glace. Cette comparaison saisissante peut s'appliquer surtout à l'effort fait par un étranger pour retenir l'image qui lui vient par l'impression et cela au moyen de l'expression, mais ici la difficulté est double, car il s'agit d'arrêter une impression personnelle par un élément étranger. A. Darmsteter a montré comment les mots d'une langue étrangère, sont souvent, en ce qui concerne une expression figurée *devenus l'expression adéquate d'objets nouveaux pour certaines personnes, alors que pour d'autres elles ont conservé toute la transparence de leur valeur étymologique.* Pour un Français, *cornet* évoque l'image simple d'un papier enroulé en pointe; un étranger, étudiant notre langue, y verra une petite corne.

L'allemand „*Wurfel*“, pour les Allemands, est le correspondant exact de notre mot *dé* (à jouer). Pour un Français apprenant l'allemand, il accueillera l'image d'un objet que l'on jette (*werfen*)²².

Si les mots subissent ces transformations de sens, il s'en suivra que la moindre ressemblance de forme et d'orthographe entre un mot français et un mot anglais entraînera une conception erronée du sens. Thackeray a exagéré, d'une façon amusante, cette tendance dans les *Newcomes*: 'You don't mean to say', says Barnes, addressing Florio in French, on which he piqued himself, *que vous avez un tel manche à votre nom, et que vous ne l'uses pas.* (having a handle to your name signifie: posséder un titre de noblesse).

Dans l'étude, que nous allons entreprendre d'essais, écrits en français, aussi bien par des élèves des écoles anglaises que par des écrivains tels que Dickens et Charlotte Brontë, il ne faudra jamais

²² La Vie des Mots (p. 69).

perdre de vue le texte anglais que recouvre plus ou moins habilement la phrase apprise. En voici quelques exemples, empruntés à des devoirs d'élèves, des essais sur des sujets simples.

Le premier traite des *Vacances*. Sur trois copies, nous trouvons dans deux la même phrase, exprimant la même idée: le plaisir que l'on a eu pendant les vacances:

A. *J'ai beaucoup joui des vacances;*

B. *J'aime les vacances très beaucoup;*

C. *Je jouis des vacances fort beaucoup.*

On voit ici la traduction littérale de *very much*.

Le verbe anglais *to enjoy* cause aussi par sa ressemblance et sa commune origine avec le verbe français: *jouer de*, de nombreuses fautes. Si l'un d'eux (A) écrit correctement 'J'ai beaucoup joui des vacances' l'autre (B) tombe dans le piège, et écrit: „je m'en allai à la mer, là je me jouis (*enjoyed myself*) pendant quelque temps“. Un troisième (C) s'en va à Boulogne, ville qu'il apprécie de la façon suivante, bien anglaise, de forme et d'esprit:

“Je vint pour un jour à Boulogne, nommée une des plus belles villes sur la mer — *pauvres Français s'il est vrai!*“

Le même élève commet une de ces fautes caractéristiques, qu'on rencontre très souvent dans des devoirs: *pour* au lieu de *pendant*, traduisant *for*; par ex.: “Il vint *pour* quinze jours à Folkestone“. L'erreur se comprend facilement. *For* se traduit ordinairement par *pour*, mais il peut donner lieu à trois fautes différentes:

1. *for him* = *pour lui*;

2. *for he is* = *car*;

3. *for a fortnight* = *pendant*.

D'ailleurs pour 1 et 3, la confusion est d'autant plus facile, que *pour* s'emploie et s'employait surtout en français avec le sens de *pendant*. Nous disons encore: *pour combien de temps* et *pendant combien de temps*, mais le premier a une tendance à disparaître, au moins du langage écrit.

Un autre essai sur les *règates* montre surtout la difficulté qu'ont les Anglais à traduire en français leurs expressions de sport. Témoin cette description de la course entre les collèges d'Oxford:

Chaque an, il y a une course de bateaux entre les collèges de l'Université d'Oxford; on fait la course sur la rivière, mais à cause de l'étroitesse de ceci, les bateaux partent l'un la longueur d'un bateau devant l'autre, et ils essayent de frapper l'un devant eux-mêmes.

et cette autre, décrivant la même course:

. . . quand comme à Oxford, l'eau est étroite, il est nécessaire une autre mode: les bateaux se placent l'un devant l'autre à des distances égales: c'est le but de chaque bateau

d'atteindre l'un en devant; s'il fait ceci le bateau vaincu cède place au vainqueur.

Il est certain que des expressions comme *boat-race*, *bump* présentent de grandes difficultés de traduction, et les élèves, qui auraient pu créer le mot *bumper*, par exemple, ont essayé par une longue phrase incorrecte de rendre l'expression anglaise sans y réussir.

Charlotte Brontë, dans la première année de son séjour à Bruxelles, écrivit un *Portrait de Pierre L'Hermite*³⁴⁾ que Mrs Gaskell nous donne en entier dans son livre, avec les corrections de Mr Heger, le prototype du fameux Mr Paul. Nous y relevons les phrases suivantes:

"Pierre prit la profession des armes; si son ardeur *avait été de cette espèce qui* provient d'une robuste santé, il aurait été un brave militaire." Mr Heger corrige: *s'il n'avait eu que cette ardeur vulgaire*, sans se douter que la phrase française était la traduction inconsciente de l'expression anglaise *had been of that kind* —

Et plus loin:

"Sans doute la jeunesse de Pierre était troublée mais *il fit bientôt la découverte* que ce qu'il poursuivait . . ." Ici encore, l'expression anglaise: *made the discovery* a exercé son influence. Dans les deux lettres de Dickens, enfin, au milieu de fautes de toutes sortes, nous trouvons un esprit, une souplesse rares. Il y donne à son ami toutes les indications nécessaires pour se faire comprendre à la douane, prendre la diligence et venir le retrouver à Paris. Nous ne pouvons malheureusement les citer ici faute de place, seulement quelques phrases caractéristiques³⁵⁾. —

D'abord les expressions plaquées.

„Mais Monsieur reprend ses forces, et dit, *de haute voix*."

„Vous prévoyez presque toutes les choses qui vont arriver, et *aux choses* qui viennent d'arriver vous êtes merveilleusement *au fait*-. Mais, *c'est tout égal*, mais il n'est pas parti!"

Ces expressions françaises, que les romanciers anglais introduisent à tout moment, dans leur texte anglais, reviennent ici, et sont le plus souvent employées incorrectement.

Dans cette langue, que Dickens porte si plaisamment aux

³⁴⁾ L. c. p. 174. Mrs Gaskell ajoute: „As a companion portrait to this, Emily chose to depict Harold on the eve of the battle of Hastings. It appears me that her *devoir* is superior to Charlotte's in power and in imagination and fully equal to it in language."

Il aurait été curieux de voir comment cet écrivain si original, avec une telle saveur de terroir, aurait pu se plier au style français."

³⁵⁾ Cf. *Life of Dickens by Forster* II^e vol. p. 301—373 et 454.

nues³⁶⁾, et qu'il écrivait d'une façon si amusante, se retrouvent, comme il fallait s'y attendre quelques tournures anglaises.

Mais avec un écrivain comme Dickens, et avec sa souplesse d'assimilation nous ne rencontrons que des nuances, au lieu de pures fautes ou de phrases entièrement traduites de l'anglais, comme c'était le cas dans les exemples précédemment cités.

„Monsieur, qui continuera s'asseoir dans la malle-poste, sur le chemin de fer et après le chemin de fer, *jusqu'il* se trouve à la *basse-cour* du bureau de la Poste aux Lettres à Paris.“

Jusqu'il, de même que *pour* (cf plus haut) présente la difficulté d'avoir la forme correspondante en anglais, comme préposition et comme conjonction (till, untill) ce qui est aussi le cas pour *for*. „Hier au soir je rencontrai à l'Athenaeum Monsieur Mack-Leese, qui me dit que M. M. les Commissionnaires des Beaux Arts lui *avaient écrit, par* leur secrétaire, un billet de remerciements à propos de son tableau *dans* la Chambre des Députés, et qu'ils *lui* avaient prié de faire l'autre tableau en fresque, *dont on y a besoin*.“

Mais ces fautes inévitables n'empêchent pas que Dickens, peut-être avec l'auteur de la *Manière de langage*, ouvrage publié par M. Paul Meyer, soit l'écrivain anglais qui ait le mieux écrit le français, avec une aisance et une souplesse incomparables. L'esprit de ce langage, qui n'était pas le sien, il l'a saisi jusqu'aux plus légères nuances. Sans doute un écrivain étranger comme Henri Heine, après avoir longtemps résidé à Paris, a écrit des lettres en un français plus correct que celui de Dickens, mais ce dernier reste le seul exemple dans les temps modernes, dans ces quelques lettres qu'il écrivit en se jouant, de la compréhension du génie d'une langue et d'une pensée étrangères.

En résumé, après cette revue de différents essais écrits en français par des Anglais, nous ne pouvons que citer l'opinion d'un auteur anglais:

„Home se pourra longuement acoustumer pour parler francais avant qu'il en sera bien parfait, car il y a beaucoup des raisons d'englois que ne s'accordent mye à la language de France . . .“

et „Je metteray a vous un galon de vyn qu'il n'y a home ou roialme de France qui parlera chescun raison en sa language que s'acordera de mot en mot à une ytiel raison d'englois comme vous parlez maintenant, car vrayement il n'y a language ou monde qui se vieult soubmettre à l'autre.³⁷⁾

³⁶⁾ Mon ami, je trouve que j'aime tant la République, qu'il me faut renoncer à ma langue et écrire seulement le langage de la République de France — langage des Dieux et des Anges — langage, en un mot, des Français.

³⁷⁾ cité par Paul Meyer *Le Manière de langage* p. 380.

Le dernier, ou si l'on veut, le premier stade de développement a lieu dans les écoles, sous trois formes qu'il nous faut étudier. La façon dont on y apprend le français favorise le mélange car l'élève anglais n'a pour le protéger de l'influence de sa langue maternelle que le dictionnaire ou la grammaire.

Ni l'un ni l'autre, malgré le mérite des différents livres publiés par des professeurs anglais ou français, ne sont conçus dans un esprit vraiment scientifique, c'est à dire, suivant la définition de Diderot, avec la préoccupation d'adapter le moyen au but que l'on se propose. Une grammaire et un dictionnaire écrits par des Français pour des Français ont peu d'influence sur le développement d'esprit des élèves des écoles où on les emploie. Comme le dit avec raison M. Paul Meyer.⁸⁸⁾ „Dans les circonstances normales, celles qui dans la vie des idiomes cultivés sont malheureusement les plus rares, tant que l'accord se maintient entre la prononciation et l'orthographe, rien n'est plus inutile que d'apprendre dans un livre la grammaire de sa langue maternelle.“

Cependant, si M. Paul Meyer a raison en fait, on peut penser comme Schuchardt, qu'il serait temps, dans l'état actuel de la science, de comprendre que les lois du langage sont basées sur la psychologie et de faire, dans le domaine de la grammaire la même tentative que fit Darmesteter dans la lexicographie, c'est à dire donner les raisons des phénomènes et ne pas se contenter seulement d'analyser leurs développements.

Quoi qu'il en soit, une grammaire française écrite pour des Anglais, doit forcément être différente de celle qu'on destinerait à des Français, c'est à dire, qu'elle doit adopter un plan différent car il s'agit d'introduire dans des cerveaux la connaissance d'une langue et d'habitudes étrangères. Il faut partir, quand il s'agit de l'anglais et du français, de ce qui est commun aux deux langues, et aller de plus en plus en divergeant, à mesure que les langues se séparent. — Par exemple quand un élève anglais regarde dans son Dictionnaire français l'équivalent du mot „confectioner“, voulant dire (dans un de ses sens): pâtissier, il sera complètement dérouté en apprenant qu'un „confectionneur“ est un tailleur ou marchand de confections. Le vocabulaire surtout doit être l'objet d'une étude minutieuse, car c'est là le point où l'on distingue moins le mélange, à première vue.

Un dictionnaire, comme l'ont montré Littré et Darmesteter pour la langue française et le Dr. Murray pour l'anglais, ne consiste pas en une simple énumération de sens; Littré le premier a classé les différents sens d'un mot dans le temps et dans l'espace, mon-

⁸⁸⁾ *Le Manière de langage* p. 380.

vant comment ils se sont succédé, et donnant par des citations d'auteurs les dates des changements qu'ils ont subis.

Darmesteter a tenté, ce qui était encore plus difficile, d'expliquer ces changements³⁹⁾ et de tracer leur évolution psychologique. Ici la question de dates n'est plus un criterium, car souvent en sens spécial, que le mot donné contenait en puissance, ne se révèle historiquement qu'à une place et à une date très éloignées souvent du moment ,logique' où il devait apparaître. Ces deux méthodes de contrôle se complètent donc. Mais une troisième méthode s'impose, c'est la recherche, dans une langue parente, qui dans un autre milieu a suivi une évolution différente, de la destinée de ce même mot. Des stades de développement qui ont été passés, par exemple, ou n'ont pu se produire en français, reparaissent en anglais. L'histoire complète d'un mot n'est possible, que si on étudie ce mot dans toutes les circonstances et dans tous les milieux où il a pu se produire. Il y a donc deux évolutions à étudier: l'évolution dans le temps, et ici nous avons les différents exemples tirés des auteurs, avec les dates à l'appui — et l'évolution ,logique' ou potentielle.

Prenons pour exemples quelques-uns de ces mots dont certains Lexicographes français vivant en Angleterre ont tracé la liste qui ont la même forme et un sens différent dans les deux langages.

Succéder⁴⁰⁾ — Littré qui est le seul à notre connaissance qui ait jusqu'ici retracé l'évolution de ce mot lui donne 7 sens: 1° aller sous, entrer dans; 2° venir après, prendre place, par extension du sens original et étymologique; 3° succéder à quelqu'un; 4° succéder à quelqu'un, le remplacer par le talent, qui n'est que l'emploi au figuré du sens précédent; 5° recueillir l'héritage; 6° arriver, advenir, employé avec une expression adverbiale; 7° enfin le sens particulier qui nous occupe: être favorable, réussir.

Le 7° sens, donné par Littré, est un sens perdu en français et conservé en Angleterre. Godefroy ne le donne pas, au Moyen-Age, où l'on n'emploie le mot que dans le sens de suivre, prendre la place de quelqu'un. Le premier exemple en date est du 16° siècle, dans Amyot, „*En la guerre, les ruses qui n'ont point été pratiquées, sont celles qui succèdent le mieul*“ nous avons en suite de nombreux exemples que Littré tire des écrivains classiques du dix-septième siècle (Retz, Bossuet, La Bruyère⁴¹⁾). On peut se de-

³⁹⁾ Préface du *Dictionnaire et Vie des Mots* (passim).

⁴⁰⁾ Cf. Vaugelas *Remarques sur la langue françoise*. Lorsque succéder veut dire réussir, il s'emploie au prétérit avec l'auxiliaire avoir (au mot succéder).

⁴¹⁾ Cf. Livet *Lexique de Molière* (III p. 645): *Ces maximes un temps leur peuvent succéder*. (*Don Garcie de Navarre* acte II scène III).

mander s'il ne serait pas utile de donner aussi bien le dernier exemple connu d'un mot dans un texte littéraire, et de le suivre jusque dans les dialectes, qui embaument les mots que la langue littéraire dédaigne.

Quoi qu'il en soit, nous avons dans Littré tous les sens, contenus en puissance dans le mot *succéder*. Il classe notre 7^e sens sous la rubrique de sens spécial, et ne nous dit pas où on peut le rattacher. Nous penserions que le fait de succéder à quelqu'un, de prendre sa place, est un succès, et nous serions tentés, en conséquence de mettre notre sens spécial après les n^{os} 3 et 4 de Littré.

En allemand nous avons *folgen*⁴²⁾ qui revêt tous les sens du mot français *suivre*, et qui a transmis à un composé: *Erfolg* le sens de succès. Ici la suite logique serait, d'après l'allemand: suite issue, bonne issue, d'où succès.

Schuchardt⁴³⁾ a analysé les fautes qu'un Allemand peut faire en traduisant en français la phrase: "er folgte ihm", et nous reproduisons ici le tableau qu'il en trace:

$$\begin{array}{l} \text{er folgte ihm} \left\{ \begin{array}{l} \text{er ging hinter ihm her} \\ \text{er war sein Nachfolger} \end{array} \right. \begin{array}{l} \left\{ \begin{array}{l} \text{il le succéda} \\ \text{il lui suivit} \\ \text{il lui succéda} \end{array} \right\} = \text{il le suivit} \\ \left\{ \begin{array}{l} \text{il lui suivit} \\ \text{il le succéda} \\ \text{il le suivit} \end{array} \right\} = \text{il lui succéda} \end{array}$$

Schuchardt analyse très exactement les différents 'procès' par où est passé l'esprit du traducteur. En anglais ce mot offre une triple difficulté, car il a trois sens: suivre, succéder et réussir. L'élève anglais, s'il regarde rapidement dans un dictionnaire ordinaire, sera troublé par la complexité des sens, et en choisira un au hasard, ce qui arrive le plus souvent, et il y a parier que ce sera celui qui ne convient pas au contexte. Comme l'a montré Schuchardt, il y aura une confusion, à cause de la différence des compléments, suivant qu'on emploie un mot ou un autre. "He succeeded" peut se traduire par: "il succéda à quelqu'un, il le suivit, ou enfin il réussit (intr.)".

Dans un dictionnaire, fait pour être consulté par des Anglais, il faudrait donc donner des exemples pour chacun de ces sens, et attirer l'attention de l'élève, par une courte esquisse, sur l'évolution du mot en français et en anglais; la méthode la plus simple serait, à notre avis, la suivante: *Succéder*, même forme et même origine

⁴²⁾ Cf. Dictionnaire de Sachs-Villatte aux mots *folgen*, *erfolgen*, *Erfolg*.

⁴³⁾ Schuchardt, *Slavo-Deutsches und Slavo-Italienisches* p. 91—92.

que le mot anglais *succeed*; ce mot prête à des confusions, car il a eu un sort différent, en ce qui regarde le sens, dans les deux langues. En traduisant du français moderne (XIX^e siècle) il faut le rendre par 'follow' ou plus souvent encore: "to take the place of." Dans un sens particulier aujourd'hui à l'anglais, et qu'on ne retrouve en français que jusqu'au 17^e siècle inclusivement, il faut traduire par réussir "to prosper".

On élève ainsi une sorte de garde-fou, qui empêche l'élève de commettre une faute à laquelle il n'est que trop porté, et on le force à réfléchir, ce qui n'est jamais mauvais, et à regarder le contexte.

De Quincey, qui était un très fin observateur des phénomènes du langage, dit dans un passage de son *Autobiographie*: "As a more *amiable* man (taking that word partly in the French sense, partly also in the loftier English sense⁴⁴). Nous renvoyons le lecteur à une observation analogue fait par Charlotte Brontë, à propos des mots *friend* et *ami* et de leur différence de sens et d'emploi dans les deux langues.

Amiable a été excellemment traité dans le *New English Dictionary* du Dr. Murray, et ce mot montre la confusion des deux mots: *aimable* et *amiable* (*amicabilem* et *amabilem*). La raison de cette confusion est la faible différence qui existe entre les deux sens. Le premier sens de: *friendly*, nous le trouvons dans les deux langues, mais tandis qu'en anglais il subsiste encore, en français il s'est figé en une locution ou dans des sens spéciaux. L'attraction du mot *aimable* a été trop forte; tout se joignait ici pour faire disparaître le sens délicat devant le sens vague et général. Même en anglais, le Dr. Murray fait la remarque que les deux sens se mêlent" — 3 — implying the possession of that friendly disposition which causes one to be liked". La langue anglaise, en beaucoup d'expressions, peut laisser subsister deux mots rapprochés par le sens, et ne procède pas par voie d'élimination comme la nôtre qui a vite fait d'envoyer l'expression incomplète dans cet hôpital ou plutôt ces Invalides: les proverbes ou les locutions toutes faites.

Il semble que de Quincey ait bien saisi ce sens spécial (the loftier English sense) qui distingue le mot anglais *amiable*⁴⁵) de notre français *aimable*: une nuance de distinction active, si l'on peut dire, qui n'est pas près de se perdre, puisque comme le remarque le Dr. Murray, cet anglais plus jeune et plus évolutif, l'anglais des Etats-Unis, l'a transportée aux choses.

Nous avons déjà trouvé deux mots (*friend* — *amiable*) dont la délicate différence dans les deux langages a été indiquée par deux

⁴⁴) p. 328 *Autobiographie II*. (Ed. Masson)

⁴⁵) Cf. Littré, Darmesteter et Murray au mot *amiable*.

artistes, généralement plus propres à ce genre de découvertes que les philologues ou linguistes de profession. Ceci dépasse d'ailleurs l'étude de la langue comme on l'entend généralement, et appartient au domaine du sentiment.

Un autre mot *prévenir*⁴⁶⁾ a une longue histoire dans les deux langues et une aussi longue évolution. Nous trouvons huit sens dans Littré: 1. venir le premier; 2. agir, faire, avant qu'un autre agisse; 3. Terme de droit: se saisir le premier d'une affaire; 4. anticiper, parlant de personnes; 5. aller au devant de quelque chose pour le détourner; 6. aller au devant de ce qu'on peut désirer; 7. faire naître d'avance dans l'esprit des sentiments favorables ou défavorables; 8. informer ou prévenir par avance.

La suite des sens ne semble pas les faire découler logiquement les uns des autres, on pourrait les diviser en deux parties: l'élément qui implique la préséance, le sens propre étymologique; et l'élément figuré, qui se détache et forme une famille à part. Nous avons donc: les sens 1, 2, 3, 4, — qui sont tous actifs, si l'on peut dire; mais c'est à partir de ce point que l'embranchement, la segmentation se fait; le sens d'action disparaît ou s'affaiblit devant celui de cause de cette action; on précède ou on agit pour produire ou empêcher un événement (6—5); et de ces deux sens sont dérivés ceux d'avertir et de tromper.

Le sens d'*anticiper* nous est donné encore par de Quincey: "Dismissing however this subject, which I have at all noticed only that I might anticipate, and (in old English) *prevent* the uncandid interpreter of its meaning", dit-il dans son *Autobiographie*⁴⁷⁾

Le sens de tromper qui est déjà impliqué en partie dans le sens 7 de Littré, mais non clairement indiqué, nous le trouvons déjà dans Molière⁴⁸⁾:

Que par un zèle fin vous étiez prévenu.

De même que le mot *préjudice*, qui a fini par signifier simplement erreur, le mot *prévenu*, esprit prévenu, prévention, aujourd'hui signifie coupable (d'erreur ou de crime) et dans ce dernier sens au moins ce mot est toujours pris par un juge d'instruction français lorsqu'il vous demande: 'Prévenu, qu'avez-vous à répondre.' C'est ici le cas de mentionner cet exemple de ce que nos ancêtres appelaient: la judiciaire.

Pour en revenir à notre sujet, dans un dictionnaire à l'usage des élèves anglais, il faudrait à la partie anglo-française renverser

⁴⁶⁾ Non encore traité dans le *New English Dictionary* ni dans celui de Darmesteter et Thomas au moment où ces lignes étaient écrites.

⁴⁷⁾ *Autobiographie II* p. 147.

⁴⁸⁾ Cf. *Lexique de Molière*.

l'ordre adopté généralement, et commencer par le sens 5 de Littré, qui correspond à l'anglais "to prevent" et ne mettre qu'ensuite le sens propre et étymologique (1—4), auquel ne répond qu'un sens tombé en désuétude en anglais (remplacé par: anticipate). Dans la partie franco-anglaise, plus riche, il faut rétablir l'ordre logique:

Anglo-Français.

Prevent.

1. empêcher, prévenir (ce dernier moins usité), 2. en ancien anglais: dans le sens d'anticiper. (Littré 1—4 et de Quincey. 3. protéger⁴⁹).

Franco-Anglais.

Prévenir.

1. venir le premier, précéder, to precede, to go before; 2. (sens 4 de Littré) to anticipate; 3. (Littré 5, 6, 7) to prepossess; 4. dans le sens 8 de Littré: to inform, to warn, to deceive; 5. sens judiciaire et légal: accused, prisoner.

On voit qu'il faudrait adopter un ordre différent suivant que l'on traite la partie anglo-française ou franco-anglaise ou plutôt suivant le degré de l'évolution du mot dans l'une ou l'autre langue; le langage qui contient et a conservé le plus de stades de développement, sera celui auquel on se reportera pour l'ordre logique et l'évolution du mot.

A propos de la préposition *pour*, qui cause tant de fautes dans les devoirs d'élèves anglais, il faut remarquer que la cause de ces erreurs dans le cerveau de l'élève est l'ignorance de l'usage du mot *pour* qui d'après Littré (13.) signifie: *pendant*, mais avec le sens d'un futur; ou l'époque où une chose s'est faite ou se fera, mais toujours avec le sens de futur: c'est à dire qu'on se reporte dans le passé au moment où l'action allait se faire. Littré ne cite pas d'exemples de *pour*, dans le sens de *pendant*, dans le sens d'il y a, avec un retour de l'action en arrière dans le temps et dans l'espace. Les exemples qu'il cite de Montaigne, de Madame de Sévigné, de Molière indiquent toujours une action dans l'avenir; même celui de Madame de Sévigné: *Monsieur le Duc est ici pour un jour* qui pourrait prêter à l'équivoque, signifie: Monsieur le Duc... et (sous entendu) il a dit qu'il y restera un jour. Nous avons trouvé dans nos essais d'élèves un certain nombre d'exemples (cf. p. 44). Il faudrait donc, dans un dictionnaire, insister tout d'abord sur cette différence de sens et montrer que ce sens de *pour* disparaît peu à peu du langage français et est remplacé par *pendant*, plus vague et marquant aussi bien le passé que le futur.

⁴⁹) Dans le sens de protéger, cf. *Prayer Book: prevent us, o Lord, in all our doings, and further.* Le livre de commune prière est remarquable au point de vue linguistique, par la synonymie des expressions; qui sont répétées, pour être mieux comprises. Nous devons cette intéressante remarque à M. Berry.

Marier nous donne un exemple de 'Sprachmischung' analogue à celui de *succéder* (voir plus haut); sur sept copies d'élèves, nous trouvons la traduction suivante de la phrase anglaise "she had married the Dauphin"⁵⁰):

1. s'était mariée au Dauphin
2. s'était mariée le Dauphin
3. eut mariée le Dauphin
4. avait été mariée au Dauphin

Dans Littré nous trouvons: 1. Unir un homme et une femme par le mariage; 2. se dit de ceux qui font un mariage; 3. au figuré, allier deux choses; 4. v. réfléchi: se marier; 5. se marier, se prendre réciproquement pour mari et femme. — Ce qui cause le trouble dans le cerveau des élèves anglais, c'est l'emploi anglais du mot *marry*, qui a les deux sens de: joindre, unir en mariage et d'épouser (épouse).

Ces sens existaient en français (1, 2, 4, 5), mais bientôt ils ont donné encore lieu à une segmentation, et le verbe réfléchi a été employé uniquement dans le sens d'épouser. Il serait donc, dans un dictionnaire anglo-français, utile de marquer cette distinction, et surtout de montrer quand on peut employer l'un ou l'autre sens. Il est évident ici que le premier sens indiqué à l'élève doit être *marier*: unir en mariage (action de la personne qui fait le mariage); sens dérivé: joindre une chose à une autre (Littré sens 3), *marry*: épouser qq. (sens le plus fréquent), se marier à qq., 2. unir un homme et une femme par le mariage; 3. unir deux choses. Il n'est pas nécessaire d'insister, dans un dictionnaire destiné à des écoles sur la relation de sens, sur l'identité primitive de marier quelqu'un, marier soi-même; le sens réfléchi n'a dû se dégager que plus tard; quand on dit vulgairement: se marier avec, le sens actif se maintient; quand, par plaisanterie, on emploie l'expression: se marier contre, le sens actif disparaît.

Quoiqu'il en soit, les exemples cités plus haut nous montrent que, de même que *suivre* et *succéder*, les deux sens de *join* and *espouse* sont la cause des fautes grammaticales touchant l'emploi du complément:

s'était mariée le Dauphin, }
eut mariée le Dauphin, } had married the Dauphin,
pouvaient avoir pour pendant: *épouser* à, ou *s'épouser* à, fautes que nous n'avons pas encore rencontrées, mais qui sont possibles.

⁵⁰) Ce qui montre à quel point le mot anglais 'marry' peut prêter à l'équivoque c'est la citation suivante de Dickens: "Now, in fact", said Mr. Milvey . . . "I may as well tell you that I am going down to *marry* her" The schoolmaster started back: "Not to *marry* her myself," said Mr. Milvey with a smile "because I have a wife already. To *perform* the *marriage service* at her wedding". (*Our Mutual friend*).

Ici le mélange est produit par la présence, non sentie, d'un emploi dominant d'une expression en anglais, qui est rare ou a disparu en français, la présence de cette locution suffit pour amener ce trouble.

Nous allons passer en revue un certain nombre de mots français, où nous ne signalerons que les points de contact avec l'anglais sans entrer dans tous les détails de l'évolution des sens. Ceci fera l'objet d'une étude ultérieure.

Le mot *adresse* dans le sens du mot anglais *address* a vieilli en français. Dans les exemples donnés par Darmesteter, nous le trouvons au paragraphe 3: "Action d'adresser la parole à quelqu'un, vieilli". Et il cite un exemple de St. François de Sales: *L'adresse que j'avais faite de ma parole à Philotée*. C'est un curieux phénomène que de voir ce sens qui existait dans notre langue au 16^e siècle nous revenir aujourd'hui, comme néologisme, par la voie de la presse anglaise; nous n'avons d'ailleurs jusqu'ici qu'emprunté l'expression parlementaire: expression des vœux d'une assemblée, adressée au chef de l'état.⁵¹⁾

Confidence présente le même phénomène de confusion que nous avons déjà rencontré dans *aimable* et *amiable* . . . Il vivait sous la double forme de *confiance* et *confidence*, ni l'une ni l'autre complètement populaires. Darmesteter indique le sens vieilli de confiance qu'on accorde à quelqu'un et de là le sens dérivé, action d'accorder sa confiance. Dans le Dictionnaire du Dr. Murray, au mot *confidence* nous trouvons: "6 the confiding of private or secret matters to another; the relation of intimacy or trust between persons so confiding; confidential intimacy."

Il est difficile, pour un tel mot, de fixer la base du sens, car il est bien certain que le mot *confiance* implique *confidence*. Nous serions assez portés à croire que le procédé de dissimilation a dû suivre logiquement l'évolution suivante: *Confidentia* donnant deux formes: *confiance* et *confidence* (employée au 14^e siècle), employées dans le même sens; ce n'est que l'idée de secret confié qui a imprimé au mot *confidence*, moins populaire de formation, une évolution dans un territoire restreint et spécial. Ici nous voyons bien le désir de spécification, clarté, de division du travail dans les sens, se révéler dans le français; tandis que les différents sens (8 dans le *New English Dictionary*) peuvent vivre côte à côte dans la langue anglaise⁵²⁾.

⁵¹⁾ Cf. Godefroy: *adrescier à* = s'adresser à "adroissant aux seigneurs de Chevres" (1518) et *Lexique de Corneille* renseignement: Donnez m'en quelque adresse, (*La Veuve*).

⁵²⁾ De telle *confidence* — *Lexique de Corneille* par Godefroy: "j'avais mis mes secrets en bonne confidence," et dans le *dictionnaire de l'ancien français*: "bonne confydence en Dieu" (1485 Instruction de Louis XII.).

Dans un dictionnaire anglo-français, destiné à des élèves anglais, il faudrait, autant que possible, dissiper la confusion qui tend naturellement à s'établir dans l'esprit par un moyen assez artificiel. Dans la partie française, on traduirait *Confiance* par: 1. *trust*, *reliance*; 2. *Confidence*, en indiquant à l'élève la différence qui existe entre le mot français et le mot anglais, et en mettant le sens vieilli de *confidence* assez loin pour éviter une faute aux élèves qui se contentent généralement du premier sens venu. Dans la partie anglo-française, au contraire, on mettrait: *Confidence* 1. *confiance*, 2. plus rarement *confidence* (*in confidence*, or the *confiding of private matters*).

Nous parlions tout à l'heure de méthode artificielle, mais elle est nécessaire pour qui connaît la tendance que le mélange de termes similaires peut inculquer et enraciner dans un esprit; le but d'un dictionnaire est, tout en étudiant le mélange, d'en faire éviter les effets à ceux qui y sont enclins. Le mot *Confection* a été très minutieusement étudié dans le *New English Dictionary*, qui montre bien comment de l'idée de mélange (*cum-facio*), l'idée d'arrangement, de manufacture a pu se développer. Mais il nous semble que les deux parties de ce mot devraient donner deux familles de sens. En prenant les différents sens donnés par le *New English Dictionary*, nous rétablirions l'ordre logique de la façon suivante:

a. *cum factio*:

1. Making a preparation by mixture,
2. mixing,
3. compounding,
4. composition,
5. Making of preserves or confectionery.

b. *cum factio*:

1. Making a preparation by mixture,
2. { composition,
preparation,
3. making up, manufacture,
4. dress-making (borrowed from the French).

Dr. Murray montre bien l'évolution du mot *confection* qui d'abord employé dans le sens de préparation médicale, avec un sens spécial de "one preparation compounded with a sweetening agent" a pu naturellement signifier, après une série de sens, pâtisserie. Les deux langues ont développé deux sens différents du mot, après qu'il s'est segmenté; l'anglais a surtout pris le sens de mélange, le français celui de préparation; et là encore nous voyons le génie simpliste de la langue française se manifester; elle abolit le sens de mélange presque entièrement, tandis que l'anglais conserve les deux sens, tout en développant l'un plus que l'autre. Au fond, en reprenant au français le mot *confection* au sens de *dress-making*, l'anglais ne faisait que reprendre son bien, tandis que le

français reste diminué de toute une famille de sens qui réside en puissance dans le mot confection.⁵³)

Ici encore il faudrait, dans un dictionnaire anglo-français, bien distinguer les sens. — Nous aurions d'abord, dans la partie anglaise, à diviser bien nettement le sens de mélange et le sens de préparation; dans la première famille nous mettrions le sens spécial de 'confectionery', dans la seconde, celui, emprunté au français, de 'dress-making'. Dans la partie franco-anglaise la difficulté serait moins grande, étant donné qu'une seule famille subsiste.

Si l'on étend la comparaison, à l'italien, l'espagnol, langues soeurs, on aperçoit, pour la première, les deux familles que nous avons rencontrées en anglais: Confettare = 1. a. far confezione, condire, b. per mangiar confetti — et 2. preparare, comporre, condurre, alcuna operazione et 3. un autre sens: fargli cortesia et ossequi qui semble plutôt dérivé de la première famille. L'espagnol a surtout développé le sens de préparer: (Hacer preparar, componar) et le sens de préparation de médecine ou de pharmacie. Enfin l'allemand a emprunté le mot "Konfekt" dans le sens de fruits confis.

Ce mot nous a entraîné dans des développements un peu longs mais c'est qu'il se trouve à la jonction de plusieurs familles de vocables, tous dérivés de *cum* et de *factio* (facere); il est visible que le second mot pouvait donner des développements infinis, mais ce qui est curieux c'est l'extension du sens de 'mélange, composition', allant de la simple préparation d'objets, jusqu'au sens plus précis de pâtisserie, confiserie; ce dernier venant surtout de la forme du participe passé. Dans les langues d'origine germanique, il a été entravé, notamment dans l'anglais par le mot 'pickle', réservé à des préparations spéciales (noix, cornichons, etc.), et le mot 'jam'; réservé à la confiture proprement dite. L'histoire de ce mot nous entraînerait trop loin; mais dès maintenant l'on peut voir comment par la comparaison de tous les sens d'un mot de même origine dans plusieurs langages, on s'aperçoit de ce travail de sélection qui s'opère entre les sens, dont les uns sont employés par une nation tandis que l'autre, quoique les possédant en puissance, les laisse tomber hors d'usage. Il y a là une étude de végétation, avec toutes les influences qui contrarient ou favorisent l'expansion d'un sens, et même le transport de semences qui vont fleurir dans des endroits qu'on ne soupçonnerait pas. Ceci d'ailleurs confirme la théorie de Schleicher.

Le mot français *attendre* et son équivalent comme forme

⁵³) *Confection* au sens de confiture se trouve dans Godefroy (cf. *confection*).

attendre" en anglais méritent une étude spéciale. Le sens primitif fut, comme on le voit dans le dictionnaire du Dr. Murray: to stretch to still in order to succeed: direct the mind, listen: puis II to watch over, wait upon, wait in service: accompany as servant, go with, be present at, etc. III to wait for, await, expect: IV to intend so to expect, await, etc. Pour le mot *attente*: O F. *attente*, now *attente* (ready in O F. furnished with *entente*, *intention* etc.) de même l'art. *attente* a le mot: s'attendre avec le sens d'espérer, compter. C'est intelligible si on ne connaissait pas à *attendre* un autre sens que celui qu'il a aujourd'hui. Le verbe signifiait aussi l'attente, ce qui est le sens propre. — Dans le dictionnaire de Trévoux, on trouve: *attendre*. I. *inc.* tr. porter attention à quelqu'un. II: ceux auxquels je m'attends moins (Montaigne). III: attendre chose. IV: Compter sur l'arrivée de quelqu'un, de quelque chose. V: s'attendre jusqu'à l'arrivée de quelqu'un; VI: s'attendre à agir jusqu'à l'arrivée de quelqu'un, de quelque chose.

On voit combien l'histoire de ce mot est compliquée, et comment le sens d'*attendre* dans l'ancien français s'est développé en anglais, sans rien laisser en français. On a déjà un phénomène qu'il faut signaler aux élèves: tout procéder ici par voie d'élimination. D'un autre côté en anglais le sens de "s'attendre à" est remplacé par "expect", qui n'a pas d'équivalent en français moderne qu'un substantif "expectative" (s'attendre) — comme l'explique Littré, dérive de l'ancien *attention*, et le français ancien et moderne dans le sens d'espérer, coustoyer le site dans le *Roman de Frois*:

L'assaut, or mais sans attenance;

Hector estoit nostre esperance,

Nostre vie, nostre attenance.

De même dans Molière (cf. *l'écrou*)

En un mot ce vous est une attente assez belle. *Écrou*
(des Morts).

On voit que le sens ancien l'"attendre" être après l'une
personne, la servir, a disparu en français le même jour, tandis
qu'en anglais, le terme que le sens primitif de

Si l'on traçait l'évolution de ce mot, on aurait le phénomène suivant. Le sens "attendre", tendre vers quelque chose ou vers quelqu'un, est représenté en anglais, mais bien dans

dialect picard moderne, on dit encore: je m'attends le sens de je pense, je crois, j'espère. Ainsi, dans le sens de faire attention supplémentaire. — *Kala* ne fut pas l'élé le verbe *attendre* et *deceler* *Trouvés* le Long.

le verbe *attend* que dans le substantif *attent*. L'exemple de Montaigne cité par Darmesteter: "Ceux auxquels je m'attends moins" s'applique à une personne: "s'attendre à quelqu'un, lui porter attention" représente le seul reste d'une signification qui s'est développée en anglais (dans le New English Dictionary: watch over, wait upon, accompany as a servant, go with, be present at). Porter attention à quelqu'un signifie s'en occuper, de là prendre soin de lui, être son serviteur. Mais l'autre sens "porter attention à quelque chose" est plus riche en développement. En anglais, "direct the ears, mind, energies to anything" peut déjà se subdiviser: *direct the ears* devient écouter et alors il se confond avec 'entendre'. Nous avons en ancien français, comme l'a remarqué le Dr. Murray, la confusion de attente avec entente. "Direct the mind, the energies" peut s'entendre de deux façons: attendre = wait for, await, qui donne le français *attendre* dans son sens de verbe actif; et attendre: expect = attendre avec espoir de succès, puis objet de l'attente (cf. citation de Molière et les exemples cités par Godefroy, au mot *atendance*). Nous voyons le sens marqué en français dans la forme pronominale, et comme l'a remarqué Littré "s'attendre à quelque chose" reviendrait à dire: porter son attention (soi-même) vers quelque chose; se tendre vers quelque chose, d'où espérer, penser, comme dans la forme moderne du picard: j' matin = je pense⁵⁵).

Nous aurions ainsi le tableau comparatif suivant:

<i>français</i>	<i>ad-tendere</i>	<i>anglais</i>
porter attention, se tendre vers		to stretch to
à quelqu'un		to somebody
porter attention à qq. (16 ^e s.)		Watch over, wait upon, accompany as servant, go with, be present at
à quelque chose		to something
attendre-entendre s'attendre à.	direct the ears, the mind, the energies	
espérer, penser (expectation)	attend, pay attention, to expect, to intend to listen, to wait for	

Nous avons espéré, dans l'étude de ces différents mots, qui peuvent prêter à confusion et à mélange dans les deux langages par leur ressemblance, montrer deux choses. En premier lieu, au point de vue pratique, combien il est nécessaire de montrer de suite aux élèves des deux pays la commune origine des deux mots⁵⁶),

⁵⁵) Des mots comme *étranger, étrange*, en français, *strange, stranger* en anglais peuvent être aisément confondus les uns avec les autres: "I wish he was so very strange man as to be a total stranger." (*Our Mutual Friend* Dickens).

⁵⁶) Pour montrer encore un exemple, pour le mot *bachelor* (vieux garçon) et le français *bachelier*, cette citation de La Fontaine est précieuse:

et leur existence côte à côte pendant un certain nombre de siècles, en même temps que le point précis où ils se séparent. Montrer en effet le moment où la confusion (c'est à dire la faute) peut s'établir, n'est-ce pas détruire le mélange par la conscience? D'un autre côté, au point de vue scientifique, c'est rétablir l'ordre logique, sans négliger la succession historique des phénomènes. La même étude pourrait se poursuivre pour tous ces mots qui dans les grammaires françaises écrites en Angleterre, ont une différente signification avec une forme presque identique, mais cette recherche serait plus utile et plus profitable, si elle était entreprise par la méthode comparative sur un grand nombre de phénomènes et dans tous les langages où le mot, comme une plante, s'est propagé. Une étude entreprise dans ce sens nous donnerait une idée assez exacte et des qualités de reproduction et de propagation d'un mot donné, en même temps que des phénomènes de sélection, qui ont aidé ou entravé son développement: une véritable "Origine des espèces" des mots.

III. Compréhension auditive.

Le dernier terme de notre étude est ce qui, physiologiquement parlant, en devrait être le premier, et ce que nous appellerions volontiers: *la compréhension auditive*. Etant donné un élève anglais à qui l'on dicte un passage quelconque d'un auteur français, comment peut-on se figurer l'impression qu'il reçoit de ce phénomène et la réaction qu'il lui oppose. C'est le premier stade de l'adaptation et c'est en même temps la période où le mélange se produit, car l'élève a l'inconscience, quand il rend les mots français qu'il entend prononcer par son professeur, de toutes les habitudes de langage qui s'opposent à la parfaite compréhension de ces sens étrangers et qui tendent à prendre leur place.

Le résultat de cette lutte inconsciente est un son qui n'est, somme toute, constaté exactement ni par le professeur ni par l'élève; entre eux s'élève la barrière de la différence du langage. L'élève croit que le son qu'il a reproduit par la plume est celui que lui a donné son professeur, tandis qu'il n'est que le résultat de sa compréhension auditive, plus ou moins exactement notée. Le professeur de son côté ne comprend pas que ce qu'il voit sur le papier est le résultat de sa propre prononciation, modifiée par des habitudes de langage et d'ouïe spéciales. A l'un et à l'autre manque la notation exacte, que seule pourrait donner un appareil comme le phonographe (si le son

Un jeune *bachelier*

Interprétez ce mot à votre guise,

L'usage en fut autrefois familier

Pour dire ceux qui n'ont la barbe grise

Ores ce sont suppôts de Sainte Eglise. (Conte de la Clochette.)

y pouvait rester pur!). Et cependant l'oreille de l'élève a agi comme un véritable instrument de précision, écartant d'abord tout ce qui lui était hétérogène, et recevant la partie assimilable. S'il n'y avait que cette opération, le problème serait encore facile à résoudre. Mais le son, arrivé au cerveau, y rencontre déjà une influence sourde, inconsciente, qui le transforme encore d'avantage. L'élève a la conscience qu'on vient de prononcer un mot étranger, et le résultat qu'il reçoit pur de son oreille (en tant que celle-ci pouvait le lui donner naturellement) il le transforme, en essayant de l'adapter, plus ou moins consciemment, aux sons qu'il connaît et qu'il possède. Il fait, d'une façon gauche, ce que Palsgrave a essayé dans son parallèle des sons français et anglais. Malheureusement, nous ne pouvons nous faire qu'une idée vague de la justesse des comparaisons de Palsgrave, mais il est certain qu'une étude de sons analogues en français et en anglais serait, devrait être, la base de l'enseignement du langage étranger, en l'une et l'autre contrée. Il faudrait en un mot, faire de propos délibéré ce que la nature effectue inconsciemment: commencer par souder les langues en ce qu'elles ont d'analogue, avant de tenter de montrer aux élèves les divergences qui existent entre elles. Il s'agirait, au commencement d'un enseignement scientifique, de noter les points de jonction, la partie que l'on apprend inconsciemment par la compréhension auditive.

Un autre point est à noter: un professeur qui a l'habitude de l'observation, remarque au bout de quelques expériences les sons que ses élèves étrangers s'assimilent avec facilité, et ceux contre lesquels ils se buttent en vain. La question de la prononciation se pose. Il ne suffit pas de prononcer bien sa propre langue pour être utile à ses élèves, car à quoi sert d'être modèle si l'on ne leur donne pas le moyen d'imitation, si l'on reste inaccessible. Or le moyen est d'altérer ou d'exagérer certains sons, comme les voyelles nasales par exemple dont il est parlé plus haut, les détachant de leur appendice inaccessible pour le moment, afin de révéler leur nature de diphtongue. *ā ō ū* ne sont pas, même dans le langage moderne, cristallisés en nasales, et par exemple devant une voyelle peuvent très bien se segmenter: *un homme* pourrait s'écrire: *eu nom*. Or si l'on fait prononcer à l'élève, séparément *eu* et *nom*, sons qu'il peut très bien reproduire, en joignant les deux sons, on lui donne déjà la sensation de la nasale. Ce n'est qu'après qu'il a bien saisi et acquis cette habitude de prononciation, qu'il peut passer à la prononciation de la voyelle nasale devant une consonne, soit: *ū cheval*.

Or cette expérience ne nous montre-t-elle pas qu'une dictée doit être accompagnée d'un exercice de prononciation, au moins là où l'orthographe, ce qui n'arrive pas toujours, est la servante de la

prononciation. Il sera temps plus tard de montrer à l'élève les contradictions qui existent, d'abord entre l'orthographe et la prononciation dans une langue, puis les divergences insurmontables, ce que nous appellerons la personnalité, le moi de deux langues, comme le français et l'anglais. Il semble au contraire que l'on se plaise à accumuler les difficultés au début de l'enseignement, au lieu de montrer à l'élève les analogies, qu'il comprendrait et saisirait facilement. De même que pour la prononciation on devrait choisir les sons analogues, pour le vocabulaire on ferait bien de donner les mots, dont nous avons étudiés plus haut les particularités, et qui se ressemblent au moins de forme. Une des plaisanteries favorites de certains élèves dans les écoles anglaises est de traduire un mot français par la forme anglaise correspondante. Au fond, derrière cette envie si naturelle à cet âge tendre, de plaisanter et de faire rire les camarades, n'y a-t-il pas une impulsion naturelle, qui montre la vraie voie à suivre? Une étude du vocabulaire devrait donc être fondée 1° sur les mots qui ont la même forme et le même sens en anglais et en français: ce sont pour la plupart des mots empruntés tout vifs, d'un côté comme de l'autre (p. ex. *à la mode*, *à corps perdu*); 2° les mots qui ont la même forme, mais qui ont aujourd'hui un sens différent, comme ceux que l'on a étudiés plus haut (*confidence*, *confection* etc.) en commençant par montrer à l'élève leur point de contact. 3° Enfin les mots réfractaires à l'une et à l'autre langue.

Ce que nous avons essayé de faire pour le vocabulaire, en montrant plus haut comment l'on pourrait faire un dictionnaire vraiment utile, nous le répèterons ici pour la prononciation. Malheureusement l'on se heurtera encore longtemps contre la difficulté de notation phonétique. Il faut donc que le professeur intervienne et "introduise" la langue, en employant ce mot dans le sens anglais de "présenter" à ses élèves, de même que, pour une présentation, on donne d'abord les détails qui peuvent mettre les interlocuteurs en contact et en sympathie l'un avec l'autre.

Les remarques précédentes s'appliquent à la connaissance et à l'enseignement pratiques du langage. Mais au point de vue purement scientifique, il restera à étudier, dans les phénomènes que nous allons présenter, ce que M. Schuchardt appelle la force symbolique qui réside dans tel ou tel son. Parlant de certains sons ou syllabes *uñ*, *oñ* (*renfrogné*, *brogne*) il dit: "Aus sehr verschiedenen Quellen sind diese Wörter in konvergierender Richtung geflossen; die begriffliche oder lautliche Angleichung, die sie durchgemacht haben, beruht auf der lebendigen symbolischen Kraft, die der Sylbe *uñ* oder *oñ* innewohnt." Cette force symbolique d'attraction qui préside à la forme de sons pour exprimer certaines idées spéciales, comme *groin*, *renfrogné*, *brogne* ou *Tartuffle*, *Panulphe*, a,

comme le dit Schuchardt, pour principe un besoin d'adaptation, d'assimilation.*

Or l'assimilation n'est possible entre deux langues que pour les sons que l'on possède en commun; la possibilité de prononcer est donc antérieure, cela va de soi, à l'idée d'appliquer les mêmes sons aux mêmes idées. C'est donc la prononciation qui nous donnera le substratum des éléments communs à l'anglais et au français, de leur parenté physiologique en même temps que de leurs différences.

De la prononciation, l'on passera au traitement que certains mots français et certains mots anglais subissent, hors de leur milieu et de leur transplantation. Suivant une expression de Balzac, ils subissent le sort du limaçon qui entre dans une ruche d'abeilles, et que celles-ci environnent de cire; ils sont figés et immobilisés tandis que d'autres se développent même sur ce terrain qui leur est étranger, et sous cette prononciation qui ne leur était pas primitivement destinée.

Tous ces phénomènes, en un mot, sont enfermés dans la formule de *Comprehension auditive*.

Voyelles nasales.

Il s'agit d'étudier les voyelles ou les sons qu'elles représentent, séparément. Les sons *ã*, *õ*, *ũ* offrent une difficulté pour la prononciation qui est malaisément surmontée par les élèves des écoles anglaises. Ici l'oreille rend compte de la difficulté de prononcer; dans une dictée, l'on voit que les sons de nasales ne sont pas perçus. Il se produit alors un double phénomène: ou il y a confusion entre les voyelles nasales ou bien la nasalité disparaît. Celui qui dicte, s'il est Français d'origine, ne peut concevoir cette difficulté jusqu'au moment où il s'aperçoit que chez lui même dans sa prononciation, il y a eu matière à douter, au moins au point de vue de l'ouïe. De plus, le son nasal est plus ou moins perçu, suivant qu'il est plus ou moins rapproché de tel ou tel autre son, facilitant ou rendant plus difficile la prononciation ou la perception auditive.

La confusion d'un son nasal avec un autre son nasal est très fréquente; l'on trouve *dans* pour *dont*, et dans le tableau suivant, qui résulte de l'examen de plusieurs copies d'élèves nous trouvons pour "au cours d'un récent voyage": 1. ou cours dans raison voyage 2. au coeur dans raison voyage 3. ou coeurs d'un raison voyage 4. aux cours dans ze — voyage. Comme premier résultat de l'expérience, nous constatons que la phrase n'a pas été comprise, par conséquent, aucun élément artificiel n'intervient, et nous n'avons devant nous que la compréhension auditive. Suivant la plus ou

*) *Zeitschrift für romanische Philologie* XXI 2, 205.

moins grande capacité intellectuelle ou le plus ou moins grand besoin de clarté dans l'esprit de l'élève, nous voyons (4) une compréhension fragmentaire à peu près satisfaisante.

Le mot *récent* est un des plus difficiles à rendre justement à cause de sa ressemblance de son avec le mot *raison*; il n'y a que le son sifflant du *c* qui constitue la différence, et combien de Français prononcent le *c* d'une manière qui se rapproche de l'*s* lors qu'ils n'y mettent pas d'emphasis. Il y avait donc ici une attraction irrésistible pour l'élève qui ne pouvait deviner le sens de la phrase. Ajoutez à cela qu'il y a beaucoup plus de chance pour que le mot *raison* soit resté dans l'esprit, et que la différence de prononciation entre le mot anglais *recent* (ts) et l'adjectif français sera une cause additionnelle d'erreur.

Cette phrase semblait choisie exprès pour contenir des sons douteux: *ou-au*. Même en français pour prononcer "aujourd'hui", combien de fois, si l'on n'y prend garde, sans doute à cause de l'attraction de la seconde syllabe on dit: *onjourd-hui*; et par un phénomène inverse: *ajor (au) d'hui*. Ici nous avons un phénomène semblable dans la juxtaposition de *au* et de *ou* (au cours). Pour l'enseignement, il faudrait attirer l'attention de ceux qui dictent, sur cette confusion possible de sons, à laquelle ils n'échappent pas toujours eux-mêmes.

Mais revenons au voyelles nasales. La cristallisation en un seul son de la voyelle et de la consonne n'existe pas, on le sait, chaque fois que la consonne est suivie d'une voyelle au commencement d'un autre mot; par exemple *un arbre* se prononce *eu-narbre*. Mais des phénomènes curieux de phonétique syntaxique, que l'on peut suivre dans leur évolution chez plusieurs élèves, suivant leur degré de compréhension auditive et intellectuelle, se rencontrent dans les dictées. Par exemple pour rendre *pèse lourdement*, nous voyons: *peise ce lourdement* — *pays si lourdement*.

La seconde partie de *pèse*, qui devrait être muette, et qui l'est en réalité lorsque ce mot est prononcé seul, ou qu'il est en face d'un autre mot commençant par un voyelle, se prononce en face d'une consonne. En réalité, pour rendre la façon dont on prononce cette partie de phrase on devrait noter *pé-seu* lourdement. C'est ce phénomène qui est ici perçu par les élèves, dont l'un rend exactement ce qu'il a entendu: *peise ce lourdement*, et dont l'autre introduit un mot qu'il connaît pour résoudre la difficulté.

Des exemples comme *de la greculture* (agriculture), *la venir* (avenir) sont fréquents. *Commercial* est rendu par *comme-mercille*. Parfois, l'élève en désespoir de cause, reproduit simplement les sons qu'il entend et comme il les entend, et nous avons alors ce qu'on

pourrait appeler „des monstres“ comme *de long ces son trottoir* pour dès l'an 1633 ou *et des jennes-gens* pour et des indigènes.

Ce résultat paraît au premier coup d'oeil fantastique, mais l'on arrive vite à se rendre compte de la façon dont il se produit. La confusion des voyelles explique *de long* pour dès l'an; le chiffre seize cent trente-trois donne d'abord *sé* pour *seize*. Mais combien de Français prononcent *sé* pour *seize* devant un mot commençant par une consonne, tel que cent; la preuve en est la confusion constante que font des élèves étrangers entre *sept* et *seize*; ensuite *son trottoir*, sauf l'*r*, rend exactement la prononciation rapide de cent trente-trois. *Son* pour *cent* est régulier; quand à *tro* pour trente-trois, il faut d'abord se rendre compte que peu de Français pronocent l' *N*; la preuve en est que les étrangers, les Russes notamment à Paris, disent couramment, *vin-trois* (23) ou *tren-troi* (33). Ce n'est pas pour le plaisir de le faire, mais c'est parce qu'ils l'ont entendu prononcé ainsi.⁵⁷⁾ Or *tren* devient *tron*, puis la nasalisation s'affaiblit, et nous avons *tro*. Voilà l'explication naturelle du phénomène monstrueux. *Indigènes* rendu par „et dé jeanes-gens“ est aussi facile à expliquer. En premier lieu, nous voyons souvent *i* devenir *é* quand un autre *é* suit; par exemple *inédit* devenir *énédit*; il y a un phénomène d'attraction sur lequel nous reviendrons tout à l'heure; *jeunes* ou *jun-nes* se transforme en *an*, comme nous l'avons vu plus haut par suite de la confusion des voyelles nasales. Beaucoup de français confondent *jaunes* avec *jeunes*. Le mot *gens*, dont l'apparition peut étonner ici, est le résultat d'un effort de compréhension. Nous trouvons *indigènes* rendu par *en dix jens*, dans une autre copie.

Si l'on pose, sous forme de dictée, cette question cruelle à un certain nombre d'élèves anglais :

“Quand pend-on l'enfant?” on aura les résultats suivants: Quand *peint-on* l'enfant? — Quand *pent-on* l'enfant? — Quand *pendant* l'enfant?

Cette phrase a l'avantage de renfermer le plus grand nombre de voyelles nasales dans le plus petit nombre de mots possible. Il y avait deux difficultés, dans la prononciation, le *d* prononcé comme un *t*, qui a entraîné un des élèves à rechercher un verbe finissant par *t* à la troisième personne de l'indicatif présent, il a trouvé *peint*. Il est inutile de dire que le sens de la phrase était resté caché aux élèves pendant que l'on pratiquait cette expérience. Le troisième exemple est plus curieux au point de vue de la compréhension auditive: *pendant*. On peut se demander si deux voyelles nasales, qui doivent se prononcer de même, à cause de l'assimilation de *a* et de *e*, n'ont pas une tendance à donner un différent résultat, produit de la dissimilation. Si peu d'accent qu'il y ait dans le mot *pendant*, tel qu'il est prononcé aujourd'hui, on appuie cependant plus

⁵⁷⁾ Ou au moins avec le *r* faiblement prononcé.

sur la première partie du mot que sur la seconde qui tend par suite à s'assombrir; or, aussitôt que *ã* est prononcé sourdement, il devient *õ*.

L'on faisait remarquer plus haut que la nasalité des voyelles n'est pas seulement une difficulté pour les étrangers, mais aussi pour les Français. Sans doute, partout où la voyelle nasale est suivie d'une voyelle, ou à l'intérieur du mot ou au commencement du mot suivant, la nasalité disparaît et ses deux éléments se segmentent. Mais il est probable aussi que le son actuel de la voyelle nasale dans le français (du Nord) est relativement moderne. Ce qui tendrait à le faire croire, entre autres preuves, est qu'au Canada, où le français du dix-septième siècle a poursuivi son évolution librement, la nasale disparaît dans certains cas;⁵⁸⁾ par exemple l'on a *avention* pour *invention*, ou *éventaire*, *eventer*, pour *inventaire*, *inventer*. Ceci semblerait plus un fait de libre développement de la langue qui n'était pas fixée par la littérature; on trouverait des exemples analogues dans les patois. C'est ce qui explique que même dans la prononciation d'un Français, dictant à des élèves étrangers un mot comme *intention* peut être compris et entendu: *attention*.

E ouvert prononcé avec emphase, peut devenir *a* généralement devant un *t* ou un *c*. Au Canada et dans le patois normand l'on rencontre souvent ce phénomène: merveille, marité, etc. Nous le trouvons aussi dans les dictées d'élèves: *atabli*, *marité*, *abnagation*.

Comme l'on a vu plus haut des essais d'élèves reproduits textuellement, il ne serait pas peut-être inutile ici de donner un fragment caractéristique d'une dictée, qui permettra d'étudier sur le vif; l'on mettra le texte français en regard des deux résultats de l'expérience, montrant deux compréhensions auditives plus ou moins différentes du même texte et de la même prononciation.

Dictée française	1 ^{er} copie	2 ^e copie
1 Ce livre est le fruit	Sur livre et le fruit	Ce livre est le fruit
2 d'observations per-	d'observancient per-	d'observations person-
sonnelle	sonnelles	nelles,
3 et les documents	et les documents qu'ils	et les documents qu'il
qu'il		
4 renferme ont été	renferment on etaient	renfermèment ont été
recueillis	recui	recueilli
5 sur place, au cours	sur place, ou coeur	sur place au cours
d'un	dans	dans
6 récent voyage. On	raison voyage. Un y	reson voyage. En y
y trouve	trouve	trouve

⁵⁸⁾ *Dictionnaire Canadien-Français*. Sylva Clapin (1894. Boston).

7 sur la situation de l'agriculture	sur la situation de la greulture	sur la situation de la greulture
8 et de l'industrie in- digène, .	et de l'industrie et des jeansgens,	et de l'industrie en dix gens
9 sur les établisse- ments agricoles	sur les établissements agrecules	sur les etablissements agricultes
10 et industriels créés par	et industrielles corient par	et industrial crée par
11 les Français en Tu- nisie	les Frances en Tunis	les Français en Tu- nisie
12 des détails précis et	des detailes preces et	des detaillles precis est
13 des renseignements	des rencenuments	des rencenement
14 inédits. L'avenir	il n'ait dit point. La venire	est-nedi . . La venir
15 commercial de	commercial de	commemercille de
16 notre nouvelle co- lonie	notre nouvelle colo- nie	notre nouvelle colo- nie
17 est minutieusement	et minucieusement	est minuciment
18 étudié dans ce vo- lume;	étudie dans ce vo- lume;	étudi dans ce vo- lume
19 les conditions du	les conditions d'un	les conditions du
20 crédit, les douanes	credits, les doins,	credit, les doines
21 les impôts, dont	les empos dans	les anpos dans
22 le poids pèse si	le point pays si	le poids peise ce
23 lourdement sur	lourdement sur	lourdement sur
24 notre protectorat,	notre protectora	notre protectorat
25 sont rigoureuse- ment	sans rigoureusement	sont rigoreusement
26 mis en relief.	mis en reliefe.	mise en relief

On peut remarquer par les fautes, dont ces deux copies fourmillent, que l'expérience a été faite dans les conditions voulues; sauf quelques rares exceptions, le sens de la dictée est resté caché, et les deux élèves à part quelques souvenirs çà et là, ont dû se fier uniquement à leur compréhension auditive.

La prononciation, qui leur était indiquée pendant la dictée, ne les a pas plus renseignés sur le rythme que sur le sens de la phrase. Un exemple frappant de cette absence de compréhension nous est donné par un des élèves écrivant: *point*, lors qu'il s'agissait du signe de ponctuation.

En ce qui concerne la compréhension auditive, on peut admettre en principe que partout où les deux élèves ont reproduit le même son et où ils diffèrent de la même manière du texte qui leur est donné, on a le résultat exact de leur compréhension, de ce qu'ils ont entendu.

Similitudes.

Nous trouvons le voyelle nasale, mal rendue, ou confondue avec une autre voyelle nasale, simultanément dans les cas suivants ligne (5) dans — pour *d'un*; ligne (6) raison, reson — pour *récent* ligne (8) et des jeunes gens, en dix gens — pour *indigène*. On a mentionné ce fait plus haut; mais il faut observer cependant une nuance. Le premier élève, malgré sa graphie bizarre, était plus près que le second du son français, et ce qui le prouve c'est qu'il a cru devoir ajouter *gens* montrant par là qu'il entendait noter le son *jeune*, qui se rapproche de *gène*. Le second n'avait pas senti l'e muet

13 rencement — rencement = *renseignement*. Le son mouillé de l'n n'a pas été perçu.

20 Dans les deux graphies = *doins, doines*, nous trouvons deux essais pour reproduire les sons français: *douane*, le second essai se rapproche le plus du modèle, vu que *doi-ne* est équivalent de *douane* phonétiquement parlant, comme l'élève avait pu le constater dans *voir* = *vouare*, *croire* = *crouare*

21 *empos, anpos* = *impôts*: confusion de la voyelle nasale.

Les phénomènes de phonétique syntaxique ont été mentionnés

plus haut, et c'est la même faute est pr
(7) *de la grecultur*
mathématiquemer
nir) (14) est un

(14) *Il n'a*
cieuse, montrant
avec é fermé; d
a entendu, tand
une phrase corr

(25) Un n
exactitude même
rigoreusement; t
analogie seulem
syllabe du mot,
les deux élèves
dans la pronon
reusement avec

Là où le
ellement plus d

1 sur (=)
est suivi de li
tel que rapport,
tomberaient da

2 *observancient* (= observation) est plus difficile à expliquer; faudrait-il supposer que l'élève a mis la nasale par pure étourderie; ou bien qu'il y aurait attraction de la syllabe nasale qui suit?

4. *recueilli* est réduit à sa plus simple expression dans la première copie (= *recus*) Il y a là une contraction singulière, mais qui montre bien ce que l'élève a entendu, et ce qui devait être, au moins en grande partie, dans la prononciation du professeur; il faut prononcer le mot lentement, avec emphase, pour ne pas arriver au résultat que l'élève a reproduit ici assez fidèlement. Dans l'autre copie l'on trouve: *recuielli*; si l'on examine attentivement cette graphie l'on constate qu'elle exprime dans la première partie de mot ce que l'élève a entendu; dans la seconde intervient le souvenir.

15 *Comme-mercille* pour commercial est aussi de la phonétique syntaxique; la graphie *mercille* indique combien le son *ial yal* est difficile à percevoir pour un élève anglais, qui ne reconnaît pas le mot de sa propre langue prononcé différemment (*ko-mer-chat*), et reproduit ce qui a surtout frappé son oreille, le son mouillé de l'*l*.

26) *mise en relief*, est un fait de phonétique syntaxique qui ne se produit que dans la seconde copie.

2) *renfermenent* pour *renferment* présente un phénomène singu-

Ma Reine, you must not fret
 Bout little t'ing like dat.
 To Londres, on de day in June
 You tole me, I will come,
 And show you w'at is like de French-
 Canadian *gentilhomme*.
En bref, our Wilfrid capture France
 He's capture Anglan too etc.

Dans un passage de l'article de M. A. Chamberlain,⁶⁰⁾ l'on
 "Perhaps the most important influence excited by the
 of English has been in forcing a changed English meaning
 words which are perfectly French and for example,
 in the sense of *peine*), *notice* (for *avis*), *rappeler* (in the sense
 of *porter* speaking of a law), *supporter* (for *appuyer*)".

Dans ses *Problems of Greater Britain*, Sir Charles Dilke dit:
 "Language of the *habitants*, or *habitans* as the word is often
 in the French of the past and of the future, has become
 what mixed with English phrases The peasant or the
 cooper will say *Je n'ai pas de change* for *I have no change*
 will describe *dry goods* on his signboards as *Marchandises sèches*
 will call out when he is busy, *J'ai un job à remplir*. In public
 meetings one hears of *les minutes* and the seconder of a Resolution is
 usually called *Le sekondeur*⁶¹⁾ "et il ajoute: "Change is now in
 direction of purification, and day by day in the speech and
 writing of the educated among the French-Canadian people, local
 words are giving way to the more scientific forms of modern French."

Dans tous ces exemples, nous ne trouvons pas de mélange
 proprement dit, mais *échange*, si l'on peut dire, fait consciemment.
 Une phrase telle que "j'ai un job à remplir" montre seulement que
 l'*habitant* s'est servi du terme anglais comme rendant mieux sa
 pensée. De plus, ces termes dont on a parlé plus haut, et que les
 émigrants ont apporté au Canada avec le sens du seizième ou dix-
 septième siècle, presque identique au sens anglais, ces termes ont
 avec les termes équivalents en anglais un rapport d'identité. En
 ce qui touche la chanson que l'on a citée, ce qui est remarquable
 justement, c'est la forte personnalité, si l'on peut dire, des termes
 français employés. Au fond ce qu'il serait intéressant d'étudier
 au Canada, c'est l'anglais parlé par les émigrants français. "On de
 day, you tole me" montrent ce que la prononciation de l'anglais
 par les émigrants français est devenue après quatre siècles.

⁶⁰⁾ cf. loc. cit. Chamberlain, pag. 82.

⁶¹⁾ *Problems of Greater-Britain* (I vol. pag. 53) Macmillan 1890.
 5*

En résumé ce que nous avons voulu montrer dans notre étude, c'est le mélange du français et de l'anglais modernes en Angleterre dans la littérature, et dans les écoles. Pour rappeler la définition d'Hermann Paul⁶²⁾ c'est l'influence exercée par une langue sur une autre langue, qui ne lui est pas apparentée ou qui du moins, si elle a eu avec elle un lien quelconque autrefois, est aujourd'hui si fortement différenciée qu'elle doit être apprise, que nous avons voulu étudier. Le français de France est aujourd'hui beaucoup plus différent de l'anglais moderne que le français du dix-septième siècle parlé au Canada.

Ce mélange suppose l'inconscience, mais à différents degrés; tandis que chez les lettrés, comme Charlotte Brontë, Dickens, et Thackeray, l'usage des citations françaises est voulu et conscient; il se présente parfois, comme nous l'avons montré, une action souterraine et inconsciente, si l'on peut dire, du langage originel qui influe sur la phrase. De même dans les citations courantes de journaux. Mais avec les élèves des écoles l'expérience est plus concluante; là dans les exercices de traduction et les essais, nous trouvons plus de phénomènes encore de mélange, et enfin dans les exercices de dictée, où la compréhension auditive est seule en jeu (du moins qu'on ait écarté toute chance de compréhension autre), nous trouvons le mécanisme inconscient du mélange dans toute sa pureté.

Ceci pour l'étude du Mélange. Mais au point de vue pratique de l'enseignement, des expériences faites dans cet esprit amèneraient le professeur de français en Angleterre à se rendre compte, plus qu'il ne le fait d'ordinaire, des difficultés qui entravent son oeuvre d'assimilation. Une fois ces difficultés reconnues, il serait possible si non d'enseigner la prononciation pure ou la compréhension complète du français, au moins de permettre de reconnaître si l'élève présente des caractères réfractaires, soit dans sa prononciation soit dans sa compréhension, à l'étude du français, ou si l'on peut arriver graduellement à éveiller en lui la "conscience", le sentiment d'un langage différent du sien, en se servant dans sa propre langue des éléments qui sont le plus rapprochés du français et qui peuvent servir de pont entre les deux langues. Ceci ne paraîtra pas pratique aux gens qui croient que l'on peut s'assimiler un langage uniquement à l'aide de règles de grammaire, mais ne peut-on se demander si une expérience conçue dans cette esprit n'appartiendrait pas à ce qu'on peut vraiment appeler "l'Education" ?

CHARLES BONNIER.

⁶²⁾ *Prinzipien der Sprachgeschichte*, p. 337.

Zur Lautlehre der französischen Lehn- und Fremdwörter im Deutschen.

Die auf den folgenden Blättern vorgelegten Studien wollen im wesentlichen eine Ergänzung sein zu der Abhandlung von Joseph Kassewitz, *Die französischen Wörter im Mittelhochdeutschen* (Diss. Strassburg 1890), ohne dass sie sich auf das Mittelhochdeutsche beschränken.¹⁾

I. ä, e für a in französischen Wörtern im Deutschen.²⁾

Schweizerdeutsches *mätt* = matt soll nach dem *Schweizerischen Idiotikon* IV, 551 seinen Umlaut aus den Steigerungsformen bezogen haben. Das ist höchst unwahrscheinlich, wenn nicht unmöglich. Wird denn der Komparativ oder Superlativ des Wortes so häufig gebraucht, dass er den Positiv beeinflussen konnte? In ä von *mätt* sehe ich vielmehr Lautsubstitution für frz. *ă*: das frz. *ă* ist nämlich in vielen Fällen heller als das hochdeutsche, von dem es weiter absteht als von ä; es ist daher häufig vorgekommen, dass die Hochdeutschen in Lehnwörtern ä für frz. a haben eintreten lassen.³⁾

Möglicherweise jedoch entstammt *mätt* unmittelbar einem französischen Dialekt, der bereits a > ä gewandelt hatte. So spricht z. B. Crémone nahe an der Kantonsgrenze von Bern und Solothurn *tšä* = *kattu*, *txätr* = *quattuor* u. s. w.⁴⁾ Weitere Beispiele von ä für a in schweizerischen Lehnwörtern aus dem Französischen sind: *karwätschen*, *grawätschen*,⁵⁾ durchprügeln = frz. *cravacher* (vgl. slavisch *karabáč*); *märbl*⁶⁾ = frz. *marble*, Marmor.,

¹⁾ Wo im folgenden mittelhoch- oder niederdeutsche Wörter ohne Belegstellen citiert werden, findet man solche in den Wörterbüchern von Benecke-Müller, Lexer und Schiller-Lübben.

²⁾ Nachtrag zur Behandlung dieser Erscheinung in meinen *Beiträgen zur deutschen Lautlehre* (Giessener Diss., Leipzig 1898) S. 15 ff.

³⁾ Zur Aussprache von frz. a vgl. jetzt auch Ch. Thudichum in den *Phonetischen Studien* (Beiblatt zu den *Neueren Sprachen*) 4,22 ff.

⁴⁾ W. Degen, *Das Patois von Crémone*, Basler Diss. 1896, S. 23.

⁵⁾ *Schweizerisches Idiotikon* 3,450.

⁶⁾ *Schw. Id.* 4,387.

*mäš*⁷⁾ (in Luzern) = *marsch, mariasch* (frz. *mariage*); *tšäbiere*⁸⁾ = frz. *échapper*. Dazu kommen noch Wörter mit *ä* für *a* vor gedecktem Nasal: *dänš*⁹⁾ = frz. *étanche*; *lütenänt*¹⁰⁾ = frz. *lieutenant*; *pänne*,¹¹⁾ Wagenkorb = frz. *banne*, wenn nicht aus ital. *benna*. Diese Wörter entstammen französischen Dialekten, die *a* vor gedecktem Nasal zu *ä* wandeln. Die Erscheinung findet sich¹²⁾ in den Mundarten des Berner Juras (*tšämb* = *chambre*, *äfä* = *enfant* u. s. w.), in Neuchateller Patois (vgl. *fyām* = *flamme*, *demäd* = *demande*), an der Bern-Solothurner Grenze (*tšē* = *champ*).

Auch das *ü* in alem. *lütenänt*, das Heyne¹³⁾ einer Anlehnung an *lüte* (Leute) zuschreibt, erklärt sich übrigens vielleicht aus dem Lautstand französischer Schweizermundarten. In Neuchateller Patois erscheint *fü* für *foku*, *küč* für *kolloko*, in Crémise *yü* für *loku*, *fü* für *foku*.¹⁴⁾ Für *lieutenant* giebt es heute in der französischen Schweiz kein Dialektwort.¹⁵⁾ — Wie man für *ü* in *lütenänt* Angleichung an *lüte* annimmt, so erklärt man den *i*-Verlust in *Leutenant* < *lieutenant* durch Einfluss von *Leute*; doch auch hier kommt man ohne Annahme volksetymologischer Umbildung aus: *i* nach Konsonant ist meines Erachtens im Deutschen lautgesetzlich geschwunden.¹⁶⁾

Auch ein niederländisch-niederdeutsches Wort zeigt *e*, *ä* gegenüber französischem *a*: frz. *panse* — mnl. *pense*, nnl. *pens*, westfäl. *pänse*,¹⁷⁾ *pens*¹⁸⁾ im Roergebiet, *pens*¹⁹⁾ in Mülheim an der Ruhr. Lautsubstitution möchte ich hier in *e* für *a* nicht sehen, da das Beispiel einer derartigen Lautanpassung auf nd. Boden wohl alleinstünde: das nd. *ä* ist nämlich heller als das hochdeutsche und steht dem frz. Laut viel näher. Die Lautgruppe *an* erscheint im Altpikardischen in einigen Fällen zu *en* verschoben, aber in

⁷⁾ Schw. Id. 4,424.

⁸⁾ Seiler, *Basler Mundart*, Basel 1879 (Wörterbuch).

⁹⁾ Seiler a. a. O. J. Hunziker, *Aargauer Wörterbuch*, Aarau 1877, Einl. S. 89.

¹⁰⁾ T. Tobler, *Appenzellischer Sprachschatz*, Zürich 1837, S. 307.

¹¹⁾ Seiler a. a. O.

¹²⁾ D. Schindler, *Vocalismus der Ma. von Sornetan*, Diss. 1887, S. 21. — H. Urtel, *Beiträge zur Kenntniss des Neuchateller Patois*, Diss. 1897, S. 10. — W. Degen S. 24.

¹³⁾ *Deutsches Wb.*

¹⁴⁾ Degen a. a. O. S. 20.

¹⁵⁾ Mitteilung von Herrn Dr. L. Gauchat.

¹⁶⁾ Vgl. *Beiträge* S. 32.

¹⁷⁾ Woeste, *Wörterbuch der westf. Ma.*, Norden 1883.

¹⁸⁾ L. Florax, *Französische Elemente in der Volkssprache des nördl. Roergebiets*, Progr. Viersen 1893, S. 18.

¹⁹⁾ Maurmann, *Grammatik der Ma. von Mülheim*, Leipzig 1898, § 40.

Haases²⁰⁾ Zusammenstellung der Formen, die diesen Lautwandel aufweisen, findet sich unser Wort nicht. So hat wohl Franck²¹⁾ recht, der *pens* als lateinisches Lehnwort betrachtet, das vor Wirkung des Umlauts aufgenommen sei.

Es sei noch darauf hingewiesen, dass auch aus Italien eingewanderte Wörter die Lautsubstitution *ä* für *a* aufweisen. So *kartätsche* aus ital. *cartaccia*.²²⁾ *Kardätsche* = Wollkamm, das mit dem vorigen Wort oft zusammengeworfen wird (Hensch z. B. schreibt in seinem Wörterbuch *cartetsche*), soll aus ital. *cardasso*, frz. *cardasse* stammen. Dabei bleibt jedoch *tsch* aus *ss* unerklärt, man müsste denn diese Änderung der Vermischung mit *kartätsche* = *cartaccia* zuschreiben. Das Deutsche Wörterbuch erinnert an böhm. *kartač*. — Unter den italienischen Lehnwörtern, die *a* durch *ä*, *e* ersetzt haben, ist vielleicht auch *Teller*, spätmhd. *teller*, *tälier*, *delier* < ital. *tagliere* anzuführen.²³⁾ Möglich wäre jedoch auch, dass *e* durch deutschen Umlaut aus *a* entstanden sei: *tagliere* > **talier* > *tälier*, *telier* > *Teller* mit dem oben erwähnten Schwund des *i*. Fraglich ist es auch, ob in spätmhd. *kernier*,²⁴⁾ Ledertasche = ital. *carriere* oder frz. *carrier*, Lautsubstitution oder Umlaut vorliegt. Falls *kernier* (mit dem Ton auf *i*) gesprochen wurde, ist die Annahme deutschen Umlauts jedenfalls ausgeschlossen, da betontes *i* nicht umlautend auf vorausgehende Vokale wirken kann.

In *Erdschocke*, das bei dem Schlesier Daniel Stopper für *Artischoke* = ital. *articiocco* erscheint, nimmt Gombert²⁵⁾ mit Recht „Umdeutschung“ an: im Schlesiischen heisst es *ard* für *erde*.²⁶⁾

II. *sch* und *s* in französischen Wörtern im Deutschen.

1. *sch* an Stelle von *s*.

Kassewitz²⁷⁾ stellt mit einem Hinweis auf Weinhold, *Mittelhochdeutsche Grammatik* §§ 206, 210 folgende Beispiele von

²⁰⁾ H. Haase, *Das Verhalten der pik. und wall. Denkmäler des Mittelalters in Bezug auf a und e vor gedecktem n*, Diss. Halle 1888.

²¹⁾ J. Franck, *Etymologisch Woordenboek der nederlandsche Taal*, 's Gravenhage 1892, unter *pens* [die pikard. Form des Wortes ist *panche* (*pantike*). S. Corblet, *Glossaire* pag. 505. Zum Germ. vgl. noch fläm. *pense*, *pinse* bei De Bo, *Westvlaamsch Idioticon* s. v. D. B.]

²²⁾ Heyne *Wb. Deutsches Wb.*

²³⁾ Behaghel in Pauls *Grundriss* I, 696, Fussnote.

²⁴⁾ *Dtsch. Chroniken* II, 254, 4.

²⁵⁾ *Beiträge zur Altersbestimmung nhd. Wortformen*, Progr. 1889, S. 5.

²⁶⁾ Weinhold, *Über Dialektforschung*, Wien 1853, S. 23f.

²⁷⁾ A. a. O. Seite 50, Anm. [Vgl. jetzt auch F. Piquet, *De vocabulis quae in duodecimo seculo et in tertii decimi principio a Gallis Germani assumpserint*. Paris 1898, S. 77 und dazu *Zs. XXI*², 46.]

sch an Stelle von *s* in französischen Lehnwörtern im Altdentschen zusammen: *harnas* - *harnasch*, *leisten* - *leischieren*, *sarjant* - *scharjant*, *sambelieren* - *schambelieren*, *sarrote* - *scharrote*, *sarsche* - *scharse*. Ich füge hinzu: *wambais* - *wambasch*, *seneschalt* - *scheneschalt*, *scheneschant*, *soldier* - *scholdiers* (ein Beleg: *Erec* 2635 Hs.).

In dieser Liste sind die verschiedenartigsten Fälle zusammengeworfen, die sich durch einfache Verweisung auf Weinhold nicht erklären lassen. A. a. O. behandelt dieser nämlich die alemannische umgekehrte Schreibung *sch* für *s*. Aber in *harnasch* z. B. wurde *sch* gesprochen, wie zahlreiche Reime beweisen, vgl. mhd. *harnasch* : *erlasch* Garel 15017, Engelh. 4869, Ottokars *Reimchronik* 15681, 51203, : *drasch* Engelh. 2771, *harnasche* : *asche* Athis B 16; für das mnd. habe ich keinen Reimbeleg, *irlasch* : *harnasch* in der *Braunschweiger Reimchronik* 9004 beweist nichts für das Niederdeutsche, da der Verfasser hochdeutsch schreiben wollte.²⁸⁾

Fassen wir die einzelnen Fälle ins Auge.

Zunächst sind aus Kassewitz' Zusammenstellung einige Wörter auszuscheiden. In *schambelieren* neben *sambelieren*, in *scharroten* neben *sarraten* (mit *a*! das Wort ist nur einmal belegt: Krone 743, Hs. P, dafür *scharroten* : *boten* in Hs. V) haben wir überhaupt nicht „*sch* an Stelle von *s*“. *schambelieren* und *sambelieren* sind beides Ableitungen von frz. *jambe*, und frz. *j* wurde wie sonst durch *s* oder *sch* wiedergegeben.²⁹⁾

Und das ἀναξ λεγόμενον *sarraten* ist für grammatische Untersuchungen gar nicht zu verwerten: es steht in einer Handschrift, die an Schreibfehlern und Verkehrtheiten, besonders bei Fremdwörtern, reich ist. Übrigens ist hier nicht *sch* auffällig, sondern vielmehr *s*, denn das Wort stammt doch wohl aus frz. *chariot*.

Wie *sarraten* so ist wohl auch das einmal belegte *scholdiers* an Stelle des gewöhnlichen *soldier* als Entstellung zu betrachten.

Auch *scharse* = *sarsche* hat mit den anderen Beispielen nichts gemein: *scharse* zeigt zwar im Anlaut *sch* für *s*, dafür aber im Inlaut *s* für *sch*. Es liegt einfach Metathese der beiden Spiranten vor, nicht etwa bloss umgekehrte Schreibung, das beweist westfäl. *schassen*.³⁰⁾ Diese Umstellung findet sich auch in dem dialektischen Fremdwort *šersant*,³¹⁾ *šusant*³²⁾ = frz. *sergent*, in frz. dial *chosi*

²⁸⁾ Behaghel, *Schriftsprache und Mundart*, Rektoratsrede, Giessen 1896, Anm. 22.

²⁹⁾ Vgl. unten: *s* für frz. *ž*.

³⁰⁾ F. Woeste, *Wörterbuch der westfäl. Ma.* Norden u. Leipzig 1883.

³¹⁾ J. Leithäuser, *Gallicismen in niederrheinischen Mundarten*, Progr. Barmen 1891 und 1894.

³²⁾ *Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung* 20, 12.

neben *sqchi*.³³⁾ In den übrigen Beispielen findet sich nun tatsächlich *sch* an Stelle von *s*.

1. Einfach ist die Erklärung für *scheneschal(t)*, *-ant*³⁴⁾ neben *seneschalt*. Dieses Wort ist zu vergleichen mit frz. *chercher* < *cercher* (**circare*), mit nhd.-dial. *šunšt* < *sunšt* (sonst): anlautendes *s* ist durch Assimilation an inlautendes *sch* zu *sch* geworden, eine Erscheinung, die sich sowohl auf deutschem als auf französischem Sprachgebiet ziemlich häufig beobachten lässt. Vgl. ausser den erwähnten Fällen: nhd. - dial. *sersant* < *sersant* (frz. *sergent*); pfälz. *šenšarmē*³⁵⁾ = frz. *Saint-Germain*, eine Birnensorte; oberhess. *šoše* = *chaussée*; frz.-lothr. *šaš*³⁶⁾ < *saš* (*siccus*); wallon. *šwaš*³⁷⁾ < **šwas* (*excorticam*).

Im Vorbeigehen sei noch auf die Nebenformen von *seneschalt* mit anlautendem *tsch* aufmerksam gemacht: *tschemschalt* Jüngerer Titurel 1991, 6. 2210, 1; *tschinet schalt* Parzival, g, 151, 21; *tschineschalt* Garel 17944 Hs. (wo der Herausgeber Walz *scheneschalt* in den Text setzt). Dieses *tschineschalt* u. s. w. neben *scheneschalt* ist offenbar gebildet nach dem Muster von *tschahtel* neben *schahtel* (afrz. *chastel*) u. dgl., nach Wörtern also, die *tsch* neben *sch* = afrz. *ch* aufweisen.

2. Neben mhd. *sarjant* begegnet öfters *scharjant*, ebenso im Mnd. *scharjante* neben *sarjante*. Ob *sch* gesprochen wurde, ist schwer zu entscheiden. Für das Mittelniederdeutsche scheint es mir jedoch wahrscheinlich zu sein, falls die Angaben in Lübbers-Walthers Wörterbuch richtig sind: danach bedeutet nämlich *scharjante* „Kriegsmann zu Fuss, dann: umherirrender Bettler“, *sarjante* „Diener, insbes. Gerichtsdieners oder Diener eines Knappen.“ Ich halte es für möglich, dass *scharjante* durch volksetymologische Anlehnung an *schare* 'Kriegsvolk' zu stande gekommen ist.

3. Mhd. *leischieren*, *laschieren* neben *leisieren*. Belege bieten die Wörterbücher, die Wolfram'schen Formen stellt Wiener zusammen. Beachte noch: *lasieren* Herbort 445, *lassierende* Parz. 728, 25; *loisieren* Krone 29163, *loysieren* Parz. 121, 13 G. 678, 11 F G., *laschieren* Parz. 678, 11 d.

³³⁾ *Revue des patois gallo-romans* 3,39.

³⁴⁾ Ich halte die Vermutung Bartschs, *n* in *seneschant* beruhe auf falscher Lesung für *u* (afrz. *senescaus*) für unnötig und sehe in dem letzten *n* eine Assimilation an das erste: *seneschalt* > *seneschant*. *v* ist zu *n* geworden durch Assimilation in mnd. *persenant*, vgl. mhd. *parsivant* = afrz. *porsivant* (zu *sivre*). — Dissimilation von *l* > *n* liegt vor in *blialt* > *bliant*.

³⁵⁾ Ph. Lenz, *Die Fremdwörter des Handschuhsheimer Dialektes*, Progr. Baden-Baden 1896, S. 20.

³⁶⁾ C. This, *Ma. von Falkenberg*, Diss. 1887, S. 69.

³⁷⁾ P. Marchot, *Phonologie d'un patois wallon*, Paris 1892, § 9.

Diese mhd. Formen werden von Benecke-Müller, Lexer und Bartsch zu frz. *laisier* gestellt, und zwar meines Erachtens mit Recht. L. Wiener³⁸⁾ will zwar afrz. *leisier, loisir* (*a leisir* = *à son aise*, Godefroy) als Quelle der deutschen Wörter annehmen, aber seine französische Grundform macht Schwierigkeit in Lautgestalt und Bedeutung.

Laschieren könnte auch aus afrz. *laschier* (nfrz. *lâcher*) = lat. **laskare*³⁹⁾ erklärt werden. Aber man müsste dann annehmen, dass *laschieren* und *leisieren* auf verschiedene französische Formen zurückgingen. Es sei noch darauf hingewiesen, dass auch *leischieren* sich mit frz. *laschier* in Einklang bringen liesse. Es giebt nämlich noch andere französische Lehnwörter im älteren Deutschen, die ein epenthetisches *i* hinter dem Vokal aufweisen, und zwar nicht nur hinter *e*, wofür Kassewitz⁴⁰⁾ Belege giebt, sondern auch hinter *a*: vgl. mhd. *haistieren* (vgl. altlothr. *haiste*⁴¹⁾, *matraiz*. Diese Wörter stammen aus Nord- und Ostfrankreich, wo der Nachlaut *i* im Mittelalter häufig zu belegen, z. T. auch in heutigen Mundarten anzutreffen ist.⁴²⁾

Zwar findet sich der Nachlaut *i* auch im Altdeutschen, nie aber auf oberdeutschem Gebiet. Zudem ist es unsicher, ob auf mittel- und niederdeutschem Boden diese epenthetischen *i* gesprochen wurden. Womöglich sind sie nur graphisch.⁴³⁾ In heutigen Mundarten scheinen sie nicht vorzukommen. Es ist daher recht zweifelhaft, was Suchier⁴⁴⁾ über den Zusammenhang zwischen dem *i*-Nachlaut im Deutschen und Französischen vermutet.

Während beim Ausgehen von afrz. *laschier* die mhd. Formen mit *s* unerklärt bleiben, verlangen umgekehrt die Formen mit *sch*

³⁸⁾ *American Journal of Philology* 16, 347, Anm. 3.

³⁹⁾ Das ist wohl das Etymon des frz. Wortes. Zu Gröbers Herleitung aus germ. *lask, lasch* vgl. Mackel, *Französische Studien* 6, 147.

⁴⁰⁾ Beispiele unter 1a. Ostfrz. *i*-Nachlaut auch in *foreist*: *volleist* Parz. 176, 4. Kassewitz § 23 und 45 meint, zur Herstellung des Reimes sei hier *e* „nach deutscher Weise“ nach *i* bewegt worden. Einmal ist diese angeblich deutsche Weise nicht hochdeutsch, sie findet sich z. B. bei Wolfram nie in deutschen Wörtern. Sodann ist nicht unter dem Zwang des Reims *ei* für *e* eingetreten: *foreist* begegnet in *G* oft im Versinnern (271, 8. 286, 12. 821, 12 und sonst), auch die Handschrift des Frauendienstes hat *foreis* 182, 4. 552, 1. 1504, 2.

⁴¹⁾ Apfelstedt, *Lothr. Psalter* § 15. *ai* ist hier nicht = *e*, vgl. Zemlin, *Nachlaut i* S. 30.

⁴²⁾ J. Zemlin, *Der Nachlaut i in den Dialekten Nord- und Ostfrankreichs*, Diss. Halle 1881; dazu E. Görlich, *Französische Studien* 5, 23 f.

⁴³⁾ Vgl. Behaghel in *Pauls Grundriss der germ. Phil.* ²I, 701; Nörrenberg in *Paul-Braunes Beitr.* 9, 410 (mit Angabe der älteren Litteratur über diese Frage).

⁴⁴⁾ Gröbers *Grundriss* I, 602.

eine Erklärung, wenn wir afrz. *laissier* zu Grunde legen. Und ich glaube, dass sich *laischieren* mit *laissier*, *laxare* zusammenbringen lässt.

Heutige ostfranzösische Mundarten haben nämlich in gewissen Fällen χ , \check{s} für schriftsprachliches *s*. In den Grenzdialekten vom Berner Jura bis Lüttich wird palatales *s* (= *x*, (*s*)*si*, *sci*, *ti*) zu χ , \check{s} . *laisser* lautet in Lothringen *lexi*.⁴⁵⁾ Der Lautwandel muss alt sein; denn in den Predigten Bernhards und im Lothringischen Psalter steht für palatales *s* stets *x* und zwar in Wörtern, die heute χ , \check{s} aufweisen.⁴⁶⁾

Es fragt sich nun, wie der mit *x* bezeichnete Laut um 1200 ausgesprochen wurde. Die Ansichten gehen auseinander. Apfelstedt nimmt für die Zeit des Psalters den Lautwert \check{s} an, ohne eine Begründung zu geben. Horning stimmte anfangs dieser Erklärung bei, später aber vertrat er mit guten Gründen die Meinung, dass in älterer Zeit *x* für heutiges \check{s} gesprochen worden sei. This⁴⁷⁾ schliesslich möchte in *x* den Lautwert χs sehen. Kurz, Bestimmtes lässt sich wohl kaum feststellen, jedenfalls bezeichnete *x* einen mit χ und \check{s} verwandten Laut.

laschieren kann aus *leischieren*, *lasieren* aus *leisieren* entstanden sein, indem *ai*, *ei* zu *a* reduziert wurde, was bei französischen Wörtern im Deutschen in haupt- und nebentonigen Silben geschieht. Zu einer Zeit, wo etymologisches *a* + *yod* als *ái* gesprochen wurde, erscheint auch in französischen Handschriften nicht selten *a* für *ai*.⁴⁸⁾

a für *ai* finden wir z. B. in folgenden Lehn- und Fremdwörtern: mhd. *palas*, nhd. *Palast* (frz. *palais*); *harnas* (frz. *harnais*), *villān* (frz. *villain*), *fontāne* (frz. *fontaine*). Auch in dem Diphthongen *oi* ist *i* geschwunden in mnd. *tallōr* Teller (frz. *tailloir*) in *nōse* (afrz. *noise*) im Karlmeinet.⁴⁹⁾

⁴⁵⁾ Mitteilung von Herrn Horning in Strassburg. *lešé* = *laisser* auch in Thory (Yonne), *Revue d. pat. g.-r.* 2, 46.

⁴⁶⁾ *Revue des patois gallo-romans* 1, 256, 258; 2, 38 f., 46 f. (Referat von Horning, *Zs. f. rom. Phil.* 12, 392). Apfelstedt, *Lothr. Psalter*, Einleitung § 99. Horning, *Lat. c im Rom.*, Halle 1883, S. 51 und *Frz. Stud.* 5, 509 f.

⁴⁷⁾ C. This, *Ma. der frz. Ortschaften des Kantons Falkenberg*, Diss. 1887, S. 37.

⁴⁸⁾ Vgl. Foerster, *Yzopet* § 57. *Chevalier as 2 espees* Einleitung S. 33. — Apfelstedt, *Lothr. Psalter* § 57. — Cloetta, *Poème moral*, Einl. S. 77. — Suchier, *Aucassin und Nicolette*, § 27.

Über *a* für *ai* im Niederländischen siehe die Erörterungen von Salverda de Grave in *Taal en Letteren* 7, 97 ff.

⁴⁹⁾ Auch in *Franzose* und in *Kontor* (frz. *comptoir*). *Kontor* scheint um 1500 durch nl.-nd. Vermittelung zu uns gekommen zu sein. R. Hildebrand meint im *Deutschen Wörterbuch*: „Die frz. Endung ist

4. In *harnasch* und *wambasch* finden wir *sch* statt *s* im Auslaut. Dieses *sch* kann nicht wohl auf deutschen Lautgesetzen beruhen. Zwar finden sich in heutigen Mundarten und im älteren Neuhochdeutschen Beispiele von auslautendem *sch* für *s* (vgl. alem. *iš*⁵⁰) = Eis, schweiz. *mies*⁵¹) = mhd. *mies*, Moos, nassauisch *muš*⁵²) Moos; *heisch*⁵³) = mhd. *heis*, heiser, bei Luther und in heutigen Mundarten), wo meines Erachtens *sch* ursprünglich nur vor folgendem konsonantisch anlautendem Worte galt; aber für die mhd. Zeit ist kein Beispiel für diese Erscheinung bezeugt. Es werden also *harnasch* und *wambasch*, wenn letzteres wirklich mit *sch* gesprochen wurde, schon auf französischem Boden *sch* oder einen ähnlichen Laut gehabt haben.

Harnisch führe ich mit J. Franck,⁵⁴) Wallensköld,⁵⁵) Salverda de Grave⁵⁶) auf ein altfrz. **harnasc* zurück, worauf afrz. *harnacheur*, *harnaschüre*, afrz. nfrz. *harnaschier* hinweisen. Über das Verhältnis von **harnasc* zu *harnais* vgl. die Ausführungen von Wallensköld in den *Mélanges Wahlund*, p. 154 f.

Wambasch mit seinem anlautenden *w* deutet auf Entlehnung aus ostfranzösischen Dialekten, die germanisches *w* — frz. *wambais* ist germ. Lehnwort — bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Aus dem Ostfranzösischen erklärt sich vielleicht auch *sch*, das älterem *χ* oder *š*, von dem oben die Rede war, entsprechen könnte.

2. s für frz. ž.

Wie in französischen Lehnwörtern im Deutschen *sch* für *s* vorkommt, so begegnet auch umgekehrt *s* für zu erwartendes *sch* (= frz. (d)ž). Auch diese Erscheinung wird von Kassewitz falsch aufgefasst. Er meint,⁵⁷) auch hier seien deutsche Lautgesetze von Einfluss gewesen: „Wenn *s* und *sch* wechseln (vgl. *loschieren* — *losument*, *sarsche* — *scharse*), so wird dies auf mhd. dialektische Schreibung und letztere wieder auf dialektische Aussprache des *s* in solchen Verbindungen zurückzuführen sein (vgl. Weinhold § 210).“

mit *-ōr* richtig verdeutscht, denn der frz. Klang *oa* ist dem deutschen Munde nicht zuzumuten.“ Aber eine Lautsubstitution *o* für *oa*, *uá* wäre doch unerhört, da läge doch **kontwar* näher, vgl. dial. *Trottwar* (*trottoir*). M. E. stammt *Kontor* aus nordostfrz. Dialekten, die altes *ói* bewahrt haben, vielleicht aus dem Pikardischen, das *ói* > *o* vereinfacht hat (Meyer-Lübke, *Grammatik* I, § 73).

⁵⁰) Schw. Id. 1, 534. Anz. f. d. Altertum 18, 411.

⁵¹) Schw. Id. 1, 534.

⁵²) J. Kehrein, *Volkssprache und Volkssitte in Nassau* I, 286.

⁵³) *Deutsches Wb.*

⁵⁴) *Etymolog. Woordenboek der nederlandsche Taal.*

⁵⁵) S. unten.

⁵⁶) *Taal en Letteren* 1897, S. 103.

⁵⁷) *A. a. O.* § 43.

Aber im Deutschen wird *sch* nicht zu *s*. Wo *s* erscheint für frz. *g*, *j*, liegt nichts vor als eine Lautsubstitution für den frz. (d)ž-Laut, der in manchen Gegenden einem *s* nahegestanden haben mag, wie er ja in heutigen Dialekten zu stimmhaftem *s* geworden ist.⁵⁸⁾

Belege für *s* an Stelle von frz. (d)ž sind:

1) Mittelhochdeutsch: *mansier*, *manzieren* (frz. *mangier*), *blāmansier*, *pītitmansier*.

gardevias (frz. *garde-voyage*), Name eines Hundes.

sambelieren neben *schambelieren* (Trist. 2108: *mit schenkeln s(ch)ambelieren* = dem Rosse die Schenkel geben, das Pferd mit den Schenkeln antreiben, vgl. 4327 mit *armen enbrazieren*),⁵⁹⁾ zu afrz. *jambe*. Das deutsche Verbum wird gewöhnlich aus afrz. *jambeler* abgeleitet,⁶⁰⁾ aber ein solches Wort ist überhaupt nicht belegt, vgl. G. Paris, *Romania* 23, 276.

arans, *der paum arans* (frz. *orange*). *franse* (frz. *frange*), nhd. *Franse*.

2) Mittelniederdeutsch: *barse* (frz. *barge*), Barke.

Munzoy (frz. *Monjoie*), Braunschw. Reimchronik 7053.

passasie (frz. *passage*).

pinasie, *pinese* Spinat, vgl. nl. *spinasie*: Diese Formen beruhen auf afrz. *espionage* (vgl. Godefroy), während alem. *binätsch* = afrz. *espinache* ist. Engl. *spinage* geht wohl auf älteres *spinach* zurück, indem in unbetonter Silbe *tš* zu *dž* wurde, vgl. mittelengl. *knowleche* > neuengl. *knowledge*.

potasie (frz. *potage*), Gemüsesuppe; vgl. nnd. *Jan Potase* = frz. *Jean-Potage*, Hanswurst (z. B. bei Lauremberg II, 346).

tarze (frz. *targe*), Braunschw. Reimchronik 9104.

3) Neuhochdeutsch: *Burris*, *Buris* im älteren Nhd.,⁶¹⁾ sowie ostfränk. *bores*⁶²⁾ setzen frz. **borage* voraus; dafür bietet das Französische *bourrache*, aber *g* findet sich in prov. *borrage*, engl. *borage*, schon im 13. Jahrhundert *burage*⁶³⁾, also ist *g* nicht jüngere Entwicklung wie im engl. *spinage*.

losieren für *loschieren* im 16. Jahrhundert, schweiz.⁶⁴⁾ *lusier*

⁵⁸⁾ E. de Chambure, *Glossaire du Morvan*, Paris u. Autun 1878, S. 26 u. 936, mit Angaben über die Verbreitung der Erscheinung.

⁵⁹⁾ Vgl. Kaindl, *Germania* 37, 278 f.

⁶⁰⁾ Vgl. Lexer im *mhd. Wörterbuch*; Kaindl, *Die frz. Wörter bei Gottfried von Strassburg*, Zs. f. rom. Phil. 17.

⁶¹⁾ Weigand, *Wörterbuch* unter *Boretsch*.

⁶²⁾ O. Heilig, *Wörterbuch der ostfrk. Mundart des Taubergrundes*, Progr. Heidelberg, 1894, S. 15.

⁶³⁾ Vgl. Murray, *New Engl. Dictionary*.

⁶⁴⁾ *Schweiz. Idiotikon*, 3, 1457.

lusieren (frz. *logier*). — Früh-nhd. *Losament losement* in der Pfalz,⁶⁵⁾ im Odenwald (frz. *logement*). — *s* ist rein lautlich für frz. *é* eingetreten, das Wort ist nicht von *Los* beeinflusst wie Haberland annimmt:⁶⁶⁾ das beweist das *s* von niederdeutschem *loseren*⁶⁷⁾ — *Los* heisst *lot!* — sowie das *u* von schweiz. *lusieren*.

spärse, sparsach, sparz in der Schweiz⁶⁸⁾ (frz. *asperge*), Spargel, vgl. nl. *aspersie*.

voltisieren im 17. Jahrh. neben *volligieren* (frz. *voltiger*).

4) Neuniederdeutsch: *buskasie* Buschwerk, im 17. Jahrh. bei Rist.⁶⁹⁾

gasie (frz. *gage*): *pasie* (frz. *page*).⁷⁰⁾

insinjör = Ingenieur, in der Mundart von Glückstadt.⁷¹⁾

*kurrasie, kras*⁷²⁾ (frz. *courage*).

*plumasen*⁷³⁾ (frz. *plumage*), Hutfedern.

z (= *ds*), das in einigen der hier zusammengestellten deutschen Wörter auftritt, giebt wohl frz. *dz* wieder; in *manzieren, franze, Munzoy* kann *z* auch auf deutschem Boden aus *s* entstanden sein, da sich zwischen *n* und *s* ein *d*-Laut einfügt.

Frz. *dž* wird ausser durch *tsch* und *sch*, *z* und *s* durch (*tj* und) *j* wiedergegeben; vgl. ausser *tjcost, joste*, wo nach Kassewitz⁷⁴⁾ das französische Schriftbild eingewirkt hat, *Jacke* aus frz. *jaque*, alem. *jips* aus frz. *gypse*, schweiz. *Jeneral* aus frz. *général*, schweiz. *Jenf* = *Genf* u. a.⁷⁵⁾

Wenn demnach ein und dasselbe französische Fremdwort in verschiedenen deutschen Handschriften teils mit *tsch* und *sch*, teils mit *z* und *s*, teils mit *j* geschrieben wird, dürfen wir wohl annehmen, dass das zu Grunde liegende französische Wort mit *dž* oder einem ähnlichen Laut gesprochen wurde.

Nun tritt altfrz. *poigneor* = *pungatore* im Mittelhochdeutschen in folgenden Formen auf:

⁶⁵⁾ Ph. Lenz, *Fremdwörter des Handschuhsteiner Dialektes* I, Progr. Baden-Baden 1896, S. 17.

⁶⁶⁾ *Krieg im Frieden*, Progr. II. Lüdenscheid, 1895; s. auch *Zs. f. deutschen Unterricht* 11, 88.

⁶⁷⁾ Lauremberg II, 654. 722.

⁶⁸⁾ Stalder, *Schweiz. Idiotikon*, Aarau 1812, II, 380.

⁶⁹⁾ R. Mentz, *Französisches im mecklenburg. Platt*, Progr. I Delitzsch 1897, S. 15. —

⁷⁰⁾ Lauremberg III, 180 f.

⁷¹⁾ *Jahrbuch f. niederdeutsche Sprachforschung* 20, 12.

⁷²⁾ Mentz a. a. O. S. 25.

⁷³⁾ Lauremberg 4, 76.

⁷⁴⁾ a. a. O. § 43.

⁷⁵⁾ Vgl. das *Schweiz. Idiotikon*.

1) *puntschuer* Wolfram Willeh. 310, 21 Hss. o p; *puntschewer* 335, 10 p; *puntschur* 346,90, 368,70 p; *pontschuer* 346,9 p; *puntschw(e)r* 358,27 und 368,7 K.

2) *punschower* Wolfr. Willeh. 310, 21. 358, 27. 368, 7 Hs. m, dieselbe Hs. hat *punschoyer* 335, 10, *puonschower* 346, 9. K hat *punschûr* 310, 21, *ponschûr* 346, 9.

3) *punzur* 368, 7 n.

4) *punsur* 310, 21. 335, 10. 346, 9. 368, 7 in n.

5) *punjur*, *puniur*, *pungiur* in verschiedenen Handschriften an all den unter 1—4 angegebenen Stellen im Willehalm Wolframs. *pumur* 310, 21. 335, 10 in Hs. z ist Schreibfehler für *puniur*, wie dieselbe Hs. auch 368,7 hat: m für ni, vgl. mnd. *pamer* = *panier* (s. Wb.).

Wenn all diese wechselnden Formen auf eine altfranzösische Grundlage zurückgehen, so kann diese nur ein Wort mit (d)ž gewesen sein, denn nur diesem Laut entspricht bald (t)sch, bald z, s, bald j.

Von hier aus wage ich eine Vermutung über mnl. mnd. *finsen*, nnl. *veinzen*, mnd. *finsen* (in der Bedeutung 'heimtückisch lachen' in Westfalen).⁷⁶⁾ Es leuchtet ein, dass das Wort irgendwie mit frz. *feindre*, lat. *fingerē* zusammenhängt. Aber weder der französische noch der lateinische Infinitiv kann die Quelle von *finsen* sein. Zwar meint J. Franck⁷⁷⁾ nl. *veinzen* komme von romanischem **fengo* mit Übergang von *g* > *z* wie in *spons* (afrz. *esponge*) und *Oranze* (*Orange*); aber nicht romanisches, vulgärlateinisches *g*, *j* wird zu *z* im Niederländischen: *spons* und *Oranze* entstammen dem Französischen, und frz. *ž* wird im Niederländischen häufig durch *s* wiedergegeben. *finsen* könnte also auf eine frz. Form mit *ž* zurückgehen. Es wird sich also darum handeln, im Paradigma von *feindre* den Stamm *fendž-* zu suchen. Dass *finsen*, wie Holthausen⁷⁸⁾ will, durch Anhängung des germanischen Suffixes *-sen* an den romanischen Stamm entstanden sei, halte ich für höchst unwahrscheinlich, wenn man nicht einen sichereren analogen Fall nachweist.

In welchen Formen von afrz. *feindre* findet sich nun *fendž*? Wohl in *feignons*, *feignez*, *feigneie* u. s. w. (= *fendžons*, *-ez*, *-eie*), aus denen dann nach E. Schwan⁷⁹⁾ die heutigen Formen analogisch durch Stammesausgleich entstanden wären. Wie *punsur*, *pun(t)schur*, *punjur* auf *po(i)ndžeur* hinweisen, so *finsen* auf *fendž* —.

⁷⁶⁾ Woeste, *Wörterbuch der westf. Ma.*

⁷⁷⁾ *Etym. Woordenboek*, unter *veinzen*.

⁷⁸⁾ *Anzeiger f. deutsches Altertum* 20, 237 (in der Besprechung von Francks *Woordenboek*).

⁷⁹⁾ *Altfranzösische Grammatik*, 2. Aufl., § 196 Anm. u. § 433, 4.

Wie stellt sich hierzu die französische Grammatik? Was können wir in Bezug auf die Aussprache von *poigneor* und *feignons* ermitteln? Die Orthographie sagt uns gar nichts. Die Reime lassen uns natürlich im Stich. Aus den neufranzösischen Formen können wir keinen Rückschluss machen, da sie dem Verdacht analogischer Umbildung ausgesetzt sind. Es bleibt noch die Vergleichung mit isolierten Formen von ähnlicher etymologischer Grundlage. Mit **fenyéa* (*fingebam*) wäre wohl **enyénü* (*ingenium*) zu vergleichen: in beiden Wörtern steht *ny* vor betontem Vokal. *fenyéa* > **fendžeie* wie *enyénü* > *engin*. Wenn nun auch Behrens⁸⁰⁾ die Schwierigkeit, die *engin* bei seiner abweichenden Ansicht über die Entwicklung von vulglat. *ny* im Französischen verursacht, beseitigt, so möchte ich doch meine Vermutung, die die französischen Lehn- und Fremdwörter im Deutschen in den Dienst der französischen Sprachgeschichte zu stellen sucht, zur Erwägung geben.

3. Lehn- und Fremdwörter mit flexivischem frz. s.

Bisweilen hat das Deutsche französische Substantive und Adjektive mit flexivischem *s* herübergenommen.

So liegt das *-s* des Mask. Sing. vor in Substantiven, wie z. B.:

mhd. mnd. *amis* (dazu Dat. *amise* : *prise* Krone 18611, Dat. Pl. *amisen* Gerhard v. Minden 30, 54);

mhd. *ferrans* Nib. 535, 3 neben *ferran* Lanzelet. 4844;

mhd. *rois* (Parz. 10, 15. 40, 13. 65, 30 u. s. w. in verschiedenen Handschriften) neben mhd. *roi*, mnd. *roi* (*der roy* : *Munzoy* Braunschw. Reimchronik, 7053);

mhd. *saitiez* = afrz. *saitie* + *s* (Wolfr. Parz. 668, 1 u. s.);

mhd. *schafaliers*⁸¹⁾ = afrz. *chevaliers* (Wigalois 119, 24; Diu halbe bir 103. 107. 439. 444 in der Anrede: *ei schafaliers werder helt*).

Einer ostfranzösischen Mundart entstammt mhd. *sene-schas* (: *was* Krone 24 357), *senetschas* (Krone 490); der Dialekt der Franche-Comté, das Lothringische, Wallonische und östliche Pikardische lassen *l* vor Konsonant verstummen, vgl. *c(h)evas* < *c(h)evals*.⁸²⁾ Wann *l* vor Konsonant geschwunden ist, ist nicht er-

⁸⁰⁾ Neubearbeitung von Schwans *Altfrz. Grammatik*, § 157 Anm.

⁸¹⁾ Vortoniges *a* < *e* in *schavelier* Krone 10045 V, *tschavalier* Guter Gerhard 3647, in *tarraz* = *terraz*, in *marzis* Parz. 578, 3 D und sonst. Diese im Romanischen bekannte Erscheinung zeigt sich auch in deutschen Wörtern, so dass sich nicht sagen lässt, ob wir es in obigen Fällen mit einem französischen oder einem deutschen Lautwandel zu thun haben.

⁸²⁾ Vgl. Suchier in Gröbers *Grundriss der rom. Philologie* I, 603; Meyer-Lübke, *Grammatik der rom. Spr.* I, §§ 251, 482; besonders I. Haas, *Zur Geschichte des l vor Cons. im Nordfranzösischen*, Diss. Freiburg 1889.

mittelt, da Reimbelege fehlen. Zur Zeit, als die Predigten des heiligen Bernhard in der auf uns gekommenen Form geschrieben wurden (2. Hälfte des 13. Jahrhunderts), sprach man schon *roïame*, *atre* u. s. w., die häufigen Belege mit erhaltenem *l* sind historische Schreibungen. Älter noch ist die gleichfalls den *l*-Schwund kennende Handschrift der wohl in Lütticher Mundart geschriebenen Dialoge Gregors, Foerster⁸³⁾ setzt die Hs. spätestens in den Anfang des 13. Jahrhunderts. Die französischen Wörter im Mittelhochdeutschen — aus dem Mittelniederdeutschen kenne ich kein Beispiel von Schwund des *l* vor Konsonant — beweisen nur, dass um 1210 — 1215 in ostfranzösischen Dialekten der Schwund des vorkonsonantischen *l* erfolgt war: die frühesten Belege finden sich in der Krone und im Wigalois (*bliate* : *siglate* Wigal. 65, 22).

Wie *seneschas* neben *seneschal*, so findet sich mhd. *kunreiz* neben mmd. *konreit*,⁸⁴⁾ mnd. *konreide*.⁸⁵⁾ Nach Leo Wiener⁸⁶⁾ würde *moraz* auf den afrz. Nominativ *morez* (zu *moret*) zurückgehen: aber wie sollte frz. *e* zu *a* geworden sein? Zudem kommt *moraz* schon ahd. vor (vgl. Graffs *Sprachschatz* II, 846), was für die seitherige Ableitung aus lat. *moratum* spricht.

Dagegen scheint dem mnd. *confers* 'gedeckte Rhede', einmal belegt im Mittelniederdeutschen Seebuch 6,7, ein frz. Wort zu Grunde zu liegen: frz. *couvert* + s. Unklar ist jedoch der Einschub des *n*. Auch sonst finden wir bei Fremdwörtern epenthetisches *n*. Aber in Fällen wie *mattenrass* = frz. *materas* (Engelhard Druck 3111) steht das *n* in unbetonter Silbe und ist hyperhochdeutscher Natur.

In nicht unbetonter Silbe ist *n* zugetreten z. B. in *mansenie* = *masenie* (Garel M. 15689, Walter v. Rhein.), in mnd. *fansun* = frz. *façon* (in einem Lübecker Testament von 1455; Van veleme rade 7,46).⁸⁷⁾ Während sich im ersten Beispiel nicht wohl entscheiden lässt, ob der *n*-Einschub — wenn *n* wirklich gesprochen wurde — deutsch oder französisch ist, da beide Sprachen die progressive Nasalierung kennen, ist bei *fansun* das epenthetische *n* wohl als französisch zu betrachten. Im Französischen ist nämlich häufig *n* vor gewissen Consonanten, auch vor *s*, eingeschoben worden, ohne dass man ein Gesetz für das Eintreten und Nichteintreten dieser Erscheinung

⁸³⁾ Einleitung zu seiner Ausgabe, S. VIII.

⁸⁴⁾ Lexer, *Mhd. Wb.*

⁸⁵⁾ Schiller-Lübben, *Mnd. Wb.*

⁸⁶⁾ French Words in Wolfram von Eschenbach, in: *American Journal of Philology* 16 (1895).

⁸⁷⁾ Zwei weitere Belege bietet R. Mentz, *Französisches im mecklenburgischen Platt*, Progr. Delitzsch 1897, S. 17.

gefunden hätte.⁸⁸⁾ Vielleicht liegt auch dem mnd. *confers* eine frz. Form mit *n* zu Grunde. Wahrscheinlicher ist mir, dass der Schreiber das frz. *couvers* seiner Vorlage als *convers* verlesen hat, da dieses Wort nur einmal belegt ist in einem Text, der unter Benutzung französischer Quellen entstanden ist.⁸⁹⁾

Sicher ist mhd. *ravit* 'Ross' als französisches Lehnwort zu betrachten und das im *Karlmeinel* belegte *rabis* als die zugehörige Nominativform. Für frz. *arabit*, das Lexer und Bartsch als die Quelle des Fremdwortes ansehen, findet man bei Godefroy keinen Beleg (dafür nur *arabi* als Subst. und Adj.), weshalb L. Wiener⁹⁰⁾ in höchst unwahrscheinlicher Weise mhd. *ravit* und *ravis* auf das frz. Adjektiv *ravit*, *rabit* (= wütend!) zurückführt. Aber Wiener hat übersehen, dass Godefroys Belege für *ravi* aus jüngeren Handschriften stammen, soweit sie überhaupt zu datieren sind, also einer Zeit angehören, wo auslautendes *t* schon geschwunden war. Auch *ar(r)abis* (statt *arabiz*) kommt in jüngeren Handschriften vor (so bei Greban, im Rosenroman und zwar in der von dem 1305 gestorbenen Jean de Meung verfassten Partie), ausserdem noch in dem älteren *Garin de Loherain*, dessen Verfasser jedoch aus Flagey, an der Grenze von Artois und Pikardie stammte — und im Pikardischen ist bekanntlich auslautendes *ts* (*z*) schon im 12. Jahrhundert zu *s* geworden. Die afrz. Belege sprechen also nicht gegen älteres **arabit*, **arabiz* (*ts*), wenn sie dieses auch nicht erweisen; denn *arabiz* in dem am Ende des 14. Jahrhunderts entstandenen *Livre des cent ballades* hat keine Beweiskraft, da *z* umgekehrte Schreibung für *s* sein kann und nicht historische Schreibung sein muss. Mhd. *ravit* aber setzt für das belegte *arabi* ein älteres **arabit* voraus.

Unter den Wörtern mit entlehntem Nominativ-s sind noch mnl. *baenrotse*, *baenrits*, mnd. *banros* (afrz. *banneret*), nl. *matroos*, nhd. *matrose* (frz. *matelot*), sowie nd. *inkes*, *inkst* (afrz. *enques*), *inkels* (afrz. *enquires*) zu erwähnen.⁹¹⁾

Vermutlich hat auch nhd. *Bambus*, nl. *bamboes* ein frz. flexivisches *s* (frz. *bambou*). Auch im Englischen begegnen im 16. und 17. Jahrhundert Formen mit *s*: *bāmbus*, *bambouse*, Plural *bambouses*.⁹²⁾ Das Englische hat auch andere französische Substantiva mit flexivischem -s entlehnt: vgl. *chess* < *echecs*, *dice*, *me-dees* < afrz. *des*, Pl. von *det*.

⁸⁸⁾ Vgl. Meyer-Lübke I, §§ 287, 288 mit Litteraturangaben; vgl. noch *Zs. f. frz. Spr.* 5, 78.

⁸⁹⁾ Vgl. die Einleitung von Koppmann, *Mnd. Seebuch*, Bremen 1876.

⁹⁰⁾ *American Journal of Phil.* 16, 354.

⁹¹⁾ Woeste, *Wörterbuch der westfäl. Ma.*

⁹²⁾ Murray, *New English Dictionary*, unter *bamboo*.

Die Vermutung, dass *Aprikose*, nl. *abrikoos* auf frz. *abricots* zurückgeht, habe ich in *Paul-Braunes Beiträgen* 23, 254 ausgesprochen. Die dort geäußerte Ansicht, dass das s des Nom. Sing. vorliege, billige ich jedoch nicht mehr, ich glaube vielmehr mit der *Romania* 27, 523¹) und mit Kluge, *Etym. Wörterbuch*⁶, S. 18, dass in *Aprikose* das s des Plurals steckt. Bekanntlich sieht man auch in dem -s der nd., nl. Plurale Entlehnung aus dem Französischen; vgl. J. Franck, *Anzeiger f. deutsches Altertum* 7, 321.

Zum Schluss sei noch auf einige Adjektive mit frz. flexivischem s hingewiesen:

mhd. *malates*, *malatz* neben *malat*, *malade* (frz. *malade*);

mhd. *pofūz* (afrz. *bofu*);

mhd. (t)*schetis* (afrz. *chetis* zu *chetif*); vgl. *schetis*: *pris* Wolfr. Willeh. 241, 16, aber mnd. *ketif*: *lif* Rein. Voss 873. 1266. 2795, *keitif*: *wif* Valentin und Namelos 1836.

DARMSTADT.

WILHELM HORN.

Kleine Beiträge zur französischen Sprachgeschichte.

(Vgl. diese *Ztschr.* XVIII, 255.)

IX.

Frz. *pâle*.

§ 1. Lat. *valet* ergibt frz. *valt vaut*, lat. *fallit* ergibt frz. *falt faut*. Aus dieser Doppelthatsache ist zu folgern, dass die Lautverbindungen:

á + l + nachtoniger Vok. + Kons.

und *á + ll + nachtoniger Vok. + Kons.*

die gleiche Entwicklung haben, dass nämlich der nachtonige Vokal schwindet und sodann das dadurch in gedeckte Stellung eingetretene *l*, bzw. *ll* zu *u* vokalisiert wird (*valet : valt : vaut*, *fallit : falt : faut*). Der Vokalisierung des *l* (*ll*) musste selbstverständlich Wandel des *l* zu *t* vorangegangen sein, indessen kommt dies hier nicht weiter in Betracht.

Da *fallit* trotz seines *ll* sich genau ebenso entwickelt hat, wie *valet*, so ist die Erwartung berechtigt, dass lat. *pállidus* die gleiche Entwicklung durchgemacht habe wie *cálidus*, d. h. da *cálidus* *cálida* zu altfrz. *chaut* (bzw. *chautz*) *chaude* (neufrz. *chaud chaude*) geworden ist, so muss man erwarten, dass *pállidus* *pállida* geworden sei zu altfrz. **paut* (bzw. **pautz*) **paude* (neufrz. **paud *paude*).

Diese Erwartung bleibt unerfüllt: dem lat. *pállidus* *pállida* entspricht altfrz. (Masc. und Fem.) *pale* (*palle*, *pasle*, neufrz. (Masc. und Fem.) *pâle*).

Die lautliche Kluft, welche zwischen *pâle* und *pallidus* gähnt, ist so weit, dass ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen den beiden Worten gar nicht angenommen werden kann. Selbst die Ansetzung eines **pallius* oder **pallus* bringt keine Hülfe. Denn **pallius* hätte im Masc. **pail*, im Fem. **paille* ¹⁾ ergeben (vgl. *allium : ail*, *valea[t]* :

¹⁾ Da das Subst. *pallium* als *palie* (Alexius L 28c), bzw. als *paile* (Roland O 2965) erscheint, so könnte **pallius* **pallia* auch zu **paile* geworden sein, wenn es als halbgelehrtes Wort behandelt worden wäre.

vaille),²⁾ **pallus* aber im Masc. **pal* (vgl. *moll[em] : mol*), im Fem. *palle*. Allerdings könnte man nun annehmen, dass die Femininform auch für das Masc. eingetreten sei, aber in diesem Falle würde doch wohl *palle* sich behauptet haben und nicht durch *pale* abgelöst worden sein (vgl. z. B. *balle*, dem kein **bale* nachgefolgt ist).³⁾ Vgl. unten § 5.

Bei dieser Sachlage fühlt man sich nahezu gedrängt, für *pâle* ein anderes Grundwort, als lat. *pallidus*, zu suchen, zumal da auch der Umstand bedenklich machen muss, dass im Provenzalischen eine Fortsetzung von *pallidus* nicht zu finden ist (im Prov. wird „blass“ durch *escoloritz* und *descol[o]ratz* „farblos, entfärbt“ ausgedrückt⁴⁾), und dass in den übrigen roman. Sprachen *pallidus*, wenn es überhaupt vorhanden ist, nur als Buchwort erscheint. Wenn Diez im *Et. Wtb.* ³ 474 span. ptg. *pardo* = *pal[li]dus* ansetzt, so erregt das Bedenken, denn da *pardo* doch offenbar kein Buchwort ist, so wäre nach Analogie von *limpidus*: span. *limpio* u. dgl. zu erwarten *pallidus*: span. **pal[l]io*. Auf *lindo* kann man sich nicht berufen, weil seine Herkunft von *limpido* ungewiss ist.

Aber das Suchen nach einem anderen Grundworte ist verlorene Mühe; mag man das Lateinische oder das Germanische durchmustern, man findet — wenigstens nach meiner Erfahrung — nichts, was irgendwie geeignet erscheinen könnte. Und so muss man doch an *pallidus* als an dem einzig möglichen Etymon festhalten, freilich wird man nur einen mittelbaren Zusammenhang zwischen ihm und *pâle* annehmen können.

§ 2. Von den zahlreichen lat. Adjektiven auf -*idus* sind nur verhältnismässig wenige in das Französische eingetreten, und noch Wenigere haben sich dauernd in der Sprache behauptet. Hinsichtlich ihrer Lautgestaltung teilen sich diese Adjektive in zwei Klassen:

²⁾ Schuchardt (*Romanische Etymologien I, Sitzungsberichte der Wiener Akad. d. Wissensch., philos.-hist. Kl.*, Bd. 138 [1898] p. 31) nimmt allerdings folgende Entwicklung an:

(*pallido* :) *pallio* : *palli* : *palle*.

Dagegen habe ich aber zwei Bedenken: 1. Das nachtonige *i* konnte sich nicht als *e* behaupten, wo das Bedürfnis eines Stützvokals nicht vorhanden war (vgl. Perf. *veni* : *vin-s*, **fesi* f. *feci* : *fis*). 2. Es ist nicht abzusehen, warum **palle* zu *pale* (*pâle*) geworden sein sollte, s. Anm. 3. Hinzufügen möchte ich noch, dass für die Entwicklung von **pallio* : **palli* im Frz. wohl kein Seitenstück zu finden sein dürfte. Wenn Schuchardt **tiebi* und **ranci* anführt, so sind das selbst wieder nur hypothetische Formen. Auf S. 30 stellt Sch. als möglich auf **palli[d]o* oder **palle[d]o* oder **palle[d]e*, woraus *palle-e*, *palle* — oder aber *palled* : *palle*.

³⁾ In einzelnen Fällen entwickelt sich *ll* : *tl* : *ul* (*spatula* : *espatle* : *espaule*, **Galla* : *Gaule* [halbgel. Wort, in lautregelmässiger Entwicklung wäre **Galla* : **Jalle*, *Gallia* : **Jaille* geworden]). Vgl. unten § 5c).

⁴⁾ Auch im Altfrz. wird *desculuret* so gebraucht, vgl. z. B. Rolandslied O. 1979.

v) in solche, welche im Masc. (Cas. obl. Sg.) auf einen Konsonanten auslauten, b) in solche, welche im Masc. (Cas. obl. Sg.) und im Fem. (Sg.) auf -e auslauten. Die Adjektive der ersten Klasse besitzen demnach für die beiden Geschlechter verschiedene Formen, diejenigen der zweiten Klasse nur eine Form.

a) Die zweiformigen Adjektive.

căldu călda: altfrz. *chaut chaude*, neufrz. *chaud chaude*.

**frīđidu *frīđida* (für *frīđidu* nach Analogie von *rīđidu*): altfrz. *freit froit*, Fem. *freide froide*, neufrz. *froid froide*.

hōrrīdu hōrrīda: altfrz. *ort *orde*.

**lūrīdu *lūrīda* (für *lūrīdu*): altfrz. *lort lorde*, neufrz. *lourd lourde*.⁵⁾

nītīdu nītīda: altfrz. *net nete*, neufrz. *net nette*.

pūtīdu pūtīda: altfrz. *put pute*.

rīđidu rīđida: altfrz. (*reit reide*) *roit roide*, neufrz. *raide* (die Femininform ist also auch für das Masc. eingetreten).

sōlīdu (nur als Subst. erhalten): altfrz. *sol sou*,⁶⁾ neufrz. *sou*.

(*sōrdīdu* ist nur im Komparativ erhalten: *sōrdīđiōr*, Neutr. *sōrdīđiūs*: altfrz. *sordeiour*, Neutr. *sordeis sordois*.)

b) Die einformigen Adjektive.

āridu: altfrz. *are, arre, ayre*.

āvīdu: altfrz. *ave* (lautunregelmässig für **eve*).

[**brābīdu*: **brade*, ersetzt durch das Lehnwort *brave*.]⁷⁾

**fātīda*: *fade*⁸⁾ (die Femininform auch für das Masc. gebraucht).

flāccīdu: altfrz. *flaistre* (davon abgeleitet das Verbum *flestrir*, *flétrir*).

hīspīdu: altfrz. *hisde* (verdrängt durch die Ableitung *hideux*, gleichs. **hīspīdōs[u]*).

hūmīdu: wallon. *um(e), wim(e)*.

⁵⁾ Die Bedeutungsentwicklung des Wortes ist folgende: blassgelb — schmutziggelb — faulfleckig — faulig — faul — träge — (geistig) schwerfällig — (körperlich) schwer.

⁶⁾ Die Entstehung von *sou* hat man sich wohl folgendermassen zu denken: *sōl/i/d/u/s* ergab *solz* (wo also *z* = *d* + *s*), *sols*, *sous*; *sōl/i/d[um]* ergab **solt*, **sout*; indem nun das *z* (= *d* + *s*), bezw. das *s* des Cas. rect. sg. als flexivisch betrachtet wurde, bildete man zu dem Cas. rect. den Cas. obl. *sol* (also *sol*: *solz* = *cheval*: *chevalz* [f. *chevals*]).

⁷⁾ *brābīdu* = *b* + *rābīdu* (das anlautende *b* übertragen von *bragire*, *bradare*, *bramare* etc.). Diese von Storm, *Romania* V 170, aufgestellte und von Schuchardt a. a. O. p. 42 gut geheissene Ableitung halte ich für unannehmbar. Ich vermute, dass *bravo* entstanden ist aus **brabus* = **barbus* f. *barbatus* (vgl. *privus* neben *privatus*, *orbus* neben *orbatus* u. dgl.).

⁸⁾ *fātīdu* Umbildung von *fat/ū/u* nach Analogie von *sāpīdu*. Vgl. Meyer-L., *Ztschr. f. rom. Phil.* XIX 277; anders, aber unrichtig Braune, *h r. f. rom. Phil.* XVIII 515.

**mälăbīdu* (f. *măle hăbītu*): *malade*.⁹⁾

[? **mīncīdu*: *mince*].¹⁰⁾

[? **mōrbīda*: *morve*].¹¹⁾

**mūccīdu* (v. **mūccu* v. *mūcu*): *moi(s)te*.¹²⁾

pālīdu: *palle*, *pasle*, *pāle*.

pāvīdu: altfrz. *pave* (lautunregelmässig f. **peve*).

rāncīdu: *rance*.

rāpīdu: altfrz. *rade*.

**rūstīdu* (f. *rūstīcu*): *ruste*, *rustre*,¹³⁾ (neben *ruste* im Altfrz. auch *ruiste*, das ein **rūscīdu* [vgl. *rōscīdu* v. *rōs*] vorauszusetzen scheint).

[? **sālmăcīdus*: *saumâtre*].¹⁴⁾

sāpīdu: *sade*.¹⁵⁾

⁹⁾ *măl/e h/ăbīta* würde **malatte* ergeben haben (vgl. *gabata*: *jatte*) oder **malate* (vgl. Imperativ *dūbīta*: *doute*). Auf *coude* darf man sich nicht berufen, denn das bedarf selbst der Erklärung.

¹⁰⁾ *mīncīdus* f. *mīcīdus* (bei den Gromatikern belegt, s. Georges s. v., von *mīca*), vgl. Schuchardt a. a. O. p. 31. G. Paris erklärte, *Romania* VIII 618, *mince* als postverbales Adj. zu *mincier* (*menuisier* = **minutiare*).

¹¹⁾ Diese Ableitung ist möglich, vgl. Horning, *Ztschr. f. rom. Phil.* XV 496, aber nicht sicher, vgl. Schuchardt, *Ztschr. f. rom. Phil.* XI 494, u. Behrens, *Reciproke Metathese im Roman.* p. 78 Anm.

¹²⁾ Ich halte an dieser von Förster, *Ztschr. f. rom. Phil.* III 260, gegebenen Ableitung fest. Schuchardt a. a. O. p. 56 erklärt sie für musterhaft, stellt aber gleichwohl (in Rücksicht auf die anscheinend verwandten Worte anderer rom. Sprachen) **müstīdus* (v. *müstum*) als Grundwort auf. Nach meinem Dafürhalten würde *müstīdus* im Frz. **moste* ergeben haben, es müsste also das *i* in *moiste* aus Einmischung von *mois* = *müstēus* erklärt werden.

¹³⁾ Man kann versucht sein, auch *rude* „roh“ hierher zu ziehen und es aus **rūsīdus* (v. *rūs*) zu erklären (vgl. *rōsīdus* b. Catull 61, 24, und *rōrīdus* b. Properz 4, 4, 48, v. *rōs*). Denn selbstverständlich kann *rude*, wenn es Erbwort sein sollte, nicht = *rūde* (*rūdis*) sein. Aber man wird doch wohl frz. *rude* für ein Lehnwort aus dem Ital., und ital. *rude* für einen Latinismus halten müssen.

¹⁴⁾ Die Ableitung ist nicht recht wahrscheinlich, da man erwarten muss, dass -*ācīdu* ergeben hätte -*aiste* (nicht -*aste*), -*aistre* (vgl. *flaccīdus*: *flaistre* oder, wer diese Analogie wegen des *cc* nicht gelten lassen will, **jācītu*: **jieiste*, **gieiste*, *giste*, *gīte* (wobei befremden kann, dass **gūtre* nicht gebildet worden ist, während doch halbgel. *registre* vorliegt). Besser wird man daher *saumâtre* = **salmaster* ansetzen, so dass es zur Gruppe von *blanchâtre*, *noirâtre* etc. gehört. — Das altfrz. *saumache* muss Lehnwort sein.

¹⁵⁾ Nach Schuchardt a. a. O. p. 16 f. ist auch altfrz. *saive*, frz. *sage* (samt oberital. *savio* [dann in das Schriftital. aufgenommen], ital. *saggio*, sard. *sabiu*, cat. *sabi*, span. ptg. *sabio*) aus *sāpīdus*, bzw. aus einem **sapius* („-*īdus* ist mit der Endung -*ius* vertauscht worden“), **sabius* entstanden. Schuchardt lehnt also Gröbers Annahme (*Archiv f. lat. Lex.* V 458 f.) ab, wonach **sabius* im gallischen Latein der späteren Kaiserzeit von **sabēre* f. **sapēre* = *sapēre* abgeleitet worden sein soll. Meines Erachtens sind die von Schuchardt gegen Gröbers Hypothese geltend gemachten Gründe überzeugend. Ich schliesse mich demnach der Schuchardt'

der leiseste Grund zu ersehen ist, welcher die Entstehung derartig lautregelwidriger Formen veranlasst haben könnte.¹⁸⁾

b) **pállius *pállia* musste ergeben **pail*¹⁹⁾, Fem. *paille*. Aus **pallius* ein **palli* und daraus *palle* werden zu lassen, ist eine unzulässige Annahme, denn selbst wenn (was bei den frz. Lautverhältnissen undenkbar ist) *palliu[s]* zu **palli* geworden wäre, so hätte daraus nimmermehr *palle* entstehen können, sondern es hätte **pal* entstehen müssen, vgl. z. B. *caballi* : *cheval*.

c) **pallus *pállia*²⁰⁾ musste ergeben **pal* (*pau*), Fem. *palle*. Wenigstens bezüglich des Feminins würde man also zu einer wirklich vorhandenen Form gelangen, und wollte man — was gewiss statthaft ist — annehmen, dass das Femininum auch für das Masc. eingetreten sei (vgl. *large* f. *larc*, *riche* f. **ric*, bzw. **ri*), so könnte es scheinen, als ob man alle Schwierigkeiten gelöst und eine befriedigende Grundform für *pal(l)e* gefunden habe. In Wirklichkeit aber erheben sich doch gegen eine verhältnismässig so einfache Entwirrung des Problems leider zwei Bedenken, von denen wenigstens das eine sich nicht so leicht beschwichtigen lässt. Es können diese beiden Bedenken in die Frage zusammengefasst werden: wie verhalten sich *pâle* und *pasle* zu *palle*?

Im Altfrz. kommen *palle* und *pale* so neben- und durcheinander vor, dass auf Grund des Auftretens der beiden Formen in

¹⁸⁾ Auch kann man unmöglich frz. *palle* aus *pallidus* durch die Annahme erklären wollen, dass die lautregelwidrige Kürzung in satzunbetonter Stellung des Adjektivs begründet sei (wie dies Karsten in seiner Diss. „Konsonantenverschiebungen im Französischen“ [Freiburg i. B. 1884] in Bezug auf *tiere* gethan hat), denn ein Adjectivum wird, so lange als es adjektivische Funktion ausübt, nie proklitisch gebraucht.

¹⁹⁾ Auch **paile* wäre denkbar (vgl. *pallium* : *paile* Alexius L 28c), jedoch nur unter der Voraussetzung, dass **pallius* im Frz. halbgelehrtes Wort geblieben sei.

²⁰⁾ Neben den Adjektiven auf *-idus* stehen vielfach Substantive auf *-or* (z. B. *pallor* neben *pallidus*, *torpor* neben *torpidus*, *horror* neben *horridus* etc. etc.), es fungieren also die Silben *pall-*, *torp-*, *horr-* etc. als Nominalstämme, mittelst deren sowohl Substantive wie Adjektive gebildet werden. Weil dem so ist, darf man auch die Möglichkeit von Adjektivbildungen, wie **pallus*, annehmen, zumal da das Nebeneinanderstehen von *privatus* und *privus*, *orbatus* und *orbus* etc. den Anstoss geben konnte, auch den dreisilbigen Adjektiven auf *-idus* zweisilbige Adjektive an die Seite zu setzen, also z. B. dem *pallidus* ein **pallus*. Nichtsdestoweniger bleibt es doch recht zweifelhaft, ob jemals derartige Bildungen geschaffen worden sind; belegt ist jedenfalls auch nicht eine einzige. Ein **pallus* ist demnach ein rein konstruiertes Wort. Andererseits wird man aber doch durch das Vorhandensein von altfrz. *are*, *ave*, *pave*, *tieve* gezwungen, lat. **arus* f. *aridus*, **avus* f. *avidus*, **pavus* f. *pavidus*, **tēpus* f. *tēpidus* (genauer die Feminina **ara*, **ava*, **pava*, **tēpa* für *arida* etc.) anzusetzen. Befremdlich ist übrigens das *a* in *ave* und *pave* (die lautregelmässigen Formen wären **eve* und **peve*), es beruht wohl auf Anlehnung einerseits an *avoir*, andererseits an *paor*.

handschriftlichen Texten sich nicht entscheiden lässt, welche die ältere und welche die jüngere ist, beziehentlich ob überhaupt eine zeitliche und nicht etwa lediglich eine graphische Verschiedenheit zwischen ihnen besteht. Selbstverständlich indessen muss man, wenn man *palle* = **palla* ansetzt (oder wenn man es irgendwie sonst mit *pállidus* in Zusammenhang bringt), die Form mit doppeltem *l* für die ältere und etymologisch allein berechtigte erachten. In *pale* liegt demnach Vereinfachung eines ursprünglich geminierten zwischenvokalischen *l* vor (*palle* : *pale*). Man könnte ja nun behaupten wollen, dass dies eine rein graphische Sache sei, und zur Stütze der Behauptung darauf hinweisen, dass man im Altfrz. oft genug beispielsweise *bele* statt *belle* und *nule* statt *nulle* geschrieben findet (z. B. Alexius L 97a und c). Damit würde man sich aber die Sache wohl etwas gar zu bequem machen. Denn erstlich ist zu erwägen, dass ein etymologisch berechtigtes *ll* in zwischenvokalischer Stellung sich doch überall behauptet hat, mag immerhin in älterer Zeit gelegentlich das betr. Wort auch mit einfachem *l* geschrieben worden sein²¹). Und sodann scheint doch die Schreibung *pale* mit einfachem *l* lautliche Bedeutung zu besitzen, nämlich die Länge des dem *l* vorausgehenden *a* anzudeuten. Also eine blosse Schreibwillkür dürfte die Vertauschung des doppelten *l* mit dem einfachen *l* doch nicht sein.

Hinsichtlich des *s* in *pasle* mag man gute Gründe haben, zu glauben, dass es nie lautbar gewesen, sondern nur sei es zur Andeutung der Länge des *a*, sei es nach Analogie des *s* in *masle* (*mâle* = *masculus*) gesetzt worden sei. Denn die Schreibung *pasle* tritt erst in später Zeit auf, in welcher gedecktes *s* bereits verstummt war. Und selbst wenn, was ja immerhin denkbar ist, die Schreibung aus früherer Zeit nachgewiesen werden sollte, würde die Lautbarkeit des *s* daraus nicht mit Sicherheit erschlossen werden

²¹) Einige wenige Ausnahmefälle sind allerdings vorhanden; namentl. kommen in Betracht *Gall[i]a*: *Galle*: *Gaule*, *spat[u]la*: *espalle*: *espauile*, vgl. oben S. 85 Anm. ³), ausserdem *büllä*: *bolle* *boule*, **fülläre*: *foller*: *foler* *fouler*. *Fouler* dürfte wohl Analogieschreibung nach *mouler* *rouler* und dgl. sein (altfrz. *afoler* wurde wohl in volksetymologischen Zusammenhang mit *fol* = *föl[lem]* gebracht). Wie es sich mit *boule* verhält, ist nicht mit Sicherheit zu sagen; möglicherweise liegt nur Analogieschreibung nach *rouler* vor („Kugel“ und „rollen“ sind ja einander fordernde Begriffe), indessen so recht wahrscheinlich ist das doch nicht, es dürfte vielmehr mit der Sache eine ganz andere Bewandtnis haben, doch darüber kann nur bei einer Sonderbehandlung der Geschichte von *büllä* (und seiner Sippe) im Frz. gesprochen werden. — Stets vereinfacht wird das durch Assimilation des *tl*, *dl*: *ll* gewonnene *ll*, z. B. *Rotland*: *Rollant*: *Rolant*, **c[or]rot[ũ]lo*: **crotle*: **crolle*: *croule*, *mōd[ũ]lus*: **modle*: **molle*: *moule* (*croule* und *moule* können aus *crotle*, *motle* entstanden sein).

der leiseste Grund zu ersehen ist, welcher die Entstehung derartig lautregelwidriger Formen veranlasst haben könnte.¹⁸⁾

b) **pállius *pállia* musste ergeben **pail*¹⁹⁾, Fem. *paille*. Aus **pallius* ein **palli* und daraus *palle* werden zu lassen, ist eine unzulässige Annahme, denn selbst wenn (was bei den frz. Lautverhältnissen undenkbar ist) *palliu[s]* zu **palli* geworden wäre, so hätte daraus nimmermehr *palle* entstehen können, sondern es hätte **pal* entstehen müssen, vgl. z. B. *caballi* : *cheval*.

c) **pallus *pálla*²⁰⁾ musste ergeben **pal* (*pau*), Fem. *palle*. Wenigstens bezüglich des Feminins würde man also zu einer wirklich vorhandenen Form gelangen, und wollte man — was gewiss statthaft ist — annehmen, dass das Femininum auch für das Masc. eingetreten sei (vgl. *large* f. *larc*, *riche* f. **ric*, bezw. **ri*), so könnte es scheinen, als ob man alle Schwierigkeiten gelöst und eine befriedigende Grundform für *pal(l)e* gefunden habe. In Wirklichkeit aber erheben sich doch gegen eine verhältnismässig so einfache Entwirrung des Problems leider zwei Bedenken, von denen wenigstens das eine sich nicht so leicht beschwichtigen lässt. Es können diese beiden Bedenken in die Frage zusammengefasst werden: wie verhalten sich *pâle* und *pasle* zu *palle*?

Im Altfrz. kommen *palle* und *pale* so neben- und durcheinander vor, dass auf Grund des Auftretens der beiden Formen in

¹⁸⁾ Auch kann man unmöglich frz. *palle* aus *pallidus* durch die Annahme erklären wollen, dass die lautregelwidrige Kürzung in satz-unbetonter Stellung des Adjektivs begründet sei (wie dies Karsten in seiner Diss. „Konsonantenverschiebungen im Französischen“ [Freiburg i. B. 1884] in Bezug auf *tiere* gethan hat), denn ein Adjectivum wird, so lange als es adjektivische Funktion ausübt, nie proklitisch gebraucht.

¹⁹⁾ Auch **paile* wäre denkbar (vgl. *pallium* : *paile* Alexius L 28.), jedoch nur unter der Voraussetzung, dass **pallius* im Frz. halbgelehrtes Wort geblieben sei.

²⁰⁾ Neben den Adjektiven auf *-idus* stehen vielfach Substantive auf *-or* (z. B. *pallor* neben *pallidus*, *torpor* neben *torpidus*, *horror* neben *horridus* etc. etc.), es fungieren also die Silben *pall-*, *torp-*, *horr-* etc. als Nominalstämme, mittelst deren sowohl Substantive wie Adjektive gebildet werden. Weil dem so ist, darf man auch die Möglichkeit von Adjektivbildungen, wie **pallus*, annehmen, zumal da das Nebeneinanderstehen von *privatus* und *privus*, *orbatus* und *orbis* etc. den Anstoss geben konnte, auch den dreisilbigen Adjektiven auf *-idus* zweisilbige Adjektive an die Seite zu setzen, also z. B. dem *pallidus* ein **pallus*. Nichtsdestoweniger bleibt es doch recht zweifelhaft, ob jemals derartige Bildungen geschaffen worden sind; belegt ist jedenfalls auch nicht eine einzige. Ein **pallus* ist demnach ein rein konstruiertes Wort. Andererseits wird man aber doch durch das Vorhandensein von altfrz. *are*, *ave*, *pave*, *tieve* gezwungen, lat. **arus* f. *aridus*, **avus* f. *avidus*, **pavus* f. *pavidus*, **tēpus* f. *tēpidus* (genauer die Feminina **ara*, **ava*, **pava*, **tēpa* für *arida* etc.) anzusetzen. Befremdlich ist übrigens das *a* in *ave* und *pave* (die lautregelmässigen Formen wären **eve* und **peve*), es beruht wohl auf Anlehnung einerseits an *avoir*, andererseits an *paor*.

handschriftlichen Texten sich nicht entscheiden lässt, welche die ältere und welche die jüngere ist, beziehentlich ob überhaupt eine zeitliche und nicht etwa lediglich eine graphische Verschiedenheit zwischen ihnen besteht. Selbstverständlich indessen muss man, wenn man *palle* = **palla* ansetzt (oder wenn man es irgendwie sonst mit *pállidus* in Zusammenhang bringt), die Form mit doppeltem *l* für die ältere und etymologisch allein berechnete erachten. In *pale* liegt demnach Vereinfachung eines ursprünglich geminierten zwischenvokalischen *l* vor (*palle* : *pale*). Man könnte ja nun behaupten wollen, dass dies eine rein graphische Sache sei, und zur Stütze der Behauptung darauf hinweisen, dass man im Altfrz. oft genug beispielsweise *bele* statt *belle* und *nule* statt *nulle* geschrieben findet (z. B. Alexius L 97a und c). Damit würde man sich aber die Sache wohl etwas gar zu bequem machen. Denn erstlich ist zu erwägen, dass ein etymologisch berechtigtes *ll* in zwischenvokalischer Stellung sich doch überall behauptet hat, mag immerhin in älterer Zeit gelegentlich das betr. Wort auch mit einfachem *l* geschrieben worden sein²¹). Und sodann scheint doch die Schreibung *pale* mit einfachem *l* lautliche Bedeutung zu besitzen, nämlich die Länge des dem *l* vorausgehenden *a* anzudeuten. Also eine blosse Schreibwillkür dürfte die Vertauschung des doppelten *l* mit dem einfachen *l* doch nicht sein.

Hinsichtlich des *s* in *pasle* mag man gute Gründe haben, zu glauben, dass es nie lautbar gewesen, sondern nur sei es zur Andeutung der Länge des *a*, sei es nach Analogie des *s* in *masle* (*mâle* = *masculus*) gesetzt worden sei. Denn die Schreibung *pasle* tritt erst in später Zeit auf, in welcher gedecktes *s* bereits verstummt war. Und selbst wenn, was ja immerhin denkbar ist, die Schreibung aus früherer Zeit nachgewiesen werden sollte, würde die Lautbarkeit des *s* daraus nicht mit Sicherheit erschlossen werden

²¹) Einige wenige Ausnahmefälle sind allerdings vorhanden; namentl. kommen in Betracht *Gall[i]a* : *Galle* : *Gaule*, *spat[u]la* : *espalle* : *espaule*, vgl. oben S. 85 Anm. ³), ausserdem *bŭlla* : *bolle* *boule*, **fŭllāre* : *foller* : *foler* *fouler*. *Fouler* dürfte wohl Analogieschreibung nach *mouler* *rouler* und dgl. sein (altfrz. *afoler* wurde wohl in volksetymologischen Zusammenhang mit *fol* = *fŏl[lem]* gebracht). Wie es sich mit *boule* verhält, ist nicht mit Sicherheit zu sagen; möglicherweise liegt nur Analogieschreibung nach *rouler* vor („Kugel“ und „rollen“ sind ja einander fordernde Begriffe), indessen so recht wahrscheinlich ist das doch nicht, es dürfte vielmehr mit der Sache eine ganz andere Bewandtnis haben, doch darüber kann nur bei einer Sonderbehandlung der Geschichte von *bŭlla* (und seiner Sippe) im Frz. gesprochen werden. — Stets vereinfacht wird das durch Assimilation des *tl*, *dl* : *ll* gewonnene *ll*, z. B. *Rotland* : *Rollant* : *Rolant*, **c[or]rot[ŭ]lo* : **crotle* : **crolle* : *croule*, *mŏd[ŭ]lus* : **modle* : **molle* : *moule* (*croule* und *moule* können aus *crotle*, *motle* entstanden sein).

können: in Betracht käme *pasle* überhaupt nur in Reimstellung (in Assonanzstellung ist nachtonige Konsonanz ja belanglos) —, aber als der Reim die Assonanz verdrängte, da hatte auch die Verstummung des gedeckten s schon begonnen, so dass, wenn man etwa *pasle* und *masle* im Reime gebunden fände, dadurch ein zwingender Beweis für die Lautbarkeit des s doch nicht gegeben wäre.

Andrerseits aber kann, soviel ich wenigstens ersehe, auch die Nichtlautbarkeit des s in *pasle* nicht erwiesen werden, so dass also die Möglichkeit, obgleich nicht die Wahrscheinlichkeit, vorliegt, dass es lautbar gewesen sei. Angenommen nun, dass dies wirklich der Fall war, so muss das s etymologische Berechtigung besessen haben, und dann kann *pasle* selbstverständlich nicht = **palla* angesetzt werden.

Also die Ableitung des frz. *palle*, *pasle*, *pâle* von lat. (**pallus*) **palla* kann nicht vollständig befriedigen, sie kann nur als ein Notbehelf gelten.

§ 6. Aus einem **pâtilus* würden *palle*, *pasle*, *pâle* sich trefflich erklären lassen, denn vgl. *rôtulus*: frz. *rolle*, *rosle*, *rôle*. Zu einem **pâtilus* aber gelangt man, wenn man annimmt, dass im gallischen Volkslatein *pállidus* nach Analogie von (oder richtiger in Anlehnung an) *rûtilus* zu **pâtilus* umgebildet worden sei,²²⁾ vielleicht mit der Zwischenstufe **pádilus*²³⁾. Allzu kühn ist solche Annahme wohl nicht, wenn man in Betracht zieht, dass „blass“ und „rötlich“ Farbenbegriffe sind, welche häufig in Verbindung miteinander gesetzt werden: die blasse Gesichtsfarbe kann zur rötlichen, die rötliche zur blassen werden. Auch darf man nicht dagegen einwenden wollen, dass *rûtilus* im Frz. gar nicht fortlebt (es würde zu **roule* geworden sein). Das Vorhandensein des Wortes im Urfranzösischen, bzw. im nordgallischen Volkslatein lässt sich aus altfrz. *roïllier*, *rouïllier* (neufrz. *rouiller*) „rötlich werden, rosten“

²²⁾ Dass **pâtilus* sich lautlich nahe mit *patulus* (Adj. zu *patēre*) berührt haben würde, kann Anlass zu Bedenken gegen die Ansetzung von **pâtilus* nicht geben, denn die beiden Adjektive waren in ihrer Bedeutung so verschieden, dass sie sehr wohl neben einander stehen konnten.

²³⁾ Auch **pádilus* würde (über **padle*) *palle*, *pasle*, *pâle* ergeben haben, und da die Umstellung von *l + d* zu *d + l* durch lat. *palude*[m]: ital. *padule* als ein im Romanischen möglicher Lautvorgang erwiesen wird (vgl. Behrens, Über reciproke Metathese im Romanischen p. 97 f.), so könnte man sich allenfalls mit der Annahme *pállidus*: **padilus* zufrieden geben. Aber man muss doch bedenken, dass im Frz. kein Beispiel für solche Umstellung sich findet und dass ein Grund, warum sie eben nur bei *pállidus* eingetreten sein soll, sich gar nicht absehen lässt. Man hat vielmehr allen Anlass zu glauben, dass *pállidus* sich wie *cállidus* entwickelt haben müsste, und dass, wenn dies nicht geschehen ist, dies durch die analogische Einwirkung eines andern Wortes (*rûtilus*) verursacht worden sei.

= **rūtīliāre* mit Sicherheit erschliessen, und zugleich giebt dieses Verbum uns einen Fingerzeig zur Erkenntnis des Grundes, weshalb das Adjektiv *rūtīlus* geschwunden ist. Das Adj. bedeutete „rötlich“ im allgemeinen, also ohne nähere Beziehung auf eine bestimmte Art des Rötlichseins; auch das Verbum **rūtīliāre* muss ursprünglich die allgemeine Bedeutung „rötlich sein, rötlich glänzen“ gehabt haben, vertauschte aber dieselbe mit der speciellen „rostig rot sein, Rostfarbe haben, Rostfarbe annehmen, rostig werden, rosten.“ Diese Bedeutungsverengung des Verbums musste auf das Adj. *rūtīlus* **(rotle)* zurückwirken, d. h. ihm die allgemeine Bedeutung „rötlich“ entziehen und die besondere Bedeutung „rostfarbig, rostig“ verleihen. Das konnte um so leichter geschehen, als *rūtīlus* **(rotle)* zwei Adjektive mit nah verwandter Bedeutung neben sich hatte (*rūbēus* = *roge*, *rouge* und *rūssus* = *ros*, *rous roux*) und also in der Bedeutung „rötlich“ leicht entbehrlich war, zumal da die Romanen in frühester Zeit auf feinere Farbenunterscheidungen offenbar wenig Wert gelegt haben, insbesondere auf die Abstufungen einer und derselben Farbe —, eine Gleichgültigkeit übrigens, welche, wie die verhältnismässige Armut des Lateins an Adjektiven für feinere Farbenbezeichnungen bekundet, schon den Römern eigen gewesen ist. Auch in der Bedeutung „rostfarbig“ vermochte *rūtīlus* **(rotle)* sich nicht zu behaupten, sondern musste dem von *roillier* abgeleiteten *roillos* (*rouilleux*, gleichsam **rūtīliosus*) weichen. Also *rūtīlus* **(rotle)* schwand, aber das nach seinem Muster aus *pālīdus* umgeschaffene **pātīlus* **(patle)* verblieb in der Sprache und entwickelte sich lautregelrecht weiter zu *palle*.

IX.

Frz. *estouvoir*.

Das Verbum *ester* = lat. *stare* wurde im Altfrz. bekanntlich auch unpersönlich in der Bedeutung „es steht (wohl) an, es ziemt sich, es ist schicklich, es ist erforderlich“ gebraucht, war also auch Modalverb und stand als solches in einer Begriffsreihe mit *pouvoir*, *voloir*, *devoir*. Das Perfekt von *ester* lautete in starker Bildung (3 P. Sg.) *estut*, stimmte also formal überein mit *put* von *pouvoir* (*dut* v. *devoir*). Diese Übereinstimmung und die begriffliche Verwandtschaft gaben Anlass, dass nach *puet pouvoir* auch ein *estuet* (3 P. Sg. Praes.) und ein *estouvoir* (Inf. Praes.) gebildet wurden. Für die Beeinflussung eines Modalverbs durch ein anderes lassen sich auch sonst Beispiele vorbringen: ital. *dovere* f. *devere* verdankt sein *o* der Anlehnung an *potere* und *volere* (ebenso hat *domandare* f. *demandare* sein *o* von *commandare* erhalten), engl. *could* hat sein, allerdings nur graphisches, *l* von *should* und *would* entlehnt.

Man hat also nicht nötig, zu *estouvoir* ein **stōpēre* als Grundwort aufzustellen (vgl. *Lat.-rom. Wib.* 7790).

X.

Frz. *race*.

Eine befriedigende Erklärung des Wortes ist noch nicht gegeben worden, soviel man auch darüber verhandelt hat (vgl. *Lat.-rom. Wtb.* 6612). Es sei gestattet, auf eine Möglichkeit seines Ursprunges hinzudeuten.

**(ad)captare* : **(a)chaler* (vgl. *achat*), wofür *acheler* eingetreten ist, = *raptare* : *rater* (vgl. *Jeanroy, Recue des Universités du Midi I 101*), dazu das Postverbale *rat*.

**captiare* : *chac(i)er, chasser*, dazu das Postverbale *chace, chasse*, = **raptiare* : *racer*, dazu das Postverbale *race* (man vgl. auch **tractiare* : *tracer*, wozu das Postverbale *trace*).

Rater und *rat* sind ursprünglich Ausdrücke der Jagdvogelzucht (vgl. *Jeanroy a. a. O.*), das Gleiche würde in Bezug auf *racer, race* anzunehmen sein (**raptiare* würde gleichsam „raubvögeln“, d. h. „Raubvogel züchten“ bedeuten). Freilich aber bin ich ausser stande, die Worte im Altfrz. oder im Altprov. nachzuweisen. Man dürfte erwarten, sie in Traktaten über Jagdvogelzucht anzutreffen, die betr. Schriften sind mir aber unzugänglich. Sollte meine Vermutung sich erweisen lassen, so dürfte die ursprüngliche Bedeutung von *race* etwa „Brut der Jagdvogel“ gewesen sein. Damit würde ganz gut stimmen die Verwendung von *rassa* in der Schlussstrophe des bekannten Sirventes Bertran's de Born (No. 27 in Stimming's grösserer Ausgabe).²⁴⁾

XI.

Frz. *chauffer*.

Chauffer kann nicht = *calefacere* sein, denn daraus wäre **chaufaisre, *chaufaistre* entstanden (vgl. *fecerat* : *fisdra, *nascere* : *naistre*), auch nicht = **cale jagere*, denn das hätte **chaufaire* ergeben (*facere* : **fagere* [Anbildung an *agere*] : *fagre* : *faire*, bezw. **fagere* : **fajere* : **fajre* : *jaire*²⁵⁾). Man muss vielmehr voraussetzen ein *cal[i]d[um]* + **fare* = frz. **fer*, denn nur dann erklärt man sowohl den verbalen als auch den adjektivischen Bestandteil des Wortes, bezw. das doppelte *f*. *Fare* aber ist Umbildung von *facere* nach Analogie von *dare* und *stare*, vgl. *Ztschr. f. frz. Spr. und Lit. XVIII 271*; wie *facere* : **fare* : *fer* wurde *vadere* : **vare* : **ver* (erhalten in *desver, resver*) umgeformt.

²⁴⁾ Es ist in dem betr. Verse nicht nach *rassa*, sondern nach *vilana* ein Komma zu setzen (*rassa vilana, tafura*) und zu übersetzen „gemeines, treuloses Gezücht“. *Rassa* ist also nicht als Anrede an Richard Löwenherz aufzufassen.

²⁵⁾ Vgl. Meyer-Lübke, *Ztschr. f. rom. Phil. XVIII 435* und O. Schultz, ebenda *XVIII 155*; anders Rydberg, *Le développement de l'adjectif, p. 33*.

XII.

Die lateinische Lautgruppe *vr* im Französischen.

In einer ungemein inhaltsreichen und anregenden Schrift²⁶⁾ hat Birt neuerdings die Behauptung aufgestellt und zu begründen versucht, dass man im Latein, in Sonderheit im Latein der späteren und spätesten Zeit nicht *aurum*, sondern *avrum* gesprochen habe, d. h. dass die Verbindung *a + u* vor *r* (und überhaupt vor Konsonant) nicht ein Diphthong gewesen sei, sondern aus *a + Spirans v* bestanden habe.

Birt hat zu Gunsten seiner Hypothese ein stattliches Beweismaterial beigebracht und hat es in scharfsinniger — obwohl, wie mir scheinen will, nicht immer in kritischer — Weise ausgenutzt. Nichtsdestoweniger halte ich diese Hypothese für völlig unannehmbar. Zum mindesten ist sie unannehmbar vom Standpunkte der französischen Lautlehre aus²⁷⁾, wie die folgende sehr einfache Erwägung wohl zeigen dürfte.

Lateinisches (sowohl ursprüngliches als auch durch Vokalausstossung entstandenes) *pr* und *br* stellt sich im Französischen als *vr* dar, z. B. *capra* = *chièvre*, (*labrum*) *labra* = *lèvre*, *librum* = *livre*, *libra* = *livre*, *lēp[ō]rem* = *lièvre*, **pīp[ē]re[m]* = *poivre*, *bīb[e]re* = altfrz. *boivre*, *līb[e]rare* = *livrer*.²⁸⁾

Darnach muss man erwarten, dass das von Birt angenommene **avrum* im Französischen **avre* **evre* ergeben haben würde.

Dem lat. *aurum* entspricht aber im Frz. *or* (mit offenem *o*), und dieses *or* kann eben nur aus *aurum*, nicht aus **avrum* entstanden sein. Durch frz. *or* wird also lateinisches — mindestens volkslateinisches, bzw. gallolateinisches — *aurum* erwiesen, **avrum* aber zurückgewiesen.²⁹⁾

²⁶⁾ „Sprach man *aurum* oder *avrum*?“ Ergänzungsheft zu Bd. 52 des *Rheinischen Museums N. F.* (Frankfurt a. M. 1897).

²⁷⁾ Und überhaupt vom Standpunkte der romanischen Lautlehre aus, indessen darauf kann hier nicht eingegangen werden, um so weniger, als dann einige Einzelfragen (namentlich der portugiesischen Phonetik) einer den Rahmen dieser Zeitschrift überschreitenden Erörterung unterzogen werden müssten.

²⁸⁾ Ausgenommen sind *abrotonum* > *aurone* (volksetymologische Angleichung an *aurum*), **fabr[ī]care* > *forger* (hier war die Vokalisierung des *v* lautliche Notwendigkeit infolge der Konsonantenhäufung), *scrib[ē]re* > *escrire* (für *escrire* eingetreten durch Angleichung an *lire*, *dire*), *bīb[ē]re* > *boivre* > *boire*. Nur scheinbare Ausnahme ist *aurai*, welches verhältnismässig spät auf unorganische Weise für *avrai*, bzw. *arai* eingetreten ist (vgl. *Thurot, De la Prononciation* etc. L 432); nach *aurai* wurde dann auch *saurai* für *savrai* gebildet. Ueber *ëur*, *août*, *Autun* und dgl. s. unten am Schlusse des Artikels.

²⁹⁾ Man erwäge auch z. B. folgendes: nach Birt wurde *aut* gesprochen **avt*; daraus hätte frz. **aut*, **ot* bzw. **o* entstehen müssen, gerade so wie aus *ap[u]d* altfrz. *ot* (*od*) *o* entstanden ist. In Wirklich-

Nun freilich wäre es theoretisch denkbar, dass aus **avrum* (durch Vokalisierung des *u*) *aurum* und ebendaraus *or* entstanden wäre. Es hätte dann, da für das Urlatein unbedingt *aurum* und nicht *avrum* anzusetzen ist,³⁰⁾ ein Kreislauf der Entwicklung stattgefunden: (*ausum*) *aurum* > **avrum* > *aurum*. Wahrscheinlich ist ein solcher Kreislauf eben nicht, jedoch er ist auch nicht undenkbar. Aber Birt darf sich hierauf keinesfalls berufen, denn da er die Aussprache **avrum* auch für das späteste Latein behauptet, so muss, wenn er Recht haben sollte, **avrum* und nicht *aurum* für romanisches *oro*, frz. *or* angesetzt werden, und das eben ist ein Unding.

Ein Korn Wahrheit dürfte aber dennoch in Birt's Annahme enthalten sein. Bewiesen hat er jedenfalls, dass *au* in lat. *aurum* und dgl. nicht als Diphthong gesprochen wurde³¹⁾, er schoss aber über das Ziel weit hinaus, indem er dem *u* in *au* konsonantischen Lautwert beilegte. Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen: *au* dürfte vor Kons. = *a* + halbkonsonantisches *u* (*u*) gewesen sein.³²⁾ Bei dieser Annahme erklärt sich leicht die Vereinfachung des anlautenden *au* in *auscultare* (f. *auscultari*) > *ascultare* > *écouter*, *augustus* > *āgustus* > *août*, *Augustodunum* > *Ag.* > *Autun* (*Ostodun* Lesdegar 139), *augurium* > *agurium* > *ëur* > (*h*)*eur*.

XIII.

Frz. *vrille*.

Worte, welche mit *vr* anlauten, fehlen dem Lateinischen völlig. In den mit *pr* und *br* anlautenden Worten sind *p* und *b* im Frz. nicht zu *v* verschoben worden, sondern haben beharrt. Folglich hat das Französische den Anlaut *vr* nicht aus dem Latein ererben können. Die wenigen mit *vr* beginnenden frz. Worte verdanken das *vr* entweder dem Ausfalle eines zwischen *v* und *r* ursprünglich

keit steht aber dem lat. *aut* das frz. *ou* entgegen. Man vergleiche auch *habuit* > *ôut* *ot*, *sápuir* > *sôut* *sot*, allerdings ein etwas anderer Fall.

³⁰⁾ *aurum* ist aus *ausum* entstanden, und dieses geht mit *aurora* und *auster* (vgl. auch dtsch. *osten*) auf die Wurzel *us* (Sskr. *ush*), wov. lat. *ūrere*, zurück.

³¹⁾ Seelmann's Annahme (*die Ausspr. des Lat.* p. 222), wonach lat. *au* ähnlich wie im mustergültigen Deutsch als *a* + *u* ausgesprochen worden sein soll, ist somit zu beanstanden.

³²⁾ Man erinnere sich der von Cicero (*de Div.* II 40,88) erzählten Anekdote, aus welcher hervorgeht, dass der Strassenruf *cauneas* („Feigen aus Caunos!“) gelegentlich einmal als *cav[e]n[e]eas* gedeutet wurde. Die Aussprache von *cauneas* und *cav[e]n[e]eas* kann nicht ganz dieselbe gewesen sein, denn sonst hätte es einer Deutung nicht erst bedurft. Der Unterschied dürfte eben darin bestanden haben, dass das *u* in *cauneas* als Halbkonsonant, das *v* in *cav[e]n[e]eas* als Spirans gesprochen wurde. Freilich lässt sich dies nur als Vermutung, nicht als Behauptung aussprechen.

vorhanden gewesen Vokals (*vrai* aus *verai*) oder aber dem Abfalle einer vortonigen Anlautsilbe (*vrone* aus *abrótonum*).³³⁾

Gehört zu diesen Erbworten, und zwar zu denen der ersten Gruppe, etwa auch *vrille*? Es würde der Fall sein, wenn man mit Diez (*Etym. Wtb.* s. v. *verrina*) das Wort = lat. **vericula* (Deminutiv zu *veru*) ansetzt. Lautregelrecht hätte aus **vericula* allerdings frz. **vreille* werden müssen (vgl. *corbícula* > *corbeille*), indessen es steht nichts im Wege, ein nach Analogie von *clavícula*³⁴⁾ und dergl. gebildetes **vericula* anzunehmen. Da das Neutr. *vericulum* mehrfach belegt ist (z. B. bei Plinius H. N. 35, 149 in der Bedeutung „Grabstichel“)³⁵⁾, und da die Bedeutung keine Schwierigkeiten macht, so wird man auch das Femininum **vericula* nicht beanstanden dürfen.

Die Diez'sche Ableitung von *vrille* kann demnach als tadellos gelten und die Aufstellung einer anderen als unberechtigt erscheinen lassen.³⁶⁾

Wenn man bei der von Diez gegebenen Etymologie sich beruhigt, so sind selbstverständlich altfrz. *viille* (= **vitacula*) und *veille* (aus **veille* = *vitacula*)³⁷⁾ von *vrille* zu trennen. Ebenso selbstverständlich wird dann auch die zuerst von Bugge (*Romania* III 160) aufgestellte und von Tobler (*Kuhn's Ztschr.* XXIII 414) gebilligte Annahme, dass auch *vrille* = **vitacula* sei, hinfällig. Man kann das nur mit Freuden begrüßen, weil man dann aus der leidigen Notlage befreit wird, das *r* in *vrille* entweder mit Bugge für eine — nach *v* sonst nie vorkommende — Verstärkung des Anlautes oder mit Tobler

³³⁾ Zu *vrone* das Deminutiv *vruncelle*. Neben *vrone* bestand mit Erhaltung der Anlautsilbe **avrone*, woraus durch volksetymologische Umbildung einerseits *aurone* (angeglichen an *or* = *aurum*), andererseits [*i*]*vrogue* hervorging, vgl. Fass, *Roman. Forsch.* III 492 unten.

³⁴⁾ *clavícula* kann übrigens aus lautlichem und begrifflichem Grunde nicht das Stammwort von frz. *cheville* sein, das letztere ist vielmehr = **capicula* f. **capitula*, vgl. Behrens, *Metathese etc.* p. 82.

³⁵⁾ Die Hdsch. überliefern an dieser Stelle allerdings *viriculum*, indessen sonst wird durch die handschriftliche Überlieferung *vericulum* bezeugt. Möglich allerdings, dass neben *vericulum* auch ein *viriculum* (welches nicht von *veru* abgeleitet werden könnte) bestanden hat. Ich werde weiter unten auf die Frage zurückkommen.

³⁶⁾ Fragen kann man freilich, warum *vericula* > *vrille* den Vokal der Anlautsilbe verloren habe, während **veruculum* > *verroil*, *verrou*[il] ihn bewahrt hat. Man wird zu antworten haben, dass *verrou* die Erhaltung seines vortonigen *e* dem nachfolgenden doppelten *r* verdankt. Die Verdoppelung des *r* in *verrou* ist übrigens schwer zu erklären. Sollte vielleicht lautliche Annäherung an *barre*, *barreau* vorliegen?

³⁷⁾ Beide Wortformen werden von Ducange unter *vigilia* (am Schlusse) aus dem 14. Jahrh. belegt, ausserdem ein *visle*, dessen *s* man wohl keine lautliche Geltung beilegen darf.

für ein zum Zwecke der Hiatusstilgung angewandtes Einschiebsel zu erachten.³⁸⁾

Somit ist *viticula*, bzw. **viticula*³⁹⁾ wohl für altfrz. *veille* und *ville*, nicht aber für frz. *vrille* als Grundwort anzusetzen, das letztere ist vielmehr = **vericula*.

Wer aber trotz alledem sich mit Diez' Erklärung, obwohl wirklich ein ernster Einwand sich gegen sie gar nicht erheben lässt, nicht zu befreunden vermag, dem bleibt wohl nur ein einziger und noch dazu recht verzweifelter Ausweg übrig.

Das Verbum *virer* (prov. span. ptg. *virar*) harrt noch einer befriedigenden etymologischen Erklärung. Die früher übliche Ableitung von *gyrare* hat Diez mit bestem Grunde widerlegt; wenn er aber seinerseits Herkunft oder Verwandtschaft des Wortes von oder mit *vīriae* „Armband“ behauptete, so war das ganz entschieden ein Fehlgriff: ein etwaiges **vīriare* hätte im Frz. **verger* ergeben müssen. Storm (*Romania* V 185) setzte *virer* = *vibrare* an, aber das *i* in *vibrare* ist kurz (vgl. z. B. *Ovid, Met. III 34 tresque vibrant linguae*), und überdies hätte im Frz. das *b* nicht fallen können, sondern als *v* beharren müssen (*vibro* > **veivre*, **voivre*, *vibrare* > **vevrer*). Bezüglich des Französischen könnte man nun vielleicht behaupten wollen, dass *virer* Lehnwort aus dem Provenza-

³⁸⁾ Es kann nicht oft genug gesagt werden, dass die französische Sprache Hiatusscheu weder gegenwärtig kennt noch jemals gekannt hat. Denn sonst würde sie Vokalzusammenstöße, wie sie etwa in *loua*, *louer*, *louais* stattfinden oder in *sœur*, *mœur*, *pouvoir* etc. stattfanden, nicht dulden und nicht geduldet haben. Wenn in *sœur*, *mœur* u. dergl. der vortonige Vokal allerdings geschwunden ist (*mûr*, *sûr*), so erklärt sich das einfach aus dem bergewichte des nachfolgenden Hochtongvokals. Und wenn für *pouvoir* eingetreten ist *pouvoir*, *pouvoir*, so beruht dies auf Anlehnung an *devoir* und *mouvoir*, ganz ähnlich wie ital. *dovere* *domandare* ihr vortoniges *o* an Stelle von *e* der Anlehnung an *potere* und *commandare* verdanken. Wie wenig die frz. Sprache Hiatusscheu kennt, ergibt sich z. B. auch daraus, dass die Konjunktion *et* auch in der Stellung vor vokalischem Anlaut ihr auslautendes *t* verloren hat. Nur in der frz. Kunstdichtung besteht eine gewisse — aber auch mehr nur theoretische als praktische — Abneigung gegen den Hiatus. Somit kann ich nimmermehr glauben, dass ein *ville*, um den Hiatus aufzuheben, durch Einschub eines *r* zu **virille* umgestaltet worden sei —, hätte man den Hiatus tilgen wollen, so würden bequemere Lautmittel verfügbar gewesen sein, nämlich entweder Vereinigung der beiden *i*, bzw. Ausstossung des vortonigen *i* (*ville* > **ville*) oder Einschub eines *j*, geschrieben *y* (*ville* > **viyille*).

³⁹⁾ Gelegentlich sei bemerkt, dass auch das Primitiv *vitis* im Frz. fortlebte, sogar in zweifacher Form: Singular *vīt[em]* > altfrz. *vit* „Strang, Lederriemen, Ochsenziemer“, vgl. Ducange unter *vigilia* am Schlusse; ursprünglicher Plural *vites* > altfrz. *viz* f. „Wendeltreppe“ (*Quatre livres des rois III 247*), welches letztere Wort dann wieder zum Singular geworden ist, vgl. *laudes* > altfrz. Sing. *loz los* (bei diesem Worte ist mit dem Numeruswechsel auch Genuswandel erfolgt). Für das Verbum *visser* muss man lat. **viteare* (v. *viteus*) voraussetzen.

lischen sei, aber dagegen spricht das Vorhandensein von *environ*. An Herkunft des *virare* aus dem Germanischen kann im Ernste auch nicht gedacht werden.

Bei dieser Sachlage wird man dazu gedrängt, ein volkslateinisches **vīrare* anzunehmen, ebenso wie man für romanisches *tirare* (frz. *tirer*) notgedrungen ein schon volkslat. **tīrare* (zusammenhängend mit *tīro* „Zögling“) annehmen muss.

Das vorauszusetzende **vīrare* würde in die Wortsippe einzureihen sein, welcher *viēre*, *vīmeu*, *vincere*, *vincire*, *vinculum* angehören⁴⁰⁾, und würde von einem Adj. **vīrus* ebenso abgeleitet sein, wie *mīrare* (*mīrari*) von *mīrus*. Zu **vīrare* könnte dann ein *vīracula* gebildet, und dieses endlich in Anlehnung an *clavīcula* und dergl. zu **virīcula* umgebildet worden sein.⁴¹⁾ Aber das ist ein weiter Weg von Hypothese zu Hypothese, und es ist nicht ratsam, ihn zu betreten. Nur freilich zur Ansetzung eines **vīrare* wird man sich entschliessen müssen. — S. den Zusatz am Schlusse der Artikelreihe!

XIV.

Frz. *soubrette*.

Das bis jetzt nicht befriedigend erklärte Wort ist wohl nichts anderes als das spanische *sobrina* (= lat. *consobrīna*) „Nichte“, welches im Frz. des 16. Jahrhs. (denn früher tritt das Wort nicht auf, vgl. Littré s. v.) zu **soubrine* und mit Suffixvertauschung zu *soubrette* gestaltet wurde. Den begrifflichen Wandel der „Nichte“ zur „Soubrette“ macht die Geschichte des spanisch-französischen Lustspiels verständlich.

XV.

Altfrz. *ro(u)ver*.

Eine Geschichte der griechischen Worte, welche durch Vermittelung sei es des plebejischen sei es des christlichen Lateins als Erbworte in das Romanische eingetreten sind, ist leider noch immer nicht geschrieben worden. Wer sie einmal zu schreiben unternehmen wird, dem wird sich dankbarer Stoff in reichster Fülle darbieten, und er wird vieles zu berichten haben, was nicht nur sprachgeschichtlich, sondern auch kulturgeschichtlich interessant und wichtig ist.

Eins der merkwürdigsten Worte griechischer Herkunft im Französischen und überhaupt im Romanischen ist das von dem

⁴⁰⁾ Das *i* in den letzteren Worten wird gemeinhin als kurz angenommen, ital. (span. ptg.) *vinco*, *avinciare*, *vinchio* deuten aber auf langes *i* hin.

⁴¹⁾ Dann würde *viriculum* bei *Plinius* 35, 149 beizubehalten und nicht in *vericulum* zu ändern sein.

Subst. *parabola*⁴²⁾ (*παράβολή*) abgeleitete Verbum **parabolare* = ital. *parlare*, prov. frz. (*paraular*) *parlar* *parler* etc. Im Prov. und im Frz. gehört es zu den nicht eben zahlreichen Worten, welche bereits in ältesten Sprachdenkmalen — im Boëthius (vgl. Hündgen's Glossar), in der Passion, im Lesdegar, in der Stephans-epistel (vgl. Stengel's Glossar) — angetroffen werden und zwar in zweifellos erbwortmässiger Lautgestaltung.

Man ist demnach wohl zu der Erwartung berechtigt, dass *parabola* (*παράβολή*) wenigstens in das gallische Latein sehr früh eingedrungen sein müsse, um sowohl für sich selbst als auch für sein Derivat **parabolare* von vornherein so feste Wurzeln im Galloromanischen haben schlagen zu können.

In Wirklichkeit scheint dies aber doch nicht der Fall gewesen zu sein: *parabole* (nicht *parabola*) findet sich in der silbernen und in der späteren Latinität allerdings mehrfach (bei Quintilian, bei Seneca, bei Tertullian, bei Augustin), aber immer nur in der Bedeutung „Gleichnisrede“,⁴³⁾ nie in den Bedeutungen „Rede“ (im allgemeinen Sinne) und „Wort“.

Das Verbum **parabolare* „reden“ kommt in der gesamten Latinität, soweit als sie in Georges' Wörterbuch Berücksichtigung gefunden hat, überhaupt nicht vor; auch bei Forcellini-de-Vit sucht man es vergebens.⁴⁴⁾

⁴²⁾ Über die Verbreitung von *parabola* auf romanischem Gebiete sei folgendes kurz bemerkt: 1. dem Rumänischen fehlt das Wort, denn dacorum. *palávră* und mittelrum. *parabola* sind offenbar nur Fremdworte. — 2. Im Span. und Ptg. steht neben dem Erbworte *palabra* *palavra* (durch Umstellung aus **parabla* entstanden, vgl. Behrens, *Über reciproke Metathesis etc.* p. 96) das Lehnwort *parola*, welches übrigens nicht „Wort“, sondern „Rede“, und zwar sowohl in gutem wie in bösem Sinne (einerseits „Wohlredenheit“, andererseits „Geschwätz“), bedeutet. Zum Ausdruck des Begriffes „reden“ wird im Span. und Ptg. nicht das von *palabra* abgeleitete Verbum, sondern *fabulare* = span. *hablar*, ptg. *fallar* gebraucht, ein Umstand, welcher darauf hindeutet, dass *parabola* erst spät in das hispanische Latein eingetreten ist. — 3. Ital. *parola* hat unverkennbar lehnwortartiges Aussehen (lautregelrecht hätte *parabola* im Ital. entweder [als halbgel. Wort] **pāravola* ergeben müssen, vgl. *tabula* > *tavola*, oder aber **parabbia*, vgl. **sabula* [f. *sabulum*] > *sabbia*).

⁴³⁾ Auch als technischer Ausdruck in der Astronomie wurde *parabole* gebraucht, doch das ist hier belanglos.

⁴⁴⁾ In der Itala liest man allerdings das Deponens *parabolari*: Philipp. II 30 (cod. Clarimont, ed. Tischendorf, Leipzig 1852) *parabolatus de animam suam* (Vulgata: *tradens animam suam*), aber *parabolatus* übersetzt da das griechische *παράβουλεύσάμενος*, hat also mit *parabola* (*παράβολή*), das bekanntlich zu *βάλλειν* und nicht zu *βουλεύειν* gehört, gar nichts zu schaffen. — Die ältesten Belege für das Vorkommen von *parabolare*, welche Ducange giebt, sind Schriften der späteren Karolingerzeit (zweite Hälfte des 9. Jahrhs.) entnommen.

Es kann also **parabolare* erst verhältnismässig spät im Wortschatze des gallischen Lateins Aufnahme gefunden haben, und man muss demnach fragen: „wie wurde der Begriff ‚reden‘ im gallischen Latein ausgedrückt, ehe **parabolare* vorhanden war?“ Zu antworten wird sein: dieser Begriff wurde ausgedrückt durch **rationare* = altfrz. *raisnier* (*arraisnier*) und vermutlich auch durch *lōqui*, wofür ein **lōquāre* eingetreten sein dürfte. Der zweite Teil der Antwort lässt sich damit begründen, dass *lōqui* im Latein der übliche Ausdruck für „reden“ in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes („Gesprächsrede führen“) war und dass dem Fortbestande dieses Verbums in der Volkssprache eine lautliche Schwierigkeit nicht entgegenstand. Dass die deponentiale Form volkssprachlich mit der aktivischen vertauscht worden sei, bedarf einer Rechtfertigung nicht; die Möglichkeit aber, dass **loquo* aus der 3. in die 1. Konjugation übergetreten sei, wird man nicht bestreiten können, wenn man auch immerhin **sēquo* und **nasco*, welche im Präsens der starken Konjugation treu blieben, dagegen geltend machen darf. **Lōquo* konnte durch das begriffsverwandte und lautlich nicht allzu weit abstehende *vōco* zur *a*-Konjugation hinübergeführt werden.

Ist die Annahme statthaft, dass ein gallolateinisches **lōquāre* vorhanden gewesen sei, so wird es erlaubt sein, einen Schritt weiter zu gehen und zu glauben, dass nach dem Muster von **lōquāre* das Verbum *rōgāre* in **rōquare*, **rōquāre* umgebildet worden sei.

Aus **lōquāre*, **rōquāre* musste im Frz. lautregelrecht **lover* (*louver*), *rover* (*rouver*) entstehen, vgl. *aequal[is] > ival*, **sequivi > sewi* (*Quatre Livres des rois I 17, 35* [nach Zählung der Vulgata]).⁴⁵⁾

Es würde somit altfrz. *rover* (*rouver*) erklärt sein.

Zur Ergänzung ist hier noch folgendes anzumerken.

**Lōquare* (*louver*) starb frühzeitig ab, wahrscheinlich noch vor der Zeit der Entstehung der ältesten frz. Sprachdenkmale. Erstlich, weil es der Stütze eines vom gleichen Stamm gebildeten Substantivs entbehrte (neben „reden“ muss „Rede“ stehen, neben *lōqui* stand nun im Schriftlatein allerdings *locutio*, aber als rein gelehrtes Wort).⁴⁶⁾ Sodann, weil **lover*, **louver* = **lōquare* und *lo[d]er*, *louer* = *laudare* sich lautlich nahe berührten und deshalb

⁴⁵⁾ Über die Entwicklung von zwischenvokalischem lat. *qu* im Frz. vgl. die gediegene, obwohl mancher Ergänzung bedürftige, Dissertation von Brand über *aqua* und *sequi* (Münster 1897).

⁴⁶⁾ Aus **lo(u)ver* hätte allerdings ein Postverbale **lueve*, **leuve* abgezogen werden können, es scheint aber eben nicht geschehen zu sein, wie es auch bei *trouver* und *rouver* nicht geschehen ist (dagegen *preuve* neben *prouver*). Es lässt sich überhaupt bemerken, dass die Verba auf *-ver* der Bildung von Postverbalien abgeneigt sind, sie fehlen z. B. bei *lever*, *arriver* (jedoch *re-lief*), *couver*, *sauver*, *esquiver* etc. Der Grund der Erscheinung ist freilich nicht ersichtlich.

nicht wohl auf die Dauer neben einander beharren konnten. Möglich, dass **lo(u)ver* von *lo(u)er* gewissermassen aufgesogen wurde, denn *louer* nähert sich in seinem altfrz. Gebrauche oft auffällig der Bedeutung „reden, sagen“, vgl. z. B. *Roland O.* 226.

**Parabolare* = *parler* besass an *parabola* = *parole* den substantivischen Rückhalt, dessen **lo(u)ver* ermangelte, und um deswillen war es ein geeignetes Ersatzwort. *Parabola* aber bürgerte in der Sprache sich ein, weil derselben ein Wort für den Begriff „Rede“⁴⁷⁾ fehlte, nachdem *oratio* = *oraison* (*ureisun*) vorwiegend nur noch in der Bedeutung „Gebet“ gebraucht wurde. Befremdlich ist nur, dass ein Kirchenwort, wie *parabola* ursprünglich unzweifelhaft gewesen ist („Gleichnisrede“), in den profanen Gebrauch übernommen werden konnte.

Ro(u)ver hat **lo(u)ver* nicht allzu lange überlebt, denn auch seinerseits entbehrte es einer substantivischen Stütze. Dieselbe hätte durch ein Postverbale **reuve* (vgl. *preuve* zu *prouver*) zwar geschaffen werden können, indessen neben *ro(u)ver* stand in der Bedeutung „befehlen“ *commander* mit dem Postverbale *commant*, und dem Wettbewerbe mit diesem wuchtigen Verbum war *rouver* nicht gewachsen. Auch die Composita *interrogare* = *enter[ro]ver* und **corrogare* = *cor[ro]ver* haben sich nicht lange behauptet; von *corver* ist indessen wenigstens das Partizipialsbst. *corvée* der Sprache verblieben.⁴⁸⁾

Meine Vermutung über die Entstehung von *ro(u)ver* lässt sich kurz so zusammenfassen: *lōqui* bzw. **lōquēre* trat, durch *vōcāre* veranlasst, zur *a*-Konjugation über, also **lōquēre* > **lōquāre*, und **lōquāre* wieder veranlasste die Umbildung von *rōgāre* > (**rōguāre*) **rōquāre*, woraus lautregelrecht altfrz. *ro(u)ver* entstand.

Mir will scheinen, dass diese Vermutung, wenn sie auch freilich einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit nicht beanspruchen kann, doch immerhin annehmbarer sei, als die bisher aufgestellten Ableitungen von *rover*; es sind dies nämlich die folgenden:

a) *rover* < *rō[g]are* durch Ausfall des zwischenvokalischen *g* und darnach erfolgten Einschub eines *v*. Ich will hier unerörtert lassen, ob zwischenvokalisches *c* und *g* nach *o* und *u* vor der Hoch-

⁴⁷⁾ Denn „Rede“ muss die erste und eigentliche — übrigens auch im Neufrz. noch fortlebende — Bedeutung von *parole* gewesen sein (vgl. z. B. „*l'homme a reçu la parole, et il en use en se servant des mots*“, Lafaye, *Dict. des syn.* unter *parole*), vgl. z. B. *Rol. O.* 140 (*li emperere*) *de sa parole ne fu mie hastifs* „mit seiner Rede war er gar nicht hastig.“ Auch im Alexanderliede v. 10 fasst man *palabra* besser als „Rede“, denn als „Wort“ auf. Der Bedeutungsunterschied zwischen *parole* und *mot* weist noch jetzt klar darauf hin, dass *parole* ursprünglich dem Ausdrucke des Begriffs „Rede“ diene.

⁴⁸⁾ Von *cūrvare* darf man *corvée* nicht ableiten.

tonsilbe wirklich so schlechthin ausgefallen ist, wie man jetzt wohl allgemein annimmt. Mir will es scheinen, als ob Gleichungen, wie *lōcāre* > *louer* und *jōcāre* > *jouer*, trügerisch seien, aber ich kann in diesem Zusammenhange die schwierige Frage nach dem Schicksale des zwischenvokalischen (und ebenso des auslautenden) *c* im Frz. nicht eingehend behandeln, muss mir dies vielmehr für eine spätere Sonderuntersuchung vorbehalten. Für den in Rede stehenden Fall ist die Sache übrigens gleichgültig, denn nicht sowohl auf den etwaigen Schwund des *g* als auf den Einschub des *v* kommt es hier an. Warum nämlich sollte dies *v* eingeschoben worden sein? Etwa zur Vermeidung des Hiatus? Aber eine Sprache, welche *rouer* aus *ro[t]are*, *nouer* aus *no[d]are*, *louer* (nach gewöhnlicher Annahme) aus *lo[c]are*, *jouer* aus *jo[c]are* etc. ohne irgend welche Beschwerde ertrug, würde sicherlich auch ein **ro(u)er* aus *ro[g]are* ertragen haben. Auf *po(u)voir* aus *pooir* darf man sich nicht berufen, denn es verdankt sein *v* lediglich der analogischen Einwirkung von *devoir* und *mouvoir*⁴⁹). Der ganze Glaube an die Hiatusscheu des Französischen ist überhaupt ein Aberglaube.

b) Schwan, *Altfrz. Gramm.*² § 50^b) 5, setzte *rover* = frk. *krôpan* (woraus volkslat. **ropare* geworden sei) an. Dagegen lässt eine ganze Reihe von Gründen sich anführen. Es genüge, auf zwei hinzuweisen. Im Eulalialiede v. 23 findet sich die Plusquamperfektform *roueret*, eine solche Form konnte aber doch wohl nur von einem Verbum lateinischer Herkunft gebildet werden. Im Rolandslied O. 1792 liest man die Präsensform *roevet*,⁵⁰) deren *oe* ein *ō* voraussetzt, ebenso wie das *uo* in *ruovet* in der Eulalia v. 24.

c) Muret (*Études dédiées à G. Paris* p. 473) nimmt an, dass *rouer* sein *v* der analogischen Einwirkung von *prouer* und *trouver* verdanke, welche durch die Übereinstimmung der 1. P. Sg. Praes.

⁴⁹) Wie es sich mit *douve* verhält, ist unklar; jedenfalls aber darf es nicht = *dōga* angesetzt werden, höchstens = **dōgua* (nach **legua* = frz. *lieue*, span. *legua*, ptg. *legoa* gebildet). Aber angesichts der Bedeutung oder vielmehr der Bedeutungen von *douve*, welche von *dōga* weit abliegen, ist doch ein Zusammenhang zwischen *douve* und *dōga* kaum annehmbar. *Douve* „Wassergraben“ geht wohl auf die germanische Wurzel *dūp*, *dūb* „tief“ zurück, ist also gleichsam **dūba* (vgl. engl. *dub* „Pfütze“); *douve* „Fassdaube“ muss irgendwie mit dem neuhochd. *Daube* (das nicht Fortsetzung des mhd. *dūge* sein kann) zusammenhängen, aber freilich lässt die Art des Zusammenhanges sich nicht erkennen. Vgl. auch Kluge, *Etym. Wtb.* unter „tief“ und „Daube“. Der Pflanzennamen *douve* „Sumpfhahnenfuss“ ist mir völlig rätselhaft, vgl. aber *Romania* XXVI 421.

⁵⁰) Der Sinn dieses Verses (*cil l'ad traît ki vus en roevet feindre*) macht Schwierigkeit. Man hat wohl zu übersetzen: „derjenige hat ihn (scil. Roland) verraten, welcher euch anrät, damit (nämlich mit der Hülfeleistung) zu zögern.“ Anders fasste Marchesini (*Studj di filol. rom.* II 26) die Stelle auf, aber jedenfalls unrichtig; auch Gautier's Übersetzung kann nicht befriedigen.

Ind. *rui(s)* mit *prui(s)* *trui(s)* veranlasst worden sei. Aber die Formen *prui(s)* und *trui(s)* sind selbst Analogiebildungen und für, beziehentlich neben ursprüngliches *pruef*, *truef* eingetreten; *rui(s)* dagegen ist, wie ich wenigstens glaube, lautregelrechte Bildung (*rög[o] > *rueg > *ruej > rui > rui[s]*). Demnach wäre eher zu erwarten, dass *rui*, wenn zu ihm ein Infinitiv **ro(u)er = ro[g]are* gehörte, zunächst die ersten Personen *prui* und *trui* und dann die Infinitive **prouer* und **trouer* (statt *prouer* und *trouver*) nach sich gezogen hätte, zu welcher analogischen Umbildung auch *rouer*, *nouer* etc. hätten beitragen können. Nun aber ist *ro(u)ver* schon sehr alt (*ruovet*, *roveret* in der Eulalia), muss also bestanden haben, bevor neben *rui* ein *prui(s)* und ein *trui(s)* sich stellten, folglich kann *ro(u)ver* sein *v* nicht erst von *prouer* und *trouver* bezogen haben.

Annehmbarer ist Muret's Vermutung, dass *corvée* und *enterver* aus *corro[g]áta* und *interro[g]áta* durch Konsonantierung des vorvokalischen und vortonigen *ö* (welches, wie *ũ* in der gleichen Stellung, z. B. *januárius > janvier* behandelt worden wäre) entstanden sei.

d) Nach Ascoli, *Arch. glott. I* 211, ist *ro(u)ver* aus **rogvare* und dieses durch — nach Ascoli's Annahme — normale Lautentwicklung aus *rogare* hervorgegangen. Die gleiche Anschauung scheint Meyer-Lübke, *Gramm. d. roman. Spr. I* 355, zu hegen (vgl. auch Gorra, *Studj di filol. rom. VI*, 560). Ich vermag jedoch nicht an ein **rogvare* zu glauben, da ich einen Fall der Entwicklung von *-ögá-* \rightarrow *-o[g]vá-* im Französischen nicht kenne, denn *dōga > do(u)ve* ist (auch abgesehen davon, dass in *doga* das *g* nicht vor, sondern nach dem Hochtongvokal steht, wofür man sich auf *rōgat > ruovet* berufen könnte) eine trügerische Parallele, da für keins der drei Worte *douve* das griech.-lat. *doga* ein passendes Etymon hinsichtlich der Bedeutung ist. Für den Pflanzen- und Wurmnamen *douve* hat übrigens neuerdings Thomas, *Romania XXVI* 421, die Herkunft von lat. *dolba* wahrscheinlich gemacht.

XVI.

Frz. *enveloppe*.

Wenn man ital. *inviluppare* (aus **involuppare*), prov. *envelopar* (*envelopar*), altfrz. *enveloper*,⁵¹⁾ neufrz. *envelop(p)er*⁵²⁾ buchstabenmässig in das Lateinische überträgt, so gelangt man zu **invölüppāre*.

⁵¹⁾ *envelopet* (3. P. Sg. Perf.) *Passion* 344, *envolupet* (Part. Praet.) *Roland O.* 408.

⁵²⁾ Das doppelte *p* verdankt neufrz. *enveloppe* wohl dem Einflusse der italienischen Schreibung (*viluppare*). Neben *enveloppe* findet man übrigens auch jetzt noch zuweilen *enveloper* geschrieben.

Die erste Silbe dieses konstruierten Verbums ist selbstverständlich Praefix (Praeposition), die zweite Silbe würde für die Stammsilbe zu erachten sein, die dritte Silbe (-*üpp*-) hat das Aussehen eines Suffixes.

Angenommen nun, dass ein Verbum **invölüppare* im Volkslatein vorhanden gewesen sei, so muss in ihm notwendigerweise eine Ableitung von *volvère* erkannt werden, denn sowohl die Laute wie der Begriff weisen darauf hin. Aber diese Annahme und der auf sie zu gründende Schluss scheitern, so scheint es wenigstens, an der Thatsache, dass ein Verbalsuffix -*üpp*- im Lateinischen nie existiert hat.

Begrifflich entspricht dem vorauszusetzenden **invölüppare* das schriftlat. *invölütare*, aber daraus kann **invölüppare* unmöglich entstanden sein. Der Versuch, den Storm (*Romania V 187*) gemacht hat, um das Unmögliche möglich erscheinen zu lassen, muss für gänzlich misslungen erachtet werden: *invölütare* konnte im Frz. nur *envolter*, *envouter* ergeben, vgl. *adjütare* > *aidier*, *aider*; ein **invölütare* aber, von dem Storm ausgeht, ist von vornherein eine ungeheuerliche und noch dazu ganz zwecklose Konstruktion, denn ein *tu* konnte nimmermehr zu *pp* werden — auch *pipita* ist keineswegs aus *pityita* entstanden, wie Storm glaubt (nach seiner Theorie wäre übrigens **pippita* zu erwarten) —, aber auch, wenn man dies zugeben wollte, so würde man von *invölütare* (mit langem *u* in der dritten Silbe) doch immer nur zu frz. **envelupper* (mit *ü* in der dritten Silbe!), nicht aber zu *envelopper* gelangen.

Indessen es bietet sich meines Erachtens eine andere Möglichkeit dar zur Überbrückung der lautlichen Kluft, welche zwischen *invölütare* und *envelopper* gähnt.

Durch ital. *stoppare*, prov. altspan. *estopar*, altfrz. *estoper* (neufrz. *étouper*) wird das einstige Vorhandensein eines (volks)lat. Verbums **stüppare* (abgeleitet von *stüppa*⁵³) „Werg“ „mit Werg verstopfen, zupfropfen“ erwiesen.

„Stopfen“, d. h. „einen Gegenstand in eine Umhüllung hineinpressen“, und „einwickeln“, d. h. „einen Gegenstand mit Umhüllung versehen“, sind einander nahe verwandte Begriffe; es bezeichnen die beiden betr. Verba im Grunde genommen dieselbe Handlung, nämlich die Herstellung eines Packens (Packetes) oder Päckchens, nur mit dem Unterschiede, dass bei „stopfen“ der Inhalt, bei „einwickeln“ die Umhüllung des Inhaltes der Packung berücksichtigt wird.

Um deswillen ist es glaublich, dass *invölütare* „einwickeln“ sich mit *stüppare* „stopfen“ gekreuzt hat, und dass aus dieser

⁵³) Neben *stüppa* scheint als ältere Form *stüpa* gestanden zu haben (vgl. *mūcus* und *mūccus*, wov. frz. *moucher* und *moquer*; *mūtum* und *müttum*, wov. frz. *mot*; *mītēre* und *mīttēre*, wov. frz. *mettre*). Den romanischen Worten kann nur *stüppa* zu Grunde liegen.

Kreuzung *invöl* + *üppare* = **invölüppare* = *envelopper* hervorgegangen ist. Ähnliches wird ja auch sonst beobachtet, z. B. lat. *clavare* „nageln“ musste im Frz. **claver* ergeben (vgl. *lavare* > *laver*), statt dessen ist aber infolge einer Kreuzung mit *nouer* (< *nōdare*) eingetreten *clouer*.

Das *i* an Stelle von *ö* in ital. *viluppare* (und ebenso in *vilume* = *völūmen* und *vilucchio* = **völücūlum* für *volücūlum*) erklärt sich wohl einfach aus dem Streben nach Dissimilation der beiden benachbarten labialen Vokale *ö* und *u*, vgl. Meyer-Lübke, *Ital. Gram.* p. 80. Das *u* aber in *viluppare*, an dessen Stelle lautregelmässig *o* stehen sollte (**viloppare*, vgl. *stoppare*), verdankt seine Erhaltung wohl der Einwirkung von *vilume* und *vilucchio*. —

Einen ganz anderen Weg zur Erklärung von *(en)voloper*, *(en)velopper* hat neuerdings Horning (*Ztschr. f. rom. Phil.* XXI 192) eingeschlagen; es erübrigt, darüber kurz zu berichten und zu urteilen.

In dem Glossar, welches im vatikanischen Codex 1468 überliefert und in Bd. V des Corpus gloss. lat. herausgegeben worden ist,⁵⁴⁾ findet sich p. 525³² das seltsame Wort *faluppa* gebraucht, um „*quisquiliae*“ zu erklären, welcher letztere Ausdruck bei Isidor mit *paleae minutissimae vel surculi minuti* umschrieben worden ist. Das Wort sieht so wunderlich aus, dass einer der besten Kenner des Glossenlateins, Landgraf, die Echtheit der Überlieferung anzweifeln und Verschreibung aus *stupulas* oder dergl. vermuten zu müssen glaubte (*Archiv f. lat. Lex.* IX 416). Indessen ein italienisches, bzw. norditalienisches *faloppa* ist allerdings vorhanden, es bedeutet (nach Petrocchi) „un bozzolo non portato a perfezione dal baco *che c'è morto dentro*“, vgl. Lattes im *Arch. f. lat. Lex.* IX 578. Damit ist Bürgschaft für das einstige Vorhandensein eines lat. *faluppa* gegeben worden, allerdings wohl keine völlig ausreichende, denn *faluppa* steht, soweit man sehen kann, im lat. Wortschatze ganz vereinzelt und fremd da und hat nicht den leisesten Zusammenhang mit irgend einer der vielen uns bekannten lat. Wortfamilien; der Verdacht muss sich daher aufdrängen, dass *faluppa* ursprünglich ein nichtlateinisches Wort gewesen sei, welches aus irgend einer der ligurischen, rätischen, gallischen oder venetischen Mundarten, die vor der Romanisierung der Gallia cisalpina in Oberitalien gesprochen wurden, in das Lateinische eindrang.

Dieses *faluppa* nun soll nach Hornings Annahme das Grundwort zu *(in)viluppare*, *(en)voloper*, *(en)velopper* etc. sein. Es wäre demnach ein **in/faluppare* anzusetzen. Daraus konnte nun freilich lautregelmässig nimmermehr *inviluppare envelopper* etc. werden.

⁵⁴⁾ Dieser Codex stammt aus dem 9. oder 10. Jahrh., das Glossar selbst aber ist offenbar aus einem älteren Werke ausgezogen, vgl. p. XII der Praefatio zu Bd. IV des Corp. gloss. lat.

Horning hat diese Unmöglichkeit auch vollkommen eingesehen, er meint aber, sie durch die Annahme umgehen zu können, dass *-fal-* durch den Einfluss von lat. *involvere*, *involutum*, ital. *(i)nvolgere*, *rinvolgere*, *involto*, altfrz. *envoldre*, *envouter*, *envoltie* zu *-vol-* geworden sei. Wenn dem aber so wäre, da muss man doch fragen, was soll die ganze Hypothese? Denn ist, um *enveloper* auf dem Wege über *faluppa* erklären zu können, doch wieder Bezugnahme auf *völvère* etc. notwendig, dann dürfte es doch einfacher sein, von vornherein *völvère*, bezw. *invölūtare* zum Ausgangspunkte zu nehmen. Und überdies bürdet man sich mit der Zugrundelegung von *faluppa* eine unlösbare Schwierigkeit der Bedeutungsentwicklung auf: *faluppae* bedeutete „kleine Spänchen, Holzfäserchen“, wie sie etwa im Kehricht einer Küche sich finden —, wie soll da ein *infaluppare* zu der Bedeutung „einwickeln“ kommen? Es wäre doch vielmehr eine Bedeutung wie etwa „in den Kehricht werfen“ zu erwarten. Oder soll **infaluppare* auch seine Bedeutung unter der Einwirkung von *invölvere* etc. erhalten haben? Wozu dann überhaupt noch ein **infaluppare* ansetzen, da man bezüglich der Form und der Bedeutung doch auf ein **involuppare* hinauskommt und bei alledem gar nicht versteht, warum **infaluppare* und *invölvere* sich gekreuzt haben sollen? Denn was haben Späne und Holzfäserchen mit dem Einwickeln zu thun? Möglicherweise jedoch denkt Horning an die Bedeutung des ital. *faloppa*, indem er vielleicht glaubt, dass halb ausgespinnene Cocons zur Emballage gebraucht werden. Das würde aber ein Irrtum sein: in solche Cocons kann man ebensowenig etwas einwickeln, wie in Spinnweben; es wäre dies übrigens nicht nur eine zweckwidrige, sondern auch eine kostspielige Art der Verpackung, denn aus den *faloppe* lässt sich eine Halbseide fertigen, die zwar nicht eben wertvoll, aber doch immerhin mehr wert ist, als grobes Tuch oder gar Makulaturpapier.

Hornings Vermutung erscheint demnach als sehr unglaubwürdig und folglich als unannehmbar.

An dem dünnen Faden, den ihm das obscure Wort *faluppa* darbietet, will aber Horning noch vieles andere aufhängen, nämlich die Ableitungen der vielverzweigten und dunklen Wortsippen, deren Hauptvertreter im Französischen *frapper*, *foupir*, *fripe* und (altfrz.) *felpe* sind. Ich werde darauf bei anderer Gelegenheit zurückkommen, für jetzt begnüge ich mich mit dem Bekenntnisse, dass ich diesen vermeintlichen etymologischen Entdeckungen völlig ungläubig gegenüberstehe.

Zum Schluss noch eine Bemerkung. Diez hatte an einen Zusammenhang von *enveloper* etc. mit dem lat. Adverbium *volup* gedacht, und ich hatte in meinem lat.-rom. Wtb. diese Mutmassung verteidigt. Horning hat dies höchlichst missbilligt. Dazu war er selbstverständ-

Kreuzung *invöl* + *üppare* = **invölüppare* = *envelopper* hervorgegangen ist. Ähnliches wird ja auch sonst beobachtet, z. B. lat. *clavare* „nageln“ musste im Frz. **claver* ergeben (vgl. *lavare* > *laver*), statt dessen ist aber infolge einer Kreuzung mit *nouer* (< *nōdare*) eingetreten *clouer*.

Das *i* an Stelle von *ö* in ital. *viluppare* (und ebenso in *vilume* = *völūmen* und *vilucchio* = **völücūlum* für *volücūlum*) erklärt sich wohl einfach aus dem Streben nach Dissimilation der beiden benachbarten labialen Vokale *ö* und *u*, vgl. Meyer-Lübke, *Ital. Gram.* p. 80. Das *u* aber in *viluppare*, an dessen Stelle lautregelmässig *o* stehen sollte (**viloppare*, vgl. *stoppare*), verdankt seine Erhaltung wohl der Einwirkung von *vilume* und *vilucchio*. —

Einen ganz anderen Weg zur Erklärung von *(en)voloper*, *(en)velopper* hat neuerdings Horning (*Ztschr. f. rom. Phil.* XXI 192) eingeschlagen; es erübrigt, darüber kurz zu berichten und zu urteilen.

In dem Glossar, welches im vatikanischen Codex 1468 überliefert und in Bd. V des Corpus gloss. lat. herausgegeben worden ist,⁵⁴) findet sich p. 525⁸² das seltsame Wort *faluppa* gebraucht, um „*quisquiliae*“ zu erklären, welcher letztere Ausdruck bei Isidor mit *paleae minutissimae vel surculi minuti* umschrieben worden ist. Das Wort sieht so wunderlich aus, dass einer der besten Kenner des Glossenlateins, Landgraf, die Echtheit der Überlieferung anzweifeln und Verschreibung aus *stupulas* oder dergl. vermuten zu müssen glaubte (*Archiv f. lat. Lex.* IX 416). Indessen ein italienisches, bzw. norditalienisches *faloppa* ist allerdings vorhanden, es bedeutet (nach Petrocchi) „un bozzolo non portato a perfezione dal baco *che c'è morto dentro*“, vgl. Lattes im *Arch. f. lat. Lex.* IX 578. Damit ist Bürgschaft für das einstige Vorhandensein eines lat. *faluppa* gegeben worden, allerdings wohl keine völlig ausreichende, denn *faluppa* steht, soweit man sehen kann, im lat. Wortschatze ganz vereinzelt und fremd da und hat nicht den leisesten Zusammenhang mit irgend einer der vielen uns bekannten lat. Wortfamilien; der Verdacht muss sich daher aufdrängen, dass *faluppa* ursprünglich ein nichtlateinisches Wort gewesen sei, welches aus irgend einer der ligurischen, rätischen, gallischen oder venetischen Mundarten, die vor der Romanisierung der Gallia cisalpina in Oberitalien gesprochen wurden, in das Lateinische eindrang.

Dieses *faluppa* nun soll nach Hornings Annahme das Grundwort zu *(in)viluppare*, *(en)voloper*, *(en)veloper* etc. sein. Es wäre demnach ein **in/faluppare* anzusetzen. Daraus konnte nun freilich lautregelmässig nimmermehr *inviluppare envelopper* etc. werden.

⁵⁴) Dieser Codex stammt aus dem 9. oder 10. Jahrh., das Glossar selbst aber ist offenbar aus einem älteren Werke ausgezogen, vgl. p. XII der Praefatio zu Bd. IV des Corp. gloss. lat.

Horning hat diese Unmöglichkeit auch vollkommen eingesehen, er meint aber, sie durch die Annahme umgehen zu können, dass *-fal-* durch den Einfluss von lat. *involvere*, *involutum*, ital. *(i)nvolgere*, *rinvolgere*, *involto*, altfrz. *envoldre*, *envouter*, *envoltie* zu *-vol-* geworden sei. Wenn dem aber so wäre, da muss man doch fragen, was soll die ganze Hypothese? Denn ist, um *enveloper* auf dem Wege über *faluppa* erklären zu können, doch wieder Bezugnahme auf *völvère* etc. notwendig, dann dürfte es doch einfacher sein, von vornherein *völvère*, bezw. *invölūtare* zum Ausgangspunkte zu nehmen. Und überdies bürdet man sich mit der Zugrundelegung von *faluppa* eine unlösbare Schwierigkeit der Bedeutungsentwicklung auf: *faluppae* bedeutete „kleine Spänchen, Holzfäserchen“, wie sie etwa im Kehricht einer Küche sich finden —, wie soll da ein *infaluppare* zu der Bedeutung „einwickeln“ kommen? Es wäre doch vielmehr eine Bedeutung wie etwa „in den Kehricht werfen“ zu erwarten. Oder soll **infaluppare* auch seine Bedeutung unter der Einwirkung von *invölvère* etc. erhalten haben? Wozu dann überhaupt noch ein **infaluppare* ansetzen, da man bezüglich der Form und der Bedeutung doch auf ein **involuppare* hinauskommt und bei alledem gar nicht versteht, warum **infaluppare* und *invölvère* sich gekreuzt haben sollen? Denn was haben Späne und Holzfäserchen mit dem Einwickeln zu thun? Möglicherweise jedoch denkt Horning an die Bedeutung des ital. *faloppa*, indem er vielleicht glaubt, dass halb ausgespinnene Cocons zur Emballage gebraucht werden. Das würde aber ein Irrtum sein: in solche Cocons kann man ebensowenig etwas einwickeln, wie in Spinnewebe; es wäre dies übrigens nicht nur eine zweckwidrige, sondern auch eine kostspielige Art der Verpackung, denn aus den *faloppe* lässt sich eine Halbseide fertigen, die zwar nicht eben wertvoll, aber doch immerhin mehr wert ist, als grobes Tuch oder gar Makulaturpapier.

Hornings Vermutung erscheint demnach als sehr unglaublich und folglich als unannehmbar.

An dem dünnen Faden, den ihm das obscure Wort *faluppa* darbietet, will aber Horning noch vieles andere aufhängen, nämlich die Ableitungen der vielverzweigten und dunklen Wortsippen, deren Hauptvertreter im Französischen *frapper*, *foupir*, *fripe* und (altfrz.) *felpe* sind. Ich werde darauf bei anderer Gelegenheit zurückkommen, für jetzt begnüge ich mich mit dem Bekenntnisse, dass ich diesen vermeintlichen etymologischen Entdeckungen völlig ungläubig gegenüberstehe.

Zum Schluss noch eine Bemerkung. Diez hatte an einen Zusammenhang von *enveloper* etc. mit dem lat. Adverbium *volup* gedacht, und ich hatte in meinem lat.-rom. Wtb. diese Mutmassung verteidigt. Horning hat dies höchlichst missbilligt. Dazu war er selbstverständ-

lich durchaus berechtigt, aber er hätte Gründe für sein absprechendes Urteil vorbringen sollen, um so mehr, als er dasselbe in recht schroffer Form ausgesprochen hat. Sachlich stimme ich Horning jetzt vollkommen darin bei, dass *volup* kein geeignetes Etymon für *(en)velopper* etc. abgibt, nicht aber die Bedeutung von *volup* ist mir anstössig, sondern nur die Lautform: das Grundwort zu *envelopper*, mag es nun gewesen sein, welches es wolle, muss doppeltes *p* gehabt haben, von *volup* aber konnte nur ein **volupare* mit einfachem *p* abgeleitet werden, und ein Grund der Verdoppelung des *p* ist, wenigstens für das Französische, nicht abzusehen.

XVII.

Frz. *galoper*.

Dass die bisher über die Herkunft des gemeinromanischen *galoppare*, frz. *galoper* ausgesprochenen Vermutungen (vgl. lat.-rom. Wtb. 6530) unannehmbar sind, dürfte die Überzeugung aller Sachverständigen sein. Diese Erfolglosigkeit der bisherigen Bemühungen ist nicht eben ermutigend für einen erneuten Versuch zur Lösung des alten Rätsels. Wenn ich gleichwohl im folgenden einen solchen wagen will, so geschieht es keineswegs in der heissblütigen Hoffnung, dass ich glücklicher sein werde, als meine Vorgänger, sondern es geschieht in der vollen Erkenntnis und mit dem ausdrücklichen Zugeständnisse dessen, dass auch die neue Erklärung des schwierigen Wortes berechtigten Zweifeln Raum lassen wird. Ich hege also nicht sowohl die Absicht, zu lehren, als vielmehr den Wunsch, durch den voraussichtlich nicht ausbleibenden Widerspruch anderer mich belehren zu lassen. Anregen möchte ich zu weiterer Untersuchung, gelingt mir dies, so ist mein Zweck erreicht.

Eins der vielgebrauchtesten lateinischen Verba war zweifellos *vapulare*; in Sonderheit in der Volkssprache muss es sehr beliebt gewesen sein, wie durch sein häufiges Vorkommen bei den Lustspieldichtern, namentlich bei Plautus, bezeugt wird. Es wäre höchst verwunderlich, wenn ein solches Verbum aus der Sprache geschwunden sein sollte, zumal da es durch seine Lautform sehr wohl zum Fortleben befähigt war.

Vapulare wird in den Wörterbüchern übersetzt mit „geschlagen (gezüchtigt) werden, Schläge, Prügel bekommen“, als weitere Bedeutung wird hinzugefügt „eine Schlappe bekommen (erleiden), ruiniert werden“ (Georges). Dem Sinne nach passen diese Übersetzungen auch auf die meisten Stellen, an denen das Wort erscheint, sehr wohl, aber zuweilen reicht man doch damit nicht recht aus. So z. B., wenn es bei Plautus (*Pseud. I 15*) heisst: *sub Veneris regno vapulo, non sub Jovis* —, oder wenn man bei Seneca (*Agam. 93*) liest: *turris pluvio vapulat austro*.

Jedenfalls ist die passive Bedeutung „geschlagen werden“ gar seltsam bei einem Verbum von durchaus aktivischer Form. Und so muss man mutmassen, dass dies nicht die ursprüngliche Bedeutung sei, sondern dass sie sich erst aus einer anderen, aktivischen entwickelt habe.⁵⁵⁾ Aber bestimmtes lässt sich darüber nicht sagen, da der Ursprung des Wortes vollkommen dunkel ist.⁵⁶⁾

Ein Mensch oder ein Tier, welcher oder welches in stehender Stellung geprügelt wird, bleibt, falls ihm Bewegungsfreiheit vergönnt ist, nicht still stehen, sondern sucht durch rasches Davonlaufen sich den Schlägen zu entziehen oder doch durch Ausschlagen mit den Beinen sich zu wehren; mindestens springt ein Mensch oder ein Tier, welcher oder welches geschlagen wird, empor, bäumt sich auf gegen die Schläge.

Man vergegenwärtige sich dies z. B. an einem Pferde, welches durch Hiebe mit der Gerte oder mit der Peitsche zu rascherem Laufe angetrieben werden soll: die Folge der Hiebe ist, dass das von ihnen getroffene Pferd von einer langsameren Gangart zu einer schnelleren, sprungartigeren übergeht, etwa vom Trott zum Trab oder vom Trab zum Galopp.

So besteht zwischen „geprügelt werden“ und „springen“ ein sehr sinnfälliger Kausalzusammenhang. Es ist demnach, möchte ich glauben, recht wohl denkbar, dass z. B. *equus vapulat* „das Pferd wird geschlagen“ gleichbedeutend wurde mit „das Pferd nimmt eine raschere Gangart an, springt, galop(p)iert.“

Hinsichtlich der Bedeutung scheint es mir demnach statthaft zu sein, *vapulare* als Grundwort für *galoppare* (*galoper*) anzusetzen.

⁵⁵⁾ Nach Georges soll *vapulare* eigentlich „wehschreien“ bedeuten. Dann liesse es sich vergleichen mit griech. *οἰμώζω*, das bei Aristophanes auch in der Bedeutung „gepeitscht werden“ gebraucht wird. Aber während der Zusammenhang von *οἰμώζω* mit dem interjektionalen *οἶμοι* wohl sicher ist, lässt sich *vapulare* füglich nicht mit der Interjektion *vae* zusammenstellen, denn welche seltsame Wortableitung wäre das!

⁵⁶⁾ Nach Stolz (*Histor. Gramm. der lat. Sprache I p. 596*) ist *vapulare* (ebenso wie *ululare*, *eiulare*, *zinzilulare* u. a. m.) ein schallnachahmendes Verbum. Es wäre also anzunehmen, dass mit *vap* das Klatschen der schlagenden Hand (oder Peitsche) nachgeahmt werden sollte. Im Deutschen wird wohl *schwapp* in solcher Weise gebraucht. Genauer noch würde man zu sagen haben: durch *vap* sollte der Schall ausgedrückt werden, welcher entsteht, wenn z. B. der Rücken eines Menschen oder Tieres von einer schlagenden Hand oder Peitsche getroffen wird, und es würde dabei anzunehmen sein, dass nicht der schlagende, sondern der geschlagene Gegenstand als Schallerzeuger aufgefasst wurde, also z. B. *dorsum flagris vapulat* „der Rücken klatscht infolge von Geisselschlägen.“ Indem dann statt des klatschenden Körperteiles die Person, welche Inhaber desselben ist, genannt wurde, würden Verbindungen entstanden sein, wie *servus flagris vapulat* „der Sklave klatscht infolge von Geisselschlägen“, d. h. „der Sklave wird geprügelt“.

THE
OFFICE
OF THE
ATTORNEY
GENERAL
OF THE
STATE OF
NEW YORK
IN SENATE
JANUARY 10, 1907
REPORT
ON THE
ADMINISTRATION
OF THE
OFFICE
DURING
THE
YEAR
1906
BY
JAMES C. HARRIS
ATTORNEY GENERAL

beweisen, und somit ist sie die Achillesferse des Hypothesenbaues, in welchem sie ein Glied bildet. Handelte es sich nur um das Italienische, so bedürfte das *pp* einer Rechtfertigung nicht; wenn man sich also entschliessen könnte, frz. *galoper* für eine Entlehnung aus dem Italienischen zu halten, so würde auch für das Französische die durch das *pp* bereitete Schwierigkeit beseitigt sein. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach ist frz. *galoper* Erbwort. (Dagegen dürfte im Prov., Span. und Ptg. *galopar* Lehnworte aus dem Frz. sein. Prov. *galaupar* mit *au* neben *galopar* mit *o* erklärt sich wohl daraus, dass der Provenzale gewohnt war, seinem *au* im Frz. ein offenes *o* entsprechen zu hören, z. B. *aur* [= *aurum*] = frz. *or*, und folglich sich versucht fühlen konnte, dem frz. offenen *o* auch da ein *au* entsprechen zu lassen, wo dasselbe unberechtigt war).

c) **valoppare* > *galoppare*. Die Vertauschung eines anlautenden lat. *v* mit *g* findet sich ja im Romanischen mehrfach (z. B. *vagina* > frz. *gaïne*, *gaïne*, *vastare* > ital. *guastare*, frz. *gâter*), und folglich würde der angenommene Wandel von **valoppare* zu *galoppare* nicht eben befremdlich sein. Veranlasst konnte er werden durch Einwirkung der auf german. *gaili* (vgl. Mackel p. 115) zurückgehende Wortsippe (*gale*, *galer*, *galois* etc.). Neben *galoper* bestand aber in nordfranzös. Mundarten auch *waloper* fort, vergl. mhd. *walopieren* und *walap*.

XVIII.

Frz. *aller*.

Nachstehend lege ich den Fachgenossen eine neue Erklärung von (*andare*, *annar* und) *aller* zur Prüfung vor.⁵⁹⁾

Ambulare war, neben *ire* und *vadere*, das übliche volkslateinische Verbum für den Begriff „gehen“ (vgl. *Archiv f. lat. Lex.* III, 292; Bonnet, *Le Latin de Grég. de Tours* p. 297.)

und wird dabei schwerlich Vollständigkeit erzielen. Dem würde abgeholfen werden, wenn jemand einmal ein alphabetisches lat. Wortverzeichnis in Rückwärtsschreibung herausgeben wollte, in welchem z. B. statt *consuetudo* geschrieben wäre *oduteusnoc*. Dann würde, wer z. B. die Subst. auf *-tudo* sammeln wollte, einfach die Reihe der mit *odu-* beginnenden Worte durchsehen. Sehr wünschenswert wäre auch ein recht eingehendes lateinisches *Vocabulaire systématique* nach Art des Plötz'schen, in welchem z. B. alle auf Hauseinrichtung, Kleidung etc. bezüglichen Worte zusammengestellt würden. Wer ein solches Büchlein schreiben wollte, würde sich ein grosses Verdienst erwerben; das betr. Material wäre zu einem erheblichen Teile in Marquardt-Mommsen's Handbuch der römischen Staats- und Privataltertümer zu finden.

⁵⁹⁾ Der meiner Erklärung zu Grunde liegende Gedanke erlaubt mir, dass ich die in neuester Zeit von Förster (*Z. f. rom. Phil.* XXII 265 und 520), von Schuchardt (*Z. f. rom. Phil.* XXII 398) und von Wulff (*Romania* XXVII 480) aufgestellten Ableitungen und ebenso G. Paris' Bemerkungen (*Romania* XXVII 626) völlig unberücksichtigt lassen darf.

Neben *ambulare* trat in der späteren Kaiserzeit⁶⁰⁾ das Verbum **camminare*,⁶¹⁾ abgeleitet von **camminus* „Weg“ (vom kelt. Stamme *cammino*, über welchen man vgl. Thurneysen, *Keltorum*. p. 52; s. auch *Lat.-rom. Wtb.* No. 1542); **camminare* lebt, ebenso wie das Subst. **camminus*, in allen romanischen Hauptsprachen, mit einziger Ausnahme des Rumänischen, fort.

**Camminare* wirkte auf das ihm synonyme *ambulare* ein und veranlasste dessen Umgestaltung zunächst zu **ambinare*, sodann zu **amminare*.⁶²⁾

Aus **amminare* entstand durch Ausstossung des *i* **amnare*, dann durch Assimilation des *m'n* einerseits **annare* (**anare*) andererseits (in Nordgallien) **ammare* (**amare*, frz. **amer*⁶³⁾).

**An(n)are* hatte ein doppeltes Schicksal: in einem Teile des volkslateinischen, bzw. des romanischen Gebietes behauptete es sich (prov. *anar* etc.), in einem anderen Teile dieses Gebietes wurde es durch das begriffsverwandt gewordene *mandare* („gehen machen“ (d. h. einerseits „schicken“, andererseits „holen“) beeinflusst und infolgedessen zu *andare* umgebildet.⁶⁴⁾

**Amer* (aus **amner*, **amner*, **amnare*, **amminare*) hätte im Frz. sehr wohl fortbestehen können (vgl. *entamer* etc.), wäre dem nicht der lautliche Zusammenfall mit *amer* < *amare* hinderlich gewesen. Differenzierung der beiden homonymen, viel gebrauchten Verba war eine Art von Notwendigkeit. Und so trat **amer* „gehen“ zu denjenigen Verben der Bewegung über, welche auf *-ler* ausgehen (altfrz. *baller*, *baler* „springen“, altfrz. *avalier* „herabsteigen“⁶⁵⁾, *voler* „fliegen“, *fouler* „treten“, *couler* „fliessen“, *rouler* „rollen“⁶⁶⁾ —,

⁶⁰⁾ Jedenfalls nach der Abzweigung des dacischen Lateins, denn im Rumänischen fehlt **camminare* (das vorhandene *camina* gehört zu *caminus*).

⁶¹⁾ Selbstverständlich zu unterscheiden von dem mehrfach belegten *caminare*, das zu *caminus* = *καμινος* gehört.

⁶²⁾ Man könnte vielleicht erwarten, dass das Umgekehrte geschehen, d. h. dass **camminare* nach *ambulare* zu **cammulare* umgebildet worden wäre, aber **camminare* wurde durch das Subst. **camminus* in seiner vollen Form geschützt, während *ambulare* jedes Schutzes entbehrte.

⁶³⁾ Vgl. z. B. *intaminare* > *entamer*, (*al*)*luminare* > (*al*)*lumer*, *seminare* > *semer*, *ruminare* > altfrz. *rumer*. Man sehe auch Klahn, *Über die Entwicklung des lat. primären und sekundären mn im Frz.* (Kiel 1898 Diss.), p. 50.

⁶⁴⁾ *Andare* konnte als Kompositum von *dare* aufgefasst werden, was die Bildung eines Perfekts **andédi* zur Folge hatte, zugleich aber konnte auch *stare* auf die Konjugation von *andare* einwirken und ein Perf. **andéti*, bzw. *andetti* hervorrufen.

⁶⁵⁾ Das Verbum nähert sich im Altfrz. zuweilen sehr der Bedeutung „gehen“ schlechthin.

⁶⁶⁾ Man beachte, dass alle diese Verba Erbworte sind, nur *avalier* vielleicht ausgenommen, obwohl, soviel ich sehe, der Ansetzung eines volkslat. **a[d]vallare* nichts im Wege steht, zumal da man jedenfalls ein volkslat. **montare* für frz. *monter* ansetzen muss.

also **amer* wurde zu *aler* umgestaltet,⁶⁷⁾ in *aler* endlich (zunächst nur gelegentlich, später ständig) das *l* verdoppelt, wohl in Anlehnung an *baller*.⁶⁸⁾

Nachschrift (zu No. XIII, *vrille*). Das Problem der Entstehung von *vrille* ist zweifellos von H. Gade gelöst worden, welcher in seiner kürzlich erschienenen trefflichen Diss. „Ursprung und Bedeutung der üblicheren Handwerkzeugnamen im Frz.“ (Kiel 1898) p. 62 annimmt, dass *vrille* (aus *ville*) sein *r* von dem synonymen *drille* bezogen habe, dieses aber sein pulatales *l* von *ville*.

⁶⁷⁾ Vielleicht könnte man glauben, dass *l* für *m* auf Dissimilation beruhe, welche in Formen wie **amúmus* „wir gehen“, **amant-* „gehend“ eingetreten sei, um die Aufeinanderfolge zweier Nasale zu beseitigen. Indessen Formen, wie *emmener*, *emmenant* u. dgl., zeigen, dass im Frz. bei solcher Lautfolge Dissimilation keineswegs beliebt ist.

⁶⁸⁾ Dass *ambler* eine Scheideform zu *aller* sei und auf *ambulare* zurückgehe, bezweifle ich sehr, bin vielmehr geneigt, in *ambler* den Reflex eines volkssprachlichen **ammulare* (von *mulus*) „die Gangart des Pferdes der gleichmässigen Gangart des Maultiers anpassen“ zu erblicken.

KIEL.

G. KÖRTING.

Ueber Taine aus Anlass neuerer Schriften.

Die beim Ableben Taines vor nunmehr fünf Jahren erschienenen Nekrologe machten beinahe alle einen recht unbefriedigenden Eindruck. Auch hatten ihre Verfasser mit einer doppelten Schwierigkeit zu kämpfen, der ausserordentlichen Vielseitigkeit ihres Gegenstandes und dem völligen Mangel an biographischem Material. Taine war als Philosoph, als Reise- und Sittenschilderer, als Kritiker, als Historiker, als Litteratur- und Kunstforscher hervorgetreten und stellte daneben noch ein gutes Stück von einem Poeten dar. Ausser der Sachkenntniss des Fachmannes auf mehreren Gebieten hätte sonach der Kritiker auch noch ein Organ für das künstlerische Element in Taines Schriften mitbringen müssen, das so charakteristisch für sie ist und soviel zu ihrem Erfolge beitrug. Diese Bedingung war schwer zu erfüllen, fürs erste durfte daher eine umfassende Würdigung, die alle Äusserungen des Taineschen Geistes gleichmässig in Betracht gezogen hätte, weder erwartet noch gefordert werden. Man musste schon zufrieden sein, wenn der Kritiker nur auf einem oder zweien der Gebiete, auf denen Taine gearbeitet hatte, mitsprechen konnte und die ihm zunächst liegenden Seiten seines Gegenstandes richtig erfasste und bezeichnete. Eine biographische Charakteristik konnte überhaupt nicht versucht werden, da Taine es verstanden hatte, seine Person der Öffentlichkeit ganz zu entziehen. Den Grundsatz, den er für den Schriftsteller aufgestellt hatte: „*Cache ta vie et répands ton esprit*“, hat selten jemand so streng wie er befolgt. Man war daher auf die dürftigen Angaben biographischer und anderer Lexika angewiesen, die sich noch dazu oft widersprachen.

Seitdem ist man eifrig bemüht gewesen, durch Veröffentlichungen der verschiedensten Art unsere Kenntniss des Menschen und Schriftstellers zu ergänzen. Den Anfang machte der *Figaro*, indem er unmittelbar nach dem Tode Taines die Sonette an seine Lieblingskutschen abdruckte – die einzigen, durch eine Indiskretion bekannt gewordenen Gedichte Taines, die um ihrer dichterischen Schönheit willen wie wegen des grossen psychologischen Interesses, das sie darboten, berechtigtes Aufsehen erregten; die Familie und

die Freunde steuerten Mitteilungen bei, um bis dahin im Dunkeln gebliebene Lebensabschnitte aufzuhellen; mehrere in Zeitschriften begrabene Aufsätze wurden zu einem Bande vereinigt und so erst allgemein zugänglich gemacht, und schliesslich wurden Auszüge aus seinen Reisetagebüchern an verschiedenen Orten und neuerdings in Buchform veröffentlicht. Zugleich begann man aber auch in umfassenderen Versuchen das Ganze von Taines Leben und Schriften darzustellen. Drei Arbeiten sind hier zu nennen: die erste rührt von einem Historiker G. Monod¹⁾ her und ist überwiegend biographisch, die zwei anderen haben Philosophen²⁾ zu Verfassern, die daher besonders eingehend die überall bei Taine, selbst in seinen Reisebeschreibungen, hervortretenden philosophischen Theorien untersuchen. Ergänzend kamen hinzu einzelne kürzere Aufsätze, die nur auf einen einzelnen Punkt in seinem reichen Schaffen genauer eingehen, während die zahlreichen gedrängten Charakteristiken, wie sie Taines Todesjahr hervorrief, nur wenig von Belang brachten.

Versuchen wir im folgenden zusammenzustellen, was in dieses verschiedenen Schriften von neuen Thatfachen oder beachtenswerten Ansichten über Taine zu Tage gefördert worden ist. Man gewinnt aus den verstreuten Zügen ein ziemlich deutliches Bild seiner menschlichen und schriftstellerischen Persönlichkeit.

I.

Am meisten Interesse besitzen vielleicht von allem, was man über Taine seit dessen Tod veröffentlicht hat, die Berichte seiner Freunde über sein Leben und seinen Charakter. An erster Stelle ist hier zu nennen die schon erwähnte Studie von Monod, demnächst ein Aufsatz des Vicomte de Vogüé³⁾, der am Totenbette Taines niedergeschrieben wurde und am unmittelbarsten den Eindruck des grossen Verlustes wiedergibt. Was uns sonst noch vor Augen kam, fügt keinen wesentlichen Zug den Schilderungen der beiden hinzu.

¹⁾ *Les Maîtres de l'Histoire. Renan, Taine (p. 51—173), Michelet.* Paris, Calmann Levy 1894.

²⁾ Giacomo Barzellotti (professore di filosofia all' Università di Napoli), *Ippolito Taine.* Roma, Ermanno Loescher. 1895. p. XXI u. 405.

Amédée de Margerie (Doyen de la Faculté catholique des Lettres de Lille) *H. Taine.* 2^e éd. Paris, Ch. Poussielgue. 1894. p. VII u. 483.

³⁾ Er steht in der Sammlung *Devant le Siècle* (Paris, Armand Colin et Cie, Éditeurs. 1896). Veranlasst wurde der Titel durch das 1889 ausgeführte *Panorama du Siècle*, das unseren Kritiker bei einem späteren Besuch zu manchen Betrachtungen über das Jahrhundert anregt. Meist behandeln die Aufsätze Personen des Jahrhunderts, die von den Malern des Panoramas vergessen worden waren und an die neuere geschichtliche Schriften wieder erinnerten. Im einzelnen sind sie betitelt: *Au Panorama du Siècle. — Un agent secret de l'Émigration* [le comte

Monods Arbeit erhält ihren Wert vor allem durch die Fülle des authentischen biographischen Materials, das sie uns zum ersten Male bietet. Er wurde durch Mitteilungen der Witwe Taines unterstützt und durfte die Briefe an Paradol und die besonders aufschlussreichen an Ernest Havet einsehen; ausserdem kamen ihm die Ergebnisse einer Nachforschung in den Archiven der École normale zu gute. Er war dadurch in den Stand gesetzt, ein weit vollständigeres und richtigeres Bild von Taines Leben und namentlich seinen Jugendjahren zu entwerfen, von denen wir bis dahin kaum etwas wussten. Man ist überrascht zu sehen, wie vieles von dem sich als Legende erweist, was noch bei Taines Tode als Wahrheit durch alle Blätter ging.

Wir erfahren hier, dass Taine zuerst eine kleine Privatschule in seinem Heimatstädtchen Vouziers besuchte, während sein Vater, ein Sachwalter, ihm das Lateinische beibrachte. Mit zwölf Jahren verliert er diesen. Die Vermögensverhältnisse, berichtet Monod, waren weit besser als vielfach angegeben wurde. Niemals hat Taine den Mangel oder gar die Not kennen gelernt, und es ist durchaus falsch, wenn man seine schwache Gesundheit den Entbehrungen seiner Studienjahre zuschrieb. Diese war vielmehr von Hause aus zart und wurde noch durch zu vieles Arbeiten angegriffen. Aber wenn er es auch als seine Pflicht ansah, sich selber durchzubringen, um nicht seiner Mutter zur Last zu fallen, so hat er doch niemals aus Geldnot eine Stunde gegeben oder eine Zeile geschrieben. Ein Onkel mütterlicherseits — der übrigens nicht an dem gleichen Orte wie seine Eltern wohnte — beriet nach dem Tode des Vaters den Knaben bei seinen Studien. Dass er von diesem Oheim, wie erzählt wird, in die englische Sprache

d'Antraigues]. — *Un plaidoyer pour le Directoire* [Mémoires de Lareveillère-Lépeaux]. — *Un portrait de Napoléon* [Mes souvenirs sur Napoléon, par le comte Chaptal]. — *Le procès du maréchal Ney*. — *Quelques lettres d'autrefois* [Lettres de la duchesse de Broglie 1814—1838; Souvenirs du baron de Barante, 1782—1866]. — *Le dernier Maréchal Canrobert d'après ses notes inédites*. — *Premier Septembre*. Bei der fünfundzwanzigsten Wiederkehr des Tages der Schlacht von Sedan zeichnet der Verfasser einige Erinnerungen an den Krieg auf, an dem er als Freiwilliger teilnahm, bis er bei Bazeilles gefangen genommen und nach Deutschland geschickt wurde. — *Le legs philosophique de Pasteur*. — *Hippolyte Taine* — *Remerciement au poète des „Trophées“* [Hérédia]. — *Deux bronzes*. Die so verschieden aufgefassten Gestalten der Germania des Niederwalddenkmales, dessen Einweihung Vogüé beiwohnte, und der Jeanne d'Arc von Dubois veranlassen ihn zu einer Betrachtung über die beiden Volkscharaktere, denen sie entsprechen. Man stritt sich damals in der Kammer über die „Armee der Quantität“ und über die „Armee der Qualität.“ Vogüé glaubt, dass durch jene Betrachtung die Frage für Frankreich entschieden werde: „*Leur force est dans la masse: la nôtre est dans la flamme.*“ — *Emile Montégut*. — *Images finales*. —

eingeführt wurde und so schon früh den Grund zu seiner Vertrautheit mit englischer Litteratur und seiner Vorliebe für englisches Wesen legte, erwähnt Monod nicht.⁴⁾ Ebenso hören wir bei diesem nichts von jener Grossmutter englischer Abstammung, auf die man ebenfalls bisweilen die sogenannten englischen Züge in Taines Charakter zurückführt: es wäre eine mehr als auffallende Unterlassung, wenn man vergessen hätte, auf sie in der Biographie eines Mannes hinzuweisen, der selber auf die Vererbung ein so grosses Gewicht legte.⁵⁾ Den Hass gegen das Internatswesen, dem er später so energischen Ausdruck geben sollte — er nennt es ein „*régime antisocial et antinaturel*“ — hat Taine in seiner eigenen Erfahrung geschöpft. Als er nach dem Tode seines Vaters zum Besuche eines Collège nach Paris ging, war er einige Zeit in einem Internat, für das ein der zartesten Schonung bedürftiger Knabe, wie der junge Hippolyte, allerdings durchaus nicht geeignet war; später entschloss sich die Mutter, mit ihren beiden Töchtern ebenfalls dorthin überzusiedeln. Es ist bekannt, wie seine glänzenden Gaben in Verbindung mit seinem zielbewussten und beharrlichen Fleiss ihm im Collège Bourbon wie später in der École normale eine Ausnahmestellung neben und über seinen Mitschülern verschafften. Die geistreiche Schilderung, welche Sarcey, der mit ihm in der letztgenannten Anstalt war, in den „*Souvenirs de jeunesse*“ von seinem alle andern weit überragenden Mitschüler gab, wurde bei Taines Tode mehrfach von Zeitschriften wieder abgedruckt.⁶⁾ Es war üblich geworden, wenn seine Freunde über etwas Auskunft haben wollten, die lebende Encyclopädie Taine zu Rate zu ziehen: „*Allons feuilleter le grand bûcheron*“, rief man aus, indem man sich eines von About ihm beigelegten Ehrennamens bediente. Taine suchte sich neben den Kenntnissen, die die Schule überlieferte, noch zahlreiche andere anzueignen und verfuhr hier wie immer streng systematisch. „*Tout cela marche de front*“, sagte er von seinen mannigfaltigen Studien, die, so vielerlei sie auch behandelten, sich doch niemals kreuzten oder verwirrten. Er hatte sich einen vollständigen Studienplan entworfen, der erstaunlich umfassend war und dessen Ausführung er die freie Zeit

⁴⁾ Dagegen Sorel, Taines Nachfolger in der Akademie, in seiner Aufnahmerede. (*Supplément au Journal le Temps du 8 février 1895*. Hier auch die Erwiderung des duc de Broglie).

⁵⁾ Allerdings teilt Monod in diesem Punkte die Ansichten Taines nicht. Er erklärt einmal, man trage angesichts einer so exceptionellen und bewussten Natur Bedenken, von den Einflüssen der Abstammung zu sprechen.

⁶⁾ So z. B. in der Taine gewidmeten Nummer der *Revue encyclopédique* (Paris, Larousse) 1893, No. 56, die übrigens auch einzeln zu erhalten ist.

während der drei Studienjahre an der École normale und während der ersten Jahre nach seiner Entlassung widmen will. Der Brief, in dem er seinem Freunde Paradol diesen Plan darlegt, ist ungemein bezeichnend für den Ernst und das hohe Streben des Einundzwanzigjährigen. *„Je veux être philosophe et puisque tu entends maintenant tout le sens de ce mot, tu vois quelle suite de réflexions et quelle série de connaissances me sont nécessaires. Si je voulais simplement soutenir un examen ou occuper une chaire, je n'aurais pas besoin de me fatiguer beaucoup; il me suffirait d'une certaine provision de lectures et d'une inviolable fidélité à la doctrine du maître, le tout accompagné d'une ignorance complète de ce que sont la philosophie et la science modernes; mais comme je me jetterais plutôt dans un puits que de me réduire à faire uniquement un métier, comme j'étudie par besoin de savoir et non pour me préparer un gagne-pain, je veux une instruction complète. Voilà ce qui me jette dans toutes sortes de recherches et me forcera, quand je sortirai de l'École, à étudier en outre les sciences sociales, l'économie politique et les sciences physiques; mais ce qui me coûte le plus de temps, ce sont les réflexions personnelles; pour comprendre, il faut trouver; pour croire à la philosophie, il faut la refaire soi-même, sauf à trouver ce qu'ont déjà découvert les autres.“*

Die Bewältigung eines so ungeheuren Arbeitspensums war nur möglich durch einen beinahe übermenschlichen Fleiss und eine sehr strenge Zeiteinteilung. Die Erholung und das Vergnügen hatten darin kaum eine Stelle. Als Gymnasiast gönnte Taine sich zwanzig Minuten Ruhe und Spiel nach dem Nachmittagsunterricht und eine Stunde Klavierspiel nach dem Mittagessen; die ganze übrige Zeit war der Arbeit gewidmet. Vor den allgemeinen Prüfungen musste man ihm jedes Jahr Blutegel an den Kopf setzen, um der Gefahr einer Gehirnkongestion vorzubeugen. Diesen Gewohnheiten blieb er auch in der École normale treu, obwohl er so schwächlich war, dass er von der Magerkost an Freitagen dispensiert wurde. Später während seiner Lehrthätigkeit an einer Schule in der Provinz findet er neben dem anstrengenden Unterricht und den zwei Stunden Vorbereitung täglich immer noch sieben Stunden Zeit für seine Privatstudien, die schulfreien Donnersstage und die Sonntage gar nicht gerechnet. Taine war einer der fleissigsten und arbeitsamsten Gelehrten, die je gelebt haben; er hat nur gern seinen Kräften zu viel zugemutet und büsste die Überanstrengung dann durch vorübergehende Arbeitsunfähigkeit, so besonders 1854, 1863 und später öfters. Die selbstgefälligen deutschen Kritiker, die in Taines Geschichte der englischen Literatur nur das ungründliche und flüchtige Machwerk eines gewandten Feuilletonisten erblickten, waren so voreingenommen und kurz-

sichtig, dass sie nicht einmal den Fleiss und die gewaltige Geistesarbeit, die darin steckten, sehen konnten.

Als eifriger Musikliebhaber hatte Taine mit zwei anderen Schülern der École normale ein Trio gebildet, das an Sonntagsvormittagen übte: er selber spielte Klavier, während jene Violine und Violoncell übernommen hatten. Er hegte schon damals jene Bewunderung für Beethoven, der er später am Schlusse seines Graindorge so tiefempfundenen Ausdruck gab. „*C'est beau comme un syllogisme*“, rief er einst hingerissen nach Beendigung einer Sonate aus.

In jener Zeit warf er sich auch mit allem Eifer auf die deutsche Sprache, nachdem er sich mit der englischen vorher schon gründlich vertraut gemacht hatte, hauptsächlich zu dem Zwecke, Hegel im Urtext studieren zu können. Die intensive Beschäftigung mit diesem ihm in mehr als einer Hinsicht nahe verwandten Philosophen erstreckte sich über eine lange Reihe von Jahren, und sein Briefwechsel und seine ersten Schriften legen genugsam Zeugnis von ihr ab.

Alle seine Lehrer stimmen in dem Lobe dieses aussergewöhnlichen Schülers überein, dessen Begabung, Fleiss, Charakter und Betragen sie uneingeschränkte Anerkennung zollen. Die bei Monod mitgetheilten Urtheile der Lehrer zeigen, wie früh die Hauptzüge von Taines Charakter feststanden. Man tadelt die übermässige Neigung zur Abstraktion, man wirft dem Stil des künftigen Philosophieprofessors — der Leser erinnere sich, das damals die Philosophie V. Cousin's herrschte — *raideur et sécheresse* vor: bei dem guten Willen des Schülers hofft man jedoch, ihn von seinen Fehlern bald abbringen zu können. Meisterhaft ist die Charakteristik, die der Studiendirector Vacherot von ihm entwirft: sie dringt so tief in Taines Wesen ein wie schwerlich eine, die man später von ihm gegeben hat, und ist in der glänzendsten Weise von der Zukunft bestätigt worden. Sie verdient daher vollständig hier angeführt zu werden: „*L'élève le plus distingué que j'aie connu à l'École. Instruction prodigieuse pour son âge. Ardeur et avidité de connaissances dont je n'ai pas vu d'exemple. Esprit remarquable par la rapidité de conception, la finesse, la subtilité, la force de pensée. Seulement comprend, conçoit, juge et formule trop vite. Aime trop les formules et les définitions auxquelles il sacrifie trop souvent la réalité, sans s'en douter il est vrai, car il est d'une parfaite sincérité. Taine sera un professeur très distingué, mais de plus et surtout un savant de premier ordre, si sa santé lui permet de fournir une longue carrière. Avec une grande douceur de caractère et des formes très aimables, une fermeté d'esprit indomptable, au point que personne n'exerce d'influence sur sa pensée.*“

Du reste, il n'est pas de ce monde. La devise de Spinoza sera la sienne: Vivre pour penser. Conduite, tenue excellente. Quant à la moralité, je crois cette nature d'élite et d'exception, étrangère à toute autre passion qu'à celle du vrai. Elle a ceci de propre qu'elle est à l'abri même de la tentation. Cet élève est le premier, à une grande distance, dans toutes les conférences et dans tous les examens."

Auf Taine setzte man alle Hoffnungen bei der nächsten Prüfung, trotzdem geschah das Unerwartete, dass, als er sich für das Examen in der Philosophie (*l'agrégation de philosophie*) mit fünf anderen meldete, er durchfiel, während jedermann ihm zum voraus den ersten Platz zuerkannte. Über diesen Misserfolg, dessen Ursachen man nicht in ungenügenden Leistungen, sondern in der Beschaffenheit seiner wissenschaftlichen Ansichten suchte, hat sich ein ordentlicher Legendenkreis gebildet. Cousin, hiess es, habe im Hintergrunde gearbeitet und das Urteil der Richter beeinflusst; dann sollte ein boshafter Mitbewerber, der gegen Taine über dessen Vortrag über Bossuet argumentieren musste, ihn perfider Weise gedrängt haben, seine Ansichten über den Wert der klassischen Beweise für das Dasein Gottes zu sagen: die Verwirrung und schliesslich das Schweigen Taines hätte seine Verwerfung nach sich gezogen. Beides ist unrichtig: Cousin war sehr unzufrieden über die Entscheidung der Jury, und für seine Vorlesung und seine Argumentation über Bossuet erhielt Taine die höchste Note. Auch nicht Böswilligkeit, sondern nur Befangenheit der Examinatoren lag vor, die in gutem Glauben, ihre Pflicht zu thun, gehandelt haben.⁷⁾ Es waren Anhänger Victor Cousins, die in der oratorischen Entwicklung religiöser und moralischer Behauptungen die Aufgabe des philosophischen Unterrichtes erblickten und Taine allen Ernstes für untauglich zur Erteilung desselben hielten. Was ihm den Rest gab, war eine Vorlesung, in der er eine Grundlegung der Moral versuchte und dabei an Spinoza anknüpfte. Diese Vorlesung wurde für „absurd“ erklärt, Taine zurückgewiesen und ihm der wohlwollende Rat gegeben, doch sich nicht darauf zu versteifen, das philosophische Lehramtsexamen zu machen (*de viser l'agrégation de philosophie*).

Trotz seines Misserfolges wurde Taine von dem Kultusminister zum Hilfslehrer in Toulon bestimmt und vor Antritt der Stelle noch, weil er sich nicht so weit von seiner Mutter entfernen mochte, am 13. Oktober 1851 für eine ähnliche Stelle in Nevers ernannt. Hier fühlte er sich sehr glücklich, sein Beruf sagte ihm zu, und in seinen Mussestunden trieb er eifrig Hegel. Das Lehren, fand er, sei der beste Weg, um gelehrt zu werden, und selbst der

⁷⁾ Vgl. später das Urteil Garniers Jules Simon gegenüber. (s. Anm. 8.)

Einsamkeit und Monotonie des Lebens in der Provinz gewann er eine gute Seite ab, denn, meinte er, es zwinge einen, „*de penser toujours pour ne pas mourir d'ennui*.“. In diese ruhige Gelehrtenexistenz griff jedoch der Staatsstreich vom 2. Dezember ein. Taine war der Meinung, dass nach der Gutheissung dieses Aktes durch das Plebiszit vom 10. Dezember die stillschweigende Annahme der neuen Regierung Pflicht sei, da die einzige Grundlage des politischen Rechtes in Frankreich das allgemeine Stimmrecht sei, und vertrat in mehreren Briefen diese Ansicht seinem Freunde Paradol gegenüber, der glaubte, demissionieren zu sollen. Man verlangte jedoch von den Lehrern nicht bloss Unterwerfung, sondern ausdrückliche Billigung des Staatsstreiches und liess sie in Nevers eine Liste unterschreiben, in der sie dem Präsidenten der Republik ihren Dank und ihre ehrfurchtsvolle Ergebenheit aussprechen sollten. Taine allein weigerte sich zu unterzeichnen, da er als Hilfslehrer den Inhaber der Stelle nur im Unterricht verrete, und es ihm überdies als Lehrer der Moral nicht zukomme, eine Handlung zu billigen, die einen Eidbruch einbegreife. Zur Verschlechterung seiner Stellung trug bald darauf noch bei, dass von einem rachsüchtigen Schüler die Anklage einlief, er habe in der Schule Danton gelobt. Das hatte zur Folge, dass Taine trotz seines Lehrerfolges und der Anhänglichkeit seiner Schüler, die für sein Bleiben in Nevers einkamen, am 29. März 1852 an das Lyceum in Poitiers versetzt wurde, das genau durch den Bischof überwacht wurde. Eine strenge Verwarnung des Kultusministers schärfte ihm ein, dass er über seine Reden und sein Betragen wachen solle. Taine fügte sich geduldig in die selbstgeschaffene Lage. Er versagte sich jedes politische Gespräch und sogar die Lektüre der Zeitungen; er besuchte regelmässig den Gottesdienst und verbesserte die Rede, die ein Schüler an den Bischof richten sollte; er stellte kein Thema, das nicht dem 17. Jahrhundert oder dem Altertum entnommen war; er liess die *École des femmes* widerlegen und las mit seinen Schülern Bossuet's *Traité sur la Concupiscence*, während er auf Befehl des Recteur die *Provinciales* verbot: er stand darum doch auf der schwarzen Liste und erhielt am 25. September 1852 den Auftrag, als Hilfslehrer der Sexta in das Lyceum zu Besançon einzutreten. Diesmal war das Mass voll. Er bat um Urlaub, der ihm sofort bereitwilligst erteilt und bis zum Ablauf seiner zehnjährigen Verbindlichkeit von Jahr zu Jahr erneuert wurde.

Die Geschichte dieser noch nicht einjährigen Thätigkeit im höheren Schuldienst, in der Taine eine sehr würdige, wenn auch nicht herausfordernde Rolle spielt, hat die Sage in folgender drastischer Weise verdichtet. Taine, so wurde oft erzählt, sei

nach jenem Durchfall zum Hilfslehrer der Sexta (*suppléant de sixième*) am Collège zu Toulon ernannt worden und habe den Minister mit diesen einfachen Worten um seine Entlassung gebeten: „*Pourquoi pas au bagne?*“ Das hübsche Geschichtchen ist natürlich erfunden. „Im Jahre 1851, sagt Monod, korrespondierten die Professoren nicht in diesem Stile mit den Ministern, und Taine weniger als jeder andere.“

In dieser traurigen Zeit war Taine ungemein thätig. Wenige Wochen nach dem Eintritt in den Schuldienst beginnt er schon mit der Ausarbeitung seiner Thesen; er schwankt zwischen einer Abhandlung über die Empfindungen, über die er ausgedehnte Untersuchungen anstellt, und einer Entwicklung der Logik Hegels. Der Staatsstreich erschüttert ihn, lähmt aber nicht seinen Arbeitseifer: er findet seinen Trost in der Wissenschaft und äussert in einem Briefe, dass ihre Kinder hoffentlich so glücklich sein würden, beide Güter zugleich zu besitzen, die Wissenschaft und die Freiheit, während sie selber sich mit jener begnügen müssten: „*il faut attendre, travailler, écrire.*“ Dazwischen erfährt er, dass die *agrégation de philosophie* unterdrückt worden sei, und sofort entscheidet er sich dafür, um diejenige der *Lettres* zu konkurrieren und fängt an, lateinische Verse und Übersetzungen ins Griechische anzufertigen. „*Desséché et durci par plusieurs années d'abstractions et de syllogismes, où retrouverai-je le style, les grâces latines et les élégances grecques nécessaires pour ne pas être submergé par quatre - vingts concurrents?*“ ruft er aus. Um seinen Geist und seinen Stil geschmeidig zu machen, verzeichnet er seine Eindrücke, sammelt Charakterzüge und übt sich, der Vierundzwanzigjährige, in Naturbeschreibungen. Am 10. April 1852 erscheint eine Verfügung, die drei Probejahre nach Verlassen der *École normale* vorschreibt, ehe man sich zum Professoratsexamen (*agrégation*) melden könne, jedoch solle das *doctorat-ès-lettres* für zwei Dienstjahre zählen. Sofort begiebt sich Taine ans Werk und arbeitet mit so übermenschlicher Anstrengung, dass sechs Wochen später die lateinische und französische These fertig und schon auf dem Wege nach Paris sind. Die französische These war betitelt „*Des Sensations.*“ Die erstaunliche Raschheit, mit der er als vielbeschäftigter Lehrer diese beiden Abhandlungen abfasste, war bloss dadurch möglich, dass er über diese Gegenstände vorher sehr viel nachgedacht hatte. Immerhin war es selbst für einen Taine ein ausserordentliches Kraftstück: „*Encore en ce moment les sensations, les conceptions, les représentations, les illusions et tout le bataillon des on me passe dans la tête et je suis ahuri et étourdi comme un chien de chasse après une course au cerf de trente-six heures. Mais ce système est bon, et je pense qu'on ne fait jamais si bien une chose*

que quand, après l'avoir méditée longtemps, on l'écrit sans désespérer.“

Damals scheint sich eine Abwendung von Hegel und den deutschen Philosophen zu vollziehen. Er schätzt sie noch immer sehr hoch und meint, man könne mit ihren Gedanken ein ganzes Jahrhundert freihalten (*défrayer tout un siècle*), aber er findet schon nach einer Lektüre von Hegels Philosophie der Geschichte, dass sie wohl etwas Schönes, aber doch „*hypothétique et pas assez précise*“ sei.

Am 1. August 1852 — wir führen das Datum bloss an, weil daraus die unglaubliche Produktivität Taines in jenem Jahr erhellt — schickt er seinem Freunde Paradol den Entwurf eines „*Mémoire sur la Connaissance*“. Das „Werk des reifsten Nachdenkens“, das Buch *de l'Intelligence* vom Frühjahr 1870, das er mehr als fünfzehn Jahre im Geiste herumgetragen zu haben erklärt, beruht auf den Gedanken, die er in seiner These über die Empfindungen und seinem *Mémoire sur la Connaissance* zuerst entwickelt hatte. Niemals, sagt er in einem Briefe, habe er solche Fortschritte in der Philosophie gemacht, und so sehen wir ihn auch schon die Grundanschauung aussprechen, die alle seine Schriften über Geschichte, Kunst und Litteratur durchdringt: „*Je rumine de plus en plus cette grande pâtée philosophique qui consisterait à faire de l'histoire une science en lui donnant comme au monde organique une anatomie et une physiologie.*“

Obwohl er seine Schlüsse „in blendender Klarheit“ erblickte, fand seine These keine Gnade vor seinen Richtern, den „*inquisiteurs patentés de la Sorbonne*“, wie er sie einmal in einem Briefe genannt hatte. Jene bedauerten, in der Abhandlung die philosophischen Ideen wiederzufinden, die sein Scheitern bei der Prüfung bewirkt hatten, und wiesen dieselbe zurück. Dieser neue schwere Misserfolg brachte Taine nur wenige Tage aus der Fassung: nicht vierzehn Tage später, am 1. August, ist der Plan seiner These über Lafontaines Fabeln schon entworfen. Mit seinem kurz darauf folgenden Austritt aus dem Schuldienst siedelte er nach Paris über. Seine Mutter war inzwischen weggezogen und konnte erst ein Jahr später nachkommen. Er wohnte in einem Hotel garni, ass in einem Restaurant, verkehrte mit fast niemand und arbeitete mit grösster Hartnäckigkeit. Einige Monate später reichte er seine beiden Thesen „*De personis platonis*“ und den „*Essai sur les Fables de Lafontaine*“ ein und wurde am 30. Mai 1853 nach einer glänzenden Verteidigung einstimmig zum Doktor ernannt.⁸⁾ Mochte

⁸⁾ Dass ihm auch diesmal Schwierigkeiten drohten, beweist die folgende Anekdote, die Jules Simon erzählt und die wir einer anderen französischen Darstellung entnehmen. Als Taine sich zum Doktorat

auch dieser und jener manches an den Theorien Taines auszusetzen haben, so gab es doch nur eine Stimme des Lobes über die Anmut seiner athenischen Porträts, über die sich stellenweise zur Beredsamkeit erhebende ausgesuchte Latinität, über die Biegsamkeit des Talentes, das die französische Abhandlung offenbarte und das zugleich einen Historiker, einen litterarischen Kritiker und einen satirischen Moralisten erwarten liess.

Monod spricht im Vorbeigehn die Ansicht aus, der Unterrichtsminister habe Taine einen ausserordentlichen Dienst erwiesen, indem er ihn aus dem Schuldienste herausdrängte, denn durch die Pflichten seines Berufs würde doch der Schwung seines Genies gehemmt und die Zahl und Mannigfaltigkeit seiner Arbeiten verringert worden sein. Man wird dem sicher zustimmen müssen, dennoch bleibt die Thatsache bestehen, dass Taine sich nach dem Unterricht zurücksehnte, der nach ihm den Lehrer die kürzesten und sichersten Wege weist, seine Gedanken in fremde Gehirne übergehen zu lassen. Um dieses Vorteils und nicht um der geringen Entschädigung willen, die er dafür erhielt, gab er sofort nach seiner Rückkehr nach Paris wieder Unterricht in einer Anstalt — wie es heisst, wurde auch dies ihm als einem Mitglied der Université von oben her untersagt — und über wenige Dinge hat er sich in seinem Leben so gefreut wie über seine spätere Ernennung zum Professor an der École des beaux-arts. —

Hier lässt Monod die „Lehrjahre“ Taines schliessen, denen das erste Kapitel gewidmet ist. Die „Meisterjahre“ beginnt er mit der Bemerkung, wenn man die Biographie Taines schreiben wolle, so entdecke man, das es darin keine anderen als geistige Abenteuer gebe — ein allerdings auch nicht unwichtiges Resultat. Taines zu empfindliche Nervenbeschaffenheit machte die grösste Schonung und Aufmerksamkeit nötig, sollte sie dem Übermass geistiger Anstrengungen und den Reibungen des Lebens wider-

melden wollte, liess er J. Simon, der sein Lehrer in der École normale gewesen war, einen Teil seiner These über Lafontaine lesen. Simon, der darüber voll Bewunderung war und seinen Schüler vor einem abermaligen Misserfolg bewahren wollte, empfahl diese These Adolphe Garnier als ein wahres Juwel. „Wissen Sie, sagte Simon, was dieser mir schrieb, nachdem er sie gelesen hatte? Der Autor wäre nur ein Dummkopf und man hätte tausendmal Recht gehabt, ihn aus der philosophischen Abteilung zu entfernen. „Und da ich Ihr Lehrer gewesen bin, so schloss Garnier, so wollen Sie mir gestatten, dass ich mir in dieser Eigenschaft das Recht nehme, Ihnen als einen Verstoss und selbst als einen Verstoss gegen die Moral vorzuwerfen, dass sie mir die Billigung einer Arbeit entreissen wollten, die so bar ist an Urteil, Talent“ u. s. w. Taine ging trotzdem glänzend durch.“

stehen, und diese ihm zu verschaffen war das Bemühen zweier Frauen, erst seiner Mutter, dann seiner Gattin. Bis zu seiner im vierzigsten Jahre erfolgten Verheiratung lebte er, die drei Jahre an der École normale und die zwei folgenden ausgenommen, mit seiner Mutter zusammen, „deren Leben nur Hingebung und Zärtlichkeit war,“ und in ihr fand er *„l'unique amie qui occupait la première place dans son coeur.“* Dankbar, sagt Monod, müsse man „der wohlthätigen weiblichen Einflüsse gedenken, die zuerst im mütterlichen, dann im ehelichen Heim die freie Entfaltung seines Geistes sicherten, ihn gegen die zu rauhen Berührungen der Wirklichkeit schützten, seine Arbeit mit Friede und Stille umgaben und die vor allen schmerzlichen Stunden erleichterten, wo dieser gewaltige Arbeiter gezwungen war, seine Feder und sein Gehirn ruhen zu lassen.“ —

Gleich nach bestandenen Doktorexamen unternahm Taine eine neue Arbeit, die ihn auf ein ganz anderes Gebiet führte. Es war von der Akademie eine Aufgabe über Titus Livius gestellt worden, und am 31. Dezember 1853 reichte er seine Preisschrift ein. Er zeigte sich hier in der römischen Geschichte und in Polybius, Dionysius von Halicarnassus, Niebuhr, Beaufort, Montesquieu und Machiavelli ebenso beschlagen, als sein *„Lafontaine“* ihn in der Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts und in Saint-Simon und Labruyère bewandert gezeigt hatte. Guizot, der Taine von früher her kannte und sehr schätzte, war mit der Berichterstattung beauftragt und empfahl eifrig die Schrift seines jungen Freundes. Allein an Taine mißfiel der zu respektlose Ton grossen Männern gegenüber und die starke Hinneigung zu der modernen historischen Schule, namentlich Michelet und Niebuhr; besonders aber erregte die folgende Wendung über Bossuet Anstoss: *„Il résumait l'histoire avec un grand sens et dans un grand style, mais pour un enfant et la parcourait à pas précipités.“* Nach lebhaften Erörterungen wurde die Preisverteilung auf ein Jahr vertagt, Taine nahm die nötigen Änderungen vor, unterdrückte das *pour un enfant* und erhielt den Preis. Villemain, der diesmal der Referent der Akademie war, fand wohl, dass Taine den schriftstellerischen Vorzügen des Livius nicht gerecht werde, da er überhaupt dazu neige, *„à trouver le côté faible de la grandeur, et à relever des excès dans la louange, autant que des torts dans la gloire.“* Er schloss jedoch mit den schmeichelhaften Worten, die überdies einen Protest gegen die Ungerechtigkeit der Unterrichtsverwaltung enthielten: *„Félicitons cependant l'auteur, M. Taine, de ce noble et savant début dans les lettres classiques; et souhaitons de tels candidats à nos concours et de tels maîtres à la jeunesse de nos écoles!“* Im Frühjahr 1856 erschien der *„Essai sur Tite-Live“* mit einer kurzen Vorrede, die

mit dem Satze beginnt: „Der Mensch, sagt Spinoza, ist nicht in der Natur wie ein Reich in einem Reiche, sondern wie ein Teil in einem Ganzen, und die Bewegungen des geistigen Automaten, der unser Wesen ist, sind ebenso geregelt wie die der materiellen Welt, in der er einbegriffen ist.“ Die Akademie war wenig erbaut von der nachträglichen Wahrnehmung, dass sie statt einer litterarhistorischen Schrift eine deterministisch-philosophische Abhandlung gekrönt hatte.

Nach sechs Jahren ununterbrochener geistiger Anspannung trat bei Taine im Beginn des Jahres 1854 die Erschöpfung ein, die ihm die Arbeit verbot. Taine wusste aber auch diesen Zeitraum gezwungener Ruhe nutzbar zu machen, indem er einige Lücken seines Studienplanes ausfüllte. Anfangs liess er sich vorlesen und beschäftigte sich zum ersten Male mit der französischen Revolution nach dem Werke von Buchez et Roux. Am meisten war er dabei überrascht von der geistigen Mittelmässigkeit der berühmtesten Männer der Revolutionsperiode, und er sagte sich, dass es hier ein interessantes historisches Problem zu studieren gäbe. Er bildete sich in der Physiologie fort, indem er medizinische Vorlesungen, besonders anatomische und psychiatrische, besuchte, um seinen psychologischen Untersuchungen eine gediegene wissenschaftliche Basis zu geben. Ergänzend trat hinzu der Verkehr mit Medizinern, seinem Vetter, dem hervorragenden Irrenarzt Baillarger, und seinem Schwager in Orsay, bei dem er längere Zeit weilte und ihn auf seinen ärztlichen Besuchen begleitete. In demselben Jahre wurde er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in die Pyrenäischen Bäder geschickt und brachte von dort sein lebenswürdiges Buch, die „*Voyage aux eaux des Pyrénées*“, mit. Der bekannte Verleger Hachette, der die jungen Akademiker an sich heranzuziehen suchte, hatte Taine für die Abfassung eines Führers in die Pyrenäen gewinnen wollen. Das Tainesche Buch war allerdings etwas ganz anderes: hinter den grossartigen Naturschilderungen, den geistreichen Sittenbildern und glänzenden historischen Erzählungen und Exkursen blickten schon fortwährend die Theorien eines kulturhistorischen Psychologen hervor. Das Buch erschien im Jahre 1855, zu einer Prachtausgabe zeichnete Gustave Doré die Illustrationen.

Monod sieht das Jahr 1854 als einen Wendepunkt im Leben Taines an. Die Ruhe, zu der er verurteilt war, der Zwang, sich unter die Leute zu mischen, spazieren zu gehen und zu reisen, entrissen ihn seinem klösterlichen Leben und seiner einsamen Arbeit, um ihn in eine unmittelbarere Berührung mit der Wirklichkeit zu bringen. Seine Methode der philosophischen Darlegung hatte sich während dieses Jahres der Beobachtung des wirklichen Lebens geändert. Statt des deduktiven Verfahrens, das von der all-

gemeinsten Thatsache oder der abstraktesten Idee ausgeht, um von Stufe zu Stufe die Konsequenzen und konkreten Verwirklichungen zu verfolgen, verfährt er in Zukunft in umgekehrter Richtung und induktiv. Monod verweist auf die Unterschiede zwischen der These über die Fabeln Lafontaines und der 1860 erschienenen Umarbeitung dieser These, dem Buche: „*Lafontaine et ses Fables*“: die Theorie über die poetische Fabel, die im Jahre 1853 das erste Kapitel bildete, wird im Jahre 1860 das letzte. Ebenso ging er in dem Versuch über die Empfindungen in seiner ersten Form vom Ich aus, um bei dem sinnlichen Eindruck anzugelangen, in der „*Intelligence*“ geht er von den gewöhnlichsten Empfindungen aus, um sich durch immer ausgedehntere Generalisationen zum Gesetz und zur Ursache und schliesslich zu dem Punkte zu erheben, wo das Wesen selbst sich mit der Idee identifiziert. Mit seiner Methode änderte sich auch sein Stil, der selbst in der Arbeit über Livius noch etwas Steifes, Kaltes und Abstraktes an sich gehabt hatte. „Mit der Reise nach den Pyrenäen wird der Stil Taines farbig und voller Leben; sein Auge zeigt sich ausserordentlich empfindlich für alles, was das Aussehen der Dinge anbetrifft; er bestrebt sich, sie in ihrem ganzen Glanze wiederzugeben, und er bedeckt die Logik seiner Râsonnements mit einem glänzenden Bildermantel.“ Seinen eigentlichen Denkgewohnheiten, seiner Vorliebe für fortschreitende Klassifikationen bleibt er jedoch treu. Er selber sagt in einer Notiz, dass die Form seines Geistes „französisch und lateinisch“ sei, und sein Streben dahingehe, „zu der Wesenheit, wie die Deutschen sagen, nicht sprungweise sondern auf einer grossen, ebenen fahrbaren Strasse zu gelangen; die Intuition (Insight), die plötzliche Abstraktion durch die oratorische Analyse zu ersetzen.“ Zwei Gaben des Künstlers und Schriftstellers bewunderte er vor allen andern und bedauerte immer lebhaft, dass sie ihm fehlten: die Kunst zu erzählen und die, lebende und handelnde Personen zu schaffen. Er stellte am höchsten die Kunst des Romanschriftstellers. Er versuchte selber einen Roman zu schreiben, machte aber nach neunzig Seiten Halt, weil er gewahr wurde, dass sein Roman nur persönliche psychologische Analyse enthielt. „Ich habe, sagte er mit seiner ausserordentlichen Bescheidenheit, die wahren Künstler, die fruchtbaren Köpfe, die fähig sind, lebende Figuren hervorzubringen, zu sehr in der Nähe gesehen, als dass ich zugeben könnte, ich wäre einer von ihnen“.

Von da ab wurde auch sein Leben weniger gesammelt und einsam. Sein Bekanntenkreis, in dem seine alten Schulfreunde Paradol, About, Planat obenan standen, hatte sich erheblich erweitert, er hatte Renan, und durch Renan Ste.-Beuve kennen lernen; er unterhielt freundschaftliche Beziehungen zu

E. Havet, der ein Vierteljahr an der École normale sein Lehrer gewesen war. Gustave Doré und Planat, der künftige Herausgeber der „*Vie Parisienne*“, für die Taine den „*Théodore Graindorge*“ schrieb, hatten ihn in die Kreise der Künstler und in die vornehme Gesellschaft eingeführt; er setzte seine medizinischen und physiologischen Studien fort und verkehrte viel mit dem Philologen und Mathematiker Franz Woepke, den er ausserordentlich hoch schätzte.⁹⁾ Taine wird in jenen Jahren 1855—56, als ein ungemein sprühender und munterer Jüngling geschildert, der nicht die vornehmen Kreise, sondern die Gesellschaft geistreicher Kameraden bevorzugte, mit denen er plaudern, frei diskutieren und sich nach den Stunden der Arbeit ausspannen konnte. Er schrieb damals für Zeitschriften: zuerst für die *Revue de l'Instruction publique*, die 1855 siebzehn, 1856 zwanzig Artikel von ihm brachte, wenig später für die *Revue des Deux Mondes* und das *Journal des Débats*. Den beiden letzteren wurde er ein dauernder Mitarbeiter.

Schon damals stand der Plan der Arbeit fest, in der er zum ersten Male an einem grossen Gegenstande die Anwendung seiner Theorien über Rasse, Klima und Zeitpunkt zeigen konnte. Schon am 17. Januar 1856 wird die *Histoire de la Littérature anglaise* angekündigt, und von da ab zeigen die Schlag auf Schlag erscheinenden Artikel, dass das Werk in seinem Geiste schon ganz entworfen ist und dass seine Ausführung mit einer Regelmässigkeit und Kraft verfolgt wird, die nicht einen Augenblick erlahmen.

Ehe er jedoch damit auf dem Plan erschien, nahm er noch eine gründliche Abrechnung mit dem damals herrschenden philosophischen Eklekticismus Victor Cousins und seiner Richtung vor. Vom 14. Juni 1855 bis zum 9. Oktober 1856 erschien in der *Revue de l'Instruction publique* eine Reihe von Artikeln über die französischen Philosophen im neunzehnten Jahrhundert; die Buchausgabe folgte zu Anfang des nächsten Jahres.¹⁰⁾

⁹⁾ Er nennt ihn in der Widmung des Werkes „*de l'Intelligence*“ den „würdigsten Freund“ und schrieb nach seinem Tode im Jahre 1864 einen tiefbewegten Nachruf, der später in die „*Nouveaux Essais de Critique et d'Histoire*“ aufgenommen wurde. Taine spricht darin bewundernd von dem „aussergewöhnlichen Adel und dem grossen Verstand“ seines Freundes: „Ich wage zu sagen, dass ich an ihm keinen einzigen Fehler gekannt habe; ich hatte schliesslich für ihn ein eigenes Gefühl gehegt, das eine Art Ehrfurcht war; es ist fast der einzige Mensch, von dem ich so etwas sagen könnte.“ Ausser dem Aufsatz über Mark Aurel wüsste ich nichts von seinen früheren Schriften zu nennen, wo Taine so sehr aus sich herausgegangen wäre wie in diesem Nachruf an Franz Woepke.

¹⁰⁾ *Les Philosophes français au XIX^e siècle*. Die zweite Ausgabe vom Jahre 1860, war etwas gemildert, die dritte, vom Jahre 1868, war

Wir möchten dieser litterarischen Fehde eine wichtigere Stelle in Taines Entwicklungsgang anweisen, als es Monod thut, und erst hier die Periode der Meisterschaft beginnen lassen. Zunächst bildet die Schrift in schriftstellerischer Hinsicht einen sehr bedeutenden Fortschritt über die früheren Arbeiten hinaus; sie erschien uns sogar immer als die glänzendste Probe von Taines stilistischem Talent. Denn der sprödeste Stoff: die Widerlegung der Prinzipien der herrschenden Schule und die Entwicklung einer eigenen Philosophie, die auf psychologische und selbst metaphysische Untersuchungen das Verfahren der exakten Wissenschaften anwenden will, erhält hier eine so meisterhafte und witzige Einkleidung, dass das Buch bei aller Tiefe eines der amüsantesten und geistreichsten geworden ist, die Frankreich in diesem Jahrhundert hervorgebracht hat. Dann ist aber auch bei dem Autor alles Tasten und alle Unsicherheit verschwunden, und man sieht ordentlich, wie fest er auf dem erkämpften Boden steht und wie er sich seiner geistigen Überlegenheit freut. Er bekämpft den Gegner fast mehr noch als mit den Waffen der Logik und Dialektik mit denen der Ironie, des Spottes und der Satire und beweist in ihrer Handhabung eine ungewöhnliche Fertigkeit. Der Angriff war so wuchtig und hatte die schwachen Stellen des Gegners so sicher getroffen, dass dieser sich von dem Schlage nie wieder erholte. Am schlimmsten war V. Cousin weggekommen, der sich unsterblichem Gelächter preisgegeben sah. Das Buch machte grosses Aufsehen, und Taine wurde über Nacht zu einem berühmten Mann. Alle grossen Blätter widmeten ihm längere Artikel, und von nun an stand er in der ersten Reihe der Schriftsteller der jungen Generation. Ausser Freunden schuf ihm das Buch auch heftige Gegner, und Caro antwortete im Namen der Schule in einem Artikel, der Taine und Renan zusammen angriff.

Monod verweilt, wie es naheliegt, bei der Frage, ob nicht persönliche Motive Taine zu einem guten Teil zu seinem Angriff veranlasst hätten. Niemand, erklärt er, werde so weit gehen wollen, zu behaupten, dass seine Erfahrungen im Lehrfach keine bitteren Empfindungen bei Taine zurückgelassen hätten; dennoch sei dieser unfähig gewesen, mit Bewusstsein persönlichem Groll nachzugeben. Er habe aus Überzeugung das Dasein einer offiziellen philosophischen Lehre als ein Attentat auf die Denkfreiheit und als ein Hindernis für jeden spekulativen Fortschritt betrachtet. Dass Taines Angriff in der Sache berechtigt war, wird heute wohl von niemandem mehr bestritten. Was nun die Form des Angriffes und den oft respektlosen Ton anbetrifft, so sollte man, dünkt uns, einem siebenund-

stärker überarbeitet worden und führte den Titel: „*Les Philosophes classiques au XIX^e siècle en France.*“

zwanzigjährigen Autor, der sich seiner Kräfte bewusst ist und sich gerne Gehör verschaffen will, etwas zu gute halten. Auch hätten schwerlich andere Mittel genügt, die Macht einer Tyrannei zu brechen, die auf alle Geister einen unerträglichen Druck ausübte und, wie Taine am eigenen Leibe erfahren hatte, jeden Widerstrebenden ohne weiteres ächtete.

Unbeirrt von dem Streite der Meinungen, den seine Bücher hervorriefen, arbeitete Taine ruhig an seinem Werke über die englische Litteratur weiter. Er liebte die polemischen Auseinandersetzungen nicht, weil er der Ansicht war, dass sie die Kämpfe um wissenschaftliche Prinzipien in persönliche Streitigkeiten verwandelten und dadurch die Fragen nur verdunkelten. Im Jahre 1860 erschien ein Band *Essais de Critique et d'Histoire* und die Umarbeitung seiner These unter dem Titel „*Lafontaine et ses Fables*.“ Zu Ende des Jahres 1863 erschien endlich sein grosses Werk über die englische Litteratur bis zu Byron in drei Bänden.

Monod weist hier darauf hin, wie trotz alles Widerstandes die Prinzipien der Litteraturforschung und die philosophischen Ansichten Taines nach und nach in alle Geister eindringen. „Zweifellos waren sie modifiziert und abgeschwächt, aber immer noch erkennbar, wie sie schliesslich unter den gangbaren Ideen des Jahrhunderts ihren Platz erhielten mit demselben Rechte wie die Kantischen Ansichten über den subjektiven Charakter der ersten Begriffe der Vernunft, wie Hegels Auffassung des ewigen Werdens oder wie Comtes Theorie der drei Zustände. Kein Schriftsteller hat in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts in Frankreich einen Einfluss ausgeübt, der sich mit dem seinigen messen könnte; überall, in der Philosophie, in der Geschichte, in der Litteraturforschung, in Romanen, selbst in der Poesie findet man die Spur dieses Einflusses.¹¹⁾ In keinem Augenblicke war er stärker als in den letzten zehn Jahren des zweiten Kaiserreiches. Taine war beinahe zu einem Schulhaupt geworden, und die jungen Leute wandten sich an ihn, um sich Ratschläge und Weisungen von ihm zu erbitten.“ Er trat durch Ste.-Beuve auch Gautier, Flaubert und den Goncourts näher und wurde von ihm der Prinzessin Mathilde vorgestellt, in der er eine gescheite Verehrerin und eine ergebene Freundin fand. Damals regte sich auch im höheren Schulwesen wie in der Regierung ein freier Lufthauch, und Taine durfte hoffen, dass er wieder zum

¹¹⁾ Es sei hier nur daran erinnert, wie abhängig Zola von Taine ist, der wenig erbaut von seinem lärmenden Gefolgsmann war und sich sehr wegwerfend über ihn äusserte. Einmal gefragt, was er von Zolas Aufsatz über ihn in *Mes Haines* halte, erklärte er, er kenne ihn nicht. Er halte Zola für einen mittelmässigen Kopf und es interessiere ihn nicht, wie der über ihn urteile.

Unterricht zugelassen werden würde. Er bewarb sich 1862 um die Litteraturprofessur an der polytechnischen Schule, und obwohl ihm de Loménie vorgezogen wurde, so hätte doch wenig daran gefehlt, dass er durchgegangen wäre. Das Jahr darauf im März 1863 wurde er auf Vorschlag des Unterrichtsministers Duruy von dem Kriegsminister zum Examinator für Geschichte und Deutsch bei den Zulassungsprüfungen für Saint-Cyr ernannt. Am 26. Oktober des nächsten Jahres ersetzte er Viollet-le-Duc als Professor der Ästhetik und Kunstgeschichte an der École des beaux-arts. „*Il était bien vengé des persécutions de 1851 et 1852,*“ bemerkt Monod.

Und doch war er gerade damals das Ziel neuer Angriffe gewesen. Die Anstellung Renans am Collège de France und die Kandidatur Taines bei der polytechnischen Schule hatten den Bischof Dupanloup in die Waffen gerufen. Er hatte im Jahre 1863 ein giftiges *Avertissement à la Jeunesse et aux Pères de famille* losgelassen, das gegen Renan, Taine, Littré und den harmlosen Maury gerichtet war. Die Wirkung davon war, dass die Vorlesungen Renans suspendiert und die Ernennung Taines für Saint-Cyr erst auf die dringende Intervention der Prinzessin Mathilde bestätigt wurde. Im Dezember 1863 erschien seine Geschichte der englischen Litteratur mit einer berühmt gewordenen Einleitung, die rückhaltlos eine streng deterministische Geschichtsphilosophie verkündigte. Taine bewarb sich mit diesem Werke bei der Akademie um den Bordinpreis und wurde, wie zehn Jahre früher, von Guizot warm unterstützt. Aber die Ketzerei war diesmal nicht latent wie in der Arbeit über Livius, sondern war in dem ganzen Werke entwickelt und in der Einleitung in ein System gebracht worden. Nach drei sehr erregten Sitzungen der Akademie, in denen Guizot und Ste.-Beuve Taine ebenso eifrig verteidigten, als ihn die von Dupanloup geführten Gegner heftig angriffen, entschied die Akademie, dass der Preis, da er Taine nicht gegeben werden könne, diesmal niemand zuerkannt werden sollte. Diese Entscheidung, die ohne Vorgang war, war die schmeichelhafteste Huldigung. Monod fügt hier gleich die Geschichte von Taines Bewerbungen um einen Sitz unter den unsterblichen Vierzig ein. Zum ersten Male unterlag er 1874 in einer dreifachen Wahl gegen Mézières, Caro und Dumas, dann nochmals im Mai 1878 gegen H. Martin, schliesslich wurde er im November dieses Jahres, kurz nach Renan, als Ersatz für de Loménie gewählt. Zwischen der ersten und dritten Wahl waren die beiden ersten Bände der *Origines de la France contemporaine* erschienen, und vermöge eines eigentümlichen Umschwungs wurde er 1878 von vielen derer unterstützt, die ihn 1864 und 1874 bekämpft hatten. Seine akademischen Pflichten erfüllte er ebenso

gewissenhaft, wie er alles that und erwarb bald eine wirkliche Autorität in dieser Körperschaft.

Die Jahre 1864 bis 1867 bilden eine neue und besonders glückliche Periode im Leben Taines. Er liebte sein Amt als Examiner für Saint-Cyr nicht nur, weil drei Monate angestrengter Arbeit ihm eine materielle Situation sicherten, die bei seinen einfachen Lebensgewohnheiten beinahe für Reichtum gelten konnte, sondern auch weil seine Amtsreisen in der Provinz ihm gestatteten, eine genaue Enquête über die französische Gesellschaft, Departement um Departement, anzustellen, indem er seine alten Schulfreunde befragte und nach seiner Gewohnheit Bürger, Handwerker und Bauern erzählen liess. Auch die École des beaux-arts, an der er mit einer einzigen Unterbrechung 1876 auf 1877 zwanzig Jahre lang, von 1864 bis 1883, lehrte, nahm nur einen sehr kleinen Teil seiner Zeit weg. Er hatte jährlich nur zwölf Vorlesungen zu halten und beschränkte sich auf die ihm als besonders charakteristisch erscheinenden Beispiele: Griechenland, Italien und die Niederlande. Sein Pensum war auf fünf Jahre verteilt: Italien beanspruchte allein drei Jahre, ein Jahr wurde den Niederlanden und eines Griechenland gewidmet. Besonders gut kannte er Italien und dachte selbst einen Augenblick daran, ihm ein umfangreiches Werk zu widmen. Er reiste mehrfach dorthin und durch ein glückliches Zusammentreffen hatte er in demselben Jahre, wo er seine Ernennung an der École des beaux-arts erhielt, ein Vierteljahr, vom Februar bis Mai 1864, dort zugebracht. Diese Reise, die der Erholung von der anstrengenden Arbeit an der englischen Litteraturgeschichte hatte dienen sollen, war jedoch keine Ruhepause für ihn. Er verbrachte seine Tage in den Kirchen und Museen, las viel, machte zahllose Notizen und ging des Abends in Gesellschaft, indem er das moderne sociale und politische Italien mit ebensoviel Sorgfalt studierte, wie er das alte Italien in seiner Geschichte und seinen Denkmälern studierte. Eine Frucht dieses Aufenthaltes sind die zwei Bände der Italienischen Reise (*Voyage en Italie 1866*), die vorher in einzelnen Artikeln in der *Revue des Deux Mondes* erschienen war.

Seiner Lehrthätigkeit verdanken die rasch aufeinander folgenden kunsthistorischen und kunstphilosophischen Arbeiten ihre Entstehung; es sind: *Philosophie de l'Art* (1865) — von dieser ist auch eine deutsche Übersetzung erschienen —, *Philosophie de l'Art en Italie* (1866), *l'Idéal dans l'Art* (1867), *Philosophie de l'Art dans les Pays-Bas* (1868) und *Philosophie de l'Art en Grèce* (1869); 1880 wurden diese Abhandlungen zu zwei Bänden mit dem Titel *Philosophie de l'Art* vereinigt.

Taine hatte die Gewohnheit, während seiner Reisen alle freien Minuten zum Niederschreiben seiner Eindrücke zu benutzen. Ihm stand daher meist ein ausserordentlich reiches Material zur Verfügung, wenn er an die litterarische Verwertung ging. Auch über Paris und die französische Gesellschaft hatte er seit zehn Jahren Notizen gesammelt und daraus formte er „*Vie et opinion de Thomas Graindorge*“, die von 1863 bis 1865 in der Zeitschrift seines Freundes Planat, der „*Vie Parisienne*“, und 1868 als Buch veröffentlicht wurden.

1865 erschien die zweite Sammlung der Aufsätze (*Nouveaux Essais de critique et d'histoire*), 1867 der Ergänzungsband der englischen Litteraturgeschichte, der einige hervorragende Zeitgenossen behandelte.

Nach Abschluss dieses Werkes regten sich viele Projekte in seinem Kopfe. Er entwarf den Plan eines Buches über die Gesetze der Geschichte, dann eines andern über die Religion und die Gesellschaft in Frankreich im 19. Jahrhundert. Schliesslich entschied er sich dafür, dem Publikum das Werk zu geben, an dem er seit 1851 unaufhörlich grübelte und arbeitete, seine Theorie des Verstandes. Ihm widmete er sich ganz in den Jahren 1868 und 1869 und im Januar 1870 erschien in zwei Bänden das Buch: *De l'Intelligence*. Es war die natürliche und langsam gereifte Frucht der geistigen Entwicklung Taines, daher war seine Abfassung für ihn eine Freude, keine Anstrengung. Alle Teile desselben waren seinem Geiste so gegenwärtig, dass er die Reinschrift ohne Konzept vor den Augen und fast ohne etwas zu durchstreichen anfertigte.

In diesen Jahren war eine grosse Veränderung im Leben Taines eingetreten: er hatte am 8. Juni 1868 Fräulein Denuelle, die Tochter eines sehr verdienstvollen und reichen Architekten, geheiratet. Über diese Ehe müssen wir Monods eigene Worte anführen: „Ich würde dem manches Mal ausgesprochenen Wunsche Taines zuwiderhandeln, wenn ich hier etwas anderes gäbe als die Geschichte seiner Bücher und seines Geistes; aber würde diese Geschichte vollständig sein, wenn ich nicht sagte, dass in der ihm geschaffenen neuen und weiteren Existenz, in dem Zuwachs an Liebe, der doch diejenige nicht verkürzte, von welcher er bis dahin gelebt hatte, in der Gegenwart einer Frau, die fähig und würdig war, an allen seinen Interessen Anteil zu nehmen, in der Gegenwart von Kindern, die ihm nur Freude und Stolz gebracht haben, er ein volles Glück und die nötigen Kräfte gefunden hat, um den letzten und ermüdendsten Teil seines Werkes zu vollenden? Er konnte sein Leben nach den Erfordernissen seiner Arbeit und seiner Gesundheit einrichten, völlig auf gesellschaftliche Verpflichtungen verzichten, ohne dass er unter der Einsamkeit zu leiden hatte, sich zum Mittel-

punkt eines erlesenen Kreises von Schriftstellern, Gelehrten und Künstlern machen, lange Monate auf dem Lande an den Ufern des lac d'Annecy auf seiner reizenden Besitzung Boringe zubringen, die er 1874 erwarb: hier fand er eine zweite Jugend an Frische und die unentbehrliche Ruhe, um die im Winter in Paris angesammelten Materialien zu verwerten, hier genossen mit Entzücken seine Familie und seine Freunde in langen und zwanglosen Plaudereien die Schätze seines Herzens und seines Geistes, die er mit immer freundlicher Anmut verschwenderisch austeilte.“

Dies häusliche Glück sollte ihm besonders nötig sein in den unruhigen Tagen, die für Frankreich im Anzuge waren und ihm eine unerwartete und kaum zu bewältigende Aufgabe aufladen sollten. Nach Vollendung seiner theoretischen Psychologie in dem Buche *l'Intelligence* dachte er seine Studien auf dem Gebiete der sozialen Psychologie fortzusetzen, die in seinen Augen die Grundlage selber der Philosophie und Geschichte war. Er hatte von einem langen Aufenthalt in England im Jahre 1858 eine Fülle von Notizen mitgebracht, die er auf einer zweiten Reise im Jahre 1871 ergänzen und 1872 veröffentlichen sollte.¹²⁾ Ähnliche Aufzeichnungen standen ihm von seinen Reisen durch Frankreich und Italien her zu Gebote, und er hoffte sie eines Tages nutzbar zu machen. Nur Deutschland kannte er nicht aus eigener Anschauung, das ihm wegen der durch Preussen jüngst bewirkten Umwandlung eine Studie zu verdienen schien. Am 28. Juni 1870 reiste er dorthin ab. Er hatte schon Frankfurt, Weimar, Leipzig und Dresden besucht, als seine Reise durch einen Trauerfall in der Familie und durch die Kriegserklärung unterbrochen wurde.

Erschütternd sind Monods Offenbarungen über das, was Taine zur Aufgabe jenes litterarischen Planes und zur Ausführung eines andern veranlasste, der an Grösse und folgenschwerer Bedeutung alle früheren weit hinter sich liess. „In Tours, wo er den Winter 1870—71 zubrachte, hatte er in den Tagen der revolutionären Krise und des allgemeinen Durcheinanders die Mängel der Regierungsmaschine und das Versagen des öffentlichen Geistes in der Nähe gesehen. Als er sich während der Kommune nach England begab, wohin man ihn berufen hatte, um in Oxford Vorlesungen abzuhalten, war er überrascht von der Macht dieses Landes mit den starken historischen Überlieferungen gegenüber der Auflösung desjenigen Landes, das im Jahre 1789 tabula rasa mit der Vergangenheit gemacht hatte, um das politische und soziale Gebäude nach geistigen Gesichtspunkten neu zu errichten. Bis auf den Grund der Seele war er durch den Krieg, die grausamen Friedensbedingungen, die

¹²⁾ *Notes sur l'Angleterre.*

Greuel der Kommune erschüttert. Er fühlte in diesem Schiffbruch der nationalen Grösse die Notwendigkeit für jeden Franzosen, am Heile Frankreichs zu arbeiten. Er veröffentlichte am 9. Oktober 1870 einen bewundernswerten Artikel über „die öffentliche Meinung in Deutschland und die Friedensbedingungen“ und im Jahre 1871 eine Broschüre voller Weisheit über „das allgemeine Stimmrecht und die Art der Abstimmung“, in der er die Vorteile des zweistufigen Wahlrechts auseinandersetzte. Er nahm einen lebhaften Anteil und ein leidenschaftliches Interesse an der Errichtung der *École des sciences politiques*, die sein Freund E. Boutmy gegründet hatte und in der er ein mächtiges Werkzeug der sozialen Erhebung erblickte.“

Die vorher nur unbestimmten Projekte, über die Revolution, über die Gesetze der Geschichte oder über die Gesellschaft und Religion in Frankreich zu schreiben, nahmen nun eine neue Gestalt an: das Studium der zwischen 1789 und 1804 erfolgten Umwälzungen sollte dazu dienen, den Zustand politischer Unbeständigkeit und sozialen Unbehagens zu erklären, unter dem Frankreich leidet und der es in fortschreitendem Masse schwächt.

Monod weist darauf hin, dass, während die Methode und die Prinzipien, die Taine auf eine grosse Periode der Geschichte anwendet, dieselben sind, die er früher auf die Litteratur und Kunst angewandt hatte, er zu dem neuen Versuche doch nicht mehr ganz denselben Geist mitbringt. Früher habe er gesagt, dass er beim Schreiben sich in zwei Teile teile und dass der Mensch, der schreibe, sich nicht darum kümmere, ob man aus der Wahrheit nützliche Wirkungen ableiten könne, nicht wisse, ob er selber Junggeselle oder verheiratet sei, ob es Franzosen gäbe oder nicht. Nun fühle Taine sich als Vater und als Franzose, der im Interesse seiner Mitbürger und seiner Familie sich um die Geschicke seines Vaterlandes sorgt und daran denkt, ihm nützlich zu sein, indem er die Ursachen der Übel aufdeckt, von denen es heimgesucht ist. Taine vergleicht sich in Briefen an Havet öfters mit einem Arzt an einem Krankenbett, der durch sorgfältiges Studium die Natur der Krankheit zu erkennen und sie später zu heilen hofft. Die französische Revolution ist nach ihm die erste Anwendung der moralischen Wissenschaften auf die menschlichen Angelegenheiten. Sie scheiterte wegen des damaligen unvollkommenen Zustandes dieser Wissenschaften, die aprioristisch waren und einseitige, überstürzte und falsche Lösungen gaben. Heute, wo sie blühen, ihre Methode gewechselt haben und a posteriori verfahren, werden ihre Lösungen ganz verschieden und weit praktischer sein. „Unmerklich wird unter ihrem Einfluss die öffentliche Meinung sich ändern; sie wird sich ändern in Bezug auf die französische Revolution, das Kaiser-

reich, das allgemeine direkte Wahlrecht, die Rolle der Aristokratie und der Körperschaften in den menschlichen Gesellschaften. Wahrscheinlich, fährt er fort, wird im Verlaufe eines Jahrhunderts eine solche Meinung auch einigen Einfluss auf die Kammern, die Regierung haben. Das ist meine Hoffnung!“ Taine möchte in unserm heutigen Leben der Wissenschaft dieselbe Rolle eingeräumt sehen, wie sie das vorige Jahrhundert der Vernunft anwies, und setzt in ihre Wirksamkeit dasselbe Vertrauen, wie das 18. Jahrhundert in die der Vernunft. „*La reine légitime du monde et de l'avenir n'est pas ce qu'en 1789 on nommait la raison: c'est ce qu'en 1878 on nomme la science.*“

Taine ist fast zu zurückhaltend, wenn er immer wieder erklärt, er habe keine festen Ansichten über die Gegenwart, sondern er suche sich eine zu bilden, werde aber schwerlich jemals eine haben. „Ich verstehe darunter eine wissenschaftliche Ansicht; was meine Eindrücke angeht, so schlage ich die wenig an; sie sind wertlos wie die jedes Privatmannes und jedes Publikums; mein Ziel ist, Mitarbeiter zu sein in einem System von Forschungen, das in fünfzig Jahren denen, die den guten Willen dazu haben, etwas anderes erlauben wird, als sentimentale oder egoistische Eindrücke über die öffentlichen Angelegenheiten ihrer Zeit.“ Alles kommt nach ihm auf die Vorstellung an, die man sich von den Prinzipien von 89 macht. So schön die Formeln Freiheit, Gleichheit sind, so sind sie in sich selber doch so unbestimmt, dass man sie erst annehmen kann, wenn man im voraus den Sinn kennt, den man damit verbindet. „Nun aber bedeuteten diese Formeln auf die soziale Organisation angewandt im Jahre 1789 eine kurzsichtige, plumpe und verderbliche Auffassung des Staates. Diesen Punkt habe ich nachdrücklich betont, um so mehr, als die Auffassung noch fort dauert und das innere Gefüge Frankreichs, so wie es durch das Konsulat und das Kaiserreich von 1800 bis 1810 geschaffen wurde, sich nicht geändert hat. Wir werden darunter wahrscheinlich noch hundert Jahre und vielleicht länger leiden.“

Monod hat zweifellos recht, wenn er auf die starke persönliche Beteiligung des Autors in der Darstellung seines letzten und grössten Werkes hinweist. Allerdings war er auch früher nie so völlig, wie er es beanspruchte, der unbeteiligte Naturforscher gewesen, der mit der gleichen Liebhaberei Ungeheuer wie normale Wesen, die Verwüstungen der Orkane wie die regelmässige Wiederkehr von Ebbe und Flut beschrieb. Wer vermöchte in der Schilderung der Reformation und des Puritanismus in der englischen Litteraturgeschichte die tiefe Sympathie des Historikers mit der von ihm behandelten Geistesbewegung verkennen? Immer aber waren seine Gefühle mehr in der Tiefe geblieben, jetzt aber brechen seine Em-

pörung und sein Hass ungestüm durch, wenn er Bosheit und Dummheit in der Revolution am Werk sieht, ihre verderbliche Arbeit zum Schaden Frankreichs auszuführen. Die Dinge sind eben für Taine noch nicht ganz historisch geworden. Für den Patrioten sind ein immerwährender Stachel seine Erfahrungen aus dem Jahr 1870/71, auf die er so oft bei der Beschäftigung mit der Revolutionszeit sich hingeführt sieht.

Man kann nicht eigentlich sagen, dass Taine mit vorgefasster Meinung an sein Thema herangegangen sei — denn eine solche ist es doch wohl nicht, wenn er durch das Studium der Vergangenheit die Gegenwart besser kennen lernen und eine Richtschnur für ihr Verhalten gewinnen will. Ja, das gesteckte Ziel konnte nur erreicht werden, wenn er überall durch die eingehendste und unbefangenste Forschung die Wahrheit zu erkennen suchte. An Eifer und Gewissenhaftigkeit hat er es wenigstens nicht fehlen lassen, und weder die Schwäche seiner Gesundheit noch die falsche Beurteilung der Kritik und des Publikums konnten ihn beirren. Vom Herbst 1871 an nahmen die *Origines de la France contemporaine* alle seine Zeit und seine Gedanken in Anspruch.

Er hat selber die ungeheure vorbereitende Arbeit des Lesens und Ausziehens der handschriftlichen und gedruckten Texte geleistet: die zahllosen Notizen, die ihm als Materialien dienten, rührten alle von seiner Hand her. Er hielt es ausserdem für nötig, sich in der Gesetzgebung, im Verwaltungsrecht und im Finanzfach die Sachkenntnis eines Fachmannes anzueignen. Im Jahre 1884 verzichtete er auf seine Lehrthätigkeit an der École des beaux-arts, um sich ganz seiner Aufgabe widmen zu können. Er erlag, ehe er sie vollendet hatte. Er erkrankte im Herbst 1892 und starb am 5. März 1893. Nicht ausgeführt wurde das Gemälde der französischen Familie und Gesellschaft, für das er den Stoff schon 1866 gesammelt hatte, und die Darlegung der Entfaltung der Wissenschaften und des wissenschaftlichen Geistes im 19. Jahrhundert. „Dies letztere Buch, bemerkt Monod, würde gewissermassen sein philosophisches Glaubensbekenntnis und der natürliche Schluss des Werkes geworden sein, denn er würde darin die Wege angegeben haben, auf denen Frankreich die Heilung seiner Leiden finden und seine Irrtümer wieder gut machen soll.“ Nach Beendigung der *Origines* wollte er auf einen alten Plan zurückkommen und einen *Traité de la Volonté* schreiben, der, wenn wir nicht irren, in der ersten Ausgabe der *Intelligence* angekündigt war, während die späteren sich mit der Bemerkung begnügen, die Studie über den Verstand verlange eigentlich zu ihrer Ergänzung eine solche über den Willen. „Diese Arbeit aus der reinen Psychologie würde die Krönung der letzten Phase seiner geistigen Thätigkeit gewesen

Es ist rührend und ergreifend, die Freunde sich über den Dahingegangenen aussprechen zu hören. Alle stimmen sie in der Verehrung seines grossen Charakters überein. „*Si haute que fût l'intelligence de notre ami, sagt Vogüé, pour connaître combien il était grand, c'est à l'âme qu'il le fallait mesurer. Ame charmante d'enfant, naïve, candide, sincère; je répèterais ce dernier mot vingt fois que je ne l'aurais pas assez dit, car il peint tout l'homme. Fleur unique, produit d'une droiture naturelle, d'une culture savante et d'une vie sans tache, on la voyait trop peu, cachée derrière le chêne noueux qui se montrait seul à la foule. Dans les yeux de ce vieillard qui avait tout lu, tout su par les livres, on surprenait parfois le regard divin de l'enfant, l'étonnement incrédule qu'ils ont, ces petits, devant la vie réelle, le mal, l'ironie. Je n'ai vu chez aucun homme, au même degré, la noblesse des sentiments, les égards délicats pour toute créature humaine, la crainte d'en contrister une, de blesser une foi respectable. Il répétait souvent: „Je n'aurais dû écrire sur la philosophie qu'en latin, pour les initiés; on risque trop de faire du mal aux autres.“*

„*Je l'ai vu maintes fois, avec son trésor d'expérience et du haut de sa gloire, écouter, attentif comme un écolier, le plus modeste interlocuteur; incapable du plus léger mensonge, il tenait pour importante et vraie toute parole tombée d'une bouche humaine. Cette sublime crédulité l'a peut-être égaré dans l'appréciation des documents historiques; elle était touchante, par le respect de l'âme d'autrui qu'elle attestait, chez celui que les imbéciles appelaient „un matérialiste.“ En un temps où les illustres s'exhibent tout nus et se font crier aux enchères sur la place publique, il gardait une pudeur de vierge pour sa vie privée, il défendait son foyer contre les plus innocentes curiosités. Il n'a jamais consenti à se faire photographier; il n'a jamais laissé sortir de chez lui son portrait, chef d'oeuvre du peintre Bonnat, où chaque pli du visage recèle une pensée.“*

Dieses Charakterbild wird auch durch Monod bestätigt. Die Wahrheit und Ehrlichkeit (sincérité) Taines in allen Dingen, im Denken, Fühlen, Sprechen und Handeln betont er an erster Stelle, an zweiter die kindliche Einfalt und Harmlosigkeit (*Il avait la simplicité et la candeur d'un enfant*). Vor allem sei seine Bescheidenheit aufgefallen, die sich sogar in seiner Erscheinung gezeigt habe.¹³⁾ „Durch nichts zog diese die Blicke auf sich. Er war eher

¹³⁾ Und nicht zuletzt in seiner Kleidung. Taine soll eine grosse Abneigung gegen neue Kleider gehabt haben. Wenn ihm klar gemacht wurde, dass ein Anzug zu abgetragen sei und durch einen andern ersetzt werden müsste, soll er zuerst immer, wird erzählt, seine abgelegten Kleider durchgesehen haben, ob er hier vielleicht etwas Passendes finden und so den unangenehmen Moment noch etwas hinausschieben könnte.

unter mittlerer Grösse; seine unregelmässigen Züge, seine leicht einwärts gerichteten und durch Brillen verschleierte Augen, sein besonders in seiner Jugend etwas schwächlicher Körper offenbarten einem unaufmerksamen Beobachter nichts von ihm. Wenn man ihn jedoch in der Nähe sah, während man mit ihm plauderte, war man überrascht von dem mächtigen und kernigen Charakter des Schädelbaues und des Gesichts, von dem bald überlegten und gewissermassen nach innen gekehrten, bald fragenden und durchdringenden Ausdruck seines Blicks, von der Mischung von Sanftheit und Stärke in seinem ganzen Wesen.“ Ausführlicher verweilt er bei dem Zuge, dass dieser zurückgezogene und scheinbar menschenscheue Gelehrte doch ausserordentlich entgegenkommend war und allen, die mit ihm sprachen, die Illusion zu geben wusste, dass er etwas von ihnen zu empfangen habe. Das hing mit dem Wesen seiner Natur und seiner Gefühle, namentlich aber mit dem Ernst seines Charakters zusammen. Er ging immer auf die Wahrheit aus und war überzeugt, dass er bei jedem Ding, bei jedem Menschen etwas zu lernen finden werde, und seine Auffassung der Wahrheit liess ihn einen unendlichen Wert dem Erwerb der kleinsten Aufschlüsse beimessen, vorausgesetzt, dass sie sicher und genau waren. Vor allem schätzte er die Unterhaltung der Männer, die Meister in einer Kunst, einer Wissenschaft, selbst in einem Handwerk waren. Er zog das Gespräch über den Handel mit einem Kaufmann oder über das Spiel mit einem Kind der Frivolität der gesellschaftlichen Gespräche oder der Rhetorik der Halbgelehrten vor. Die deklamatorische oder witzelnde Frivolität war ihm verhasst. Selbst die Ironie war ihm fremd, obwohl es ihm weder an Munterkeit noch an satirischer Verve fehlte.

Monod hebt den Widerspruch zwischen der Philosophie des Mannes, der das Menschengeschlecht sehr hart beurteilt und einen grossen Teil davon in die Zahl der schädlichen Tiere einreicht, und seiner Handlungsweise hervor, die voller Nachsicht, Mitleid und Menschenliebe war. Auf seine Scheu, zu verletzen oder zu schmerzen, führt er den vielfach falsch verstandenen Schritt zurück, durch den dieser Freidenker, der Katholik von Geburt und so fest in seinem Unglauben war, den Wunsch ausdrückte, nach dem protestantischen Ritus beerdigt zu werden. „Seine Abneigung gegen lärmende Kundgebungen und müssige Erörterungen liess ihn ein bürgerliches Begräbnis fürchten, das als ein Akt der Feindseligkeit gegen die Religion hätte aussehen und ihm Huldigungen zuziehen können, die mehr durch den Wunsch, die Gläubigen zu betrüben, als die Absicht ihn zu ehren eingegeben waren. Er freute sich im Gegenteil, seine Sympathie für die grosse sittliche und moralische Macht des Christentums zu beweisen. Eine katholische Beerdigung hätte dagegen eine Zugehörigkeitserklärung und eine Art Verleugnung

seiner Lehren vorausgesetzt. Er wusste, dass die protestantische Kirche gestatten konnte, für ihn zu beten, während sie seine Unabhängigkeit wahrte und ohne dass sie ihm eine Reue oder Hoffnungen beilegte, die seinen Gedanken fern waren. Er wollte so einfach, wie er es in allen Dingen gehalten, beerdigt werden, ohne akademische Reden, ohne militärischen Pomp und auch ohne alles, was zu leidenschaftlichen Streitereien Anlass geben konnte.“

Es bedurfte kaum der Bemerkung, dass diese Bescheidenheit und Güte und diese Achtung vor den Gefühlen anderer mit keiner Charakterschwäche, keiner Nachgiebigkeit gegen gesellschaftliche Convenienzen und mit keiner Furchtsamkeit des Gedankens verbunden waren. Zu bekannt ist die Unerschrockenheit des Mannes, der sein Leben lang immer seine Überzeugungen rückhaltslos aussprach, auch wo er sich dadurch Feinde machen musste, und der in seinem letzten Werk eine politische Partei Frankreichs um die andere in die heftigste Entrüstung versetzen sollte. Mit Recht aber weist Monod darauf hin, dass Taine diese mutige Ehrlichkeit nicht nur andern und der Welt, sondern auch sich selber gegenüber bewies. Er hatte früh eine sehr bestimmte Idee von dem der Wissenschaft vorbehaltenen Gebiet und versagte sich, von ihr mehr zu hoffen, als sie gewähren konnte, oder ihr ein fremdes Element beizumengen. Er legte ihr keine mystische Kraft bei und verlangte von ihr keine Lebensregeln. Aber auf dem ihr eigenen Gebiete war er ihr ohne Furcht, ohne Zaudern und ohne Bedauern gefolgt, ohne sie jemals zu fragen, wohin sie ihn führte. Er würde es sich wie eine Schwäche vorgeworfen haben, wenn er sich beunruhigt hätte, ob die wissenschaftliche Wahrheit traurig oder heiter, moralisch oder unmoralisch sei.

Ein solcher Charakter, ein solches Leben und ein solches Schaffen (*œuvre*) waren die eines Weisen, wenn auch nicht, wie man wollte, die eines Heiligen. Dafür war die Tugend, die er ausübte, zu menschlich und einfach, zu frei von Überspanntheit, Ascetik und Übermass. Seine Auffassung der Weisheit vereinigte Epikur mit Zeno. Sein Lebensideal war nicht der christliche Ascetismus des Verfassers der *Nachahmung Christi* oder der Einsiedler von Port-Royal, es war auch nicht der starre und übertriebene Stoicismus Epiktets, sondern der gefühlvolle und verständige Stoicismus Marc-Aurels. Und er hat diesem Ideal gemäss gelebt.

Diese Wendung von dem Heiligen, gegen die Monod sich kehrt, begegnet bei Vogüé. Es herrscht in dessen Nekrolog eine ganz eigene Bewegtheit. Vogüé berichtet über den unauslöschlichen Eindruck der ersten Begegnung, als er bei Taine in dessen bescheidene Wohnung Zutritt erhielt, die er damals oben in

einem alten Haus im Boulevard Saint-Germain inne hatte. An jenem Tage habe er in seinem vollen Umfang die Bedeutung des Wortes „eine Majestät“ begriffen. „Vor diesem schüchternen Mann mit dem schwächtigen Aussehen erfuhr ich zum ersten Mal jene Macht der Ehrfurcht, die den Besucher zwingt, während er grüsst, das Haupt tiefer zu neigen als er wollte, jene unerklärbare und köstliche Verwirrung, die uns vor einem andern Menschen verkleinert und zugleich durch die blosse Thatsache, dass er zu uns spricht, grösser macht.“ Und das sei keine flüchtige Empfindung gewesen, sondern seine Verehrung habe sich mit jeder Unterhaltung gesteigert. Das würden die schwer begreifen, die Taine nur aus seinen Schriften kennen. Immer deutlicher wurde nach Vogüé *„le conflit tragique entre les aspirations de cette âme et les habitudes de cette intelligence; celle-ci emprisonnée dans une armature scientifique où elle avait pris un pli rigide, et toujours sur ses gardes pour contrôler au nom de la raison les illogismes exquis du coeur. Toute sa belle vie morale était en contradiction avec les conséquences apparentes de ses premières doctrines.“* Taine sei das lebende Gewissen des Kreises gewesen, in dem er gestanden. *„Quand nous étions tentés de nous relâcher dans l'effort d'art, de glisser dans les compromissions avec la popularité, une crainte nous retenait: „Qu'en pensera Taine?“ Et l'on rougissait d'avance du jugement qu'il porterait sur l'oeuvre hâtive ou sur l'acte douteux.“* Und nun kommt jene Stelle, die so viel Aufsehen erregte. Er wolle, sagt Vogüé, alles in ein Wort zusammenfassen, wenn dies Wort auch einigen Personen Ärgernis geben werde; aber es hiesse sehr bald das Beispiel des teuren Lehrers vergessen, wenn man Bedenken trage, eine Überzeugung auszusprechen, sobald man sie fest und sicher fühle: *„Je viens de m'agenouiller devant le lit mortuaire d'un saint. Si les mots, sous leurs emplois transitoires, gardent un sens intime et durable, si le plus beau titre qu'aient inventé les hommes se justifie surtout par l'abnégation des choses terrestres, par le don de toute une vie aux vérités éternelles et par la pratique du bien, nul n'a mérité ce titre mieux que ce bénédictin égaré dans notre âge, où il semblait un moine en peine de son couvent.“*

III.

Eine Gesamtdarstellung von Taines litterarischer Wirksamkeit ist uns aus früherer Zeit nicht bekannt. Der ganzen Persönlichkeit des Autors suchte vielleicht am besten ein Aufsatz von Paul Bourget in den *Essais de Psychologie contemporaine* gerecht zu werden, der namentlich auch auf seine pessimistische Grundanschauung und die stete Unterordnung des Künstlers in Taine unter den analytischen Philosophen einging. Die Grundzüge seiner

Philosophie hatte nach dem Erscheinen der ersten Schriften ein Vertreter der angegriffenen Schule, Caro, in dem Aufsatz „*L'Idée de Dieu dans une jeune école*“ bekämpft, der sich gegen Taine und Renan richtete; dieser Aufsatz hat auch den späteren Gegnern Argumente und Schlagworte geliefert. Am besten glaubte sich Taine damals verstanden von Cournault, der seine Theorien in der *Correspondance littéraire* dargelegt hatte. Im übrigen sind meist nur die einzelnen Werke, so wie sie erschienen, besprochen worden und zwar von den betreffenden Fachleuten, in deren Gebiet sie fielen, so dass es an Urteilen über Taine von Litterarhistorikern, Ästhetikern, Philosophen und Historikern nicht mangelt. Lesenswert sind vor andern noch immer die Artikel Ste.-Beuves, die jetzt in den *Nouveaux Lundis* vorliegen. Die Stellung Taines in der Geschichte der Litteraturforschung war in den letzten Jahren vor seinem Tode Gegenstand häufiger Erörterung. Ein später durch seine philosophischen und anthropologischen Arbeiten rühmlich bekannt gewordener junger Forscher Ernst Grosse, der sich hauptsächlich an Comte, Spencer und Mill gebildet hatte, sieht in Taine die bedeutendste Erscheinung, die neuerdings auf dem Gebiete der Litteratur und Kunstgeschichte hervorgetreten ist.¹⁴⁾ Darin stimmen mit ihm überein Emile Hennequin (*La critique scientifique* 2^e éd. Paris 1890) und der Referent, die beide Taines Forschungsweise selbständig weiterzubilden versuchen.¹⁵⁾ Nicht sehr tief scheint uns in Taine ein anderer Litterarhistoriker eingedrungen zu sein, Brunetière, der in seiner *Évolution de la critique* (1890) Taine das letzte Kapitel widmet. Aus den Discussionen über die letztgenannten Arbeiten ging deutlich hervor, wie wenig noch die Meinungen über Taines Verdienste, ja auch nur über das Wesen seiner Methode sich geklärt haben. Es war also für Späterkommende noch reichlich viel zu thun übrig gelassen. Dem früher hervorgehobenen Gesichtspunkte gemäss scheint es uns am rätlichsten, über die seitdem vorgebrachten Auffassungen möglichst unparteiisch zu referieren und die eigentliche Kritik daneben zurücktreten zu lassen.

¹⁴⁾ *Die Litteraturwissenschaft, ihr Ziel und ihr Weg*. Inauguraldissertation. Halle a. d. S. 1887.

¹⁵⁾ Ich führe hier die verschiedenen Arbeiten an, wo ich kürzer oder länger von den Prinzipien der Litteraturforschung und dabei auch immer von Taine gehandelt habe:

Shakespeare vom Standpunkt der vgl. Litteraturgeschichte. (Einleitung) 1890 — 2. Aug. 1897. — *Über Litteraturgeschichte* 1891. — *Über Litteraturwissenschaft* (in Vollmöllers *Roman. Jahresberichten* Bd. I, 157—172). Hier gebe ich eine eingehende Entwicklung und Kritik der Theorien über Litteraturforschung, wie sie von Taine, Hennequin und Grosse aufgestellt wurden. — *H. A. Taine* †. (*Engl. Studien* Bd. ~~VIII~~ S. 322—330. 1893).

Margerie (s. oben Anm. 3) ist vermöge seines Standpunktes als gläubiger Katholik schwerlich besonders befähigt, einen so positivistischen und kritischen Geist wie Taine völlig zu verstehen. Andererseits kann er für sich anführen, dass er Taine vom Beginn seiner Schriftstellerlaufbahn an mit sehr viel Aufmerksamkeit verfolgt und als öffentlicher Lehrer in Nancy und Lille mehr als einmal Anlass gehabt habe, seine Lehren zu discutieren und gegen sie eine Anzahl Sätze zu vertreten, die er für wesentlich für die Wissenschaft und das Leben halte. In seinem Buche seien daher mehr als dreissig Jahre unaufhörlich nachgeprüfter Überlegungen und Studien zusammengefasst. In der That legt auch seine Arbeit von langjähriger und gründlicher Vertrautheit mit Taines Schriften Zeugnis ab. Ohne sie wäre er auch kaum in der Lage gewesen, die erste Auflage seiner Schrift — uns liegt die zweite vor — schon dreiviertel Jahre nach dem Tode des behandelten Schriftstellers in die Welt zu senden.

Margerie behandelt Taine vielfach weniger als kritischer Darsteller denn als Apologet der durch ihn bedrohten oder angegriffenen kirchlichen Lehre und Philosophie. So finden wir eine längere Erörterung S. 173, die damit schliesst: „*Donc ce n'est pas par conjecture, mais par raisons démonstratives que nous croyons à l'origine du monde par voie de création.*“ Und später werden ein halbes Dutzend Seiten zu dem Beweise verwandt, dass die Auferstehung und die Wunder der Apostelgeschichte historisch aufs beste beglaubigt seien. Den einzelnen Ansichten Taines, die er bespricht, lässt unser Autor daher fast immer eine ausführliche Widerlegung nachfolgen. Auch begnügt er sich meist nicht, das Verfehlte an einer Lehre auseinanderzusetzen, sondern er will meist noch zeigen, dass diese Lehre gegen den Willen ihres Urhebers verderblich und für jede Moral verhängnisvoll sei. So kommt es, dass Taines Arbeiten aus dem Gebiet der theoretischen Philosophie am eingehendsten betrachtet werden, während seine Stärke doch sicher anderswo liegt. Ihr widmet unser Autor beinahe eine Hälfte seines Buches, während er die Anwendungen dieser Philosophie auf Kunst, Litteratur und Geschichte verhältnismässig kurz behandelt. Der Hauptmangel scheint uns jedoch, dass er niemals den Versuch macht, zu einer Gesamtaufassung zu gelangen; er bespricht und beurteilt vielmehr die einzelnen Werke nacheinander und giebt über diese einige Bemerkungen zum besten. Wenn diese auch öfters geistvoll, fein und scharf sind, so tritt doch die Einheit von Taines Lebenswerk nicht deutlich hervor. Am wärmsten werden übrigens dessen grosse schriftstellerische Vorzüge gewürdigt, und am lebhaftesten wird bedauert, dass Taine, der die hohe sittliche Macht des Christentums immer mehr schätzen

lernte, durch den Tod verhindert wurde, die angebahnte Entwicklung zum Abschluss zu bringen.

Die Schrift unseres Autors zerfällt in drei Teile: *Philosophie* S. 1—210, *Littérature et Art* S. 241—324, *Histoire* S. 325—483. Ausführlich werden zunächst in dem ersten Kapitel die *Débuts philosophiques* besprochen und zwar besonders die Kritik, die Taine an Maine de Biran und Jouffroy übt, und schliesslich seine eigene philosophische Methode. Diese findet bei unserm Kritiker wenig Gnade; ihr geht nach ihm Folgerichtigkeit und Selbständigkeit ab. Die Analyse des Hauptwerks: *L'Intelligence* umfasst fünf umfangreiche Kapitel. Den starken Eindruck, den es macht, führt er hauptsächlich auf die meisterhafte Form zurück. Über den Inhalt äussert er sich sehr absprechend. „*La plupart de ses conclusions sont contraires, — nous espérons le faire voir — au véritable esprit scientifique aussi bien qu'à ces vérités de bon sens qui sont la propriété commune de la pensée humaine et la condition nécessaire de la vie intellectuelle comme de la vie morale. On le sent, et cependant l'on n'aperçoit pas tout de suite l'erreur de méthode, l'ambiguïté de mots, la confusion d'idées, l'argumentation sophistique à la faveur desquelles elles sont introduites.*“ (S. 56f.) Es ziemt wohl dem, der nicht Fachmann ist, hier mit seinem eigenen Urteil zurückzuhalten. Wir dürfen dies um so mehr als das eines Berufenen vorliegt, das kaum Widerspruch finden dürfte. Otto Liebmann sagt von Taines Werk, es sei der erneute Versuch einer ausgeprägt nominalistischen und sensualistischen Naturlehre des Erkennens, die sich, in klarem Bewusstsein ihres intellektuellen Ursprungs, besonders auf Condillac beruft und die Ansichten dieses französischen Nachfolgers der Hobbes, Locke und Berkeley mit Hilfe der neuesten Forschungsergebnisse der Physiologie, Psychiatrie, Sprachwissenschaft und Geschichte in modernisiertem Stile auszubauen unternimmt. Indessen könne man, selbst bei Anerkennung einiger geschickter und präziser Theoretisierungsversuche, nicht behaupten, dass die wissenschaftliche Durchdringung des reichhaltigen Materials mit der Virtuosität in konkreter Schilderung auch nur annähernd auf gleicher Höhe stünde.¹⁶⁾ Im einzelnen ist zu bemerken, dass Margerie den Abschnitt, wo Taine den äusseren Objekten eine thatsächliche Realität, unabhängig von unsern Sinneseindrücken, zuerkennen will, für den am gründlichsten gearbeiteten des ganzen Werkes ansieht. Allerdings meint er, dass die Millsche Theorie, die Taine hier zu verbessern geglaubt hatte, die einzig konsequente war. Die bekannte Tainesche Formel, dass die Wahrnehmung eine „wahre Hallucination“

¹⁶⁾ Citirt bei Karl Theodor Heigel, *Hippolyte Taine*. Ein Vortrag. (Beilage zur *Allgemeinen Zeitung*. München 1893. Nr. 345—347.)
Ztschr. f. frz. Spr. u. Litt. XXI¹. 10

sei, wird sorgfältig beleuchtet. Margerie findet daran auszusetzen, dass der besondere Charakter der Hallucination dadurch verwischt werde, die ausschliesslich Elemente benutze, die der Wahrnehmung entstammten. Jene sei bloss *emprunteuse*, diese aber *fournisseuse*. Während Margerie sich im allgemeinen ganz ablehnend zu den Ansichten Taines verhält, billigt er die letzten drei Kapitel über die allgemeinen Ideen, die allgemeinen Urteile und den Erklärungsgrund (*raison explicative*), in denen aber Taine ihm zufolge seinen früheren Theorien untreu wird. Auch sage Taine hier weniger Neues, als dass er Altes durch seine immer persönliche Art der Darlegung und seine treffenden Formeln erneue. Die bis in das letzte Detail ausgeführten Beispiele, namentlich aus den mathematischen Wissenschaften, scheinen ihm hier zu zahlreich, und er findet nicht, dass dieser Luxus viel dazu beitrage, den Gedanken des Autors zu verdeutlichen oder zu verstärken. Am Schlusse der Kritik werden noch einige Punkte bezeichnet, die Taine seiner Aufgabe gemäss hätte behandeln sollen: namentlich das Prinzip der Kausalität, die Idee der Pflicht und des moralischen Gesetzes und schliesslich die Gottesidee. Mit Unrecht: denn den ersten und dritten Punkt glaubte Taine von seinem Standpunkt aus erledigt zu haben, der zweite aber gehörte nach ihm in das Buch *De la Volonté*, das er damals wenigstens noch immer schreiben zu können hoffte.

Über Taine als Denker urteilt unser Autor im allgemeinen, dass einzelne Theorien sich ihm vor allem durch ihre Einfachheit empfohlen hätten. Denn Taine gehöre mehr, als er sich selber eingestehe, zur Familie jener systematischen Geister, die in die Einfachheit so verliebt seien, dass sie sie als sicheres Merkmal der Wahrheit nähmen — unter der Bedingung, dass das einfache Element, auf welches es gelte alles zurückzuführen, nach ihrem Geschmacke sei (S. 71). Sobald er eine Idee stark erfasst habe, führe er alles darauf zurück und leite alles daraus her wie aus einem universellen Prinzip; folglich stelle er die Thatsachen in ihren Dienst und bestelle im voraus bei der Beobachtung die Ergebnisse, die er wünsche, statt sie achtungsvoll zur Ermittlung des in den Thatsachen enthaltenen Gesetzes zu Rate zu ziehen. Auch der Freund Taines wird zugestehen müssen, dass wenigstens da, wo dieser systematisiert, der Vorwurf berechtigt ist. Den philosophischen Standpunkt Taines hat nach Margerie eine befreundete Feder, die Emile Faguets, am besten gekennzeichnet: „*Taine était un positiviste pur, un positiviste sans mysticisme ce qui est excessivement rare en France. Notre race est foncièrement idéaliste. Quand elle devient positiviste elle croit à la science comme à une déesse¹⁷⁾, à l'humanité comme à une personne sacrée et divine, fille et puis mère du progrès. Taine*

¹⁷⁾ Davon war Taine doch kaum ganz frei.

était positiviste tout simplement. Il ne croyait qu'aux faits et à quelques petites lois très humbles auxquelles une patiente, méthodique minutieuse, héréditaire et séculaire observation des faits peut conduire. Les hommes sont une fourmilière, et les grands événements du monde qui nous entoure sont des éléphants.¹⁸⁾ Avec de bons télescopes — une connaissance vague des éléphants, et avec une observation intense — quelques indications sur les chemins ordinairement suivis par les éléphants et leur façon de marcher, voilà ce qui est permis aux plus intelligentes d'entre les fourmis. Ramasser des faits et en tirer quelques lois plus ou moins certaines et toutes relatives, proportionnée à la taille des citoyens des fourmilières, voilà le droit, et voilà aussi le devoir du philosophe. Taine ne voyait rien et se refusait à rien voir au-delà. Personne ne fut moins religieux.¹⁹⁾ (S. 74 f.)

Seine Ansichten über das menschliche Leben hat Taine in keinem grösseren Werke, sondern nur beiläufig in der einen oder andern Schrift ausgesprochen. Margerie behandelt sie in einem besonderen Kapitel, was darum Dank verdient, weil man immer Mühe hat, die überall verstreuten Äusserungen des Philosophen zu übersehen. Das was über die „Religion“ bei Taine gesagt wird, ist wenig befriedigend, tiefer der Abschnitt über dessen „Pessimismus“. Wer Taines Ausgangspunkt hat, muss nach unserm Autor notwendigerweise hier landen. Bekanntlich hegte jener Zeit seines Lebens die höchste Verehrung für Marc-Aurel und ihm hat er einen der beredtesten Aufsätze gewidmet; allein die Philosophie des grossen Kaisers war weniger düster als die des französischen Positivisten, und unser Autor hebt die Unterschiede beider gebührend hervor. Die eigenen Ansichten Taines sind am ausführlichsten in dem scheinbar leichtfertigsten seiner Werke ausgesprochen, in dem *Théodore Graindorge*. Er hatte sie aber schon, als er die *Reise in die Pyrenäen* niederschreibt; hier findet sich schon ein tiefer Seufzer über das Übermass von Leiden in der Welt und über die Unmöglichkeit, viel daran zu bessern. „Der Mensch entfernt in jedem Jahrhundert eine Brombeerranke und einen Stein aus dem schlimmen Wege, auf dem er vorschreitet; aber was bedeutet eine Ranke und ein Stein? Es bleiben und werden ihrer immer mehr bleiben als nötig sind, um ihn zu zerreißen und zu quälen. Überdies fallen wieder neue Kiesel und sprossen wieder neue Dornen. Sein Wohlbefinden vergrössert seine Empfindlichkeit; er leidet ebensoviel für kleinere Übel. Nur eines nimmt zu: die Erfahrung und mit ihr die Wissenschaft, die Betriebsamkeit, die Macht. Im übrigen verliert man ebensoviel als man gewinnt, und der sicherste Fortschritt

¹⁸⁾ Anspielung auf die Stelle im *Graindorge*, wo Taine sein philosophisches Glaubensbekenntnis ausspricht.

¹⁹⁾ *Revue bleue*, 11 mars 1893.

ist, dass man sich darin ergiebt.“ Ein paar humoristische und tieftraurige Seiten des *Graindorge* predigen diese schmerzliche Resignation. Das Leiden ist die Regel in der Welt und nichts ist thörichter und abgeschmackter, als wenn der Mensch etwas von der Welt und der Gesellschaft verlangt, sei es nun Glück, Ruhm oder Liebe. Der Besitz alles dessen wird nach unabänderlichen Gesetzen geregelt und der schwache, gebrechliche Mensch befindet sich inmitten dieser Gesetze wie eine Maus unter Elephanten. „Habe ein wachsames Auge, achte darauf, wo sie den Fuss hinsetzen werden, wage Dich nicht auf ihre gewohnten Pfade, nage mit Vorsicht ein Teilchen von den Vorräten ab, die sie anhäufen; aber sei besonders nie in dem Grade lächerlich, dass Du Dich erstaunst, wenn sie nicht zu Deinem Dienste sind und wenn ihre fürchterlichen Massen sich bewegen, ohne an Dich zu denken. Was Du vom Leben haben wirst, ist ein freies Geschenk. Wenn Du in Deinem Loche einige Körner im voraus angehäuft siehst, so danke Deinem Vater, der sie mit Gefahr seiner Glieder zusammengesucht hat. Wenn Du eine Minute Genuss erhaschest, so betrachte sie als einen glücklichen Zufall; das Bedürfnis, die Unruhe und der Kummer werden mit dem Schmerz und der Gefahr Deine Mäusesprünge begleiten oder Dir in Deinen Maulwurfshügel folgen. Du gefällst Dir darin und er erscheint Dir fest; das ist wahr bis zum ersten Wasserstrahl, der aus einem dieser grossen Rüssel geschleudert wird, bis zur Annäherung dieser schweren Füsse.“ Früher oder später wird die Wirkung doch die gleiche sein, und es ist ein Glück, wenn mit dem ersten Male Du erdrückt wirst, statt mit einem zerschmetterten Glied und eine Blutspur hinter Dir herziehend Dich heimzuschleppen. Gegen diese Arten von Übel haben die Erfahrung und das Raisonement aller Mäuse kein Mittel gefunden; mit allen Entdeckungen hat es das trippelnde Geschlecht so weit gebracht, dass es etwas weniger zermalmt wird als vor fünfzig Jahrhunderten, aber es wird noch und wird immer zermalmt werden. „Vermehre Dein Geschick, wenn Du willst, arme Maus; Du wirst Dein Glück nicht sehr vermehren; versuche vielmehr, wenn Du kannst, Deine Geduld und Deinen Mut abzu härten. Gewöhne Dich mit Anstand zu ertragen, was notwendig ist. Vermeide die grotesken Verdrehungen und Bewegungen; was hast Du es nötig, Deine Nachbarn lachen zu machen? Bewahre das Recht Dich zu achten, weil Du Dich der Notwendigkeit zu leiden nicht entziehen kannst. Auf die Dauer werden Dir die grossen Elefantenfüsse und die nachfolgenden Unzuträglichkeiten in der Ordnung scheinen. Die beste Frucht unserer Wissenschaft ist die kalte Resignation, welche, indem sie die Seele beschwichtigt und vorbereitet, das Leiden auf den Schmerz des Körpers beschränkt.“

An die stete Weiterentwicklung des Menschen zur Vollkommenheit und Glückseligkeit, die Herbert Spencer lehrt, glaubt Taine nicht. Der Mensch ist von Haus aus ein Raubtier und nie kann er diesen Charakter verleugnen. Er hat Schneidezähne wie der Fuchs und der Hund, und er hat sie von Anfang an in fremdes Fleisch geschlagen. Gegenwärtig ist er nicht umgewandelt, sondern nur gemildert. Es giebt nur einen geringen Vorrat guter Dinge, und von allen Seiten stürmt die entfesselte Begehrlichkeit vor, um sich ihrer zu bemächtigen. „Das Wildbret ist selten und die Jäger sind zahlreich. Steh früher auf als die andern und lege dich später nieder, habe mehr Witterung, bringe mehr Hunde, Netze, Freunde und Waffen zusammen; schliess deine Jagdtasche sorgsam bei der Rückkehr und lass dein Gewehr geladen; man soll wissen, dass du tapfer und im stande bist dich zu verteidigen; verteidige dich sogar beim ersten Angriff zu stark; verschaffe dir Achtung; um diesen Preis und um diesen Preis allein wirst du ein Abendessen haben. Das ist ein Rat für jedermann.“ Für einige wenige wird dieser Rat modifiziert durch die Forderung, immer sich selber zu achten. „Verlange nichts; ein Bettler ist ein halber Dieb. Nimm selten an: ein Verpflichteter ist ein halber Sklave. Bist du so weich an Körper und Gesinnung, dass du von fremder Arbeit leben musst? Achte dich sehr und sei deshalb kein einfacher Fresser. Wenn du deinen Flintenschuss gethan und deine Abendmahlzeit verdient hast, so lass die Söldner die Ebene absuchen; mögen sie sich bepacken und sich bei der Rückkehr vollschlingen. Warum solltest du mehr zusammenschleppen, als du essen kannst? Kommt es dir zu, ohne Vorteil für dich, Beschlag auf Wildbret zu legen, dessen du einen armen Teufel berauben wirst?“ Und für eine kleine Elite unter diesen wenigen weiss er noch einen andern Rat: „Schau um dich, da hast du eine weniger tierische Beschäftigung, die Betrachtung. Diese weite Ebene dampft und leuchtet unter der grossmütigen Sonne, die sie erwärmt. Diese Auszackungen der Wälder ruhen mit köstlichem Behagen auf dem lichten Azur, der sie umsäumt; diese geruchreichen Fichten steigen wie Weihrauchfässer auf dem Teppich der roten Nebel empor. Du hast eine Stunde verbracht, und während dieser Stunde bist du, seltsam genug, kein Tier gewesen; ich wünsche dir Glück dazu; du kannst dich fast rühmen, gelebt zu haben.“

Unleugbar ist dies um die Mitte der sechziger Jahre die Ansicht Taines gewesen. Das einzige, was den Menschen über das Tier erhebt, ist die Betrachtung, die der Natur, der Kunst oder die Betrachtung ewiger Wahrheiten, wie sie dem Denker und Forscher beschieden ist.²⁰⁾ Der überwiegend ästhetische Charakter

²⁰⁾ „On doit savoir se borner, disait-il, être content d'avoir pu contempler et penser le monde, croire que cela vaut la peine de vivre.“ Citirt in dem später anzuführenden Artikel von Arréat.

dieses Genusses liegt auf der Hand, und auch die Reisebeschreibungen Taines legen genugsam Zeugnis davon ab, dass er eigentliches Glück nur vor den schönsten Werken der Natur und Kunst empfindet. Es will uns scheinen, dass Taines Ideal später weit mehr ethisch und praktisch geworden sei, und dass sich dies namentlich in der Stellung zeige, die er als Mensch und als Schriftsteller bestimmten Erscheinungen gegenüber einnimmt. In den weiter unten besprochenen *Carnets de Voyages* steht er durchaus auf dem früheren Standpunkte. Unseres Erachtens nähert er sich hier weit mehr Mérimée und Stendhal als Marc-Aurel.

Seine pessimistische Auffassung von dem Menschen hat er dagegen nie verleugnet, und er findet wo möglich später noch stärkere Worte dafür. Der Mensch ist für ihn in der Hauptsache noch immer „*le gorilla féroce et lubrique*“ der primitiven Zeitalter, wie er mit der Variation eines Wortes von Voltaire sagt. Hier wurzeln seine Furcht vor den grossen Massen und manche seiner politischen Ansichten.

Auffallend ist es, dass Margerie ganz darauf verzichtet hat, die Stelle aus der *Italienischen Reise* über Niobe und ihre Kinder anzuführen, auf die beispielsweise Bourget und mit Recht grosses Gewicht legt. Der hier ausgesprochene Gedanke kehrt übrigens in den nachgelassenen *Carnets de Voyage* wieder. Taine will hier die Empfindungen des Menschen ausdrücken über das fürchterliche und doch grossartige Walten der blinden Kräfte, die ihn umgeben. Die lebenden Wesen erscheinen unserm Philosophen unter dem Bilde einer „heroischen unaufhörlich von den fühllosen Elementen belagerten Stadt, wo die Kämpfer im Masse als sie fallen ersetzt werden, wo sich unter der friedlichen gleichgültigen Sonne mit Seufzen und Bewunderungsrufen die ewige Tragödie des Lebens abspielt. Wie habe ich dies Gefühl schon einmal in diesem Jahre in Florenz gehabt! Diese Menschheit, deren Söhne wir sind und die in einem jeden von uns lebt, ist eine Niobe, deren Kinder unaufhörlich unter den Pfeilen der unsichtbaren Bogenschützen fallen; die verwundeten Söhne und Töchter zucken und winden sich; die jüngsten verbergen ihr Haupt im Gewand der Mutter. Eine noch Lebende hebt nutzlose Arme zu den himmlischen Mördern empor. Sie, kalt und erstarrt, richtet sich hoffnungslos empor und einen Augenblick über menschliche Gefühle hinausgehoben, bemerkt sie mit Bewunderung und Grausen den blendenden und leichenartigen Nimbus, die gestreckten Arme, die unentrinnbaren Geschosse, die unversöhnliche Heiterkeit der Götter.“ (*Carnets* 210 f.)

Der zweite Teil: *Littérature et Art* wird durch ein Kapitel über Taines Stil eingeleitet, das etwas mehr bieten dürfte. Für dessen eigentümliches Merkmal hält unser Autor dies, dass er zwei unverträgliche Dinge, die Analyse und die Malerei, vereinige. Und zwar sei nicht Taine bald Maler und bald Analytiker, sondern beide Eigenschaften seien miteinander verbunden und gewissermassen in einander verschmolzen, so dass er als Analytiker male und als Maler analysiere. Das hänge aufs engste mit der Natur seines Geistes und seiner Methode zusammen. „Ganz kleine, wohl-gewählte, bedeutende, bezeichnende, umständlich geschilderte und minutiös bezeichnete Facta sind heute der Stoff jeder Wissen-schaft; jedes von ihnen ist ein lehrreiches Specimen, ein klarer Typus, auf den sich eine ganze Reihe analoger Fälle zurückführen lässt.“ Nach diesem Wort aus der Vorrede sei das ganze Buch *de l'Intelligence* geschrieben.

Die Malerei in der Analyse ergebe sich von selbst, weil es sich darum handle, diese *petits faits significatifs* nicht in einer ab-strakten Formel, sondern in einem lebenden Bilde uns darzustellen. Gleich die erste Seite des Werkes liefere ein gutes Beispiel dafür: fünf ausgeführte kleine Gemälde dienen zur Erläuterung des Satzes von den „Zeichen“, wonach ein Zeichen „eine gegenwärtige Er-fahrung ist, die uns die Idee einer möglichen Erfahrung nahelegt.“ Und nicht nur sei Taine bestrebt, hierdurch den Leser zu veran-lassen, den allgemeinen Formeln einen reellen Inhalt unterzulegen, sondern er liebe es auch, auf einer höheren Stufe der Abstraktion noch zu malen, indem er das allgemeine Gesetz unter einem gleich grandiosen Bilde darstelle, wo der Grad der Allgemeinheit gewisser-massen durch den Grad der Grösse symbolisiert werde. Das von Margerie angeführte Bild, in dem Taine eine psychologische Lehre trefflich veranschaulicht, ist sehr gut gewählt. Unser Philosoph hat erläutert, wie wachsende Teile unserer Vergangenheit in Vergessenheit versinken, und fährt nun fort: „*Des lacunes se font dans la trame des souvenirs, et vont s'élargissant comme des trous dans un vieux manteau. On voit sans peine combien ces destructions doivent être continues et vastes; tous les jours nous perdons quelques-uns de nos souvenirs, les trois quarts de ceux de la veille, puis d'autres parmi les survivants de la semaine précédente, puis d'autres parmi les survivants de l'autre mois, en sorte que bientôt un mois, une année ne se retrouvent plus représentés dans notre mémoire que par des images saillantes, semblables aux sommets épars qui apparaissent encore dans un continent submergé, destinées elles-mêmes, du moins pour le plus grand nombre, à disparaître, parce que l'effacement graduel est une inondation croissante qui envahit une à une les cimes pré-servées sans rien épargner, sauf quelques rocs soulevés par une*

circonstance extraordinaire jusqu'à une hauteur que nul flot n'atteint.“ Man kann, sagt mit Recht unser Kritiker, nicht nutzbringender die Einbildungskraft in den Dienst des Gedankens und das litterarische Vergnügen in den Dienst der wissenschaftlichen Wahrheit stellen. Denn das ganze Gemälde, statt der Bestimmtheit des allgemeinen Gesetzes etwas zu entziehen, präge dies vielmehr dem Geiste durch einen mächtigen Eindruck ein.

Wie in der Analyse die Malerei, so herrsche in der Malerei die Analyse. Margerie beruft sich dafür auf die berühmte Schilderung von Oxford, die am Schlusse der Studie über John Stuart Mill steht und immer für ein Meisterstück des Malers Taine galt. Hier wie in allen ähnlichen Schilderungen sei das Gemälde eigentlich eine Analyse, eine Summe von mit ausserordentlicher Kunst gewählten, wiedergegebenen und verknüpften Details.

Unser Kritiker hat an Taines Darstellungsweise auszusetzen, dass sie ein Gefühl der Ermüdung und ein Gefühl eines Mangels hervorrufe. Jenes vermöge des Verfahrens der Häufung, das der Autor unveränderlich anwende. Er ermüde durch seine Eintönigkeit, weil er selbst bei den Gegenständen, die für die freien Launen der Phantasie passten, nie seinen Schritt und seinen Pfad ändere. Dem Geiste werde eine zu grosse Last aufgeladen, weil man viele einzelne Thatsachen behalten müsse, um zu dem Schlusse zu gelangen, der sich daraus ergebe, und weil der Gang des Autors statt einer grossen und anhaltenden Bewegung eine Reihe kleiner Rucke und Stösse sei, deren endlose Wiederholung fast matt mache. Der Mangel beruhe zum Teil in der Methode. Aus den vielen Details, die diese anhäufe, ergebe sich nicht die Vision des Ganzen als Ganzes und Einheit, und doch sei es die höchste Kunst, diese Vision zu geben. Es fehle noch etwas dieser in anderer Hinsicht meisterhaften Prosa: „*la chaleur communicative et la flamme.*“ Vermöge seines wissenschaftlichen Standpunktes zeige Taine nie eine Seele, ein Herz, in dem etwas vibriert — was schwerlich von dem Verfasser mancher Seite voll verhaltener Leidenschaft in den *Origines* behauptet werden kann. Auch lässt dieser Vorwurf ganz ausser acht, dass ein Mann der Wissenschaft — und ein solcher wollte Taine doch immer sein — die Wirkungen, an die Margerie denkt, sich immer versagen muss und nur beim Verlassen seines Gebietes erreichen kann.

Wir glauben, dass Taines Stil im vorstehenden nicht zur Genüge bezeichnet ist. Für diesen ist unseres Erachtens am meisten charakteristisch das Streben nach malerischer Anschaulichkeit und wissenschaftlicher Bestimmtheit, die er beide zu gleicher Zeit erreichen will. Taine meidet das abstrakte und allgemeine und liebt das eigentliche und namentlich das sinnliche Wort, das ein Bild ver-

anlasst, und stets haben die Begriffe bei ihm die Neigung, in Bilder umzuschlagen. Das giebt den mehr litterarischen Schriften so viel Farbe und Leben — in den rein philosophischen Entwicklungen stört es dagegen oft, und die Fälle, wo Gedanke und Bild sich nicht so gut entsprechen wie in dem vorhin angeführten Beispiel, wo das zunehmende Vergessen durch eine steigende Überschwemmung verbildlicht wird, sind ziemlich häufig.²¹⁾ Auf der andern Seite bevorzugt Taine die Fachausdrücke der Specialwissenschaften und verwendet aus ihnen hergenommene Analogien gern zur Erläuterung geistiger und seelischer Erscheinungen. Es ist die gleiche Verbindung heterogener Elemente wie da, wo er seine reiche Einbildungskraft zwingt, seine starre, unerbittliche Dialektik in ein glänzendes Prachtgewand zu hüllen. Nicht alle fühlten sich angenehm davon berührt und Amiel, dessen kranke Seele durch Taines Stil und Methode doppelt verletzt werden musste, fasste den Eindruck in Worte, den seine Werke auf gewisse zarte Naturen machen: *„J'éprouve une sensation pénible avec cet écrivain, comme un grincement de poulies, un cliquettement de machine, une odeur de laboratoire. Ce style tient de la chimie et de la technologie. La science y devient inexorable. C'est rigoureux et sec, c'est pénétrant et dur, c'est fort et âpre; mais cela manque de charme, d'humanité, de noblesse, de grâce. Cette sensation, pénible à la dent, à l'oreille, à l'oeil et au coeur, tient à deux choses probablement: à la philosophie morale de l'auteur et à son principe littéraire. Le profond mépris de l'humanité qui caractérise l'école physiologiste, et l'intrusion de la technologie dans la littérature, inaugurée par Balzac et Stendhal, expliquent cette aridité secrète, que l'on sent dans ces pages, qui vous happe à la gorge comme les vapeurs d'une fabrique de produits minéraux.“*²²⁾

Was nun die Naturschilderungen Taines anbetrifft, so dünkt uns, dass sie trotz alles Glanzes der Seele ermangeln. Form und Farbe wird von ihm vorzüglich festgehalten, während die Stimmung einer Landschaft, die unsere grossen Lyriker, wie Goethe und Hölderlin — oft unter völligem Absehen von der Form — so

²¹⁾ In der That schwankt Taine öfters in betreff der Wahl des Stils und der Darstellungsweise, wie zwei später zu nennende Kritiker, der Herzog von Broglie und Droz, hervorheben. Auch erinnert man sich, wie er als Vierundzwanzigjähriger stilistische Übungen macht, und etwas Gesuchtes und Gewolltes hat sein Stil öfters, wie alle zugestehen. Beachtung verdient darum auch die von Droz angeführte Stelle über Stendhals Stil: *„Beyle à cet égard est tout classique, ou plutôt simple élève des idéologues et du sens commun; car il faut dire hardiment que le style métaphorique est le style inexact et qu'il n'est ni raisonnable ni français.“*

²²⁾ Citiert bei Monod, S. 160.

meisterhaft wiedergeben, bei ihm sich oft verflüchtigt. Er sieht eben die Natur weniger mit den Augen eines Künstlers, der sie rein auf sich wirken lassen will, als mit denen eines Mannes der Wissenschaft, der ihren Charakter mit allen Details möglichst genau erkennen und bezeichnen will. Hierin erblicken wir auch den Grund zu seinem analytischen Verfahren, das er regelmässig bei seinen Schilderungen anwendet. Aber nicht dies ist das Charakteristische daran, sondern dass sie nicht sich selber Zweck sind. Von der Beschreibung Oxfords hat das Bourget hervorgehoben. Margerie unterdrückt gerade den Schlusssatz, um dessentwillen das Ganze dazustehn scheint. Es heisst nämlich, nachdem als letzter Zug in dem Bilde die regelmässigen Reihen ungeheurer vierhundertjähriger Eichen angeführt wurden: „*J'y trouvais une nouvelle trace de ce bon sens pratique qui a accompli des révolutions sans commettre des ravages, qui, en améliorant tout, n'a rien renversé, qui a conservé ses arbres comme sa constitution, qui a élagué les vieilles branches sans abattre le tronc.*“ In gleicher Weise wird man auch sonst immer finden, dass die Natur Taine zumeist interessiert wegen des Menschen, der in Beziehung zu ihr steht, ob sie nun die Mythenbildung oder die Dichtung begünstigt, ob sie ihn heiter oder trübe stimmt u. s. w. Wohl steckt ein starkes künstlerisches Element in Taine, aber es entfaltet sich fast nie frei, und selbst da, wo er sich noch am meisten als Künstler giebt, steht er in einer gewissen Dienstbarkeit zu den Neigungen des Forschers und Gelehrten.

In dem folgenden Kapitel wird die litterarische Theorie Taines, seine Lehre von der *faculté maîtresse* und von Rasse, Milieu und Zeitpunkt (*moment*) besprochen. Sie wird hauptsächlich darum bekämpft, weil sie ein Ausfluss des Determinismus ist. Stellt man sich jedoch nach Margerie auf den Standpunkt Taines, dass man die Willensfreiheit leugnet, so kann man „nicht genug die Kraft der Analyse bewundern, mit der Taine, die Arbeiten seiner Vorgänger nutzbar machend, die bildenden Kräfte in Rechnung stellte, die als Ergebnis ein Drama des Aeschylus oder eine Erzählung Herodots, eine Rede Bossuets oder ein Sonnet Malherbes haben.“ Allerdings seien diese Ursachen oder Kräfte auch früher nicht ganz verkannt worden — und unser Kritiker verweist u. a. für die Theorie der Klimate auf Fénélon und Montesquieu, für die des *moment* auf Voltaire —, neu sei aber die systematische Vereinigung der verschiedenen Elemente, das geistreiche Detail, mit dem er jedes einzelne davon untersucht, die Kraft, mit der er es hervorhebt, die vollendete Kunst, mit der er es in jedem der Beispiele, die er als Beweisstücke vorbringt, auffindet und sichtbar werden lässt. „Alles das gehört nicht der willkürlichen Theorie an, sondern der echten Kritik und der echten Litteraturgeschichte.

Und es ist nur gerecht, die Spuren festzustellen, die er in dieser Hinsicht in beiden zurückgelassen hat.“ Es freut uns, dass diese Theorien, die so oft bekämpft und lächerlich gemacht wurden, hier eine so vorurteilslose Würdigung fanden.

Handelte es sich bloss um die Frage des Determinismus, so wäre die Stellung zu Taines Theorie sehr einfach — man nähme sie an oder lehnte sie ab. In Wahrheit ist aber diese Theorie sehr kompliziert und setzt sich aus verschiedenwertigen Elementen zusammen. Drei Fragen sucht Taine zu beantworten: wie musste der Mensch beschaffen sein, der ein bestimmtes Werk der Litteratur oder Kunst hervorgebracht hat? wie hängen dessen verschiedene geistige und seelische Fähigkeiten zusammen (*faculté maîtresse* und *loi des dépendances mutuelles*)? und wie wirkten Rasse, Milieu und Zeitpunkt, um eine Geistesbeschaffenheit hervorzurufen, wie sie der Schöpfer dieses Werkes haben musste? Die erste dieser Operationen — der Rückschluss vom Werk auf den Autor — scheint uns am leichtesten und wichtigsten, und Taines Versuche in der Richtung dünken uns am besten gelungen. Ja, wir glauben sogar, dass er hier der Litteraturwissenschaft eine Anzahl neuer Aufgaben gewiesen hat, an deren Lösung sie, wenn sie eine gedeihliche Weiterentwicklung finden soll, nicht länger vorübergehen darf. Sobald jedoch Taine einen Schritt weiter thut und die verschiedenen scharf beobachteten Charakterzüge zusammenfassen will, so bevorzugt er zu einfache Formeln und glaubt mit einer geistigen Eigenschaft (*faculté maîtresse*) alle übrigen gegeben. Die dritte Frage, die nach dem Einfluss von Rasse, Klima und Zeitpunkt auf die Geistesbeschaffenheit eines oder vieler zu gleicher Zeit lebender Menschen, scheint uns von geringerem Belang, sobald es sich um ein einzelnes und sei es auch sehr bedeutendes Individuum handelt. Von der höchsten Wichtigkeit aber wird sie für die Blüteepochen der Litteratur und Kunst, wo auf einem Gebiete, etwa der Malerei, während auf allen andern nichts Nennenswerthes hervortritt, zu gleicher Zeit eine Anzahl grosser Meister erschienen, neben denen zahllose kleinere aber immer noch bedeutendes leistende stehen, wo also die Disposition für die eine Kunst bei vielen entwickelt, die Dispositionen, für die andern Künste aber niedergehalten und unterdrückt wurden. Es unterliegt keinem Zweifel, dass es zuerst die in einer solchen Zeit bei vielen vorhandene und hochentwickelte Anlage für die herrschende Kunst zu erkennen und ihre Ursachen, wo sie auch liegen mögen, zu bestimmen gilt. Wir wüssten nicht, dass ein anderer an diese Aufgabe so viel Kraft und Ernst als Taine gewandt hätte,²³⁾ wenn er auch bis jetzt mehr die Schwierigkeit als

²³⁾ Blüte des englischen Dramas in der *Hist. de la litt. angl.*

die Lösbarkeit dieser Aufgabe gezeigt hat, auf die er uns beiläufig durch Hegels *Aesthetik* geführt worden zu sein scheint.²⁴⁾ —

In den folgenden Kapiteln betrachtet unser Kritiker die einzelnen Werke, an denen diese Theorie illustriert wurde. Er beginnt mit dem *Tite-Live*, in dem Taine zuerst seine Lehre von der *faculté maîtresse* hatte demonstrieren wollen. Margerie findet, dass das Beispiel nicht besonders gut gewählt sei, es gebe Schriftsteller und Gelehrte, bei denen die ausschliessliche Herrschaft einer Fähigkeit, einer Richtung zum Nachteil der andern sich in einer weniger bestreitbaren Weise äussere. Im übrigen scheint ihm die Liste der Vorzüge und Mängel des lateinischen Historikers im allgemeinen genau, nur verwirft er es, dass Taine sie alle aus dem oratorischen Geist ableitet, der bei ihm die Ursache des Guten wie des Bösen ist.²⁵⁾ Hauptsächlich tadelt er dann, dass Taine im Interesse seiner These den oratorischen Geist und die oratorische Erzählung im Gegensatz zu der eigentlich historischen falsch bestimme, so dass es nicht wunder nehmen könne, wenn alles sich scheinbar ungewungen ergebe. Die gleiche Gewalttätigkeit, die hier, in der Hauptsache mit Recht, Taine schuld gegeben wird, fiel uns besonders in dem Essai über Stendhal auf, wo alle Eigentümlichkeiten dieses merkwürdigen Denkers darauf zurückgehen sollen, dass er ein *esprit supérieur* sei.

Weit höher wird der *Lafontaine* gestellt, weil der Systemgeist sich wenigstens darin verstelle und nicht dem Buch seine unbeugsamen Richtungslinien aufdränge. Allerdings sei auch hier die Neigung zu allzu rascher Verallgemeinerung vorhanden. Bei der Gegenüberstellung von Deutschland und Frankreich werde Frankreich durch eine Provinz, die Champagne, vertreten, und die so ganz anders gearteten übrigen zählten nicht. Und von dem Geist des grossen Volkes, das die Gallier als vornehmste Ahnen habe, werde nur die Seite betrachtet, die man als *esprit gaulois* bezeichne, und die Taine durch die prosaische aber liebliche Landschaft der Champagne symbolisiert sein lasse. Margerie protestiert darum gegen diese Antithese, die Frankreich als sein Erbteil die leichte und oppositionelle (*frondeuse*) Prosa, den germanischen Rassen

griechische Plastik, italienische und niederländische Malerei in der *Phil. de l'art* u. a.

²⁴⁾ Vgl. auch meine Ausführungen über Taines Theorie in Vollmöllers *Jahresberichten* und in den *Engl. Studien* a. a. O.

²⁵⁾ Es wird bei dieser Gelegenheit wieder besonders deutlich, was ich schon mehrfach hervorgehoben habe, dass man, um eine wirkliche Analogie zu Taines litterarischer Betrachtungsweise zu haben, zu Schillers *Naiver und sentimentalischer Dichtung* zurückgehen muss, wo ja auch aus einem Punkt alle wesentlichen Eigenschaften der antiken wie der modernen Dichtung abgeleitet werden.

die ernste und tiefe Poesie zuerkenne. Was dagegen Lafontaine selber anbetreffe, so habe Taine sehr scharfsinnig und anmutig dessen Charakter geschildert, sein Genie analysiert und seinen Platz abseits in dem grossen Jahrhundert bezeichnet. Er gebe die wahre Theorie der poetischen Fabel und zeige, durch welche seltenen Gaben Lafontaine dies Ideal verwirkliche. Beinahe neu und ungemein glücklich sei der Nachweis, wie der Dichter es verstanden habe, in seiner Menagerie die ganze französische Gesellschaft von dem König Sonne an, der der König Löwe ist, bis zu dem armen Volk, das der Esel ist, zu vereinigen, mit den Zwischenstufen des Höflings als Fuchs, des ungeschlachten und bäurischen Edelmanns, der in Versaille nicht an seinem Orte ist, als Bär, des Mönchs als Kater, der Bürgersfrau als Ameise und noch einer Menge anderer. Taine fehle jedoch manchmal darin, dass seine Deutungen zu genau sein wollten. Renard sei wohl der Höfling, aber er sei nicht bloss dieser; er sei auch der Advokat, Politiker, Finanzmann, und finde sich überall da, wo es Düpe zu machen gelte. Das Gleiche sei auch der Fall bei dem Esel als Bild des Volkes. Durchaus verworfen wird das Kapitel „die Götter“, wo Taine ausführt, dass jedes Jahrhundert sich einen Gott nach dem Muster seiner politischen Verfassung mache und dass das siebzehnte Jahrhundert sich einen solchen nach dem Muster Ludwigs des Vierzehnten geschaffen habe. Nach unserm Kritiker ist die einzige Entschuldigung Taines für die Behauptung, dass das siebzehnte christliche Jahrhundert anders über Gott gedacht habe als das dreizehnte oder fünfte, dies, dass er wenig gewusst habe, wie Bossuet darüber dachte, und dass ihm gründlich unbekannt gewesen sei, wie der heilige Thomas und der heilige Augustin darüber dachten. — Diese vielfach sehr feinsinnige Würdigung des Lafontaine erinnert uns wieder schmerzlich daran, wie wenig doch dies lebenswürdige Buch in Deutschland bekannt geworden ist. Und doch könnte es ein heilsames Gegengewicht gegen Lessings einseitige Fabeltheorie bilden, die noch Jahr aus Jahr ein in den Oberklassen unserer höheren Lehranstalten getrieben wird und es verschuldet, dass dessen ungerechtes Urteil über den grossen französischen Fabulisten noch heute bei vielen kanonische Geltung hat.

Recht dürftig ist, was unser Autor über die *Geschichte der englischen Litteratur* vorbringt. Man wird ihm beistimmen können, wenn er sagt, dass die Wirkung der allgemeinen Ursachen, wie klimatische und historische Bedingungen, sich bei einer ganzen Litteratur besser studieren lasse als bei einem einzelnen Schriftsteller. Man hätte darum auch erwarten sollen, dass er diese grosse Arbeit darauf hin prüfte, wie Taine sein Programm verwirklicht, statt Einzelheiten daran auszustellen. Auf vollen acht Seiten führt

er aus, dass eine einzelne Bemerkung über das Rittertum und die Kritik der Scholastik unhistorisch und oberflächlich sei. Demnächst tadelt er die Betrachtung Shakespeares. Zweifellos geben die allgemeinen Betrachtungen, die Taine hier vorausschickt, zu vielen Einwendungen Anlass: aber trotzdem sollte man doch zugestehen, dass seine Würdigung Shakespeares, wenn sie auch nicht vollständig ist — und das sollte sie bei der ganzen Anlage des Werkes nicht sein — eine der tiefsten ist, die je geschrieben wurden, und das wird jeder Vorurteilslose gestehen, der wie der Schreiber dieses Aufsatzes in der Lage war, Taine nachzuprüfen. Eine lange Widerlegung findet dann eine Beurteilung der Reformation und des Protestantismus, die Taine bei Gelegenheit Bunyans giebt. Dazwischen wird im einzelnen das Lob nicht gespart. Margerie bedauert, dass man wegen solcher Einwendungen nicht rein das literarische Vergnügen kosten könne, *„le plaisir du bien dire, des tableaux puissants, des portraits tracés de main de maître avec des traits délicats ou violents, nobles ou familiers, où revit tout entier chaque homme et chaque écrivain. Spenser le poète chevaleresque, Swift le sanglant satirique, Addison le sage paisible, — pour n'en citer que quelques - uns, — sont vraiment évoqués dans les pages que M. Taine leur consacre.“* So ungleich diese drei Geister, ihre Werke und Stile seien, so dringe er doch in alle drei bis zu gleicher Tiefe ein, ja verstehe sich geradezu in sie zu verwandeln. — Dies Werk schliesst nach unserm Kritiker ungefähr die aggressive Periode der Laufbahn Taines und lässt seine Vorzüge und Mängel als Kritiker am lebhaftesten hervortreten. *„Il a du véritable critique un rare don d'assimilation, l'aptitude à se mettre à la place des écrivains, à les comprendre, et à les faire comprendre en entrant dans leurs sentiments et leurs pensées, en saisissant chez eux le trait principal et ce qu'il appelle la faculté maîtresse, la recherche des causes, la peinture vigoureuse des grands ensembles et des grandes époques, l'heureuse et souple faculté d'admirer les beautés des ordres les plus divers. Et il a du critique partial les partis pris, les préjugés, la tendance à plier les faits aux systèmes, l'audace à formuler sur les choses qu'il ignore des jugements doublement injustes en ce qu'ils sont incompétents et en ce qu'ils sont injurieux.“* In einer späteren Schrift, den *Notes sur l'Angleterre*, seien die Gedanken beinahe dieselben geblieben, aber der Systemgeist sei in seinem Ausdruck mehr verhüllt und auch im Wesen weniger absolut.

Die gleiche polemische Absicht, die sich mehr an Einzelheiten festklammert, zeigt sich auch in dem *Varia* überschriebenen Kapitel, in dem Margerie an einzelne Aufsätze, an die *Voyage aux Pyrénées* und den *Graindorge* anknüpft. Zunächst ist es die Beurteilung der französischen Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts als eines

Ganzen, die der Kritiker bekämpft, dann die Auffassung des Mittelalters und der Scholastik in der *Pyrenäenreise*, deren Verbreitung und Erfolg ihm in umgekehrtem Verhältnis zu ihrem Werte zu stehen scheint. Die Katzenphilosophie am Schlusse dieses Buches, mit der er wenig anzufangen weiss, soll doch wohl nur den Gedanken illustrieren, dass eine Philosophie sich nach der Natur und den Anlagen desjenigen richte, der sie ersinne. Auf den *Graindorge* kommt Margerie zurück, um seine eigene sittliche und religiöse Anschauung der Taines gegenüber zu betonen.

Bei der Erörterung der *ästhetischen Theorie* Taines, wie sie in den Abschnitten *Philosophie de l'Art* und *l'Idéal dans l'Art* des zweibändigen Werkes *Philosophie de l'Art* vorliegt, wird zunächst der vorwiegend historische Charakter der Betrachtung Taines hervorgehoben. Der Kritiker sucht den Mangel, der nach ihm in dem Fehlen einer Erörterung des Begriffes der Schönheit besteht, durch eine eigene Definition zu ergänzen. Dieser Mangel liegt unseres Erachtens jedoch anderswo. Taine stellt die Regel auf, dass „*pour comprendre une oeuvre d'art, un artiste, un groupe d'artiste, il faut se représenter avec exactitude l'état général de l'esprit et des mœurs du temps auquel ils appartenaient. Là se trouve l'explication dernière.*“ Das aber, wird man einwenden müssen, gilt doch bloss für das historische Begreifen oder wenn man das Werk als „Zeichen“ fasst und daraus auf seinen Urheber und seine Zeit schliessen will. Es giebt daneben jedoch auch eine Dynamik des dichterischen oder künstlerischen Werkes, die Taine auch nicht einmal streift. Denn, so lesen wir in einer neueren geistvollen Abhandlung, „Dichtungen sind psychische Ereignisse, Erlebnisse in den Seelen des Dichters und des Geniessenden. Man nennt zwar auch das Buch, das im Schranke steht, mit dem Namen einer Dichtung, aber das ist nur ein laxer Sprachgebrauch, das Buch enthält nur Zeichen, Anweisungen für den Leser, sich bestimmte Vorstellungen zu bilden, und erst, wenn diese Vorstellungen gebildet worden und auf das Gefühlsleben des Lesers wirken, ist die Dichtung wieder vorhanden. Dichtungen können also nur gewürdigt werden als Erlebnisse des Dichters oder des Geniessenden, und die Regeln, nach denen sie gewürdigt werden, können nur gewonnen werden unter Berücksichtigung der Gesetze, nach denen sich psychische Ereignisse vollziehen.“²⁶⁾ Darum müsste eine wissenschaftliche Ästhetik zu allererst mit den ästhetischen Empfindungen beginnen, wie es das bedeutendste neuere Werk über Ästhetik in Frankreich, Guyaus *L'Art au point de vue sociologique*, auch thut. Das emotionelle Element wird bei Taine scheinbar ganz ausgeschaltet, wenn er als wesentlich für die Kunst be-

²⁶⁾ Hubert Röttken, *Ueber ästhetische Kritik bei Dichtungen*. Würzburg. Ballhorn und Cramer 1897.

zeichnet die Nachahmung und als dasjenige, was die grossen Künstler nachahmen, bestimmt „die Beziehungen und die gegenseitigen Abhängigkeiten der Teile, die Logik des Körpers, wenn es sich um Körper handelt, die Logik des Charakters, wenn es sich um den moralischen Menschen handelt.“ Den vollen Beifall des Kritikers haben die fünfzehn „meisterhaften“ Seiten, in denen sich Taine gegen die streng realistische Kunst wendet. Das intellektuelle Element wird ebenfalls ausschliesslich betont, wenn Taine weitergeht und sagt, der wahrhafte Künstler reproduziere nicht sklavisch diese Beziehungen und Abhängigkeiten. „Die grössten Schulen sind diejenigen, die am meisten die wirklichen Beziehungen ändern. Der Künstler modifiziert die Beziehungen der Teile mit Absicht und in einer und derselben Richtung, dergestalt, dass er einen gewissen wesentlichen Charakter des Gegenstands und die Idee, die er sich davon bildet, wahrnehmbar macht.“ Das Beispiel, auf das er sich dafür vor allem beruft, ist Michel Angelo. Die definitive Formel für ein Kunstwerk, die Taine giebt, scheint uns daher unvollständig, während Margerie sie völlig billigt. Sie lautet: *„L'oeuvre d'art a pour but de manifester quelque caractère essentiel ou saillant, partant, quelque idée importante, plus clairement et plus complètement que ne font les objets réels. Elle y arrive en employant un système de parties liées dont elle modifie systématiquement les rapports.“*

Wie den Ausführungen über das *Kunstwerk*, so stimmt Margerie in der Hauptsache auch denen über die *Entstehung des Kunstwerks* zu, die den zweiten Teil von Taines *„Philosophie der Kunst“* bilden. Es sind im Grunde nur die Theorien über den Einfluss der äusseren Faktoren, die er auch sonst immer vorgetragen hatte, aber sorgfältiger gefasst und weniger Missverständnisse begünstigend.

Die Abhandlung *L'Idéal dans l'Art* scheint uns bedeutender als die *Philosophie de l'Art*. Sie ist namentlich ungemein aufschlussreich für die Lehre vom „Zeitpunkt“ (moment), und ohne ihre Berücksichtigung ist der Kritiker Taine, der doch auch stets Urteile fällt, nicht ganz zu verstehen. Taine verlangt vor allem von der Kunst, dass sie ideal sei, weil sie einen wesentlichen oder hervortretenden Charakterzug vollständiger und deutlicher offenbaren soll als die wirklichen Dinge. Je nach dem Grade, in dem das erreicht wird, bestimmt sich nun nach Taine die Rangstufe der einzelnen Werke. Der Grad der Bedeutung und der Grad der Wohlthätigkeit des Charakters sind hierfür entscheidend. Taine gewinnt hier eine Anzahl brauchbarer und wertvoller Massstäbe, während die Ableitung derselben uns nicht einwandfrei scheint. Margerie hält die kritischen Principien, die Taine hier entwickelt, für besser als ihre praktische Anwendung auf mehrere grosse Kunstperioden. Das wird nach ihm durch Taines Psychologie verschuldet, die seiner Ästhetik schade

und weniger wert sei als diese. Die Einführung des sittlichen Elementes durch die Betonung der „Wohlthätigkeit“ des Charakters hat selbstverständlich den Beifall des Kritikers. Nachdrücklicher als dieser möchten wir die Ausführungen über die „Convergenz der Effekte“ empfehlen. Enthalten sie auch nur teilweise neues, so ist doch alles so lichtvoll entwickelt und durch so glückliche Beispiele erläutert, dass die Behandlung dieses Problems wohl als die beste, die es giebt, gelten darf.

Bei der Anwendung der Theorie zeigen sich nach Margerie, der jedoch zuerst Taines auch hier bewiesenen grossen schriftstellerischen Vorzügen die üblichen Komplimente zollt, *„tous les préjugés et toutes les lacunes de son esprit, une disposition trop rarement combattue à désintéresser l'art de la morale et à plaider la cause de la chair aux dépens de l'esprit.“* Wo die Grundanschauungen zweier Männer so verschieden sind wie hier, kann bei der Beurteilung von Erscheinungen wie der griechischen Plastik und der italienischen Malerei eine Übereinstimmung nicht erwartet werden. Taine stellt die griechische Civilisation, wie sie durch ihre Plastik, und das Christentum, wie es durch Dante dargestellt wird, gegenüber und nimmt ziemlich unverhohlen für jenes Partei, wogegen Margerie Einspruch erheben muss. Recht hat dieser wohl mit dem Einwand, nur für die Plastik, aber nicht allgemein gelte Taines Formel, wonach nämlich für die Griechen „die ideale Persönlichkeit nicht der denkende Geist oder die feinfühligte Seele war, sondern der nackte, schön proportionierte, thätige, in allen Übungen vollendete Körper von guter Abstammung und gutem Wuchs.“ Der daher entspringende beinahe völlige Mangel des geistigen und seelischen Ausdrucks neben der unvergleichlichen plastischen Vollendung scheint Margerie kein Vorzug. Mit Recht — es müsste denn etwa unserer Freude an den antiken Bildwerken ein stark sentimentalisches Element beigemischt sein, dergestalt dass uns der seelische Ausdruck nicht zu fehlen, sondern nur wie beim Kinde — und es handelt sich doch auch meist um Gestalten aus der ersten Jünglingsblüte — unentwickelt, aber in der Anlage vorhanden zu sein scheint.²⁷⁾

²⁷⁾ Dazu würde eine Äusserung Robert Vischers (*Das optische Formgefühl* 1872. S. 45) stimmen: „Die Seele wird nur geahnt; aber doch liegt in diesem sinnlichen Stilleben eine solche Unendlichkeit geistiger Anlagen und Vorbereitungen, dass von selbst die idealsten Seelenregungen anspriessen. Besonders gegenüber solchen zuständlichen Antiken ist uns oft zu Mute, als ob wir die ersten naturwüchsigen Menschen schauten, wie sie soeben vom Herrgott erschaffen worden, noch feucht vom Nichtssein, noch unkundig des Lebens und doch dunkel hingenommen von dem Erinnern, als ob das alles schon einmal empfunden und erlebt worden sei.“

Die italienische und niederländische Malerei, die zwei weiteren Beispiele für Taines Theorie, übergeht Margerie, weil sie in dem gleichen Geist und nach dem gleichen Muster wie die griechische Plastik behandelt seien. Er greift dafür einige Partien aus dem *Voyage en Italie* heraus, wo Taine „sich über seine positivistischen Vorurteile und seinen abgöttischen Kultus der sinnlichen und heidnischen Kunst erhebt.“ Über die christliche Architektur und Malerei in Italien und über das Gefühl, das die alten Meister begeistert hat, findet Taine tiefe und köstliche Worte, die Margerie anführt, weil sie nach ihm die Physiognomie des Kunsthistorikers und ästhetischen Kritikers ergänzen. Unseres Erachtens ist die ästhetische Sympathie Taines umfassender, als sein Kritiker annimmt, und den schönen Seiten über Giotto, Fra Angelico, Perugino und Raphael treten die über die Reformation und Albrecht Dürer, über den Puritanismus und Bunyan würdig zur Seite. Zum Beweise dafür, dass Taine nicht in dem Kultus der schönen Form aufging, citiert Margerie zum Schluss den Satz, der gerade in diesem Werk sich findet: „*Comme il est vrai de dire que l'art n'est qu'expression et qu'il s'agit avant tout d'avoir une âme!*“²⁸⁾

Der dritte Teil *Histoire* beschäftigt sich allein mit den *Origines de la France contemporaine*. Die paar Aufsätze, die Taine daneben noch geschrieben, über Michelet, Guizot und Xenophons Anabasis sind mehr kritisch und nicht eigentlich Arbeiten eines Historikers. Dennoch hat die Geschichte ihn fast ausschliesslich in der zweiten Hälfte seiner litterarischen Laufbahn in Anspruch genommen. Die erste Thatsache, die ein Kritiker hier zu erklären hat, ist der Widerspruch, dass ein in der Philosophie so revolutionärer Schriftsteller es so gar nicht in der Geschichte war, so viel Ehrfurcht für die alte Vergangenheit Frankreichs hatte und mit so kühner Hand die republikanischen Legenden antastete. Margerie glaubt, dass man Taines Versicherung hätte glauben sollen, dass er eine so interessante Erscheinung wie die Revolution als ein Naturforscher zu beschreiben unternommen habe. „Die von ihm gefällten Urteile über die Revolution und ihr Personal stammten nicht aus einer Änderung in seinen Ideen und Principien, sondern aus einem wunderbar geduldigen und aufmerksamen Studium der Thatsachen, aus einer sehr eindringenden Psychologie, aus einer sehr richtigen Ansicht über den Wert von völlig neu geschaffenen Verfassungen zum Gebrauche des Menschen im allgemeinen, und von Revolutionen, die, indem sie ungestüm mit der ganzen Vergangenheit eines Volkes brechen, mit einem Schlag seine Sitten zugleich mit seinen Gesetzen zu erneuern vor-

²⁸⁾ Hierzu später noch eine ähnliche Äusserung.

geben. Seine billigeren Würdigungen der von den religiösen Ideen geleisteten socialen Dienste zeugten von seiner Ehrlichkeit als Historiker, der sich besser unterrichtet hat.“ Man wird wohl hinzufügen dürfen, dass die Erfahrungen des Jahres Siebzig und sein erneutes Studium der englischen Zustände, von dem seine *Notes sur l'Angleterre* Zeugnis ablegten, ihn höher von der Rolle der Kirchen denken liessen und seine vorher schon conservative Gesinnung in der Politik verstärkten. Im übrigen betont Margerie mit Recht, dass der absolute Determinismus Taines nicht gemildert ist. Glücklicherweise fälsche dieser aber nur die Geschichte als moralische Lehre, aber nicht so sehr als Geschichte.

Unser Kritiker begleitet darauf die Darstellung des Historikers, grossenteils referierend, durch das *Ancien Régime* und die *Révolution* hindurch. Die Schilderung des vorrevolutionären Frankreichs wird meist gebilligt, nur die Beurteilung des Klerus als nicht günstig genug angefochten, gelegentlich einzelne Züge stärker accentuiert. Chateaubriand über den niedern Klerus, Tocqueville, Léonce de Lavergne (*Les Assemblées provinciales*), Babeau (*La vie rurale dans l'ancienne France*) und nicht zuletzt Joseph de Maistre, über den Margerie ein eigenes Buch geschrieben hat, werden gelegentlich als Zeugen gegen Taine aufgeführt. Die Charakteristik der Salons, ein Meisterstück der Analyse und nachfühlender Sympathie, wird gebührend bewundert, die des esprit classique, die an Schärfe und Tiefe in ihrer Art nicht ihresgleichen hat, wird zu rasch erledigt.

Zur eigentlichen Revolution übergehend, sucht Taine bekanntlich nachzuweisen, dass die Arbeit der Constituante eine utopische Tollheit war, und dass die Schreckensherrschaft schon mit der Erstürmung der Bastille begann. Hier überall stimmt Margerie ihm rückhaltlos zu, namentlich dem, was er über die Einziehung des Kirchenvermögens sagt: „*D'un bout à l'autre il est animé d'un souffle d'impartiale équité; il a la hauteur de vues du véritable historien, et l'on peut dire que son jugement sur cette partie de la Révolution est le jugement définitif de l'histoire.*“ Ebenso beurteilt er auch die Darstellung der Gironde und des Jacobinertums, welches ihm zufolge darum ausführlicher behandelt wurde, weil Taine hier eine seltene und merkwürdige Species erblickte, die seine Neigungen und seine Methode als Naturforscher anzog.²⁹⁾ Einige Lichtblicke,

²⁹⁾ Der Ausdruck „Kultus des Krokodils“ wurde von Taine für die Verehrung der Revolutionslegende erfunden, indem er auf die alten Ägypter zurückgriff, die nach Klemens von Alexandria das Krokodil oder ein anderes bösesartiges Tier als Gott in einem Tempel verehrten. Für ihn wurde später das Krokodil die Demokratie. Ein halbes Dutzend Jahre vor seinem Tod, zur Zeit als sein Werk über die Revolution am meisten Lärm machte, traf ihn Anatole France eines Tages auf dem Con-

die jenes trübe Gemälde der Revolution doch enthalten habe, soll Taine übergangen haben. Zunächst den Heroismus der jungen Truppen an den Grenzen, die Gesinnungen, die in dem Aufstand in der Vendée sich zeigten, und schliesslich den Opfermut der katholischen Geistlichen, die unter den erschwerendsten Umständen es noch fertig brachten, ihr Seelsorgeramt auszuüben. Es ist dem gegenüber wohl darauf hinzuweisen, dass es Taine darum zu thun war, den Gang der revolutionären Entwicklung klar darzustellen, auf den jene Dinge ohne Einfluss waren. Auch waren diese Taine wohl bekannt. Den Geistlichen lässt Taine, wenn auch knapp, Gerechtigkeit widerfahren, und in der *Geschichte der englischen Litteratur* hat er beredt die Revolutionssoldaten bei Gelegenheit von Carlyles *Französischer Revolution* gefeiert.

Die Würdigung Napoleons, die ja von den verschiedensten Seiten angefochten wurde, befriedigt auch unsern Kritiker nicht ganz. Beiläufig wie auf der einen Seite Stendhal, der einmal eine Geschichte der Energie in Italien hatte schreiben wollen, so möchte auf der andern Goethe auf Taines Auffassung von Napoleon von Einfluss gewesen sein, indem er so oft die unbedingte Thätigkeit des Corsen, die Unfähigkeit, zu rasten und zu geniessen, betonte, vermöge deren er immer neue und immer grössere Ziele für seinen Ehrgeiz suchen musste. Bei der Besprechung der inneren Organisation und Verwaltung Frankreichs werden zu dem Konkordat, der Université und deren Monopol für den höheren Unterricht einige abweichende Ansichten vorgetragen.

In einem Schlusskapitel „*Le Présent et l'Avenir*“ wird die Wirksamkeit der napoleonischen Institutionen besprochen. Taine wie sein Kritiker stimmen darin überein, dass das allgemeine gleiche Stimmrecht von den verhängnisvollsten Folgen gewesen sei. Die centralistische Regierung, die Taine im Princip missbilligt, ist jedoch nach ihm noch eine und zwar die einzige Garantie gegen die Gefahr, die drohen würde, wenn die demokratische Autonomie Platz griffe. Weil so vieles von den Wahlen abhängt, ist die Stellung des Präfecten, die früher rein administrativ war, mehr und mehr politisch geworden. Er sucht Stimmung für die am Ruder befindliche Regierung zu machen, und die Wohlthaten, die von ihr ausgeteilt werden, richten sich nach dem Grade der Wohlgesinntheit der Gemeinwesen. Auch in betreff der Schul- und kirchlichen Zustände treffen die Urteile des Historikers und des Kritikers öfters zusammen, als man erwarten sollte. Taine, der das englische Schulwesen schätzt, sieht die Schattenseiten des verstaatlichten höheren

cordienplatz. „Er war gealtert, das Auge erloschen, und die Lippen hingen schlaff. „Und Sie, sagte er zu mir mit seiner zarten, monotonen und lispelnden Stimme, sind Sie auch ein Anbeter des Krokodils?“

Unterrichts ebensowohl wie Margerie, der dem Unterricht religiöser Körperschaften grössere Freiheiten zugewiesen sehen möchte. Von den Wirkungen und Aufgaben des Christentums denkt Taine kaum geringer als Margerie, aber seine beredten Worte darüber entstammen ausschliesslich moralischen und socialen, nicht religiösen Motiven. Das Heil für die Zukunft erwarten beide vom Christentum, und Margerie schliesst mit einem Ausblick in diese, den er trotz der socialen Gegensätze unserer Zeit wegen der erstarkenden Macht des Christentums nicht für hoffnungslos hält.

Trotz der vielen Einwände, die wir zu erheben hatten, stehen wir nicht an, Margeries Arbeit als gewissenhaft und verdienstlich zu bezeichnen. Wir möchten uns daher für das mildere Urteil entscheiden, das ein Nebenbuhler, Barzellotti, fällt, statt für das völlig verwerfende, das wir in der *Revue philosophique* XXXVIII, 429 ff. (1894) finden. Wo der Gegensatz der beiderseitigen Grundanschauungen Margerie nicht behindert, zeigt er sich als einen kenntnisreichen und feinsinnigen Schriftsteller, der das aufrichtige Bestreben hat, einem so ganz anders gearteten Mann wie Taine völlig gerecht zu werden.

IV.

Von weit höherem Standpunkte aus als Margerie betrachtet Barzellotti Taine und sein Schaffen. Als seine Absicht bezeichnet er in der Vorrede die Auseinandersetzung und Prüfung der grundlegenden Principien der Lehren Taines und seiner Methode. Zu ihrem vollen Verständnis hält er es für nötig, die historischen Bedingungen, unter denen die Denkweise Taines entstanden ist, und die Anlage und Beschaffenheit des Geistes, die sie hervorgebracht hat, zu betrachten. Mit Recht betont er, dass eine Geschichte der Philosophie sich nicht auf die philosophischen Werke beschränken dürfe, sondern sie in Zusammenhang mit der ganzen zeitgenössischen Kultur setzen müsse. Taine sei als Denker und Künstler entschieden französisch, und doch sei er allen Ideen und Anregungen offen gewesen, die ihm von ausserhalb, von andern Völkern, von andern Traditionen und Denkgewohnheiten zugekommen seien. Auch habe seine Thätigkeit als Denker und Künstler in hohem Masse den geistigen Forderungen unserer Zeit entsprochen, und wenn man von seinen Lehren das zu Einseitige und Systematische in Abzug bringe, so bleibe genug Wahres übrig, das als Same für ein anderes und ergiebigeres Wachstum der modernen Kultur dienen könnte. Zum Unterschied von Margerie, der mehr die einzelnen Werke und die Besonderheiten der Theorien beleuchtete, betrachtet Barzellotti vor allem den *philosophischen Geist*, aus dem diese wie jene gleichwie aus einem Centrum hervorgehen, nach Gruppen und Materien gesondert, gemäss den verschiedenen von ihm durchlaufenen

Ideengebieten. Besonders interessiert ihn die Frage, ob und in welchem Sinne Taine definiert werden könne als ein echt französischer Geist, der mit Ideen von germanischer Herkunft und Überlieferung befruchtet sei.

Am bedeutendsten scheint uns der erste Teil der Schrift, der überschrieben ist: „*Die Grundanschauung der Lehre Taines. Die Philosophie der Methode und der Geschichte und die Metaphysik.*“ Leider ist hier die Darstellung etwas schwerfällig und unübersichtlich.

In Tainescher Weise sucht der Kritiker eine Formel für dessen Geist zu finden. Er findet, vielleicht von Monod angeregt, als charakteristisch für ihn zunächst das Princip der *Wissenschaft um der Wissenschaft willen*, an dem er sich begeistert und das ihn vorwärts gehen lässt, um das, was er für Wahrheit hält, zu suchen, ohne zur Seite oder rückwärts zu blicken; als seine *faculté maîtresse* bezeichnet er „das geistige Bedürfnis, das Wahre und nur das Wahre, wie es von der Höhe allgemeiner Ideen und durch die umfassendsten Synthesen geschaut wird, aufzusuchen und zu beweisen.“ Damit verbinde sich eine andere dem geborenen Philosophen eigentümliche Anlage, vermöge deren er im höchsten Grade das innige Vergnügen empfinde, die abstrakten Ideen frei zu combinieren und auf ihrem Grunde die Thatsachen, die Dinge und die Menschen zu betrachten. In dieser Geistesbeschaffenheit, die zum Denken und zur Freude am Denken geschaffen sei, ähnlich der Fähigkeit, mit der der geborene Musiker künstlerisch die Formen der Töne combiniere und sich daran ergötze, bestehe die erste und ursprüngliche Kraft, die das ganze Schaffen Taines veranlasst und in einem beherrschenden Interesse dessen ganzes Leben absorbiert habe. Die Leidenschaft, mit der er über die Revolution urteile, stamme bloss von den Ideen her, an denen er die Thatsachen messe und sie mangelhaft finde. „Dies sich Begeistern für die Ideen schimmert bei Taine unter den strengen methodischen Formen der Argumentation und der kritischen Analyse durch und ist der eigenste und persönlichste und darum vielleicht anziehendste Teil seiner Schriften, der zu gleicher Zeit die Gewaltsamkeiten und die grössten Mängel erklärt. Was in seinem Bilde Napoleons unzutreffend, zu streng und unbedingt ist, rührt her von seiner *logischen* Leidenschaft für eine Theorie und nicht von seinem Hass gegen den Mann oder gar aus Liebe zu einer Partei oder einer Sache.“ Darum sei es geboten, zuerst die Philosophie Taines zu betrachten. Diese sei vorhanden, wenn er auch oft erklärt habe, dass er kein System habe, sondern dass er nur einer Methode in seinen Arbeiten folgen wolle.

Die Grundlinien seiner Theorien stehen in den Jugendwerken schon fest. Er ist Positivist und tritt in schroffen Gegensatz zu dem Idealismus der eklektischen Schule, die er in seinen *Philosophes français* selber zerschmettert. Taine sieht nach seinen eigenen Worten damals nur zwei Wege vor sich, um zu einer neuen Philosophie zu gelangen. Der erste Weg war, dass eine grosse als ein Weltsystem gedachte Synthese der Ergebnisse der positiven Wissenschaften von einem Naturforscher unternommen würde, was aber bei der steten Ausdehnung der Naturwissenschaften nicht wahrscheinlich schien. Der andere Weg war der der Analyse, der kritischen Prüfung der herrschenden Ideen, die geleitet war von dem Bedürfnis strenger Beweisführung, aber nicht in dem skeptischen Geist des achtzehnten Jahrhunderts und mit der Absicht, auf den zerstreuten Ruinen jenes und unseres Jahrhunderts neu zu bauen. Der Skeptizismus führe zum Überdruß, in den letzten fünfzig Jahren seien dagegen einige halb fertige und einige ganz fertige bewiesene, solide Wissenschaften emporgekommen, brauchbar, die Strasse zu ziehen, und in Deutschland wären „grandiose, wenn auch trübe Leuchttürme, die uns das Ziel zeigen.“ Auf dieser Seite, schien es ihm, „sei nicht alle Hoffnung verloren.“ Taine entscheidet sich für diesen zweiten Weg im Einklang mit einer damals auftretenden allgemeinen Strömung, die in der Litteratur zum Naturalismus, zum Realismus und zur psychologischen Analyse führen sollte und sich schon in der Wiedererweckung von Stendhals Namen und Schriften zu zeigen begann. Den ersten Weg beschritt bald darauf Herbert Spencer, der den Gedanken der Evolution zur Grundlage seines philosophischen Systems machte. Taine, der ebenfalls den Gedanken der Entwicklung auf die Geisteswissenschaften anwendet, kannte jedoch damals, als er jene Sätze niederschrieb, weder Darwin noch Spencer, die ihm erst beinahe ein Jahrzehnt später, um das Jahr 1860, näher traten. Von Darwin unterscheidet er sich überdies darin, dass er das Beharren des Typus annimmt, während jener eine Anpassung an die Umgebung und eine Umformung voraussetzt. Was der Gedanke der organischen Entwicklung übrigens auf das Studium der sittlichen und historischen Welt Anwendbares enthält, war, wie Taine betont, schon seit Schluss des vorigen Jahrhunderts von der deutschen Philosophie ins Licht gesetzt worden. Deren Anhänger und die der englischen biologischen Theorien konnten sich daher später leicht begegnen. Taine ging von den deutschen Philosophen und besonders Hegel aus, den er als Lehrer in der Provinz täglich las.

Bei dem Stand der Philosophie in der Zeit, wo Taine sich ausbildete, etwa von 1850 bis 1863, konnte dieser nach unserm Kritiker keine Anregungen von Deutschland empfangen, wohl

aber von England, das damals, wie Barzellotti mit unserm Hillebrand annimmt, die geistige Hegemonie in Europa antrat, die vorher Deutschland innegehabt hatte. Von Buckle, den Taine nie nennt, scheint er höchstens einen unbewussten Impuls empfangen zu haben, einen starken dagegen von Carlyle und Stuart Mill. Während seine ersten Bücher und Essays französischen oder klassischen Gegenständen gewidmet sind, beschäftigt er sich von 1857 an ein halbes Dutzend Jahre fast nur mit England und widmet ihm eine seiner bedeutendsten Arbeiten. Die Geschichte der englischen Litteratur ist nach Barzellotti *la più vigorosa delle sue opere*. Carlyle und Mill stellten ihm zwei entgegengesetzte Seiten der geistigen Physiognomie der englischen Rasse dar: jener die spekulative und religiöse Hinneigung zu den innern Visionen, zu dem lebendigen Glauben an das göttliche Geheimnis der Dinge, das tiefe moralische Gefühl, das aus ihm beinahe einen Seher machte; Stuart Mill die Hinneigung zur positiven, genauen, experimentellen Beobachtung, zur umständlichen und methodischen Analyse der inneren That-sachen, die Nüchternheit im Abstrahieren und Schlüsseziehen. Das Studium Mills gab Taine Anlass, die Theorien des französischen Positivismus in seinem Geiste immer mehr zu entwickeln und zu bestimmen, Carlyle in seiner mächtigen Originalität als psychologischer Schriftsteller bot sich ihm dar als ein grosses wenn auch nicht nachahmenswertes Muster, das er studieren und mit den Augen längs eben jenes Weges verfolgen konnte, auf den er sich schon bei seinen ersten historischen Arbeiten, den Schritten der Deutschen nachgehend, gestellt hatte. Es war der Weg, den Vico geahnt, Herder, Goethe, die Romantiker und mit den weitesten Synthesen Hegel beschritten hatten, indem sie die Lehre von der organischen Einheit der historischen Welt aufstellten. In ihren Händen wurde die Kritik erst zu einer wahren Deutung des innersten Sinnes der Thatsachen. Alle Formen der Kunst, die Litteraturen, die religiösen und philosophischen Systeme und die bürgerlichen Institutionen wurden als ebensoviele Dokumente der Seele eines Volkes aufgefasst, die sich verschiedenartig äussert und auch in der Zeit wächst und sich entfaltet wie diejenige der Individuen. Statt wie herkömmlich die verschiedenen Formen einer und derselben Civilisation für sich, als voneinander unabhängig und als zufällige und willkürliche Produkte des individuellen Willens der Menschen zu betrachten, die allein ihre Urheber schienen, behauptet die neue Lehre das gleichzeitige und convergierende Wirken der grossen Gruppen historischer Ursachen, die zu jedem gegebenen selbständigen Moment der Kultur eines Volkes alle ihre Kräfte zu deren Zustandekommen zusammenwirken lassen und jedem ihrer Teile ihr Gepräge geben. Diese neue Lehre war eine der ersten und

klarsten Behauptungen des philosophischen Geistes der werdenden deutschen Kultur; sie trat entgegen der Weltanschauung des siebzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, wo man sich die Natur als ein grosses System mechanischer Gesetze dachte. Herder mit seiner wunderbaren Macht congenialer Sympathie hat dieser Bewegung den stärksten Impuls gegeben. Seitdem haben sich ebensoviele neue Wissenschaften entwickelt, als auf dem Felde der Geschichte Gruppen menschlicher Thatsachen waren. Und zwar hat sich die methodische Strenge der Analyse und der wissenschaftlichen Beobachtung immer gesteigert. Keine einzige der Entdeckungen, die im Bereich dieser Studien erzielt wurden, kann, für sich genommen, der Philosophie beigelegt werden. Und doch ging der erste Anstoss der Bewegung, die sie hervorbrachte, von ihr aus und von jener Anschauung der organischen Einheit und der Entwicklung der Dinge, die auf der einen Seite Hegel in seiner metaphysischen Formel von dem Gesetz des Werdens und auf der andern Seite Goethe mit der Einbildungskraft des Dichters geschaut hatte in seiner *Einleitung in die vergleichende Anatomie* (1782) und seinen Studien über die Einheit des Pflanzentypus, die der heutigen Biologie vorausseilten. Taine hat oft und laut das Verdienst dieser Initiative Deutschland zuerkannt. Die Lehre der Entwicklung auf die Natur, und die Lehre der Entwicklung auf die Menschen angewandt: das sind nach ihm die beiden philosophischen Vermächtnisse, die das moderne Deutschland dem Menschengeschlecht gemacht hat.

Aus jener Theorie der Entwicklung leitet Taine als unmittelbare Folgerung eine eigene Theorie ab, die ihm besonders lieb ist, die der historischen Momente. „Zu gewissen Zeitpunkten der Geschichte erscheint eine ursprüngliche Geistesform, die eine Philosophie, eine Litteratur, eine Kunst, eine Wissenschaft hervorbringt, und indem sie das Denken der Menschen erneuert, langsam, unfehlbar alle ihre Ideen erneuert. Die zum Suchen und Entdecken geborenen Geister sind alle in diesem geistigen Strom und bewegen sich nur mit ihm. Wollen sie gegen den Strom gehen, so müssen sie stehen bleiben; weichen sie davon ab, so werden sie verlangsamt; benutzen sie ihn, so werden sie weiter als die andern getragen. Und die Bewegung dauert solange fort, als noch etwas zu erfinden bleibt. Wenn die Kunst jedes ihrer Erzeugnisse, die Philosophie alle ihre Theorien, die Wissenschaft alle ihre Entdeckungen hergegeben hat, dann hält die Bewegung inne; eine andere Geistesform beginnt die Geister zu beherrschen, oder der Mensch hört auf zu denken.

„So erschien während der Renaissance der künstlerische und poetische Geist, der, in Italien geboren und nach Spanien übertragen, hier nach anderthalb Jahrhunderten erlosch und mit andern Eigen-

tümlichkeiten nach Frankreich und England verpflanzt, auch hier nach hundert Jahren zwischen den Raffiniertheiten der Manieristen und den Thorheiten der Sektenstifter endete, nachdem er die Reformation geschaffen, die Denkfreiheit gesichert und die Wissenschaft gegründet hatte. Ebenso kam mit Dryden und Malherbe der oratorische und klassische Geist auf, der, nachdem er die Litteratur des siebzehnten und die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts hervorgebracht, unter den Nachfolgern Voltaires und Popes verdorrte und nach Ablauf zweier Jahrhunderte erlosch, nachdem er die Aufklärung und Bildung in ganz Europa verbreitet und die französische Revolution erregt hatte. Und so kam am Schluss des verflossenen Jahrhunderts der philosophische Genius Deutschlands empor, der, nachdem er eine neue Metaphysik, Theologie, Poesie, Litteratur, Linguistik, Exegese und Gelehrsamkeit geschaffen, nun in diesem Augenblick in die Wissenschaft hinabsteigt und hier seine Entwicklung fortsetzt. Seit dreihundert Jahren hat man nicht einen originelleren Geist gesehen, einen, der universal, fruchtbarer in Folgerungen aller Art und geeigneter wäre, alles umzubilden und alles neu zu machen.

„Er ist von derselben Natur wie der der Renaissance und der des klassischen Zeitalters; ähnlich wie diese durchdringt er die grössten Werke der Intelligenz unseres Jahrhunderts, erscheint in allen civilisierten Ländern, verbreitet sich mit demselben Inhalt in verschiedenen Formen und ist einer der Momente der Weltgeschichte. Er findet sich wieder bei der nämlichen Civilisation und bei den nämlichen Rassen. Wir können also ohne zu viel Kühnheit vermuten, dass er eine ähnliche Dauer und ein ähnliches Geschick haben wird. So können wir also mit einer gewissen Genauigkeit unsern Platz in diesem unendlichen Strom der Thatsachen und der Dinge bestimmen. Wir wissen, dass wir ungefähr inmitten eines der Teilströme sind, die ihn bilden. Wir können die Geistesform erkennen, die ihn lenkt, und im voraus forschen, zu welchen Ideen er uns führt.“

Diese der Studie über Carlyle entnommene Stelle ist, wie Barzellotti mit Recht hervorhebt, für Taine darum sehr charakteristisch, weil sie zeigt, mit welcher Sicherheit er schon bei seinen ersten Schritten zu erforschen suchte, in welcher Weise er wirksam teilnehmen könnte an dem Werke jener Bewegung. Sein Amt schien ihm, selbständig in seinem französischen Geist die Ideen zu „übersetzen“, die ihm von ausserhalb gekommen waren. Kein anderer Schriftsteller unserer Zeit hat ein so lebendiges und tiefes Bewusstsein seiner Aufgabe gehabt. Als Studienobjekt erwählt er sich schon in seinen ersten jugendlichen Schriften die verschiedenen *formes d'esprit* und *d'intelligence*, d. h. die Denktypen

und -gewohnheiten, die den Individuen, den Völkern und den Rassen eigentümlich sind und in der Geschichte die grossen Verschiedenheiten ihres Genius, ihrer Kultur und ihres Lebens bezeichnen. Unserm Kritiker — und darin stimmen wir ihm bei — erscheint als das Bemerkenswerteste und Eigenste an diesen Forschungen Taines nicht sowohl die Anwendung jener unter der Formel Rasse, Milieu, Zeitpunkt (moment) bekannt gewordenen historischen Gesetze, als vielmehr sein Versuch, mittelst der Analyse vorzudringen bis zu dem psychologischen Factum der ursprünglichen und verschiedenartigen geistigen und moralischen Anlagen, die allen Verschiedenheiten der Rasse und Kultur der Völker zu Grunde liegen und sich hier ausprägen als ebensoviele ursprüngliche Verschiedenheiten geistiger Struktur. Allerdings ist das nach dem Kritiker nur ein Versuch, denn seine Analyse der zwei oder drei Grundtypen, auf die er „die Fähigkeiten einer allgemein betrachteten menschlichen Seele“ zurückführen will, giebt uns mehr eine Folge richtiger und sehr feiner Beobachtungen als eine Entdeckung wahrer und eigentlicher wissenschaftlicher Gesetze. Hochbedeutend ist aber immerhin und vor ihm nicht versucht der in allen seinen kritischen und historischen Arbeiten zu Grunde liegende Plan einer Art vergleichender Psychologie der ursprünglichen Verschiedenheiten der Organismen und der Systeme der menschlichen Kultur, die für ihre Geschichte das sein sollte, was für die Zoologie und Botanik die vergleichende Anatomie der Tiere und Pflanzen ist. Immer sieht er auf die Einheit des Systems oder der Gruppe, die alle Teile der einer Rasse, einem Jahrhundert, einem oder mehreren Völkern zu einer gegebenen Zeit gemeinsamen Civilisation unter sich bilden. Und zwar geht für ihn diese Einheit zurück auf diejenige der lenkenden Anlagen, Triebe und Neigungen, die die hervorstechenden und unterscheidenden Züge der Physiognomie eben dieser zu einem bestimmten Zeitpunkt ihrer Entwicklung betrachteten menschlichen Gruppe bilden. Die Methode Taines war die der deutschen historischen Schule, die durch den Kopf eines französischen Positivisten gegangen war. Die deutsche historische Schule sagte, jede Nation, jede historische Periode, jede Civilisation habe ihre Idee, d. h. ihren wichtigsten Charakterzug, aus dem alle andern sich ableiten. Einen Schritt weiter geht Carlyle und noch einen weiter Taine. „Dort, wo Hegel eine Idee setzte, setzt Carlyle ein heroisches Gefühl. Das ist greifbarer und moralischer. Um gänzlich aus der Unbestimmtheit der Abstraktionen herauszukommen, personifiziert Carlyle dies Gefühl in einem Helden. Er hat das Bedürfnis, den abstrakten Ideen einen Körper und eine Seele zu geben.“ (Taine.) Dasselbe Bedürfnis, in einer andern Form empfunden, veranlasst Taine, als Princip seiner Methode hin-

zustellen, dass da, wo Hegel eine Idee, Carlyle einen Helden hinstellt, die Wissenschaft und die Philosophie statt dessen eine Ursache oder eine primäre Thatsache suchen sollten. Am meisten verdient nach Barzellotti aber Hervorhebung, dass das erste Element und sozusagen der Zeugungskeim in der lebenden, unmittelbaren Beobachtung, in der genialen Intuition des Künstlerpsychologen liegt, die er von Anfang an auf das konkrete Studium der menschlichen Seele und ihrer Geschichte anwendet. Trotz der abstrakt logischen Form seines Denkens ist sein erster Schritt nicht der eines Mannes, der im Lichte einer schon gegebenen Theorie den Menschen bloss in abstracto betrachtet, vielmehr suchte und fand seine philosophische Anlage zu den grossen Synthesen der Thatsachen und der Dinge von Anfang einen Inhalt, um sich daran zu üben, in jener Welt des Bewusstseins und der Geschichte, in jenen *intérieurs d'âme*, die Stendhal, sein Lieblingsautor, als einziges Objekt ansah, das würdig sei des Studiums für einen geborenen Philosophen.

Taine war vermöge intellektueller Neigung und Anlage ein feiner Prüfer menschlicher Seelen. Mit seiner Theorie der *faculté maîtresse* will er die primäre und centrale Thatsache aufsuchen, aus der das ganze Wirken eines Mannes hervorgeht und entsteht. Auch ist ihm in hohem Masse immer zu eigen die Fähigkeit, in den Dingen besonders das Charakteristische, das Typische wiederzugeben, das was in ihnen eine Idee repräsentiert. Das beweisen nach Barzellotti besonders die beschreibenden Werke mit ihren Natur- und Sittenbildern, die zu den schönsten der französischen Litteratur gehören. Diese lassen uns nie den Grund, auf dem sich seine Künstlervision abhebt, ausser Augen verlieren, und das ist die Vorstellung der Gesetze, der Ursachen, der Kräfte, der jeder Ordnung der Dinge innewohnenden schöpferischen Formen. Das reiche Gemälde der farbigen lebensvollen Bilder verwebt er immer in den Einschlag der Ideen. Und in diesem Einklang der warmen, unmittelbaren, ergriffenen Spontaneität des Schriftstellers mit der ruhigen Reflexion des Philosophen und Psychologen erblickt der Kritiker das höchste Verdienst der Schriften, in denen es Taine gelungen ist, ganz den glücklichsten Teil seines Genies zu offenbaren. Das sei aber, findet er, nicht immer der Fall gewesen. In dem *Ancien Régime* sei Taine oft zu abstrakt trocken, die Beobachtung der Thatsachen belebe sich nicht zu einem mächtigen Gemälde, wie das der englischen Civilisation sei. Selbst in seine Landschaftsbilder schleiche sich bisweilen etwas Gewolltes und Gesuchtes ein. In den früheren Werken sei dagegen die Harmonie der künstlerischen mit der spekulativen Fähigkeit noch nicht gestört. In den glücklichsten Augenblicken seines geistigen Schaffens werde noch nicht sichtbar der innere Widerspruch, der daher rühre, dass

die frische Spontaneität des Künstlers und Schriftstellers, seine seltene Assimilationsfähigkeit in Widerspruch stehen mit dem Mechanismus seiner philosophischen Theorie von französischer Überlieferung. Dieser Widerspruch trete am stärksten in der Geschichte Frankreichs hervor, in geringerem Grade auch schon in den Werken über die Philosophie der Kunst. Am besten geglückt seien der *Lafontaine*, die *Philosophes français* und die *Geschichte der englischen Litteratur*. Dies letztere Werk namentlich stellt Barzellotti sehr hoch. „Wenige andere Werke, scheint es, sind zu unserer Zeit geschrieben worden, die so genial wie dieses und im wahren Sinne des Wortes es sind; sehr wenige, in denen die inspirierende Harmonie des Ganzen in jedem Teile widerscheint. Die Einleitung ist, glaube ich, der machtvollste Abriss der Geschichtsphilosophie, der in unserer Zeit in Frankreich geschrieben wurde.“ Von einzelnen Abschnitten hebt er besonders hervor den über das englische Theater der Renaissance und das Genie Shakespeares, den andern über den Puritanismus, Bunyan und Milton, die Analyse der Werke Byrons und die Vergleichung seines *Manfred* und des *Faust* von Goethe und schliesslich die wunderbare Zusammenfassung, in der der Autor uns in einem letzten Bilde den ganzen historischen Organismus der englischen Civilisation vorführe mit Hindeutungen auf ihre Zukunft. „Das sind Seiten, die allein genügen würden, dauernd einen Schriftsteller zu ehren.“

In den Büchern Taines kehre immer wieder und beherrsche sie die Idee der Rasse. Ihre Wirkung auf den Geist der Individuen und der Völker betrachte er in Beziehung zu der andern in seinen Augen geringeren des Klimas, der socialen Bedingungen und der historischen Momente. Bloss unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, weise das Schaffen des französischen Philosophen keine andere Bedeutung und Neuheit auf, als dass er strenger und systematischer als andere verfahren sei. Die Originalität Taines als Philosoph und Schriftsteller bestehe vielmehr darin, dass er aus der Kritik eine Psychologie des individuellen Geistes und der individuellen Seele und aus der Geschichte eine Psychologie der Collectivseele zu machen unternahm. Die historische Welt wird gedacht als die organische Einheit eines Collectivbewusstseins der Menschheit, das in den Jahrhunderten ein eigenes, ebenso wahres und wirkliches Leben lebt als das des Bewusstseins der einzelnen Individuen, die Teile davon sind. Die geniale Intuition, mit der Taine sie erschaut, geht auf das metaphysische Denken der Deutschen zurück; Taine zieht sie aus der Unbestimmtheit und will sie auf Formeln, auf exakte Thatsachen der Psychologie zurückführen. Er vereinigt hierbei die echt französische Klarheit der Analyse und Kunst mit der Fülle genauer Beobachtungen von Thatsachen, die er in der

Weise der englischen Analytiker studiert hat. Das wahrhaft Lebendige in seinen Werken besteht nach Barzellotti in jener innigen Wärme der Sympathie, vermöge deren er als wahrer Künstler sich in die grosse Seele der Geschichte zu versetzen und ihre verborgensten Vibrationen im Herzen der Grössten, der Helden des Gedankens und des Willens zu entdecken weiss. Denn deren Genie besteht eben in dem, was sie im Vergleich zu anderen Menschen in sich mehr vom Menschen, seinen Fähigkeiten und seiner Geschichte haben. Daher rührt es, dass er die litterarischen und künstlerischen Werke fast ausschliesslich unter dem Gesichtspunkte sieht, von dem sie mehr als notwendige Wirkungen eines Zusammenstreffens von Ursachen und natürlichen und socialen Kräften oder als menschliche Dokumente und Zeichen eines Geisteszustands denn als ästhetische Organismen erscheinen. Taine will die Geschichte einen Schritt über Ste.-Beuve hinausgehen lassen. Dieser als grosser Psycholog verstand es trefflich, unter den Thatsachen, den Dokumenten, Litteraturen u. s. w. die innere Form der Gefühle, der Ideen der Vergangenheit zu entdecken; nun sollen die *allgemeinen Ursachen und die Gesetze* aufgesucht werden, von denen jene Gefühle und Ideen in dieser oder jener Zeit hervorgebracht wurden, „die allgemeinen Züge, die geistigen und moralischen Eigentümlichkeiten, die den Menschen einer Rasse, eines Jahrhunderts, eines Landes gemeinsam sind.“ „Die Geschichte, sagt ein französischer Kritiker, erschien ihm als ein grosses durch den Zufall angestelltes Experiment zum Vorteil des Psychologen.“ Die Geschichte ist für ihn nur eine angewandte Psychologie; aber die Psychologie darf sich nicht einzig auf die unsichere und trügerische individuelle Beobachtung stützen, sondern vor allem auf eine grosse, auf das collective oder historische Bewusstsein angewandte Enquête, deren Dokumente die Litteraturen, die Religionen, die socialen Institutionen, die Sitten, alle die mancherlei Seiten des menschlichen Lebens und der menschlichen Kultur sind. Taine weist hier der Psychologie ein eigenes Feld von Forschungen an. Er hatte schon von Anfang an begriffen, dass eine wahre Wissenschaft der menschlichen Seele nicht mit der vagen, unförmlichen und fast kindlichen Methode errichtet werden könne, mit der es die Eklektiker, die Schotten und die anderen Psychologen der klassischen Schule versucht hatten. Er neigte schon zu Beginn dazu, den Menschen zu studieren in allem was menschlich ist und glaubte, wie Bourget sagt, dass „Alles den Psychologen interessieren und ihm ein Dokument liefern müsse, von der Weise ein Zimmer zu möblieren und ein Frühstück zu geben, bis zu der Art, wie man zu Gott betet und die Toten ehrt.“ Man sieht, bemerkt der französische Kritiker weiter, wie durch die systematische Durchforschung aller Doku-

mente über die menschlichen Leidenschaften, mögen diese gröss oder klein sein, die dürftige und gebrechliche Wissenschaft der Reid und Dugald Steward sich zu enormem Umfang erweitert hat.

Hier schliesst der unseres Erachtens wichtigste Teil der allgemeinen Ausführungen Barzellottis, in denen dieser sich in selbständiger und geistvoller Weise über das Zustandekommen von Taines Geistesrichtung und seine historische Stellung Rechenschaft zu geben sucht. Es folgen Bemerkungen über die Einheit und den Zusammenhang seines Schaffens, Notizen über seine Arbeitsweise und Ähnliches.

Darauf beginnt die Betrachtung von Taines Philosophie im engeren Sinne. John Stuart Mill hatte über Taine geurteilt — und Barzellotti billigt dieses Urteil —, dass er einen Compromiss oder ein *juste-milieu* zwischen der Richtung der Schule Comtes und der seiner Gegner, der Anhänger der traditionellen Philosophie, versucht habe. Die herrschende Fähigkeit im Geiste Taines war, die Dinge und die Thatsachen durch ausgedehnte Synthesen, durch *vues d'ensemble* aufzufassen. Er betrachtet sie als eine der höchsten Gaben des menschlichen Geistes, „ohne die *alle anderen mittelmässig bleiben*, weil *sans une philosophie le savant n'est qu'un manoeuvre et l'artiste qu'un amuseur*.“ Taine glaubt, dass jenseits der Wissenschaft noch Raum sei für eine ideale Construction, die die von der Erfahrung in der Interpretation der Dinge und ihrer Gesetze offen gelassenen Lücken ausfüllt.³⁰⁾ Die Möglichkeit einer Metaphysik erkennt er ausdrücklich am Schluss der *Intelligence* an, spricht sich aber das Talent, eine solche zu schaffen, ab, ebenso auch den Engländern. „Ihr habt Männer der Wissenschaft, aber ihr habt keine Denker“, sagt er einmal von diesen. Barzellotti sucht nun nachzuweisen, wie Taine in seinen Grundanschauungen eine Mittelstellung zwischen den Deutschen und Condillac einnimmt, worin er sich von Kant unterscheidet und mit Hegel übereinstimmt. Nach dem Kritiker haben wir hier einen kühnen und geistvollen Vermittelungsversuch zwischen Ideen oder richtiger Denkgewohnheiten, die aus verschiedenen historischen Momenten hervorgegangen und zum grossen Teile einander entgegengesetzt sind. Dieser Versuch, einen philosophischen Inhalt von wesentlich deutschem Ursprung und Gepräge mit der discursiven Klarheit, mit der Tendenz zu den der

³⁰⁾ „Jenseits aller dieser untergeordneten, Wissenschaften geheissenen Analysen, die die Thatsachen auf einige besondere Typen und Gesetze zurückführen, giebt es eine höhere Analyse, die Metaphysik heisst und die diese Gesetze und diese Typen auf irgend eine universale Formel zurückführt. Eine solche Analyse straft die anderen nicht Lügen, sondern ergänzt sie; sie beginnt nicht eine Bewegung verschieden von der, die ihnen eigen ist, sondern sie setzt eine schon begonnene fort.“

französischen *raison* eigentümlichen logischen Symmetrien „wiederzudenken“, scheint nur zum Teil geglückt. Die Taines Lehren zu Grunde liegende poetische und metaphysische Intuition der *organischen Einheit der Dinge* konnte sich auch nicht ganz mit dem Mechanismus der Franzosen verschmelzen.

Das Nichtgelungene dieses Versuches hat nach Barzellotti vielleicht Taines dauerndes Interesse für eine bestimmte Frage geweckt, nämlich die, ob in dem Gegensatz dieser zwei historischen Richtungen der europäischen Philosophie sich durch die Verschiedenheit der Ideen und Lehren hindurch der tiefere der geistigen Structur und des Genies zweier Rassen offenbare. Nichts ist wahrer als der Satz, dass in der Geschichte der menschlichen Kultur der thatsächliche, wirkliche Wert, die lebendige Kraft der verschiedenen Formen von Institutionen und Kunst, der moralischen religiösen und philosophischen Ideen nicht abhängt von dem, was sie sind oder richtiger, abstrakt betrachtet, in sich selber sein und leisten könnten, sondern vielmehr von dem, was aus ihnen das geistige und sociale *Medium* macht, durch das ihre Wirksamkeit hindurchgeht. Es sind historische Organismen, deren Same, wenn die Winde ihn auf einen anderen Boden und in ein von dem seinigen verschiedenes Klima tragen, entweder hier stirbt oder in einer Pflanze aufgeht, die Früchte von ganz anderem Geschmack und von verschiedener Form trägt. Ebenso auch, wenn eine Strömung neuer Ideen sich aus ihrem Geburtsland in ein anderes verbreitet, so ist das Werk, das sie hier hervorbringt, bestimmt von der Art, in der dieses sie sich aneignet, umbildet und sozusagen die lebendigen Schwingungen des eigenen Gedankens ihnen aufprägt. Kein anderer Schriftsteller hat aus dieser Anschauung so viel Nutzen gezogen als Taine für das Studium dessen, was man die historische *Individualität* des jeder der grossen Nationen Europas eigentümlichen Genius nennen könnte. Taine mochte sich hierzu besonders dadurch getrieben fühlen, dass er in seinem eigenen Geist den Einfluss von Ideen und Kunstformen erfahren hatte, die in untereinander verschiedener oder entgegengesetzter Umgebung entstanden waren, und die Schwierigkeit empfand, in einem einzigen ursprünglichen Wurf Elemente von meist zwiespältiger Inspiration zu verschmelzen. Wenige mussten wohl ein so starkes Bewusstsein haben von dem „in unser aller Gehirnen bestehenden Conflict der von den verschiedenen Rassen ausgearbeiteten Träume des Universums“, ³¹⁾ der ein Gesetz des geistigen Lebens unserer Zeit bildet. In der Mehrzahl der Autoren, sagt Barzellotti, ist diese Neigung zur feinen Prüfung der Bedingungen, unter denen sich die eigene geistige

³¹⁾ Bourget.

Arbeit und die der anderen vollzieht, ein Zeichen von einem gewissen Gefühl von Unbehagen und von einem gewissen Mangel an Leichtigkeit und wahrer Spontaneität. Auch in dieser Hinsicht enthüllt sich Taine uns als ein Mensch und Schriftsteller recht eigentlich aus unserer Zeit.

Neben den „historischen Varietäten“ der wichtigsten Systeme der Kultur und Civilisation, die Taine auf drei oder vier Fundamentaltypen zurückführen will, versucht er auch eine Art vergleichender Psychologie der Familien und der Varietäten der Geister. Immer sucht er das primäre psychologische Factum, um das sich alle andern gruppieren und das das oft wunderbare Vorwiegen gewisser Anlagen in einzelnen Menschen erklärt. Die Psychologie des Feldherrn (Napoleon), des Redners (Livius, Cousin, Macaulay), des Mystikers (Carlyle), des Dichters (Shakespeare), um nur einige zu nennen, hat er selber zu bestimmen gesucht. Hierdurch hat er eine Grundlage für eine Psychologie der Kunst geliefert.

Bei der Betrachtung der typischen Varietäten der Geister, wie sie Taine bestimmt, hebt der Kritiker mit Recht hervor, wie vorurteilslos Taine immer eine davon, den französischen Geist, beurteilt hat. Zugleich auch spendet er der hier bewiesenen kritischen Meisterschaft unbedingtes Lob. „Von diesen beiden Höhepunkten der Kultur seines Landes — dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten und der Philosophie, die der grossen Revolution vorausgeht und sie vorbereitet — hat er in seinen *Essais*, namentlich dem über Racine, und in dem Werk über Lafontaine, vor allem aber in dem schönsten Teil des ersten Bandes der *Origines de la France contemporaine* eine historische und psychologische Untersuchung gegeben, die an Feinheit und Wahrheit, glaube ich, nicht ihresgleichen hat.“ Die französische Geistesform offenbart sich nach unserem Kritiker nun vor allem auch in Taines eigenem Philosophieren. Dieser selber weist den Franzosen eine Mittelstellung zwischen den Deutschen und Engländern an. In seinen Anfängen steht er den Deutschen näher, dann schliesst er sich mehr den Engländern an. Schwanken in einzelnen Principien wird ihm von mehreren Kritikern vorgeworfen, und Barzellotti citiert zustimmend das Urteil, dass, wenn Taine sich in der *Intelligence* am meisten den Engländern näherte, doch die ursprüngliche Verwandtschaft seiner philosophischen Ideen mit der Hegelschen Metaphysik in ihnen als ihr beherrschender Charakterzug bestehen bleibe.

Über Comte erhebt sich nach unserem Kritiker Taine sehr hoch, denn er besass, was jenem fehlte und was Thierry, Michelet, Renan hatten, die *divinatorische Sympathie für das Vergangene*. Neben den Mängeln, die seine methodische Strenge und das Streben nach beweiskräftiger Exaktheit in ihrer Anwendung auf die Ge-

schichte haben mussten, steht ein grosser Vorzug: er hatte Geist und Mut zu begreifen, dass die Wissenschaft, die uns nur die allgemeinen und gemeinsamen Elemente der Thatsachen und Dinge giebt, im Studium des menschlichen Geistes nicht dazu gelangt, uns die *ganze Wahrheit* zu geben, wenn sie nicht durchdrungen ist von der Kunst, die das Besondere, Individuelle *erschaut*, das, was der Analyse und Abstraktion entgeht. Die Überlegenheit der Kunst, *wofern sie gross und wahr ist*, über die *reine* Wissenschaft im Begreifen des Lebens, der Charaktere und der menschlichen Gefühle hat Taine oft genug behauptet. Barzellotti scheint der Meinung zu sein, dass das Bedeutendste, was Taine in der litterarischen, künstlerischen und historischen Kritik gelungen, zu einem wesentlichen Teile dieser spontanen Kenntnis, diesem eigentümlichen, psychologischen Takt zu verdanken sei. Er weist dafür auf die Partie über Shakespeare in der *Geschichte der englischen Litteratur* und diejenige über die Perception in der *Intelligence* hin. Die Harmonie von Taines Fähigkeiten als Künstler und genialer Denker mit der Gewohnheit der kritischen Analyse durchdringt jedoch nicht bis zum Grunde die philosophische Auffassung, die er von den Dingen, dem sittlichen Leben und der Welt hat. „Im weitesten Sinne des Wortes kann Taine weder als ein Metaphysiker noch als originaler Denker gelten, wenn er auch in allen seinen Werken, namentlich in seinen historischen, ein Philosoph ist vermöge der Fähigkeit, die Thatsachen unter den Ideen zusammenzufassen; er war vor allem ein Künstlerpsycholog, ein kühner und oft glücklicher Erforscher der moralischen Welt und der Geschichte und ein sehr wirksamer Schriftsteller.“ —

Im zweiten Teil (*Die Psychologie und die Philosophie der Kunst*) fällt auf, wie summarisch das Buch *de l'Intelligence* erledigt wird. Es scheint dem Kritiker alt in der allgemeinen Auffassung und der systematischen Anlage, neu in den einzelnen Teilen. Gelobt wird Taine, dass er als einer der ersten, auch unter den Positivisten, sich entschlossen für die Erklärung der inneren Thatsachen der pathologischen Psychologie bedient habe. Ganz verschieden von dem Margeries lautet das Urteil über die kunstgeschichtlichen Arbeiten: jener stellt sie am höchsten, dieser sie am niedrigsten unter allem, was Taine geschrieben. Hier kommt der Italiener der Wahrheit sicher näher als der Franzose. Es macht Barzellotti stutzig, dass man nie etwas vernommen, wie die Künstler sich zu Taines Vorlesungen in der *École des Arts* stellten. Mängel mussten sich nach ihm schon daraus ergeben, dass der Gegenstand, den der Philosoph zu behandeln hatte, im wesentlichen

neu für ihn war. Eine künstlerische Erziehung in dem eigentlichsten Sinne des Wortes hatte er nicht gehabt. Bei seinen vorhergehenden Arbeiten über litterarische und moralische Stoffe hatte er ein reiches Feld von Kenntnissen und Erfahrungen vor sich und fühlte sich ganz zu Hause. Hier aber fehlte ihm am allermeisten die technische Erfahrung. Da er nie ein Werk der bildenden Kunst concipiert und ausgeführt hatte, konnte er sich als Kritiker über das, was im Geiste eines Künstlers vorgeht, nur durch litterarische Analogien Rechenschaft geben. Das setzt die Kritiker mit Recht dem Vorwurf von Seiten der Künstler aus, dass sie auch in ihrer Kritik immer nur Schriftsteller, Litteraten geblieben seien. Bei Taine kam noch hinzu, dass er, indem die Kunstwerke ausschliesslich im Lichte seiner historischen Theorien betrachtete, sich in seinem Studium von Anfang an auf die wichtigsten Perioden und Gruppen beschränkte, die er immer in Beziehung auf die Kultur der grossen Künstler-völker, ihren Geist, ihr Klima und ihren heimischen Boden betrachtete. Diese Ethnologie oder Klimatologie der Kunst verlor so viel an Bestimmtheit, als sie an Allgemeinheit gewann. Barzellotti wird dadurch an das Wort Winkelmanns erinnert, der seinen Landsleuten abriet, zu viel über Kunst zu philosophieren, denn über das Allgemeine mit herkömmlichen Gemeinplätzen sich zu ergehen, sei leicht, das schwere sei das Individualisieren. Der Grundfehler Taines sei, dass er fast gar nicht aus seinen beiden Schemas von Rasse und Umgebung herausgehe. Seine Hypothese von einem primären psychologischen Factum, von einer ursprünglichen Anlage, die gewissermassen der Grund der Fähigkeiten jedes grossen Geistes ist, hätte ihm Gelegenheit geben können, die verschiedenen Formen von Individualitäten des künstlerischen Genius, wie sie sich in den Schulhäuptern offenbaren, mit einer ebenso eindringenden Analyse zu studieren, wie die ist, die er in der *Englischen Litteratur* und den *Essais* auf die verschiedensten Temperamente von Dichtern und Schriftstellern anwendet. Eine vergleichende Psychologie dessen, was die künstlerische Vision des menschlichen Körpers bei Vinci, Raphael, Buonarotti und Rubens eigenstes hat, wenn er sie mit dem Scharfsinn ausgeführt hätte, den er bei Rembrandt zeigt, würde den unbefriedigenden Eindruck der historischen Teile über die griechische Plastik, die italienische und die holländische Malerei bei dem Leser vermindert haben. Unleugbar, fährt Barzellotti fort, sei die Entsprechung zwischen der historischen Physiognomie der Produkte der Kunst und der Kultur, die sie nährt. Aber der wahre Wert und die Bedeutung jedes grossen Kunstwerkes bestehe bloss teilweise in dem Gepräge von Ursprung, Zeit, Schule, in den allgemeinen historischen Bedingungen, aus denen es hervorgeht. Ein Meisterwerk der Kunst sei vielmehr um so *bezeichnender*, je indivi-

dueller es ist. Und das, was es in sich Suggestives für die Kritik hat, kommt ihm eben zu von jenem einzig ihm Eigentümlichen, durch das es sich hoch über die unendliche Menge um es herum erhebt. Das Studium der kleinsten Besonderheiten der technischen Ausführung, die den Häuptionen der einzelnen Schulen und ihren Anhängern eigen sind, liefere einen Beweis mehr, wie jeder Künstler sozusagen die Dinge mit seinem Auge gesehen hat. Allerdings meint Barzellotti, selbst wenn Taine die technische Kenntnis für die Kunstgeschichte gehabt hätte, so wäre doch kein Raum für sie in dem Rahmen gewesen, in dem er seine Kritik stehen lassen wollte. Das scheint uns irrig, da Taine doch öfters die Darstellungsmittel eines Autors, wenn sie für dessen Geistesform charakteristisch sind, betrachtet.

Von den beiden philosophischen Abhandlungen *Philosophie de l'Art* und *l'Idéal dans l'Art* stellt der Kritiker die letztere höher; sie sei besser ausgearbeitet, verrate ein selbständigeres Denken und enthalte wohl das Neueste aus jenen Vorlesungen. Die von Taine aufgestellte Stufenleiter der Werte sei der einzige bemerkenswerte bisher von dem Positivismus gemachte Versuch, sich einer Lösung des Problems von der verhältnismässigen Bedeutung von Inhalt und Form in der Kunst zu nähern. Der tiefe spekulative Blick, den er hier offenbare, sei würdig eines Künstlerphilosophen, auch sei die Stufenfolge der Charakterzüge des moralischen Menschen mit einer sehr feinen Analyse vorgenommen. Besser passen jedoch nach dem Kritiker — und darin wird man ihm beistimmen — die Kriterien für die Litteratur als für die Malerei. Durch das Betonen der *bienfaisance des caractères* werde in die Kunst wieder die Moral eingeführt, die Taine früher in der *Philosophie de l'Art* ausdrücklich ausgeschlossen gehabt habe. Es sei das wieder ein neuer Beweis, wie in jedem Teil der Lehre Taines die Elemente und Voraussetzungen zweier einander entgegengesetzten Lehren, die nicht zusammen harmonierten, sich genähert hätten. Während er auf der einen Seite dem unversöhnlichsten Realismus den Weg zu öffnen schien, lässt er auf der anderen Seite den Künstler sich erheben „zu jenen höchsten Formen, die das Ziel der Natur sind“, und zu denen diese wie zu ihrer höchsten Vollendung hinstrebt.

Sehr interessant sind die Ausführungen über Taines Verhältnis zu dem Naturalismus. Taine misst die Werke nicht nach dem Grade nachahmender und reproducierender Treue, sondern nach dem Grade der Idealität und des Ausdrucks, vermöge dessen sie diejenigen Züge auswählen, die am meisten Wert und Bedeutung für uns haben. Taines Ästhetik, die den Wert der Werke nach dem wirklichen Wert der Charaktere der Dinge abstuft, ist diametral entgegengesetzt dem Verfahren jener Künstler und Schriftsteller,

die glauben, dass jeder Zug und jede Linie der Dinge ästhetisch gleich schön und wahr seien, wofern sie nur wirklich und natürlich seien. Dennoch hat diese ganze Richtung, die aus der Kunst nur eine grosse Enquete und eine Sammlung von *documents humains* machen will, die Anregung und fast das philosophische Programm ihres Schaffens von Taine empfangen haben wollen. Dieser hat die Gedanken Balzacs systematisiert und den Naturalismus als die auf die Litteratur angewandte Wissenschaft aufgefasst. Das analytische Verfahren seiner litterarischen Kritik und seiner historischen Arbeiten war die fortwährende, genaueste Untersuchung der *petits faits*, aus denen der Mensch bestehen sollte. Auch war der künstlerische Naturalismus eine Reaktion gegen die Romantik parallel mit derjenigen, die Taine gegen die idealistische Philosophie geführt hatte. Hierzu könnte man unseres Erachtens noch folgende wichtige Übereinstimmung, besonders zwischen Taine und Zola fügen: beide suchen darzustellen, wie eine bestimmte Naturanlage unter dem Einfluss gegebener äusserer Verhältnisse sich so und so entfalten musste. Beidemale haben wir eine *Deduktion* und eine *Demonstration* und werden an ein Experiment erinnert. Dies Experiment ist jedoch fictiv: in dem einen Falle ist die Naturanlage — des Individuums oder Volkes — hypothetisch und die äusseren Verhältnisse wirklich, bei Zola dagegen ist die Naturanlage seines Helden das Bestimmte und die äusseren Verhältnisse sind hypothetisch. Der Determinismus der positiven Schule wird gesteigert bei der naturalistischen Kunst, die uns „die menschliche Kreatur von den umgebenden Dingen beherrscht und fast unfähig zu persönlicher Gegenwirkung“ zeigt. Barzellotti trägt hier einige Ansichten Taines zusammen, die wieder bestätigen, dass er gering über den Wert der naturalistischen Werke dachte: „*Le roman est aux mains des successeurs de Balzac, et il ne faut pas s'en plaindre si, avec les minuties et la conscience du maître, les élèves ont les grandes vues d'ensemble, la profondeur d'analyse, la puissance de combinaison et la pénétration philosophique qui font de Balzac, comme de Rembrandt, l'un des grands peintres de l'humanité.*“ Das abfällige Urteil über Zola hatten wir schon erwähnt. Flauberts *Madame Bovary* hielt er dagegen für ein Meisterwerk, weil er hier eine philosophische Idee in Handlung gesetzt, eine bedeutende Ansicht der Natur und des Lebens dargestellt sah, die als Band und Stoff der Erzählung dient und sich in einer Persönlichkeit ausprägt, die fähig ist, alles auszudrücken. Auch bei Balzac, den er uns als den Typus des naturalistischen Schriftstellers hinstellt, der nicht das Gute und Schöne, sondern das Wirkliche und Wahre des Lebens gebe, fehlen die Vorbehalte nicht. Er sinkt nach Taine unter sich selber herunter, wenn er Frauencharaktere behandelt, und ist nie wahr im Dar-

stellen der Tugend und erhebt sich nie zu deren höchsten Formen, weil sein Ideal nicht hier ist, sondern *partout où il y a une difformité ou une plaie, Balzac est là*; aber der Reichtum und die Kraft der Erfindung, die Tiefe der Analyse wiegen diese Fehler auf; die Figuren seiner grössten Verbrecher *échappent à la laideur par leur puissance*. Die Begründung Barzellottis, warum Taine Zola nicht gleich hoch habe stellen können, würde uns hier zu weit abführen.

In demselben Zusammenhange wie Margerie betrachtet auch der italienische Kritiker hier die *Voyage en Italie*. Taine hat nach ihm nur die eine Seite gesehen, die Berührung der Kunst mit der eleganten Sinnlichkeit des italienischen Lebens, das, wenn auch noch in seiner ganzen Blüte, schon dem Verfall zuneigte. Ungenügend seien beurteilt die Quattrocentisten, Leonardo und Raphael, besser empfunden und feiner studiert scheinen ihm die Venezianer. Und während er ein Zusammentreffen zwischen den Perioden der Kunst und denen des politischen Lebens in Italien sehen wolle, das nicht vorhanden oder stark übertrieben sei, sehe er nicht die viel engeren Beziehungen zwischen den bildenden Künsten und der Architektur, zwischen beiden und der italienischen Litteratur, die ihm auch viel weniger vertraut gewesen sei als diejenige Englands und Deutschlands. Mehr denn als Historiker und Kunstkritiker zeige sich Taine hier als wahrer Künstler im Beschreiben. Die italienische Landschaft habe er wunderbar in ihren verschiedenen Seiten empfunden, und wenn er von einem Meisterwerk spreche, so sei mehr als der Scharfsinn und die Feinheit seiner Kritik die Kunst zu bewundern, mit der er es zu reproduzieren, in Worten wieder aufleben zu lassen verstehe.

Taine geht in diesem Buche auch auf die moralische Physiognomie des politischen Lebens von Italien ein. Einige Urteile scheinen dem Kritiker zu heftig, im ganzen gehörten sie zu den unbefangenen, die je ein Kritiker über das Land gefällt habe. Vielfach sei er sehr scharfblickend, auch in seinem Skeptizismus.

Die Ästhetik Taines, wird resümiert, leide an einigen Widersprüchen, auch sei sie zu logisch und fragmentarisch. Die Theorie des Ideals und der ästhetischen Werte habe einen Fonds von Wahrheit unabhängig von dem System, von dem sie einen Teil ausmache. Die Einwände, die Guyau und Hennequin gegen die Milieutheorie vorbringen, treffen nicht den Kern von Wahrheit, den Taines Lehre enthalte.

Der ganze dritte Teil ist den *Origines de la France contemporaine* gewidmet. Ihrem Wesen nach sind diese nur eine grosse Verurteilung der Revolution und des Kaiserreichs, aus dem alle heutigen Institutionen Frankreichs hervorgegangen sind. Taine fühlt sich nach dem Kritiker stets im Gegensatz zu den Ideen und Ten-

denzen der zeitgenössischen Demokratie, und die Vorreden zu den einzelnen Bänden des Werkes zeigen dies immer deutlicher. „Die Intensität und Fortdauer des polemischen Tones raubt dem Autor zwar die Unbefangenheit, sie verleiht ihm dafür aber auch eine Stärke nachdrucksvollen Tons, eine Wirksamkeit der Überzeugung, die sich den andern mitteilt, und prägt dem Buche einen ganz eigenen Charakter auf.“ Taine sehe nur noch die plumpen und gehässigen Seiten der Revolution, deren Lichtseiten er früher Carlyle gegenüber doch selber warm vertreten habe. Taine habe die Geschichte nicht als Kunst aufgefasst, sondern als Beobachtungswissenschaft, mit deren Hilfe er die allgemeinen Ursachen der socialen, moralischen und politischen Thatsachen erkennen wolle. Der erste Band sei, wenn auch nicht der machtvollste, so doch der am besten gelungene und sicherlich der, in dem der Schriftsteller am besten seinen Stoff gemeistert habe. In den späteren Bänden habe den Autor öfters die Menge des Materials verwirrt, kleinere Widersprüche rührten auch daher, dass er während des Ausarbeitens noch manchmal seine Ansicht gewechselt habe. Das Werk sei die strengste je unternommene Anwendung des doppelten Verfahrens der Analyse und der Deduktion der Erscheinungen aus ihren Ursachen auf einen historischen Gegenstand. In dem ersten Verfahren sei Taine unübertroffen; keiner verstehe es so gut wie er eine Gruppe von Thatsachen in die hervorbringenden Thatsachen, die ihre Ursachen seien, aufzulösen; Beweis dafür seien die Analyse des revolutionären Geistes und die des jacobinischen Geistes. In dem zweiten Verfahren fehle er jedoch oft darin, dass er — wie beim Bilde Napoleons — eine ganze Gruppe von Thatsachen aus einem einzigen ihrer Elemente ableiten und sie in eine einzige Formel auflösen wolle. Im ersten und zweiten Band der *Révolution* halte, besser als in den späteren, die Erzählung gleichen Schritt mit der Kritik und der Psychologie; dem Autor gelinge es an mehreren Stellen wahrhaft, ein Gemälde zu schaffen und uns die lenkende Seele der öffentlichen Ereignisse aufzuzeigen. Hier führe er uns die Ereignisse in ihrer ganzen historischen Augenscheinlichkeit vor, während er zu gleicher Zeit uns die Gründe und die innersten Triebfedern zeige.

Bloss die Thatsachen und ihre Verkettung erscheinen in seiner Geschichte, die Personen, selbst Napoleon nicht ausgenommen, treten zurück. Nur eine einzige Gestalt trete in seinem Gemälde hervor und nehme es ganz ein, es sei jene der blinden historischen Fatalität. „Ich weiss nicht, welche andere Geschichte mehr als diese, die doch nie beschreibt, in unserer Einbildungskraft das antike Bild der griechischen Ananke erstehen lässt, jener furchtbaren kollektiven Unverantwortlichkeit der grossen öffentlichen Ereignisse, die meist alle Voraussicht, alle Absicht jedes, der daran

Teil hat, zu nichte machen, und in der das besondere, oft verantwortliche Wirken der einzelnen Willen, die zusammen wirken, es hervorzubringen, gleichsam versinkt.“

Interessant ist eine Parallele, die Barzellotti zwischen Taines *Origines* und Manzoni's vergleichendem Essay *über die französische Revolution vom Jahre 1789 und die italienische vom Jahre 1859* anstellt. Am bemerkenswertesten sind wohl die Ausführungen, in denen er sich über die Wirkungen der italienischen Revolution und das heutige Italien verbreitet. In diesem Werke, sagt Barzellotti, zeige sich besonders das tiefe moralische Gefühl Taines; der Mensch widerspreche hier dem Philosophen und naturalistischen Kritiker. Er billige, bewundere, verabscheue und hasse. Dadurch erhalte seine Darstellung ein düsteres taciteisches Colorit. In der Charakteristik der Revolutionsmänner sei jeder Federzug ein Brandmal der Schande auf ihrer Stirne.

Die zwei Bände über das *Régime moderne*, die in der Form des Gedankens und des Stils gemässigter seien, näherten sich mehr der wissenschaftlichen Abhandlung. „Nie, sagt Taine, hat sich der Charakter eines Individuums mit so tiefem Gepräge einem Kollektivwerk aufgedrückt, wie der des Genius von Napoleon sich in jedem Teile des socialen französischen Gebäudes eingepresst hat, dessen Erbauer, Eigentümer und wichtigster Bewohner er von 1799 bis 1814 war.“ Um das Werk Napoleons zu studieren, geht darum Taine auf den Charakter des Mannes ein. Barzellotti urteilt, dass in dieser Analyse des Genius von Napoleon und dessen, was er gethan hat, auf jeder Seite wahres stehe. Nicht so wahr sei jedoch die Gesamtauffassung. Mit Recht werde als sein Hauptfehler getadelt das zu viele Regierenwollen. Bei der Betrachtung der Regelung der kirchlichen und Schulverhältnisse weilt begreiflicherweise Barzellotti bei anderen Punkten als Margerie. Er findet, dass in Taines Kritik der napoleonischen Einrichtungen sehr viel begründetes sei, wenn man, wie er es thue, sie auf die sociale und politische Wirksamkeit dieser in sich selber und in ihren letzten Wirkungen betrachteten Institutionen beziehe und diese an einer ganz andern Idee vom Staat und seinen Funktionen messe, als Frankreich und Napoleon sie gehabt hätten. Die Idee der Staatsallmacht sei aus dem historischen Wirken der Revolution hervorgegangen und von ihr in jenes des Mannes übergegangen, der sie schloss, beherrschte und organisierte. Nicht jedoch seien die allgemeinen Zustände berücksichtigt, in denen sich damals Frankreich befand. Unter lauter Ruinen zwischen zwei Schlachten und inmitten von Feinden aller Art galt es rasch zu bauen mit den Arbeitern, die zum Teil selber die Urheber dieser Ruinen waren. Nicht nur die Fundamente, auf denen das Gebäude errichtet werden sollte,

sondern auch die Formen und zu einem grossen Teil der Gebrauch, dem es dienen sollte, waren dadurch schon gegeben. Noch mehr als ein Consul war Napoleon und konnte er nur sein Diktator, ein militärischer Chef, der in aussergewöhnlicher Zeit mit der höchsten Macht bekleidet war. So tief er auch seinem Werke sein persönliches Bild eingedrückt habe, so habe er sich doch nicht dem Zwang jenes historischen Gesetzes entziehen können, vermöge dessen der Genius nur dauerndes schafft auf dem Weg, der ihm von der Anlage, den Bedürfnissen seines Volkes und seines Zeitalters vorgezeichnet ist. Dass die napoleonischen Einrichtungen Wurzel fassten, dass sie sich bis jetzt noch in der Schule halten, dass die Universitätsordnung sich zu den Vorhaben aller in Frankreich am Ruder befindlichen politischen Parteien, die demokratisch-republikanische nicht ausgenommen, hergab, dass auch heute jenes Heer von Collégiens als etwas ganz Französisches gelten kann, bedeutet doch nichts anderes, als dass der von Napoleon ausgestreute Samen auf ein für ihn vorbereitetes Erdreich fiel. Auch hat von allen Bestrebungen, die Schule von dem Staat frei zu machen, immer nur der Klerus Nutzen gezogen. Dies Fehlen der individuellen Spontaneität und Initiative zu pädagogischen Experimenten, die in demselben Masse abnahmen, als die demokratischen Ideen und Freiheiten herrschten, kann nur das Erzeugnis historischer die Wirkung der napoleonischen Reform weit übertreffender Bedingungen sein, die von langer Hand tief in der französischen Gesellschaft und im französischen Geiste gearbeitet haben. Taines Kritik von Napoleons „*entreprise scolaire*“ verwandelt sich ihm, indem er sie prüft, in eine sehr feine Psychologie der modernen weltlichen Schule französischen und lateinischen Gepräges, der er diejenige von germanischem Ursprung gegenüberstellen will als geeigneter, die selbständige und harmonische Entwicklung aller Fähigkeiten des Menschen zu begünstigen und dessen Charakter zu bilden. So werde gegen den Schluss des Werkes, wie in dem Finale eines Tonkonzertes das Leitmotiv, wieder deutlich, dass die stillschweigende Voraussetzung der ganzen Kritik Taines sei: die in Gedanken immer angestellte Vergleichung zwischen Frankreich und England oder den andern germanischen Nationen. Die Betrachtung der Schule ist bis zur Gegenwart herabgeführt, Taine wurde durch den Tod daran verhindert, die der Familie noch hinzuzufügen, die den Schluss des Werkes hatte bilden sollen.

Wenn Taine auch über die Übel, an denen Frankreich litt, sehr klar war, so hatte er doch auf die Frage nach den Heilmitteln keine sehr präzisen Antworten. In den Fragen der Tagespolitik verliess er sich auf die Erfahrung, der bei socialen Reformen und Neuerungen die Philosophie den Vortritt lassen muss. In den letzten

Jahren wurde erzählt, habe mehr als ein Anzeichen ihn günstig über die künftigen Verhältnisse seines Landes urteilen lassen. Wohin die letzten Linien seines historischen und philosophischen Planes zu der Krönung seiner ganzen Arbeit und zugleich auch des ganzen Schaffens seines Geistes zusammenlaufen sollten, ist nach Barzellotti klar. Die These, die man deren Centrum nennen kann, geht ganz auf in vergleichender Psychologie der Völker und der Rassen, die in ihrem geistigen Organismus studiert werden, wie ihn uns die Geschichte der Kultur und im besonderen die der beiden grössten Civilisationen darbietet, die seit Jahrhunderten sich die geistige Vorherrschaft in Europa streitig machen, der germanischen und der lateinischen. Taine habe eine Hinneigung für die erstere gehabt, dennoch habe ihn eine innige, zärtliche und schweigende Liebe für sein Vaterland erfüllt. „In der Bewegung, die das Zittern seiner Hand und seine Verwünschungen bewirkt, während er in dem ganzen Geschichtswerk die Wunden seines Landes untersucht, fühlt man stärker als den Zorn eine grosse Sohnesliebe zur Mutter.“

In einer Zusammenfassung fällt Barzellotti folgendes Urteil über die *Oeuvres*. Es sei ein Buch, das ein anderes oder andere Voraussetzungen, denen es antwortet, indem es die Widerlegung, Antithese oder besser *la contrepartie* dazu bilde. Es sei die Erwiderung eines Anklagereedners auf eine schon gehaltene Verteidigung seitens der Panegyriker der Revolution und des ersten Kaiserreiches. deren These sei die stillschweigende Voraussetzung, auf die sich das ganze Werk beziehe, und die den polemischen Ton und die bemerkenswertesten Lücken und Auslassungen erkläre. Darunter liege auch die Rückkraft seiner historischen Urteile Not. Es bestehe ein Mangel an Verhältnis zwischen der Menge der verarbeiteten Materialien und dem Grade von Vervollendung, zu dem er sie in der letzten Ausführung seines Buches habe bringen können. Technisch könne es nicht gelungen besser. Es sei ein Mittelding zwischen wissenschaftlicher Dissertation und Geschichte. Künstlerisch am besten seien *Le Dernier Jour* und *La Conquête Jacobine*. Nicht so gut es mit den späteren Bänden. Die Grösse der Unternehmung erhöhe, wenn auch nicht die Kraft des Genies, so doch die der Unermüdlichkeit des Schriftstellers übersteigen zu haben, der darunter hat auszuhalten brauchen. Schon im dritten Bande der *Révolution* und im vierten Menge Wiederholungen im Vergleich zu den früheren.

Obwohl der Mangel, die Verwirrung von der Kühnheit von Taines Unternehmung ungetrennbar waren, wird das was in seiner grossen Arbeit Monumentales und tiefes Neues ist, immer bleiben. Auf dem

dem durchbluteten Feld von Studien wird auch der, der einen Augenblick in Verwirrung gerathen ist, sich nicht zu verirren, genötigt als die Spuren, die er hinterlassen hat, aus den Augen zu fallen.

Der vierte Teil ist überschrieben: „*Die Lehren über den Menschen und über das Leben, über die Gesellschaft und über den Staat. Taine als Schriftsteller, als Philosoph und als Mensch.*“ Das ganze Schaffen Taines lässt sich nach dem Kritiker am kürzesten bezeichnen als eine der ausgedehntesten Enqueten von moralischen Thatsachen und Daten betreffend den Menschen und das Leben, die je vermittelt der historischen Untersuchung geführt worden sind. Er ist immer Philosoph oder besser Geschichtsphilosoph. Dies ist sozusagen die Form, in die er in einer feinen homogenen Arbeit von Denken und Kunst das ungeheuer mannigfaltige Material aller seiner Schriften giesst. Jedes Problem wird für ihn ein Geschichtsproblem, die litterarische und die künstlerische Kritik verwandeln sich für ihn in eine Befragung menschlicher Dokumente. Und zwar sind ihm nach Barzellotti die ersten Keime seiner Lehre, in denen er eine Verbindung der Analyse der französischen Philosophie mit den Deduktionen des Hegelschen Idealismus anstrebt, nicht aus dem abstrakten Denken gekommen, sondern aus einer Intuition der Dinge des Geistes, die ihn als Künstler leitete und ihn in den Sinn der historischen Thatsachen eindringen liess. Die Auffassung, die dieser Erforscher der Seelen vom Menschen und vom Leben hat, gehört notwendig zu seinem vollen Verständnis.

Sehr fein sind besonders die folgenden Ausführungen über Taines Pessimismus.

Taine ist dem Princip absoluter Objektivität der wissenschaftlichen Forschung, die nicht billigt oder verwirft, nicht treu geblieben, wie sich oft zeigte. Es giebt keine Seite seiner Schriften, wo nicht unter den symmetrischen Formen seines Gedankens eine verborgene innige Wärme zirkulierte, in der sich die einer Seele offenbart. Wenige haben wie er gefühlt, wie oft die Wahrheit der Dinge traurig ist, auch für den, der sie mit dem kalten Auge des Beobachters betrachtet und der von ihrem Studium nichts weiter verlangt als „sie zu begreifen,“ wie Spinoza sagte. Für ihn war die Geistesanlage, die die Wissenschaft dem, der sie auch als Lebensregel bekennt, aufnötigt, dieselbe, die auch Marc-Aurel und Spinoza wollten. Die vermittelt des Wissens erlangte Beschwichtigung der Affekte, das volle Hingeben unserer selbst in den Schoß der Natur, der Mutter und Gebieterin von allem, schien auch Taine die beste Frucht jener höheren Betrachtung der Ordnung der Dinge, die uns deren unwandelbare Gesetze nicht nur ertragen, sondern gern hinnehmen lässt.³²⁾ Bei Taine ist aber die stoische Annahme

³²⁾ „*Je lis Musset et Marc-Aurèle, schrieb er einmal an einen Freund. Je trouve dans l'un tous les ennuis, dans l'autre le remède universel . . . C'est mon catechisme, c'est nous-mêmes; . . . La lumière de l'esprit produit la sérénité du coeur.*“

der Notwendigkeit der Dinge ein schmerzlicher Sieg des Denkers über den ganzen Menschen, der sich aber der Wahrheit zu Liebe eine Pflicht daraus macht, in sich die Auflehnungen des Gefühls zu unterdrücken und ihm im Namen der Vernunft Stillschweigen aufzuerlegen. Der vibrierende, bewegte Ton, den er in so viele Seiten legte, wo er von dem Schauspiel der menschlichen Ruinen und Missgeschicke spricht, ist nicht der der „kalten Resignation.“³³⁾ Ein grosser trauriger Ernst schimmere auch immer unter dem Schleier der Satire durch, die er oft mit vollen Händen ausstreue. In seiner Beschreibung der Mängel und Leidenschaften der Modernen sei immer eine grausame Arbeit scharfer, beharrlicher, erbitterter Analyse, die sich fast darin zu gefallen scheine, das Hässlichste und Abstossendste ins Licht zu setzen und schluckweise uns alles Bittere davon kosten zu lassen. Aber dieser Schein trüge. „Aus dem, was in diesen Analysen zu Strenges und Bittres ist, wird nicht nur die Geistesgewohnheit des Beobachters sichtbar, der im Übermass räsontiert, auch wo er nur betrachten und schildern sollte, sondern etwas wie der Zwang jemandes, der es sich selber gebietet, um jeden Preis klar sehen zu wollen bis hinunter auf den Grund der Dinge und um so mehr, als ihm dies nicht selten widerstrebt. Dass er es thut, ist für ihn eine Pflicht der Aufrichtigkeit gegen seine Leser und gegen sich selber. Er will den Mut haben, die ganze Wahrheit, wenn auch mit Zagen, ins Auge zu fassen. Er gleicht einem Arzt, den der Anblick der Wunden übel machte und der gerade deswegen, aus Berufsgewissenhaftigkeit, nicht aufhört, sie zu betrachten und zu befühlen.“ Er hat über die Frauen Urteile ausgesprochen, die sich neben die Schopenhauers stellen; in Wahrheit aber weiss man von ihm, dass er dazu neigte, die Menschen immer wohlwollend zu beurteilen. Die organische Bildung seines geistigen Auges neigte nicht dazu, die Dinge in Schwarz zu sehen

³³⁾ Hierher gehört auch eine Bemerkung, die wir an anderer Stelle finden. Beiläufig besitzt Barzellottis Buch nicht die musterhafte Anordnung, die diejenigen Taines auszeichnet, und er kommt öfters auf denselben Punkt mehrmals zurück. „In dem französischen Denker, der im Geleite der Wissenschaft zu jener erhabenen Unbeweglichkeit (*impassibilité*), zu der Atarassia des antiken Weisen gelangen will, besteht unbesiegbar weiter mit seinen Bedürfnissen, mit den ererbten Trieben seines Herzens der moderne Mensch, der Sohn des Christentums, für den nicht die in sich betrachtete Wirklichkeit, sondern die idealen Forderungen des Gefühls und des moralischen Gewissens das Mass für den Wert des Lebens sind.“ (S. 379)

Absolute *impassibilité* — was als solche bei Mérimée und den naturalistischen Romanciers sich ausgiebt, ist gewollt und oft affektiert — möchte von neueren Schriftstellern wohl nur einer besitzen, Moltke. Jede seiner historischen oder militärischen Arbeiten, ja seine Reisebücher, liefern zahlreiche Belege.

wie der Frankfurter Philosoph; sein Künstlertrieb verschönte sie ihm, und seine angeborene Herzensgüte machte ihn geneigt, sie nachsichtig zu betrachten; aber die Gewohnheit der wissenschaftlichen Beobachtung liess ihn sich ein Gewissen daraus machen, wohl auf der Hut zu sein vor Irrtümern und Illusionen. Aber diese vorsichtige Richtung des kritischen Geistes führt ihn ebenfalls oft irre. Hier weist Barzellotti auf eine Berührung Taines mit Swift hin. Zu diesem aber sei kein Lichtstrahl der Idealität der Kunst und der Philosophie gedrungen; wer aber so wie Taine über diese beiden spreche, der zeige, dass er sie in sich selber als tröstend, beschwichtigend für Geist und Gemüt erfahren habe. Der tröstende Klang, der hier und da den pessimistischen Ton der *Notes sur Paris* unterbreche, wie in den schönen Seiten über Beethoven, komme ihm ungewollt aus seinen Künstlerphantasien. „Die Welt ertragen und lieben, sagt Taine einmal, kann der, der ihre Natur durchdringt und ihren Mechanismus zu erklären und nachzuahmen versucht; wer an den menschlichen Leidenschaften mit Künstlersympathie und mit dem Verständnis des Philosophen teilnimmt . . . Er wird die Welt bewundern wie ein grandioses Drama oder wie eine unsiegbare Entwicklung, und die Einbildungskraft oder die Logik wird ihn davor bewahren, sie anzuschwärzen oder den Ekel daran zu bekommen.“ —

Die höchste Form eines menschlichen Typus, den uns die Geschichte bietet, glaubte Taine durch die griechische Plastik ausgedrückt. Goethe hat nach ihm ihn noch einmal getroffen in seiner Iphigenie. Dieser innige Einklang des Menschen mit der Natur, mit der Gesellschaft, mit seinem ganzen Selbst ist ferne von uns. Zwischen der griechischen Kultur und der unsern steht das Christentum und das Mittelalter in der Mitte. So sehr Taine die grosse historische Bedeutung und die moralische Überlegenheit des Christentums über die antike Kultur stellt, so fühlt er sich doch zu den Idealen des antiken Lebens hingezogen und ist ein Schüler und Verehrer der Renaissance. Kein grösseres Verdienst weiss er der italienischen Malerei und Plastik zuzuerkennen, als dass sie nach den Griechen noch einmal den vollen ästhetischen Ausdruck des Nackten, des Körpers des schönen *animal humain* und seiner Haltung wiedergefunden habe. Das was ihn die Künstler des Cinquecento auch als Menschen in ihrem freien Leben so sehr bewundern lässt und ihm auf der andern Seite an dem unsrigen zuwider ist, ist das Gefühl, dass das Übel, dem unsere moderne Gesellschaft immer mehr zustrebt, in dem Verarmen der geistigen und moralischen menschlichen Person liegt, die immer mehr von dem gesunden Gleichgewicht ihrer Fähigkeiten einbüsst und während sie sich verfeinert, zerrüttet und krank wird. Wir leiden unter jener Entfernung des

Menschen von der Wirklichkeit und der Wahrheit und unter jener Art von Missbildung und beinahe Verstümmelung, die der ausschliessliche Gebrauch einer unserer Fähigkeiten und deren Beschränken auf einen einzigen Studienzweck bei den geistigen Arbeitern hervorbringt. Nur die englische Erziehung erziele Jünglinge, die den athenischen ähnlich seien. Das Zerrbild des modernen Menschen im schwarzen Rock mit seinem Ehrgeiz, seinem Hinausstreben über seinen Stand, seiner rastlosen Thätigkeit, seiner inneren Unruhe, seinem Neid und seiner Unzufriedenheit hat Taine öfters gezeichnet. Dennoch verwirft dieser nicht mit Rousseau das Werk der Civilisation; denn der Mensch ist in seinen Augen ja ein Raubtier, das zu zähmen und zu zügeln Aufgabe der Religion und des Staates sei. Dass er von der erziehenden Macht des Christentums und namentlich auch von der Rolle des Katholizismus und seines Klerus immer höher denken lernte, möchte vielleicht darauf zurückzuführen sein, dass sich seine pessimistische Ansicht vom Menschen durch seine Beschäftigung mit der Revolution stetig vertieft. Der Staat ist ihm wesentlich eine Schutzeinrichtung: er ist „der bewaffnete Gendarm gegen den Wilden, den Räuber und den Narren, den jeder von uns sei es eingeschläfert, sei es angekettet in der Höhle des eigenen Herzens in sich birgt.“

Da nach Taine „der Mensch von Natur toll, wie der Körper krank“ und die Vernunft nur ein glücklicher Zufall ist, so wird das gesunde Gleichgewicht des socialen Körpers davon abhängen, dass eine Macht überwiegt, die ausreicht, die blinden Antriebe der Instinkte, der Bedürfnisse, der stets zum Hervorbrechen bereiten Leidenschaften der grösseren Zahl zurückzuweisen und zu zügeln. Auf die gegenteilige Ansicht hatte Rousseau das Princip der Volkssouveränität gegründet. Für Taine ist die grosse Masse politisch nicht mündig, er verwirft daher das allgemeine Stimmrecht und schlägt für Frankreich ein zweistufiges Wahlsystem vor. Die Ausübung der öffentlichen Macht liege am besten in den Händen politischer Klassen, die durch eine weite Kultur und die Tradition gebildet seien. Frankreich habe diese 1789 zerstört. Das Verpflanzen des englischen Parlamentarismus nach dem Kontinent, wo die Ideen, socialen Verhältnisse und Gefühle fehlten, die ihm erst seine Wirksamkeit sicherten, musste ein ganz anderes Resultat ergeben.

In betreff des Taineschen Pessimismus findet Barzellotti noch, nur der Beobachter, nicht der Philosoph sei Pessimist. Er habe keine direkte Erfahrung des Lebens gehabt und habe sich den moralischen Menschen konstruiert und zwar mehr als auf die Daten der Wirklichkeit auf Dokumente, die er aus den grossen naturalistischen Dichtern und dem zeitgenössischen Roman gesammelt. —

Das scheint uns unrichtig: statt Balzac und Stendhal, an die der Kritiker zumeist denkt, wären wohl Esquirol und die Salpêtrière zu setzen. Taine ist zu seiner Theorie — nicht blos ihrer Form — wesentlich durch das Studium der Hallucination und anderer abnormer Seelenzustände geführt worden. — Dazu kam, dass die Zeit um 1848 eine Zeit des Zusammenbruchs in der Politik und mehr noch in den Ideen und in der Kunst war. Der Positivismus kam auf weniger noch in den Theorien als durch die praktische Anbetung und den Triumph der Macht der vollendeten Thatsachen. Die Krankheit des Jahrhunderts erschien in einer anderen Form als bei den Romantikern und den Dichtern des Weltschmerzes. Bei den Dichtern der realistischen Schule ist das Leben verdüstert durch den Schatten, den in ihre Seele das grosse Phantom der natürlichen von dem Menschen erlittenen Fatalität wirft, der sich von ihr umhergeworfen sieht in einer Welt von blinden Kräften, „die nichts von ihm wissen“, wo keine Spur von providentieller und göttlicher Zweckmässigkeit sichtbar wird. Taine spricht von der Krankheit des Jahrhunderts bei Gelegenheit Byrons und bekennt, dass wir, ein Übergangsgeschlecht, nicht ganz davon genesen können. „Wir werden zur Wahrheit gelangen, aber nicht zur Ruhe.“ Aber er setzt hier ein festes Vertrauen in *l'avenir de la science*, die bestimmt sei, eines Tages die einzige Herrin und Führerin des ganzen Menschen zu sein, „dem sie mit dem vollen Licht der Wahrheit auch die Heiterkeit in der Seele geben wird.“³⁴⁾ Es stimmt nun wehmütig zu sehen, wie er in den letzten Jahren ganz davon zurückgekommen war. Er wurde nachdenklich durch die Wirkung halbverdauter wissenschaftlicher Ideen in sovielen ungebildeten oder schwachen Geistern, die sich keine Lebensnahrung daraus zu machen wissen. „Ich hätte, sagte er darum, nur lateinisch und für die Eingeweihten schreiben sollen. Sonst läuft man Gefahr, jemandem weh zu thun.“ Er bereute fast, es an Achtung fehlen gelassen zu haben vor Überzeugungen und Ansichten, die vielleicht der einzige Trost ihrer Bekenner waren.

Der Charakter des Mannes, der noch durch einige von den Biographen berichtete Züge ergänzt wird, soll sich nach Barzellotti auch im Stil zeigen: die fortwährende und gewollte Concentration seines ganzen moralischen Wesens in einem einzigen Werk und in einer beherrschenden Idee mache sich auch in seinem so strengen und symmetrischen Stile bemerkbar.

³⁴⁾ Da fast nur Zolas Romane, weniger seine kritischen Schriften, in Deutschland gelesen werden, so möge hier der Hinweis darauf verstattet sein, dass dieser ebenfalls alles Heil von der Wissenschaft — seine Romane mit eingeschlossen — erwartet und sie begeistert feiert. Die *Lettre à la Jeunesse*, die an Renan anknüpft und unmittelbar nach dem Kriege geschrieben wurde, möchte hier wohl zumeist zu nennen sein.

Seine Geistesform hatte Taine selber als französisch bezeichnet. „*Ma forme d'esprit est française et latine; classer les idées en files régulières, avec progression, à la façon des naturalistes.*“ Die Klarheit und Durchsichtigkeit des Ausdrucks des Gedankens sei bei ihm fast immer mit einer Intensität des Gefühls vereinigt, die ihn ganz in jedem Teil durchdringe. Er hatte nach dem Kritiker jene *logique passionnée*, die Michelet als herrschenden Charakterzug der wahrhaft überlegenen Geister seines Landes betrachtete.

In einer Schlussbetrachtung werden dann noch die Hauptergebnisse zusammengefasst. Dass die meisten Kritiker Taines Philosophie verschieden auffassten, erklärt sich nach unserm Autor daraus, dass diese selber widerspruchsvoll war, während man den fundamentalen Widerspruch nicht erfasste. Demgemäss wird die Behauptung Monods bestritten, sie sei „folgerichtig in jedem Teil und solid gebaut.“

Von dem Ideenreichtum Barzellottis wird unsere eingehende Inhaltsangabe eine Vorstellung gegeben haben. Zu rühmen ist an dem Buche besonders der sorgfältige Nachweis der Berührung mit deutschen Gedanken, deren Einfluss man vielfach bei Taine überschätzt glaubt.

Hier möchten wir eine deutsche Schrift anreihen: *Das Elend der Kritik* von Wilhelm Weigand,³⁵⁾ deren Titel an *Das Elend der Philosophie* von Marx anknüpft. Das Büchelchen beginnt mit allgemeineren Erörterungen und wendet sich dann zur Betrachtung einiger hervorragender Kritiker: Ste.-Beuve, Taine, Hebbel und Otto Ludwig. Der Verfasser, der sich schon erfolgreich als Dichter und Kritiker versucht hat, ist ein feinsinniger und vielseitig unterrichteter Mann, der namentlich bei den Franzosen gut zu Hause ist und, was hoffentlich als ein Lob gilt, sich auch an ihnen als Schriftsteller gebildet hat. Taine ist ungefähr die Hälfte der Schrift gewidmet (S. 35 ff.). Treffend wird der Philosoph und der Künstler in Taine — „soweit eben ein objektiver Mensch, eine Gelehrtennatur, die mit Ehrfurcht vor den Thatsachen steht, Künstler sein kann“ — gewürdigt. Hervorhebung verdient der folgende Satz: „Durch seine farbentrunkene Landschafterei hat der Kritiker einen ausserordentlichen Einfluss auf die Naturalisten geübt, die ja alle grosse Schilderer sind und nur zu oft darin des Guten zu viel gethan haben; ja, ich halte diesen Einfluss für grösser als die Wirkung seiner Theorien.“ (S. 54). An dem Lafontaine findet Weigand die Fabeltheorie „weniger bedeutend als das Kulturbild, das mit

³⁵⁾ München, Verlag von Herrmann Lukaschik. 1895. 126 S.

dem Behagen eines Mannes entworfen ist, dem beim Schaffen eines Werkes die lachendsten Erinnerungen aufsteigen.“ Der Besprechung der litterarhistorischen Theorie folgt die der bedeutendsten Anwendung, der Geschichte der englischen Litteratur. Taine behandelt nach Weigand „den ungeheuren Stoff etwa wie ein Künstler, der vor allem bestimmte Wirkungen mächtiger Art erzielen will und sich zu diesem Zwecke gewisse Freiheiten herausnehmen muss. Er zieht es vor, die Höhepunkte einer schicksalsreichen Entwicklung ins Auge zu fassen, um sie für den Augenblick abzusondern. Nun erst beginnt er seine Arbeit als methodischer Psychologe, der mit ziemlicher Strenge verfährt.“ Taines Verfahren scheint ihm nicht rein wissenschaftlich, seine Skizzen und Kulturgemälde hauptsächlich durch ihren künstlerischen Charakter wertvoll. Bei dem Tadel der Art, wie Shakespeare behandelt sei, ist unseres Erachtens ganz vergessen, dass Taine sich eine beschränkte Aufgabe gestellt hatte und auf die Dinge, die Weigand vermisst, überhaupt nicht eingehen konnte. Es zeugt nicht von gründlichem Erfassen der Meinung Taines, wenn es heisst, dieser denke von der poetischen Intuition (insight) nicht hoch. Taine hält vielmehr nur Köpfe mit dieser für wahrhaft produktiv, und wenn er Macaulay als den Vertreter der entgegengesetzten Geistesform Carlyle gegenüberstellt, so ist doch eben dieser der in seinen Augen unendlich Bedeutendere. Manches Ungenaue findet sich auch in dem Abschnitt über Taines Kunstphilosophie, deren mancherlei Lücken ja richtig hervorgehoben werden. Recht hat der Kritiker mit dem Einwand: „Läuft ein Gelehrter, der eine Civilisation durch das Medium der Kunst betrachtet, nicht Gefahr, diese Civilisation zu fälschen oder ins Schöne umzufärben?“ Am einseitigsten erscheint ihm die Schilderung der griechischen Plastik; von der grossen tragischen Seele der alten Griechen wisse Taine nichts. Trefflich weiss Weigand die grossen Eigenschaften der *Origines* aufzuweisen. Von Neuem, was die Schrift bringt, seien einige Anklänge Tainescher an Goethesche Gedanken hervorgehoben.

Aus den Schlussbetrachtungen stehen noch zwei Sätze hier: „Taines Einbildungskraft ist nicht suggestiv. Er sieht mit klaren, wohlgeübten Augen und weiss die Dinge deutlich darzustellen; aber die goldenen Fäden, die sie mit dem geheimen Untergrund, dem sie entstammen, verbinden, sind bei ihm nur allzuoft zerrissen. . . . Trotzdem er durch die Betrachtung der historischen Vergangenheit aus einem Immoralisten zu einem Moralisten wurde, kann man nicht von einer eigentlichen Entwicklung dieses starren Geistes reden: er hat sich in Wirklichkeit nicht verändert: aus Achtung vor den natürlichen Thatsachen war er Immoralist; aus Achtung vor den gewordenen Thatsachen der Geschichte wurde er Moralist oder Christ.“ — „Als Lehrer seines

Volkes verdient Taine eine weit höhere Verehrung [als Renan]. Sein Werk bedeutet, historisch genommen, für Frankreich den ersten systematischen Versuch, mit dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts in jeder Hinsicht zu brechen. Wohlthätig wirkt die schöne Ruhe und Geschlossenheit seines Wesens: er gleicht ganz und gar nicht jenen deutschen Gelehrten, die um so unduldsamer sind, je weniger sie ihrer eigenen Natur verdanken.“

Am 7. Februar 1895 wurde Albert Sorel als Taines Nachfolger in die Akademie aufgenommen. Den Neueingetretenen begrüßte der Duc de Broglie.³⁶⁾ Sorel, der aus der Diplomatie hervorgegangen, hat sich später der Geschichte zugewandt und bekleidet eine Professur an der École des sciences politiques. Seinen Namen als Historiker hat er sich durch ein Werk über die auswärtigen Beziehungen Frankreichs in der Revolutionszeit: *L'Europe et la Révolution* gemacht. Es scheint, dass an einem Gegenstande wie Taine sich seine Begabung nicht recht zeigen konnte. Er sagt in seiner Rede dem, der mit Taine genauer bekannt ist, kaum etwas Neues, und auch in der Form erhebt sich seine Rede nicht über das Niveau akademischer Beredsamkeit. Glücklicherweise hat Sorel freundschaftliche Beziehungen zu Taine gehabt und weiss darum aus seinem Umgang einiges über ihn zu berichten. Über Taines Menschenkenntnis sagt er: „*Aux hommes récalcitrants ou importuns il préférerait les livres, moins lourds et moins longs à feuilleter. La vie réelle, la vie brutale même l'attirait à titre d'expérience et de clinique sociale. Mais il n'aimait à l'étudier que dans Saint-Simon ou dans Balzac. Il redoutait de perdre son temps et d'encombrer sa mémoire. Enfin, il ne savait pas s'ennuyer. S'il voulait le secret des choses, il ne se résignait point à le guetter longtemps,*“ und wie er das hätte anstellen müssen, belehrt uns nun der gewesene Diplomat. Wie Margerie findet er, dass Taine eine ganze wichtige Seite des französischen Charakters und der französischen Geschichte ganz bei Seite gelassen habe. „*La France est le pays des contrastes. La Chanson de geste abonde en merveilles; et n'est-ce point découper d'une main trop tranchante en son histoire que d'en écarter à titre de digressions, tant de glorieuses aventures et d'héroïques épreuves, cet appétit de l'impossible et ces longs abattements, coupés de fièvres, la folie de la croix et la folie de la liberté, la voie épique qui va de Jérusalem à Fleurus, du cycle de Charlemagne à celui de Napoléon? Ce sont pour Taine des rayons divergents. Il s'interdit de les suivre.*“ Nicht verhehlen wollen wir, dass die beiden Historiker Monod und Sorel für das vollendetste

³⁶⁾ s. S. 117 Anm. 4.

unter Taines Werken das *de l'Intelligence* halten. Das sieht beinahe wie eine Kritik des Historikers Taine aus. — Über die letzte Lebenszeit vernehmen wir noch: „*Chaque saison la vie devenait plus lourde, la marche plus pénible; les étapes étaient plus courtes, les haltes plus prolongées. Jamais cependant sa pensée n'avait été plus alerte, son imagination plus féconde . . . Cette pensée l'épuisait de sa création prodigue et incessante. Au lieu de la suivre avec allégresse, il devait désormais rompre la chaîne des idées et dissiper les fantômes des images.*“ Er las bis zum Schlusse; er war wieder zum Latein zurückgekehrt, zu Cäsar und Sallust, auch liess er sich Ste.-Beuve vorlesen und überdachte Marc-Aurel. „So starb Hippolyt Taine. Er ist einer der seltenen Menschen, die dazu beigetragen haben, das Gesicht ihres Jahrhunderts zu ändern und dessen geistigen Gang zu modifizieren.“ — Der Herzog von Broglie zeichnet sich durch einen weiteren Blick und die weltmännisch sichere Haltung vorteilhaft vor Sorel aus. Sehr hübsch ist namentlich Sorels eigene Thätigkeit gewürdigt. Zu Taine selber übergehend, findet er, dass man zwei Taine unterscheiden müsse wie zwei Raphaele; er selber zieht den späteren vor. Er bedauert, dass dem von Sorel gezeichneten Bilde von Taines glänzendem Feldzug gegen das herrschende philosophische System nicht etwas Schatten beigemischt worden sei. Dieses System habe allerdings den grossen Nachteil gehabt, dass es zu lang geherrscht und überdies den Anspruch, vollkommen zu sein, erhoben habe, wodurch es diejenigen Schüler, die es zum Führer nahmen, abschreckte, andere Belehrungen zu suchen. Diese Sünde der Überhebung habe Taine es grausam büssen lassen. Sein grosses Verdienst habe er aber nicht beseitigt, dass es nach den oberflächlichen Negationen des vorausgehenden Jahrhunderts ewige Wahrheiten wieder in ihre Rechte eingesetzt habe. Und verlohnte es wohl der Mühe, den Ernst Royer Collards, die Arglosigkeit Jouffroys, die Beredsamkeit Cousins lächerlich zu machen, um bei der Ausgrabung Condillacs zu landen? Gewann man viel bei dem Tausch? Der Widerspruch, dass ein Vertreter des absoluten Determinismus in seiner Weltauffassung sein letztes Werk unter einer entgegengesetzten Inspiration geschrieben habe, scheint dem Redner von Sorel nicht gelöst. Taine habe hier seine erhabene wissenschaftliche Interesslosigkeit verleugnet. Die ganze Abscheulichkeit des Verbrechens sei hier zu wahr gemalt, als dass sie nicht persönlich empfunden worden wäre. Geistreich und — wie wir glauben — richtig ist die hier vorgeschlagene Erklärung. Drei Faktoren hätten zusammengewirkt, um Taines Natur zu bilden: die Fähigkeit der Analyse eines Philosophen, die Einbildungskraft eines Künstlers und das Gewissen eines Ehrenmannes. Hier hätten die Kunst und das Gewissen die Philosophie zum Schweigen gebracht. „Es ist die eigene

Gabe des Künstlers, wenn er die vergangenen Thatsachen und Menschen reproduzieren will, dass er sie vor seinen Augen aufleben lässt, wie sie waren oder handelten, nicht wie er sie träumen könnte, um seiner Laune zu willfahren oder sie in sein System passen zu lassen. Die Schauspieler, die er in Scene setzt, sind weder Gliederpuppen, die er ankleidet, noch Modelle, deren Bau er studiert: es sind Wesen von Fleisch und Blut, die vor seinen Augen vorbeiziehen und in ihren Blicken den Ausdruck ihrer Seele tragen; sie sind da, sie leben, und Leben ist Freiheit. Es ist aber auch die Eigentümlichkeit einer ehrenhaften Seele, dass sie die Berührung und selbst das Schauspiel des Bösen nicht ohne ein Erbeben unfreiwilliger Empörung ertragen kann, das keine vorgefasste Meinung unterdrücken kann.“ Wenn Taine so in seinen letzten Schriften etwas von der Strenge seiner Theorien nachgelassen habe, die die moralische Freiheit und Verantwortlichkeit in Frage zu stellen schienen, so habe sein ganzes Leben sie noch vollständiger widerlegt. „*Jamais esprit ne fut plus fermement conduit par la volonté au but qu'il se proposait d'atteindre; jamais âme ne fut plus maîtresse d'elle-même.*“

Über die Aufnahmesitzung für Sorel berichtet, mit Urteilen über beide Redner und Taine, der Philosoph Lucien Arréat, der sich durch sein vor etwa zehn Jahren in zweiter Auflage erschienenenes Schriftchen *La morale dans le drame, l'épopée et le roman* auch den Kreisen der Litteraturforscher vorteilhaft bekannt gemacht hat.⁸⁷⁾ Die Philosophen werden nach dem Kritiker der Meinung sein, dass Sorel weit davon entfernt ist, die Eigenschaften zu entfalten, die das Werk Taines auszeichneten. Ausserdem sei seine Rhetorik ein bischen sichtbar und schmecke nach den Schulmethoden. Die Urteile des Herzogs seien dagegen bestimmter, die Phrase werde weniger um ihrer selbst willen als wegen ihres Inhalts geschätzt. Die Sprache sei im Lob wie in der Kritik leicht und massvoll. Bei dieser Gelegenheit habe wieder wie bei der Aufnahme von Alexandre Dumas fils, den der Comte d'Haussonville begrüßte, der Staatsmann den Gelehrten, der Mann der Welt den Mann des Studierzimmers in Schatten gestellt. Das Gleiche liesse sich sogar von der Korrespondenz Friedrichs mit Voltaire sagen, von der Ste.-Beuve bemerkte, dass von den beiden Friedrich nicht weniger *esprit* zeige als Voltaire, während er in manchen Dingen ihm überlegen sei. Arréat meint, dass Taine in diesen beiden Reden nicht vollständig gewürdigt sei. Sorel habe ihn nicht glücklich angepackt; er habe dessen Ausbreitung (*dispersion*) nur um den Preis

⁸⁷⁾ *The Monist*. Vol. V. 1894—95. *Literary Correspondence*. France. S. 598ff.

Taine seinem Vorgänger spendet, spricht uns dafür, dass er hierauf den grössten Wert legte — dass er die wesentlichsten Charakterzüge des Deutschen, des Engländers, des Franzosen, des Spaniers, des Italieners ungefähr ebenso bestimmt wie jener, und wo er über die Liebe bei diesen Völkern spricht, sich eng an Stendhals bekanntes Buch anschliesst. Stendhal war überdies der erste und beinahe einzige in Frankreich, der im Anfang unseres Jahrhunderts die Menschen der italienischen Renaissance verstand. Man darf es nicht zu gering anschlagen, wenn ein junger mit dem Herkömmlichen unzufriedener Denker bei seinen tastenden Versuchen, den richtigen Weg zu finden, einen Geist trifft, der über so vieles neue und selbständige Ansichten hat. Nicht zu verkennen ist vor allem auch die souveräne und unabhängige Stellung Stendhals den herrschenden Meinungen gegenüber und der Gleichmut, mit dem er seine abweichende Ansicht aussprach. Dass dies alles seine Wirkung auf Taine nicht verfehlen konnte, liegt auf der Hand. Droz ist darum wohl im Recht zu sagen: „*Stendhal, hussard romantique,*³⁹⁾ *et Taine, stratégiste méthodique et scientifique, se ressemblent beaucoup plus que ces deux étiquettes ne le donnent à croire; c'est qu'elles rendent compte des allures de leurs esprits, beaucoup plutôt que de leur fond commun, qui est considérable.*“

In einer weiteren Vorlesung wird die Aufnahme der *Englischen Litteraturgeschichte* bei der zeitgenössischen Kritik besprochen. Ausführlicher äusserten sich über diese bei ihrem Erscheinen Ste.-Beuve, Scherer, Philarète Chasles⁴⁰⁾ und Montégut. Alsdann wird Taines Einleitung eingehend analysiert. Die sieben ausführlichen Abschnitte, in denen das geschieht, bilden eine wenig erfreuliche Lektüre. Droz erklärt, er werde beinahe auf jeder Seite in schlechte Laune versetzt durch ein Attentat gegen die Wahrheit, durch irgend eine ebenso bestimmte wie gewagte Behauptung. Die Kritik ist kleinlich und klammert sich an einzelne Worte an. Meist bemüht sich Droz gar nicht, Taines Gedanken richtig zu verstehen, und bei einem solchen Gegenstande müssen Missverständnisse für den, der

³⁹⁾ Ste.-Beuve.

⁴⁰⁾ Philarète Chasles, der sicher das Verdienst hatte, von fremden Litteraturen mehr im Original zu kennen als einer der damaligen französischen Litterarhistoriker, wird von Droz doch wohl überschätzt. Von drolligen Versehen ist die Uebersetzung des Schillerschen „Hier steh' ich auf dem Meinigen“ bekannt. Verf. fand einmal bei Chasles einen Vers aus der Unterredung Rodrigos und Chimenas spanisch angeführt, den die vollständigste Sammlung der spanischen Cidromanzen nicht enthielt: er ist aus Herders Cid übersetzt. Puymaigre machte sich mit Recht darüber lustig, dass Chasles, um seinen Uebersetzungen aus dem Spanischen mehr nationalen Charakter zu geben, gelegentlich einmal *Señora* oder dergl. einschob.

Physischen und Moralischen, auf Klima und Abstammung, aber seine Ansichten sind klar und massvoll. Über die Verhältnisse, die einen Racine und einen Shakespeare hervorbrachten, entwickelt er ähnliche Ansichten wie Taine, aber ohne wie dieser in zu strenges Systematisieren zu verfallen und die Ausnahmen zu übersehen. Auch auf den Zeitpunkt lege er grosses Gewicht. Dann wird auf die Urteile Stendhals über die Franzosen hingewiesen. Er spricht ihnen die grosse Litteratur und das Gefühl für die Künste ab: Taine nannte bekanntlich seine Landsleute das unpoetischste Volk. Der Grund dafür ist nach Stendhal: das Land *aime le joli et hait l'énergie*.

Demnach stimmen also, führt Droz aus, Stendhal und Taine in ihrer Auffassung vom Menschen zusammen: der Mensch ist für sie ein auseinanderzunehmender Mechanismus, und alle seine Bewegungen, alle seine Handlungen erklären sich, wie die Bewegungen und Richtungen der Materie, durch physische Thatsachen. Der gleiche Determinismus führt zur gleichen Auffassung der Geschichte. Vor allem wird von ihr *impassibilité* verlangt. Wie Taine verlegt sich Stendhal auf die Sittengeschichte und bevorzugt darum die Chroniken, die Memoiren. Besonders lieben sie beide Benvenuto Cellini. Nur durch die Sitten sind auch nach Stendhal die Institutionen, die Monumente, die schönen Künste zu erklären. Auch in der Ästhetik ist dieser Taines Vorläufer: zum Beweis dafür wird die treffende Definition von Klassicismus und Romanticismus angeführt. Die folgende Stelle daraus erinnert an den Inhalt der Taineschen Urteile über Racine: „*Je n'hésite pas à avancer que Racine a été romantique; il a donné aux marquis de la cour de Louis XIV une peinture des passions tempérée par l'extrême dignité qui alors était à la mode et qui faisait qu'un duc de 1670, même dans les épanchements les plus tendres de l'amour paternel, ne manquait jamais d'appeler son fils monsieur.*“ Er verwirft die Kritik, die richten, klassifizieren, bevorzugen will; in ihrem ganzen Umfange versteht er dagegen diejenige, die begreifen und begreifen machen will; ja, er leitet sie ein, zeichnet ihr ihr Programm vor und weist ihr ihren Weg. Droz führt dann verschiedene einzelne Ausserungen Stendhals an, die Taine anregen mussten, z. B.: „*Rendre l'imitation plus intelligible que la nature, en supprimant les détails, tel est le moyen de l'idéal.*“ — „*Je vous demande un peu d'attention pour le mot idéaliser. L'antique altère la nature en diminuant la saillie des muscles, Michel-Ange en l'augmentant.*“ Ferner findet sich in *Rome, Naples et Florence* eine Stelle, wo Stendhal erklärt, dass für Shakespeare das Drama eine vollständige Nachahmung war, während für Corneille, Alfieri und die andern die Tragödie eine Dichtung war.

Hierzu möchten wir noch fügen — und gerade das Lob, das

wäre man, meint er, geneigt, Taine den Robespierre der Kritik zu nennen: „Wie dem andern und aus den gleichen Gründen wird auch sein 9. Thermidor kommen.“ Droz kündigt an, dass er in einer Zeitschrift den Inhalt dieser Vorlesungen über Taine erscheinen lassen will. Man wird einer Erweiterung und Vertiefung der Studien über die Beziehungen Taines zu Stendhal mit Interesse entgegensehen, wenig versprechen wir uns von dem, was er über Taine selber bringen wird.

Überblicken wir diese verschiedenen Arbeiten, so glauben wir bei aller Anerkennung des schon Geleisteten, dass noch verschiedene Punkte einer eingehenden Prüfung bedürften. Die schmerzliche Resignation Taines erinnert uns vielfach an zwei ganz anders geartete Männer, Flaubert und Mérimée, die doch vielleicht die Geistesrichtung des Jüngeren bestimmten. Auch Stendhals Einfluss ist noch nicht genügend gewürdigt. Wir glauben, dass die *Mémoires d'un Touriste*, die fingierten Aufzeichnungen eines Handlungsreisenden der Eisenbranche auf einer Reise durch Frankreich, unserm Philosophen vorschwebten, als er die Maske des Jenenser Doktors und späteren Chicagoer Schweinefleischhändlers Théodore Graindorge vornahm, um seiner satirischen Laune über Paris und die Pariser besser die Zügel schiessen lassen zu können. Allerdings sticht die etwas steife und trockene Nüchternheit des Stendhalschen Beobachters sehr gegen den kaustischen Witz des derben Graindorge ab. Die Urteile über den Charakter der verschiedenen Provinzen und ihrer Bewohner, die Stendhal dort fällt, haben — ebenso wie die bekannteren Michelets — kaum verfehlt, Eindruck auf Taine zu machen. Von Hegels *Aesthetik* ist, glauben wir, eine doppelte Einwirkung auf Taines Lehren ausgegangen. Sie äussert sich einmal in der Betonung des rationalen Elementes in Taines Ästhetik, in der Forderung, dass die innere Logik der Dinge in der Kunst wiedergegeben werden solle. Demnächst ist auch die Lehre von den *moments* der Weltgeschichte, denen bestimmte Gattungen der Kunst oder Literatur entsprechen, nur eine Weiterausführung der Hegelschen Einteilungen, der dem Orient, dem griechischen Altertum, dem Mittelalter eine Kunst von einem bestimmten Charakter zuweist, Griechenland beispielsweise die plastische Kunst.

Am meisten aber überrascht uns folgende Unterlassung. Nach seiner Rückkehr aus der Provinz verkehrte Taine in einem noch sehr empfänglichen Alter eine Zeitlang nur mit Franz Woepke und Planat, dem späteren Herausgeber der *Vie parisienne*. Beiden setzte er schöne Denkmale der Freundschaft in bewegten Nekrologen, die zum Teil selber Fingerzeige bieten, worin die von ihnen empfangene Anregung bestand. Aber nicht einmal ihre Namen begegnen in den Versuchen, Taines Geistesentwicklung zu erhellen.

sie sucht, leicht zu finden sein. Wenn z. B. dagegen Widerspruch erhoben wird, dass Goethes Iphigenie griechisch sei, so ist gar nicht beachtet, in welchem Sinne Taine das meint, der wohl viermal ausführlicher über dies Werk spricht. Alle Ansichten, die Taine in dieser Einleitung vorbringt, werden der Reihe nach zerpfückt und die wenigen, die nicht ganz verworfen werden, erheblich eingeschränkt. Bei Erörterung der „Rasse“ wird Hennequins Kritik herangezogen; im übrigen geht nach Droz die ganze Rassentheorie Taines auf Renans *Histoire générale des langues sémitiques* (1855) zurück. Beiläufig erhält dieser das Lob, dass er sei *un psychologue d'un esprit autrement fin et délié*. Gelegentlich wird Brunetière angezogen. Über die Anwendung der Principien in dem Werke wird abfällig geurteilt. Die ungemein tiefe Parallele der Psychologie der französischen Tragiker und der Shakespeares wird genannt *parallèle détestable*! Einzelheiten werden gelobt und es heisst: „*Il y a, dans l'étude sur Milton, dans l'étude sur Swift, des pages qui sont parmi les plus belles que contienne le trésor littéraire du monde entier.*“ Dass sich Droz dennoch fast ausschliesslich der Kritik widmet, hat nach ihm den Grund, dass Taine weit überschätzt wird und man seine Fehler und Irrtümer meist übersieht. Ebenso kleinlich und ergebnislos ist auch die Kritik der kunstphilosophischen Arbeiten. Es wird Taine vorgeworfen, dass er statt seiner umständlichen Stufenleiter der Werte der Charaktere nicht vielmehr mit Nisard gefordert habe: „*la vérité universelle, et de tout temps vraie, des pensées et des sentiments.*“ Aber gerade dieser Grundsatz ist einer der verderblichsten für Kunst und Litteratur geworden, weil er die Künstler zur Unterdrückung aller besonderen Eigentümlichkeiten veranlasste, nicht nur derjenigen, die der Tag hervorgerufen. Die Forderung, dass die Kunst das *Reinmenschliche* darstellen solle, stammte ja hierher, und doch führte diese in der Dichtung zur Vorführung ganz abstrakter, schematischer Gestalten. — Den Anfang hatte schon Diderot gemacht, als er die Darstellung einzelner Stände und abstrakter Eigenschaften, des Richters, des Hausvaters u. s. w. empfahl statt der des einzelnen durch individuelle Verhältnisse bedingten Menschen. — Taine beugt dieser Verirrung vor durch Aufstellung seiner Typen, deren Wert er davon abhängen lässt, ob sie die Eigenschaften einer Generation, einer Epoche — etwa der Renaissance oder des klassischen Zeitalters —, eines Volkes oder einer Rasse wiedergeben. Dies Herausarbeiten der tiefer liegenden Züge eines Volkes, einer Rasse, einer Epoche, das Taine will, ist ungefähr das Gegenteil von dem, was Nisard erstrebt.

Zum Schluss kommt Droz auf Taines Bestimmung des *esprit classique* zurück. Wenn man die Psychologie des Jacobiners im II. Bande der *Révolution* lese, wie Taine sie analysiert habe, so

wäre man, meint er, geneigt, Taine den Robespierre der Kritik zu nennen: „Wie dem andern und aus den gleichen Gründen wird auch sein 9. Thermidor kommen.“ Droz kündigt an, dass er in einer Zeitschrift den Inhalt dieser Vorlesungen über Taine erscheinen lassen will. Man wird einer Erweiterung und Vertiefung der Studien über die Beziehungen Taines zu Stendhal mit Interesse entgegensehen, wenig versprechen wir uns von dem, was er über Taine selber bringen wird.

Überblicken wir diese verschiedenen Arbeiten, so glauben wir bei aller Anerkennung des schon Geleisteten, dass noch verschiedene Punkte einer eingehenden Prüfung bedürften. Die schmerzliche Resignation Taines erinnert uns vielfach an zwei ganz anders geartete Männer, Flaubert und Mérimée, die doch vielleicht die Geistesrichtung des Jüngeren bestimmten. Auch Stendhals Einfluss ist noch nicht genügend gewürdigt. Wir glauben, dass die *Mémoires d'un Touriste*, die fingierten Aufzeichnungen eines Handlungsreisenden der Eisenbranche auf einer Reise durch Frankreich, unserm Philosophen vorschwebten, als er die Maske des Jenenser Doktors und späteren Chicagoer Schweinefleischhändlers Théodore Graindorge vornahm, um seiner satirischen Laune über Paris und die Pariser besser die Zügel schiessen lassen zu können. Allerdings sticht die etwas steife und trockene Nüchternheit des Stendhalschen Beobachters sehr gegen den kaustischen Witz des derben Graindorge ab. Die Urteile über den Charakter der verschiedenen Provinzen und ihrer Bewohner, die Stendhal dort fällt, haben — ebenso wie die bekannteren Michelets — kaum verfehlt, Eindruck auf Taine zu machen. Von Hegels *Aesthetik* ist, glauben wir, eine doppelte Einwirkung auf Taines Lehren ausgegangen. Sie äussert sich einmal in der Betonung des rationalen Elementes in Taines Ästhetik, in der Forderung, dass die innere Logik der Dinge in der Kunst wiedergegeben werden solle. Demnächst ist auch die Lehre von den *moments* der Weltgeschichte, denen bestimmte Gattungen der Kunst oder Literatur entsprechen, nur eine Weiterausführung der Hegelschen Einteilungen, der dem Orient, dem griechischen Altertum, dem Mittelalter eine Kunst von einem bestimmten Charakter zuweist, Griechenland beispielsweise die plastische Kunst.

Am meisten aber überrascht uns folgende Unterlassung. Nach seiner Rückkehr aus der Provinz verkehrte Taine in einem noch sehr empfänglichen Alter eine Zeitlang nur mit Franz Woepke und Planat, dem späteren Herausgeber der *Vie parisienne*. Beiden setzte er schöne Denkmale der Freundschaft in bewegten Nekrologen, die zum Teil selber Fingerzeige bieten, worin die von ihnen empfangene Anregung bestand. Aber nicht einmal ihre Namen begegnen in den Versuchen, Taines Geistesentwicklung zu erhellen.

Bei der Betrachtung der kunst- und litterarhistorischen Arbeiten Taines haben unseres Erachtens weder Margerie noch Barzellotti oder Droz genügend zwischen den verschiedenen Operationen unterschieden, die jener vornimmt. Hier ist wohl Hennequin und wie der Referent glaubt, er selber, tiefer in Taines Gedanken eingedrungen als die genannten Autoren.

V.

Ein sehr grosses Interesse besitzen die nachgelassenen Schriften Taines. An Aufschlüssen über ihn sind unter den früheren keine gleich reich. Ehe wir uns jedoch ihnen zuwenden, ist es vielleicht angebracht, einen Augenblick bei einer noch zu Taines Lebzeiten erschienenen Ausgabe seiner *Essais* zu verweilen, die, wie es scheint, in Deutschland nicht nach Gebühr beachtet worden ist. Es geht aus ihr hervor, dass er über manche seiner früheren Aufsätze gering gedacht haben muss, da er es für geboten hielt, sie in der Sammlung durch andere zu ersetzen. Es ist interessant, die zweite Ausgabe der *Essais de critique et d'histoire* (1866) mit der ein Jahr vor seinem Tode erschienenen sechsten (1892) zu vergleichen. Weggelassen wurden zwei Aufsätze, der über Stendhals *Rouge et Noir* und der über Camille Selden. Man mag wohl der Meinung sein, dass die Charakteristik Stendhals keine der gelungensten ist, die aus Taines Feder stammen, und dass die Formel, die er für diesen originellen Denker findet, *esprit supérieur*, uns sehr wenig fördert selbst mit allen Erläuterungen und Bestimmungen, die Taine für nötig findet hinzuzufügen. Auch mögen wohl die Veröffentlichungen Stryienskis aus Stendhals Nachlass das Unzureichende des früheren Versuches dem Verfasser besonders lebhaft zum Bewusstsein gebracht haben. Dennoch entbehrt man den Aufsatz ungern, da er ein bedeutendes historisches Interesse besitzt, und wir würden uns freuen, ihm später in Taines Schriften wieder zu begegnen. Durch Taine ist ja gerade die Beschäftigung mit Stendhal, dessen Kultus in den sechziger Jahren seinen Höhepunkt erreichte, recht eigentlich in Aufnahme gekommen, und dieser Aufsatz neben den nachdrücklichen Hinweisen in den *Philosophes français* und der Vorrede der *Histoire de la littérature anglaise* trug wesentlich dazu bei, die Aufmerksamkeit auf Stendhal zu lenken. Auch in der Geschichte des Naturalismus spielt er eine Rolle. Bekanntlich liebt es dieser, sich auf Balzac und Stendhal als auf seine Ahnen zu berufen, und Taine hatte das zweifelhafte Vorrecht, in seiner Vorrede zur englischen Litteraturgeschichte und seinen Aufsätzen über die genannten zwei Schriftsteller den Theoretikern des Naturalismus Ideen und Schlagworte zu liefern. Wie wenig jedoch Taine von dieser Ehre erbant war, kann man aus dem Abscheu und der Geringschätzung ent-

nehmen, die er gegen den Häuptling des Naturalismus empfand und aus denen er nie ein Hehl machte. Aber auch für die Beurteilung von Taines Verhältnis zu Stendhal ist jener Aufsatz wichtig. Taine hat Stendhal ausserordentlich geschätzt und ihn lange Jahre fleissig studiert. Auch hat er von ihm viel nachhaltigere Einwirkungen erfahren als meist bekannt ist. So ist noch neuerdings öfters bemerkt worden — wie von Rod in seiner Biographie Stendhals —, dass das Tainesche Charakterbild Napoleons nur eine Weiterausführung einiger Andeutungen Stendhals ist. Es ist nun lehrreich zu sehen, worin der Kritiker die Vorzüge Stendhals erblickt, und um welcher Eigenschaften willen er ihn besonders schätzt. — Der Aufsatz über Camille Selden mag deshalb verworfen worden sein, weil der Gegenstand selber nicht ergiebig genug schien oder zu keinen bedeutenden Ausblicken einlud. Taine scheint die Begabung der Frau, die sich hinter jenem Pseudonym versteckte, sehr hoch gestellt zu haben und rühmt ihren Roman *Daniel Vlady* und ihre Studien über bedeutende Frauen — es lagen ihm die über die Rahel, über Amélie de Guérin und über Charlotte Brontë vor — als Werke eines geistvollen und selbständigen Schriftstellers. Man denkt wohl jetzt geringer von ihnen, und schwerlich würde um ihretwillen ihre Verfasserin dauernd genannt werden. Dies verdankt sie vielmehr ihren Beziehungen zur deutschen Litteratur. Sie ist bekanntlich die von Heine als Mouche gefeierte Frau, die ihm sein letztes Lebensjahr erhellen half und wird nun mit allem, was sie betrifft, ihren Schriften, ihrem wechsellvollen Lebensgang und ihren Abenteuern mit einem andern deutschen Dichter, Alfred Meissner, über die beide sehr offen geplaudert haben, auf immer eine Stelle in Heines Biographie einnehmen.

Für die zwei ausgelassenen Aufsätze sind sechs neue hinzugekommen. Der erste über Madame d'Aulnoys *Voyage en Espagne*, 1679, bewegt sich auf Taines eigenstem Gebiete: er will nachweisen, wie dieselben Eigenschaften, die einstmals Spaniens Grösse bewirkten, unter den veränderten Zeitverhältnissen, denen man sich nicht anpassen weiss, den völligen Verfall des Landes nach sich ziehen und wie ihre Wirksamkeit auf allen Gebieten des Lebens sichtbar ist. In dem nächsten aus dem Jahre 1868 stammenden Aufsatz: *L'École des beaux-arts et les beaux-arts en France* sucht Taine, der ein paar Jahre vorher Professor der Kunstgeschichte geworden war, die grossen Mängel und die kleinen Vorzüge der zeitgenössischen französischen Kunst aus den Bedingungen, unter denen der Künstler schafft, abzuleiten. Wie überall da, wo Taine heikle und unangenehme Dinge zu sagen hat, ist die geistreiche Einkleidung zu bewundern. Der folgende Satz fasst die Ansicht des Autors zusammen: „*Les Flamands ont peint plus simplement, avec plus de*

justesse et d'aisance, en traits plus reconnaissables et plus durables; mais leur sympathie est moins pénétrante, et nos artistes, comme nos écrivains, auront cette gloire d'avoir vu dans la nature une passion, une vie, une poésie presque humaine, que nul âge n'y avait senties." ⁴¹⁾ — Die Versenkung der Neuzeit in die Natur, deren Leben unter allen Formen man innig nachzufühlen sucht, hat eine gewisse Verwandtschaft mit dem Staunen eines früheren Zeitalters vor den Wundern der Natur, das sich ihr Walten durch Schöpfung selbständiger Gestalten vor Augen zu stellen sucht. Taine kommt öfters darauf zurück, so auch in der ausserordentlich anziehenden Studie „*Sainte-Odile et Iphigénie en Tauride*“, die vom Frühjahr 1868 datiert ist. Der Besuch des Ottilienberges giebt Taine Anlass zu einer tiefempfundenen Naturschilderung und leitet ihn über zu einer Betrachtung über die Entstehung mythischer Gebilde, wie sie namentlich Griechenland hervorgebracht hat, jener „*générations de héros qui avaient le Ciel et la Terre pour ancêtres et participaient au calme de leurs premiers auteurs.*“ Goethe ist nach ihm derjenige unter den modernen Dichtern, der in seiner Iphigenie eine Gestalt geschaffen, die wesensverwandt denen des alten Hellas ist. „*Entre ses mains, la vierge des vieux tragiques est restée la plus pure effigie de la Grèce ancienne, et elle est devenue le plus pur chef d'oeuvre de l'art moderne; sa noblesse native s'est accrue de toute la noblesse que vingt siècles de culture ont acquises à la nature humaine.*“ In der nun folgenden Analyse führt er dies feinsinnig aus. Er will nicht den modernen Gehalt des Werkes, den man oft betont hat, leugnen: er stellt Goethe bloss deshalb zu den Griechen, weil er

⁴¹⁾ Man ist in Deutschland auf das Problem der Formsymbolik, das Taine hier streift, namentlich seit den siebziger Jahren wieder mehr eingegangen und hat mit der Miene von Entdeckern auf eine Anzahl von Thatsachen hingewiesen, die Herder und Schiller schon geläufig waren. Man scheint jedoch der Meinung zu sein, dass von Herder und Schiller bis zu Lotze und Friedrich Theodor und Robert Vischer dieses Gebiet der Aesthetik völlig brach gelegen habe. Es ist daher vielleicht gut daran zu erinnern, dass es in Frankreich in der Zwischenzeit eifrig bearbeitet wurde, so namentlich von dem geistvollen Jouffroy, dessen aus dem Nachlasse von Damiron herausgegebene Vorlesungen (*Cours d'Esthétique* 1843) die Sympathie als den Grund des Natur- wie Kunstgenusses nachweisen und des weiteren den Satz verfechten, dass, wo ein Gegenstand uns ästhetisch ergreift, durch die Form hindurch ein menschlicher Inhalt auf uns wirkt und dass — dieser Satz ist mit seinen Folgerungen besonders wichtig für die Dichtung — dieser menschliche Inhalt nicht unmittelbar wirkt, sondern in der Form erscheinen, durch Symbole kenntlich werden muss. Das vielgelobte Buch des zu früh verstorbenen Guyau „*L'Art au point de vue sociologique*“ entwickelt in seinem Hauptteile nur den Grundgedanken Jouffroys weiter. (Vgl. dazu meine Besprechung in Vollmöllers *Romanischen Jahresberichten* Bd. I. S. 173—179.)

den durch das Christentum hervorgerufenen Gegensatz zwischen Natürlichem und Übernatürlichem, zwischen Sinnlichem und Geistigem wieder überwunden hat: „Die Harmonie beider hat nach den grossen Künstlern der Renaissance in der modernen Zeit nur ein einziger Dichter, Goethe, wiederhergestellt und er hat dies nur ein einziges Mal vermocht.“ Gelegentlich klingen die in *L'Idéal dans l'art* entwickelten Gedanken an. Es sei gestattet, aus den schönen Schlussbemerkungen das folgende Wort über die Darstellung einer idealen Welt in der Kunst herauszuheben: „*Les plus hautes figures poétiques, comme les plus hautes formes vivantes, n'arrivent à la lumière que par grâce, et, pour ainsi dire, par accident. Le parfait répugne à la vie. Au-dessus de l'homme, qui est venu si tard et subsiste avec tant de peine, s'élève le rêve de l'homme, je veux dire le monde idéal, de moins en moins viable à mesure qu'il est plus haut; car il n'est supérieur à l'autre qu'à condition de ne pas être; sa pureté plus grande le relègue plus avant dans l'impossible et dans l'au delà. — Mais son néant n'ôte rien à son prix.*“—

Der folgende Aufsatz: *L'Opinion en Allemagne et les conditions de la paix* ist der Neudruck einer vom 9. Oktober 1870 datierten Broschüre, die unseres Wissens völliger Vergessenheit anheimgefallen war. Es ist neben der Abhandlung *Du Suffrage universel et de la manière de voter* die einzige, in der Taine einen direkten Einfluss auf die Tagespolitik zu gewinnen suchte. Der von tiefer Vaterlandsliebe erfüllte Aufsatz sollte die Franzosen weniger in ihren eigenen Augen als in denen des Siegers rechtfertigen und dessen Herz zur Milde stimmen. Taine findet, die öffentliche Meinung Deutschlands, wie sie allenthalben, selbst in den Kundgebungen grosser Historiker wie David Friedrich Strauss' und H. v. Sybels in der *Allgemeinen* und der *Kölnischen Zeitung* zu Worte komme, thue Frankreich grosses Unrecht, indem sie annehme, dass nicht der Kaiser, sondern Frankreich den Krieg gewollt habe und dass es ihn gewollt habe aus verletzter Eigenliebe, um sein verlorenes Prestige wiederzugewinnen und Rache für Sadowa zu nehmen. Taines Widerlegung der deutschen Ansicht ist sehr sophistisch und scheint uns wenig glücklich. Sie läuft in der Hauptsache darauf hinaus, dass Frankreich wegen der grossen Umwälzungen in Deutschland und wegen dessen steigender Militärmacht, wozu noch die Kandidatur eines Hohenzollern für den spanischen Thron kam, mit Recht „patriotische Beklemmungen“ habe empfinden dürfen. „*Mais il ne faudrait pas conclure de là que la nation voulait la guerre; elle s'y résignait, elle ne l'aime plus.*“ Die Aufregung in Paris war künstlich und zum Teil für Geld geschaffen; der Kaiser wollte durch einen Glückswurf seine persönliche Macht wiederherstellen; die Kammern, die er ernannt hatte, waren willfährig; mehrere der

Journalisten, die den Krieg predigten, hatten eigennützige Beweggründe oder liebten effektvolle Phrasen. Ihr Schreien hat die Deutschen getäuscht; das verworrene Getöse der Strasse machte ein anderes, ein ernstes und aufrichtiges Wort unvernnehmbar, die leise, traurige, allgemeine Stimme der öffentlichen Meinung. Vom 19. Juli an haben selbst diejenigen, die zum Kriege trieben, ihn aus Notwendigkeit, nicht aus freier Wahl hingenommen. Sie rechtfertigten den Krieg damit, dass er unvermeidlich sei, dass die Deutschen sich als das erwählte, zur Weltherrschaft vorherbestimmte Volk betrachteten, dass sie zu verschiedenen Malen die Franzosen herausgefordert hätten *et que l'affaire d'Espagne était la première fissure par laquelle le torrent gonflé de leurs ambitions et de leurs forces essayait de rompre la digue pour submerger les terres voisines*. Aber von nationalem Vorrang, von wiederzueroberndem Prestige, von zu gewinnendem Ruhm verlautete kein Wort; der Krieg war nur ein Vorbeuge- und Verteidigungskrieg. Am meisten überrascht die hier und in dem ganzen Aufsatz sichtbare Auffassung der spanischen Angelegenheit. Anknüpfend an ein Bild von Strauss vergleicht Taine Frankreich mit einem Hause, das mit vier Gewehren geschützt war, während das deutsche Haus über zwölf verfügte. „*Un matin, nous apprenons qu'un vieux château fort délabré, fort en désarroi, et situé du côté du midi, sur nos derrières, va recevoir comme propriétaire un proche parent de la maison aux douze fusils, en sorte qu'à l'occasion, déjà fusillés en pleine poitrine, nous pourrions bien être fusillés dans le dos. Nous réclamons vivement; est-ce que la réclamation n'est pas juste? Après beaucoup de difficultés, on y fait droit, mais pour l'occasion seulement, et en réservant l'avenir. Sans doute il fallait s'en tenir là, être ou paraître contents . . . — Mais peut-on taxer de jalousie, d'ambition, d'insolence militaire la conduite de celui qui, voyant devant lui une rangée de baïonnettes, souhaite qu'on n'en mette pas une autre derrière lui?*“ Man fragt sich betroffen, ob die französische Regierung ihr Spiel so geschickt habe spielen können, dass sie einen Mann von der Ehrlichkeit und dem Scharfblicke Taines täuschen konnte, oder ob die Erregung des Momentes und das Bestreben, seine Landsleute zu rechtfertigen, das sonst so sichere und unbestechliche Urteil Taines in dieser Frage beirrte. —

Im Grunde genommen hat nach Taine das französische Volk in seiner Mehrheit, ja beinahe in seiner Gesamtheit, in allen Kreisen und auf allen Gesellschaftsstufen, den Frieden aufs lebhafteste gewünscht. „*Par malheur, l'opinion publique n'a pas chez nous, comme en Angleterre, une influence immédiate et commandante sur les affaires publiques: elle ne se manifeste qu'en conversations, elle n'agit qu'à la longue; les étrangers, qui s'en rapportent aux chambres et*

aux gazettes, ne connaissent de notre pays que la parade officielle, et, comme M. Strauss et M. de Sybel, ils ignorent ou méconnaissent les vrais sentiments de la nation.“ Auf einigen glänzend geschriebenen Seiten sucht nun Taine zu zeigen, wie in Wahrheit die überwiegende Mehrheit des französischen Volkes gesinnt sei, die leider, müssen wir hinzufügen, in kritischen Momenten ihrer Geschichte die Entscheidung über ihre Geschicke nicht selber in die Hand zu nehmen vermochte. Wir Deutsche machen nach ihm den Fehler, dass wir die Franzosen nach unseren Erinnerungen vom Jahre 1791 und 1810 beurteilen. *„Leurs grands-pères ont vu l'émigré noble, brillant duelliste, et l'officier de Napoléon, soldat d'éducation et de métier: au delà du Rhin, ces deux figures sont restées légendaires, et leurs images tenaces sont encore empreintes dans l'esprit allemand. On oublie que la première était celle d'une classe chevaleresque et féodale, désormais sans autorité, surannée aujourd'hui, et qui, exclue du pouvoir par la Révolution, s'est elle-même ensuite écartée des affaires. On oublie que la seconde est celle d'une génération éclosée au milieu du plus terrible orage, soulevée par l'invasion, exaltée par l'idée d'un nouvel ordre social, élevée dans les camps, poussée en avant par le patriotisme et l'enthousiasme, et à la fin lancée au delà du but par l'impulsion acquise qu'un grand capitaine vint exploiter à son profit. Mais cette génération s'est éteinte, et les survivants de 1815 sont devenus les industriels de 1820.*“ Die grosse Revolution, verkündet schon damals Taine, war in erster Linie social: sie hat vier Millionen kleiner Eigentümer geschaffen, eine ganze Menschenklasse, deren Mehrzahl durch den Grundbesitz zu einem Anfange von Wohlstand und schliesslich zur Wohlhabenheit gelangt und darum notwendig friedfertig wird. In noch höherem Masse gilt dies von der Bourgeoisie, den Industriellen, den Kaufleuten, den Angehörigen der freien Berufe: überall herrscht das Streben nach Wohlhabenheit und nach Sicherstellung eines Vermögens für die Kinder. Ein solcher Geist sei dem der Generation, die am Anfang des Jahrhunderts lebte, völlig entgegengesetzt.⁴²⁾ Taine will damit beweisen, dass es ungerechtfertigt sei, wenn man in Deutschland die Franzosen als eine unruhige, ruhmbegierige, ehrgeizige und sich in alle Angelegenheiten der Nachbarn mischende Nation betrachte, gegen die man sich nur dadurch sichern könne, dass man sie zur Ohnmacht verurteile. Von der Annexion von Elsass und Lothringen, die er für ihrem Wesen nach durchaus französisch erklärt, prophezeit er dauerndes Unheil,

⁴²⁾ Beiläufig war es in Taines Augen immer einer der grossen Ruhmestitel Balzacs, dass er früher als ein anderer die grosse Umwandlung des französischen Volksgeistes, die sich in der Tiefe vollzogen hatte, erkannte und auf diesen veränderten Geist der Zeit das Interesse seiner Romane basierte.

bis dies Unrecht wieder ungeschehen gemacht sei. „*Imposer à la France un tel sacrifice, c'est ordonner à une mère de livrer un de ses enfants; cela est contre la nature et contre la conscience; la bouche qui, sous la contrainte de la force, balbutierait un tel pacte se rétracterait tout bas, et se promettrait à elle-même, comme la Prusse après Jéna, de ne pas couronner une promesse criminelle par une résignation plus criminelle encore.*“ Zum Schluss mahnt er die Deutschen, an 1807 und 1813 zu gedenken, um zu wissen, dass ihre Unterdrückung ihre Empörung hervorgebracht habe und dass Wagram und Jena zu Früchten Leipzig und Waterloo hätten. Der glänzend geschriebene und stellenweise sich zur Beredsamkeit erhebende Aufsatz lässt trotzdem erkennen, dass die politische Publicistik nicht Taines Feld war.

Den Beschluss des Bandes machen zwei biographische Aufsätze, der eine über Prosper Mérimée, der ursprünglich die *Lettres à une Inconnue* einleitete, der andere über den 1874 verstorbenen Maler Gleyre, beides Männer, die seelisch eine gewisse Verwandtschaft mit Taine besitzen. Ein tiefer Pessimismus hatte sich bei Taine unter dem Einfluss einer bestimmten Zeitrichtung in einer von Haus aus zart und innig empfindenden Seele herausgebildet. Mérimée besitzt im Grunde ebenfalls ein äusserst weiches und empfindliches Gemüt. Er wird jedoch durch die Erfahrung, welchen Demütigungen das Gefühl aussetzen kann, zum völligen Unterdrücken und Verbergen desselben veranlasst. Taine zeigt in einer mit Meisterhand ausgeführten Porträtskizze, wie es der wichtigste Charakterzug dieses seltenen Mannes ist, auf der Hut zu sein vor der Mitteilung, der Begeisterung und dem Enthusiasmus, niemals sich ganz zu geben, immer einen Teil seiner selbst zurückzubehalten, sich weder von andern düpieren zu lassen noch sich selber zu düpieren, immer zu handeln und zu schreiben, als ob fortwährend ein unbetelligter und spöttischer Zuschauer zugegen wäre, ja selber dieser Zuschauer zu sein, und wie dieser Zug das Leben Mérimées so freudlos und tieftraurig macht und ihn daran hindert, als Gelehrter und Künstler das Höchste zu leisten, wozu er befähigt gewesen wäre. „*Par crainte d'être dupe, il s'est défié dans la vie, dans l'amour, dans la science, dans l'art, et il a été dupe de sa défiance.*“ — Den Maler Gleyre schätzte Taine als Künstler und beinahe noch mehr als Menschen. Gleyre hatte eine erhabene, beinahe buddhistisch zu nennende Lebensphilosophie ausgeübt, von der er niemals sprach, und durch eine stufenweise Lossagung die meisten Bedürfnisse, Begierden und ehrgeizigen Regungen in sich getötet, die das Leben anderer Menschen lenken. Er war gleichgültig gegen die Behaglichkeit, gegen den Besitz, gegen den Ruhm und die Schaustellung, ja selbst gegen das verständnisvolle Lob der Kenner und Freunde.

Sein möglichstes zu thun, das ist ihm das Wichtige; der Lärm, der sich darüber erhebt, ist nur eine Nebensache: „*Vivre dans un coin avec un livre*“, disait un moine du Mont-Cassin. „*Vivre dans un coin avec une toile et un pinceau*“, pensait Gleyre. *Il y a des moines laïques dans notre société contemporaine;*⁴³⁾ *j'en ai connu deux ou trois, tous hommes éminents, d'un grand esprit, d'un noble caractère; Gleyre en était, et comme tous les moines croyants ou sceptiques, c'était à force d'épreuves et de dégouts, de courses et de lassitudes sur la grande mer du monde, qu'il était arrivé à la quiétude triste et définitive dans laquelle il s'était ancré comme dans un port.*“ Es ist bemerkenswert, dass ein ähnlicher schmerzlicher Ton in den späteren Schriften Taines oft vernehmlich wird, während dieser früher sich meist verpflichtet gehalten hatte, ihn zu unterdrücken.

Alles in allem genommen bilden die *Essais*, wie sie uns jetzt vorliegen, eines der wertvollsten und vielleicht das für weitere Kreise interessanteste Buch, das wir von Taine besitzen. Nicht nur ist in der Vorrede das für Taines Anschauungen so wichtige *Gesetz der gegenseitigen Abhängigkeiten* entwickelt, das nach ihm auf moralischem Gebiete ebenso herrscht wie etwa in der Biologie; es wird auch an mehr als einem Dutzend recht verschiedenartiger und sehr fruchtbarer Gegenstände die Anwendung der Taineschen Theorien gezeigt. Die neu aufgenommenen Aufsätze gehören zu den besten Taines, und von den früheren sind mehrere von höchstem Wert wie namentlich der über Saint-Simon. Neben dem siebzehnten Jahrhundert, das ausserdem noch durch Fléchiers *Grands Jours d'Auvergne* und die *Princesse de Clèves* der Madame de Lafayette vertreten ist, ist auch das griechische Altertum berücksichtigt in den Aufsätzen über Xenophons Anabasis und über Platos Dialoge. Die geistvollen Studien über Michelet (*Histoire de France* und *L'Oiseau*) und Guizot (*Histoire de la révolution en Angleterre*), von denen der erstere einen starken Einfluss auf Taine ausübte, sind auch schon um ihrer theoretischen Ausführungen über Geschichtsschreibung wichtig. Die Schriften von Troplong und de Montalembert (*Chute de la République romaine. — De l'avenir politique de l'Angleterre*) bilden den Ausgangspunkt einer Betrachtung über die Revolutionen in Rom und Frankreich und über den Gegensatz zwischen der Rasse, der Gesellschaft und Regierung in Frankreich und in England. Der Aufsatz, der manche in der englischen Litteraturgeschichte weiter ausgeführte Idee enthält, war 1857 geschrieben worden.

Als erste der eigentlichen Nachlassschriften sind die *Derniers*

⁴³⁾ Man erinnere sich des Scherzes über Flaubert im *Graindorge*.

Essais de Critique et d'Histoire (Paris, Hachette 1894) zu nennen. Während die noch in den fünfziger Jahren geschriebenen Aufsätze alle in den *Essais de crit. et d'hist.* und die späteren bis zum Jahre 1864 in den *Nouveaux Essais* Aufnahme gefunden hatten, waren alle nach diesem Zeitpunkt verfassten unberücksichtigt geblieben, bis mehrere darunter in der vorhin besprochenen 6. Auflage der *Essais* untergebracht wurden. Die bisher übergangenen hatte Taine selber vorgehabt, in einem Bande zu sammeln und seinem Freunde Léon Bonnat zu widmen, immer aber wurde er durch seine anderen Arbeiten daran verhindert. In pietätvoller Weise hat man nun diese Absicht des Dahingegangenen ausgeführt und das Buch dem genannten Freunde zugeeignet. Die hier vereinigten Aufsätze erschienen später als die *Nouveaux Essais* mit Ausnahme eines lebenswürdigen Artikels aus dem Jahre 1858 über die vermischten Aufsätze des Herrn de Sacy, eines langjährigen Mitarbeiters an dem *Journal des Débats*. In der kurzen Vorbemerkung wird behauptet, dass Taine diesen Aufsatz unzweifelhaft vergessen gehabt habe. Uns scheint das weniger sicher. So anmutig der Artikel auch ist und so sehr es auch erfreut, Taine zur Abwechslung nicht als starren Logiker, sondern als gefälligen Plauderer zu finden, der einem schriftstellerischen Kollegen zierliche Lobsprüche spendet, so möchten wir doch glauben, dass der Artikel nicht übersehen, sondern verworfen wurde und wohl aus ähnlichen Gründen, wie aus denen später auch die Verwerfung der Studien über Stendhal und Camille Selden erfolgte. — Mit der Litteratur beschäftigen sich ausserdem noch Aufsätze über Paul de Saint-Victor (*Hommes et Dieu*) und über George Sand. Taine ist ein Verehrer der grossen Romanschriftstellerin, deren Popularität in den letzten Jahren ihres Lebens dank dem Überhandnehmen des positiven und wissenschaftlichen Geistes in der Litteratur zurückgegangen war, obwohl ihre Kräfte keine Abnahme zeigten. Taine analysiert ihr Talent und ihre Darstellungsweise und weist deren Berechtigung nach gegenüber den Vertretern der realistischen und naturalistischen Schule. — Der Aufsatz über Ste.-Beuve, der nach dessen Ableben im Herbst 1869 niedergeschrieben wurde, ergänzt wesentlich Taines sonstige Äusserungen über denjenigen Litterarhistoriker, den er so oft als seinen und unser aller Meister auf dem Gebiete der psychologischen Litteraturbetrachtung verkündigt hatte. Der Aufsatz hat um so grösseres Interesse, als in den Untersuchungen über Litteraturgeschichte neuerdings gerade das Verhältnis Taines zu Ste.-Beuve mehrfach erörtert wurde, und er als Ersatz für die Studie dienen muss, die Taine, wie bei seinem Tode von vielen Seiten behauptet wurde, nach Vollendung seines Werkes über das zeitgenössische Frankreich

Ste.-Beuve widmen wollte. Er erblickt dessen grosses Verdienst darin, dass er die menschlichen Ereignisse in den lebenden Individuen studierte, die sie machten oder erlitten. Als seine Hauptwerke betrachtet er die *Histoire de Port-Royal* und die etlichen zwanzig Bände der *Causeries du Lundi*. Über das erstere Werk äussert er sich ebenso begeistert wie seiner Zeit in der Vorrede zur Geschichte der englischen Litteratur. „*Elle est une grande étude de psychologie; elle est faite avec des portraits d'individus, portraits multipliés et changeants comme l'individu lui-même, sans cesse repris et retouchés avec une fertilité d'observation inépuisable, avec une conscience, une délicatesse, une minutie, une sympathie d'historien que personne n'a surpassées.*“ Erfinderisch ist nach ihm Ste.-Beuve darin, dass er das Verfahren der Naturwissenschaften in die Geschichte der sittlichen Welt einführte und zeigte, wie man sich anstellen muss, um den Menschen kennen zu lernen. „*Il a indiqué la série des milieux successifs qui forment l'individu et qu'il faut tour à tour observer afin de le comprendre: d'abord la race et la tradition du sang que l'on peut souvent distinguer en étudiant le père, la mère, les soeurs ou les frères; ensuite la première éducation, les alentours domestiques, l'influence de la famille, et tout ce qui modèle l'enfant et l'adolescent; plus tard, le premier groupe d'hommes marquants au milieu desquels l'homme s'épanouit, la volée littéraire à laquelle il appartient. Vient alors l'étude de l'individu ainsi formé, la recherche des indices qui mettent à nu son vrai fond, les oppositions et les rapprochements qui dégagent sa passion dominante et son tour d'esprit spécial, bref, l'analyse de l'homme lui-même poursuivie dans toutes ses conséquences à travers et en dépit des déguisements que l'attitude littéraire ou le préjugé public ne manquent jamais d'interposer entre nos yeux et le visage vrai.*“ Darin hat Ste.-Beuve nach Taine mit Recht seinen Ruhmesanspruch bei der Nachwelt erblickt. „Diese Art an den menschlichen Individuen vorgenommener botanischer Analyse ist das einzige Mittel, die moralischen Wissenschaften den positiven Wissenschaften zu nähern, und man braucht sie nur auf die Völker, die Epochen, die Rassen anzuwenden, um sie ihre Früchte tragen zu lassen.“ Diesen letzteren Schritt will bekanntlich Taine selber gethan haben. Weit charakteristischer ist unseres Erachtens jedoch für Taine der deductive Charakter seines Verfahrens, das dem Ste.-Beuves geradezu entgegengesetzt ist, das Bestreben, aus den auf irgend welchem Wege erkannten psychologischen Eigenheiten eines Volkes oder einer Rasse eine Reihe anderer Thatsachen abzuleiten. Wie hoch Taine ein solches Verdienst wie das von ihm Ste.-Beuve beigelegte anschlagen musste, erhellt sofort, wenn man sich an seine Ansicht von dem langsam aber sicher wirkenden Einfluss der Wissenschaft auf die Meinungen und das

Leben erinnert. Er hofft ja thatsächlich auf eine Zeit, wo „die vertiefte und präcisierte Geschichte so massgebend für unsere Anschauungen und Angelegenheiten wird, wie es die Physiologie in der Medizin ist.“ Indem er zum Schluss festzustellen versucht, was Vorübergehendes und was Dauerndes in Ste.-Beuves Werk sei, fasst er sein Urteil in folgende Worte zusammen: *„A travers plusieurs engagements il n'a servi qu'un maître, l'esprit humain; pour le juger lui-même en critique et d'après ses propres préceptes, j'ose ajouter, en pesant exactement mes paroles, qu'en France et dans ce siècle il a été un des cinq ou six serviteurs les plus utiles de l'esprit humain.“*

Wegen der Beziehung zur Heimat und zur Jugend des Philosophen ist wichtig der Artikel *Les Ardennes*, den Taine als Vorrede zu einem illustrierten Werke über die Ardennen verfasst hatte. Man ersieht daraus, welche Bedeutung er den Jugendeindrücken für das ganze künftige Leben beimisst. Auch er besitzt nur Kindheitserinnerungen an die Ardennen. *„Mais la rivière, la prairie, les bois qu'on a vus dans ses premières promenades laissent au fond de l'âme une impression que le reste de la vie achève et ne trouble pas. Tout ce que l'on imagine ensuite, part de là; même il semble que tout soit là, et que jamais le plein jour ne puisse égaler l'aurore.“* Die Empfindungen des Knaben beim Schweifen durch den Hain und den Bach entlang, beim Pflücken von Winden und Butterblumen auf den Wiesen seien besonders frühzeitig und lebhaft gewesen, weil er auf der Grenze zweier Länder wohnte, von denen das eine grün und schön, das andere farblos und hässlich ist, nämlich in Vouziers, wo die weisse und die braune Erde zusammenstossen. Dort hört nämlich die wahre Champagne auf und fangen die wahren Ardennen an. Taine beschreibt nun den Eindruck düsterer Traurigkeit, den die Champagne auf ihn machte, als er in einer Postkutsche sie durchfuhr, und die einzige Farbe auf dem ganzen Wege das harte, grelle, verletzende Weiss der Kreide war: bei der Schilderung des landschaftlichen Charakters der Champagne und des Einflusses, den er auf den grossen französischen Fabeldichter geübt, kamen Taine also seine Jugendeindrücke sehr zu statten. In den Ardennen ist ihm die Poesie des Waldes aufgegangen. Im Herbst durchwanderte er sie manches Mal mit seinem Vater, und Meile um Meile fanden sie immer wieder die runden Wipfel der Eichen, die stufenweise ansteigenden Baumreihen und den Duft des ewigen Grüns. Die Nacht verbrachte man in Hütten, die keine Fenster hatten, und wo durch einen weiten Schornstein, in dem die Fleischvorräte trockneten, das Licht hereinkam und der Rauch hinausging. Das stumme Leben der Holzhauer, die hier hausen, berichtet Taine, ist voll seltsamer Träumereien und fruchtbar an

Legenden: zu den verschiedenen Stunden des Tages und der Nacht wirkt eben der grosse Wald unaussprechlich erfreuend und bedrohlich. Der empfängliche Knabe lernte so selber frühzeitig die Empfindungen kennen, aus denen bei Naturvölkern die Mythen erwachsen. — Zu neuen Bekannten und Interessen führen über die beiden Aufsätze über E. Boutmy und dessen Schöpfung, die *École libre des sciences politiques*. In dem ersten bespricht Taine Boutmys Erstlingswerk, die *Philosophie de l'Architecture en Grèce*, die, wenn wir nach der uns vorliegenden Anzeige urteilen sollen, ganz von Taineschen Ideen beeinflusst ist oder, da diese Ideen ja teilweise älter sind, sich ganz in der Richtung der Taineschen Arbeiten bewegt. Denn danach will sie nichts Geringeres als an einer Betrachtung des Parthenons zeigen, „wie allgemeine Ursachen: die Bodenbeschaffenheit, die Geschichte und die seelische Anlage der Rasse, verbunden mit vorübergehenden Umständen, die Züge des Meisterwerks, dessen Reste wir noch betrachten können, bestimmt, vereinigt und angeordnet hatten.“ Es ist völlig in Taines Geiste, wenn Boutmy aus jenen allgemeinen Ursachen zuerst die wichtigsten Eigenschaften des griechischen Geistes ableitet — als solche findet er „die Ordnung, die Klarheit, die Neigung für deutliche Unterscheidungen, den Abscheu vor der Kompliziertheit und der Überladung“ — und dann diese Eigenschaften selbst in dem kleinsten technischen Detail, in den Verzierungen des Architraven und Triglyphen wirksam sein lässt. — Die Gründung der freien Schule der politischen Wissenschaften unterstützt Taine aus denselben Gründen, welche ihn die Abfassung der *France contemporaine* unternehmen liessen. Er hofft, durch Verbreitung positiver Kenntnisse aus dem Gebiete der Geschichte und der politischen Wissenschaften werde es gelingen, Frankreich zu grösserer Besonnenheit in der Leitung seiner Angelegenheiten zu erziehen. Er vergleicht hier Frankreich mit einem Manne, der seine Prokura erteilt hat und sich nun plötzlich durch die Schuld seiner Bevollmächtigten am Rand des Verderbens erblickt. Nach Beseitigung der dringendsten Verlegenheiten wird er, wenn er klug ist, sich eingehend um seine Angelegenheiten bekümmern, sein Budget kennen zu lernen suchen und sich in die Lage bringen, sich mit seinen Bevollmächtigten auseinanderzusetzen. „Angesichts derartiger Unglücksfälle genügt es nicht, Eindrücke und Neigungen in der Politik zu haben; man muss genauer zusehen, ebenso genau, als wollte man ein industrielles Unternehmen oder eine Kapitalanlage machen; man muss eine begründete Ansicht haben, die auf Thatsachen, Zahlen und sicheren Dokumenten beruht. Und solche giebt es in der Politik wie überall.“ Taine entwickelt dann den Plan und die Bedeutung der Vorlesungen, die an der Schule gehalten werden sollen. Von der vergleichenden

Rechtsgeschichte, die an den französischen Facultés de droit nicht gelehrt wird, hofft er z. B., dass sie zeigen werde, mit welcher Wirkung eine bestimmte Institution, etwa die Geschworenengerichte, bei den verschiedenen Nationen angewandt wurde. Man werde alsdann erkennen, „dass sie nur ein Organ in einem lebenden Körper ist, dass dies Organ nicht ohne weiteres in einen anderen Körper versetzt werden kann, und dass man nur nach unendlich viel Erwägungen und mit äusserster Vorsicht einen Organismus antasten darf; hier wie in allen socialen Dingen erzeugt die Wissenschaft die Klugheit, und das minutiöse Studium vermindert die Zahl der Revolutionäre, indem es die der Theoretiker vermindert.“ —

Mit Taines philosophischem Hauptwerke *De l'Intelligence* stehen in Verbindung zwei Aufsätze über Werke aus dem Gebiete der wissenschaftlichen Psychologie. Der erste handelt über Ribots Buch *L'Hérédité*. Taine ergreift mit Vergnügen die Gelegenheit, seine Lieblingstheorien über die Beständigkeit der Rassencharaktere einzuschärfen und entnimmt Ribot neue Argumente dafür. Er erblickt darin eine der grössten historischen Mächte, die um so wirksamer ist, als jedes Volk durch die Auswahl, die es bei sich selber vollzieht, unaufhörlich daran arbeitet, sie zu vermehren, indem es den Individuen, deren Charakter sich mit dem seinigen nicht verträgt, das Dasein oder die Entwicklung versagt. Man kann nach ihm zugeben, dass in einer sich selber überlassenen Nation die nationalen Züge sich zu vertiefen streben und dass folglich der Nationalcharakter zur Übertreibung neigt. Er beruft sich dafür auf Spanien, wo eine dreihundert Jahre fortgesetzte religiöse Verfolgung, die jährlich tausend freidenkende Leute durch die Todesstrafe oder Kerkerhaft beseitigt, die gegenwärtige abergläubische und stumpfsinnige Bevölkerung bilden half. Ähnlich wirkten nach ihm in Frankreich die Bartholomäusnacht, die Zurückrufung des Edikts von Nantes und die Massregeln gegen die Aristokraten vom Jahre 1793. — In dem zweiten Artikel werden besprochen Ribots *Die Philosophie Schopenhauers* und die Übersetzungen der zwei Schriften Bains *Die Sinne und der Verstand* und *Geist und Körper*, und der *Principien der Psychologie* von Herbert Spencer. Taine begrüsst mit Genugthuung diese Erscheinungen, die ihm dafür zu sprechen scheinen, dass man in Frankreich anfangs, die Augen zu öffnen, über den offiziellen Umkreis hinauszublicken und wieder wissenschaftliches Interesse zu zeigen. „*Pendant un demi-siècle la philosophie n'a guère été chez nous qu'un exercice littéraire ou un enseignement de collège, tandis qu'en Allemagne elle se développait en grandes constructions spéculatives, et qu'en Angleterre elle reprenait la vieille et bonne route, si longtemps abandonnée, de l'induction et de l'expérience. Aujourd'hui, dans le monde pensant, c'est la philo-*

sophie anglaise qui prend l'empire; celle d'outre-Rhin n'a plus qu'un intérêt historique, mais cet intérêt est encore grand.“ Wer sich früher für Hegel so begeistert hatte, wird auch jetzt die kühnen Theorien und Hypothesen der deutschen Philosophen nicht missgünstig betrachten. Ja, Taine findet, dass diese Excursion in das Imaginäre einen doppelten Dienst leiste. „*D'abord, comme M. de Talleyrand le disait de la théologie, elle donne de la subtilité à l'esprit; il n'y a pas d'exercice plus fortifiant; on en sort muni de méthodes et tout préparé pour les sciences particulières. Aujourd'hui, par exemple, dans presque tous les livres d'histoire écrits en allemand, on reconnaît l'influence lointaine ou prochaine de Hegel; c'est à son école, directement ou indirectement, que les auteurs de tant de doctes manuels ont appris à classer, à généraliser, à concevoir les époques historiques comme des moments, à chercher les causes intérieures, le développement spontané, le devenir incessant des choses.*“ Man wird durch solche Äusserungen schmerzlich daran erinnert, wie weit jene Zeit hinter uns liegt. — Andererseits, findet Taine, gebe es kein Studium, das uns besser unsere Grenzen zum Bewusstsein bringe und in unsere Denkgewohnheiten wirksamer die mässige Dosis Skepticismus einführe, ohne die man immer Gefahr laufe, ein massloser oder unduldsamer Dogmatiker, das heisst ein Dummkopf zu sein.

Darum stellt er auch Herbert Spencer als Denker sehr hoch. Seine Hypothesen sind die neusten, beachtenswertesten und der Gesamtheit der zeitgenössischen Wissenschaften am besten angepassten. Aber er sucht vielmehr eine Erklärung als einen Beweis; darum bereichert sein Buch die positiven Wissenschaften wenig, sehr aber bereichert es den menschlichen Geist; „*il ouvre des horizons, il suggère des aperçus, il réunit des groupes de faits séparés, il établit des ensembles.*“ Beiläufig ist Taine hier veranlasst, seine Unabhängigkeit gegenüber Spencer zu betonen. Dieser hatte im Vorwort zu den späteren Auflagen seiner „Principien der Psychologie“ mit ziemlicher Heftigkeit den Verdacht des Plagiates gegen Taine ausgesprochen. Taine stellt fest, dass er über den betreffenden Punkt (die Theorie der Elementarempfindungen) unabhängig und durch eine verschiedene Methode zu denselben Schlüssen wie Spencer gekommen war, und dass diese Theorie sich erst in der zweiten Auflage der Principien findet, die vom Dezember 1870, also später als Taines *De l'Intelligence* ist. — Bain wird von dem Kritiker hauptsächlich als Analytiker, als trefflicher Anatom des Geistes geschätzt. Eine seiner Theorien scheint ihm von der allergrössten Wichtigkeit, die Erklärung unserer Raumvorstellung, als deren ursprüngliche Elemente er unsere Bewegungsgefühle im Auge betrachtet.

Der ausführlichste Aufsatz der ganzen Sammlung ist die Ge-

dächtnisrede auf den Historiker Louis de Loménie, Taines Vorgänger, die er bei seiner Aufnahme in die Akademie hielt. Sie ähnelt wenig den üblichen Akademiereden mit ihren feinen Pointen und ihren geistreich berechneten Lob- und Tadelsprüchen: auch hat sie seiner Zeit wenig Eindruck gemacht, wozu auch das geringe rednerische Talent Taines, sein schüchternes, beinahe linkisches Wesen und die monotone Vortragsweise beitragen mochten.⁴⁴⁾ Um so gediegener ist der Inhalt. Loménie war unserm Autor als Mensch äusserst sympathisch wegen der bei so vielen Gelegenheiten bewiesenen vornehmen und unabhängigen Gesinnung, die nichts für sich verlangt, ja etwas, das angeboten wird, zurückweist. Der Historiker hat nach ihm das grosse Verdienst, dass er einen der besten Wege wählte, uns die Vergangenheit wahrhaftig und genau kennen zu lehren, nämlich die Pflege der Monographie. Wird sie so gehandhabt, wie es Loménie thut, dass man einzelne Individuen herausgreift, die als Vertreter ganzer Gruppen gelten können, und sie mit allen, auch den unscheinbarsten Details ihrer Existenz uns vor Augen stellt, so ist sie das wirksamste Instrument des Historikers. Den *Beaumarchais* betrachtet Taine als Loménies Meisterwerk; sein einziger Mangel ist, dass der Autor aus Diskretion, Zurückhaltung und Würde einige Züge seines Helden gemildert hatte. „*Il a laissé un peu dans l'ombre le faiseur et le charlatan, le gamin et le polisson.*“ Den Grund, weshalb das Werk über die Mirabeaus nicht fertig wurde, sieht Taine darin, dass Loménie, um die vielen Fragen völlig zu beherrschen, auf die er durch seine Arbeit geführt wurde, sich sehr weit auf Seitenwege einliess und darüber oft den Zweck ausser Augen setzte, derentwegen er jene Untersuchungen angestellt hatte. Wie eine glänzende Einlage muten uns die acht bis zehn Seiten an, auf denen Taine zwei der interessantesten Charakterköpfe aus jener hochbedeutenden Familie skizziert: Jean Antoine, den Komtur von Malta, und den Marquis de Mirabeau. Das Urteil über seinen Vorgänger fasst Taine in zwei Worte zusammen, die schwach scheinen und stark sind: „*Il a été honnête homme et bon historien.*“

Über Mallet-du-Pan handelt die nächste Studie, die zuerst der im Jahre 1884 erschienenen *Correspondance inédite de Mallet-du-Pan avec l'empereur d'Autriche, de 1794 à 1798*, vorgedruckt war. Vier Beobachter der französischen Revolution haben nach Taine von Anfang an deren Charakter und Tragweite richtig begriffen: Rivarol, Malouet, Governor Morris und Mallet-du-Pan, und zwar der zuletzt genannte tiefer als die andern; er hat sie über-

⁴⁴⁾ Vgl. das Urteil eines Augenzeugen in der Einleitung von: H. Taine, *L'Ancien Régime*. Mit Einleitung und Anmerkungen hrsg. v. K. A. Martin Hartmann. Leipzig, Dr. P. Stolte, Verlagsbuchhandlung. 1896.

dies vom Anfang an bis zu ihrem Ende beschrieben, kommentiert und beurteilt; seine Analysen, die, an den Originaldokumenten geprüft, sich immer als genau erweisen, und seine Voraussagen, die der Gang der Ereignisse fast immer rechtfertigt, reichen von 1789 bis 1799. Unter so vielen Blinden, Verblendeten oder Kurzsichtigen bleibt er klar- und weitblickend. Für Taine besitzt er die zu allen Zeiten und besonders in jener Zeit äusserst seltene Kompetenz in der Politik. Es ist interessant zu sehen, wie Taine sich deren Zustandekommen denkt. Mallet, der beim Ausbruch der französischen Revolution vierzig Jahre alt war, hatte schon eine zwanzigjährige politische Schulung hinter sich. Er hatte immer über die öffentlichen Angelegenheiten nachgedacht, er hatte die gründlichsten Studien angestellt, in der Schweiz, in Frankreich, in Deutschland, in England, in den Niederlanden längere Zeit gelebt und die Verfassungen, die Regierungen und die Sitten *sur le vif* beobachtet; er war Bürger von Genf und hatte als Augenzeuge und Mitspieler an den inneren Kämpfen und der Revolution dieses Miniaturstaates teilgenommen, die als eine Generalprobe auf einer kleineren Bühne für das Schauspiel gelten konnte, das zehn Jahre später in Paris mit einem blutigen fünften Akte gespielt werden sollte. Zu der Kompetenz, die man erwirbt, gesellte sich bei ihm ein Talent, das man nicht erwirbt, die Fähigkeit, die Seelen zu sehen. Was die menschlichen Handlungen bestimmt und hervorruft, das sind die Gefühle; Gefühle aber sind Kräfte, die man nicht nur konstatieren, sondern auch messen muss. Ein so umfassender Verstand, dass er sich die verschiedenartigsten Gefühle und ihre äussersten Grade vorstellen, ein so feiner Takt, dass er ihre Intensität und Stärke abschätzen kann — das ist die politische Begabung. Mallet-du-Pan besass sie im höchsten Grade; er hatte sie durch die Übung gesteigert, und um sich ihrer besser zu bedienen, wandte er das abkürzende Verfahren an, das die Staatsmänner zu bevorzugen scheinen. Es besteht darin, sich jede Gruppe nach einigen wohlstudierten und wohlbekannten Individuen vorzustellen, welche man als Muster für die übrigen nimmt. So giebt Mallet wohl über einige hervorragende Männer der Revolution nur unvollständige und bisweilen ungenaue Auskunft; aber diese führen auch nicht, sondern werden mit fortgerissen, und die Hauptsache ist, die Richtung und Stärke der Strömung zu bestimmen. Dagegen über die Assemblées, die Parteien und die grossen Massen sind seine Urteile ebenso genau wie scharfsichtig; „hierin, bemerkt Taine, habe ich, als ich seine Arbeit nochmals machte, ihn niemals auf einem Fehler ertappt.“ „Hier haben wir endlich lebende Geschichte, die Geschichte der wirksamen Leidenschaften und der Willen, die gehandelt haben; man berührt und greift sie, man unterscheidet ihre Beschaffenheit,

man erfasst ihren Ursprung, man folgt ihrer Entwicklung und erfasst ihr Wirken.“ Durch einen Blick auf den Gang der französischen Revolution rechtfertigt dann Taine Mallets Auffassung und Urteile. Diese sind auch deshalb so hart, weil Mallet vermöge seiner Principien, seiner Ueberlegungen und seines Charakters liberal war und die Eingriffe des Staates in die Freiheit, das Eigentum, das Gewissen und die Ueberzeugungen innerlich verabscheut. Aus dieser Gesinnung macht er nie ein Hehl, sein Leben gestaltet sich daher zu einer Kette von Verfolgungen und Trübsalen. Während der Revolution ist er in Paris keinen Tag seines Lebens und seiner Freiheit sicher, später muss er eine Zuflucht in seiner Heimat, der Schweiz, suchen, von wo er ebenfalls 1798 verjagt wird. In England findet er sein letztes Asyl und stirbt dort mit fünfzig Jahren erschöpft mitten in seiner Arbeit. Er gründet dort den *Mercure britannique* und hat nun wieder Gelegenheit, die Wahrheit laut und frei zu verkünden. Was er unter dem Drucke gelitten, ersieht man aus folgendem Worte: „*Sans l'hospitalité du peuple anglais j'éprouvais encore le tourment du silence; jamais trop de reconnaissance ne payera le bienfait de cet affranchissement.*“

Viele Verehrer Taines werden sich schon über dessen enge Verbindung mit Planat, dem Marcelin⁴⁵⁾ der *Vie Parisienne*, gewundert haben, für dessen Blatt er bekanntlich seinen *Théodore Graindorge* schrieb. In dem Nachruf, den er seinem um einige Jahre im Tod ihm vorangegangenen Freunde widmet, werden sie die Aufklärung finden. Planat war sein Jugend- und Studienfreund; mit zwanzig Jahren wird er mitten aus seiner Vorbereitungszeit herausgerissen und muss zur Feder und zum Zeichenstifte greifen, um seiner Familie Brot zu schaffen. Er musste zu gleicher Zeit lernen und produzieren, und der hochstrebende Mann litt schwer unter dem Gefühl der Unzulänglichkeit seiner hastigen Leistungen. Von Fernerstehenden wurde der Herausgeber eines Blattes für Weltleute selbst für einen Weltmann gehalten; in Wahrheit war er für einen solchen zu ernst, seine Empfindungen zu nachhaltig und zu tief.⁴⁶⁾ Auch hatten seine Fähigkeiten nicht ihre rechte Verwendung gefunden. Er hatte von Natur die Anlage zum Beobachter, Psychologen und Kritiker und hatte mehrere weitaussehende dichterische und historische Werke geplant, die nie ausgeführt wurden, auf deren Ausführung

⁴⁵⁾ Émile-Marcelin-Isidore Planat, genannt Marcelin, Zeichner und Schriftsteller, der Begründer der *Vie Parisienne*, geb. in Paris am 16. Juli 1829 und dort gest. am 23. Dezember 1887.

⁴⁶⁾ Er charakterisiert ihn mit folgendem Worte Stendhals: „*Ce n'était pas une âme à la française; il ne savait pas oublier ses chagrins: quand il avait une épine à son chevet, il était obligé de l'user à force d'y piquer ses membres palpitants.*“

er jedoch auch in seiner letzten schweren Krankheit nicht verzichtete. Zwischen seiner offiziellen Persönlichkeit, dem Mann seines Blattes, und seinem innersten Wesen war ein fortwährender und offenkundiger Kontrast. Der wahre Marcelin war schweigsam, in sich gekehrt, selbst in der Menge und in der Öffentlichkeit einsiedlerisch; er besass in hohem Masse die seltsame Fähigkeit, die jenseits der umgebenden lärmenden und unbequemen Welt dem Geist eine andere Welt öffnet.

Diese Fähigkeit ist die rekonstruktive Einbildungskraft. Taine erzählt eine Anekdote von einem Bildhauer aus ihrem Freundeskreis, der eines Tages auf dem Boulevard ein Mädchen in Begleitung ihrer Eltern vor sich hergehen sieht, aus ihrem Gang die Artikulation des Knies, des Schenkels, kurz den ganzen Körperbau erkennt und, nach Hause zurückgekehrt, seine schlanke und leichte Atalante entwirft: vermöge seines Studiums des menschlichen Körpers und seiner Kenntnis der zwischen dessen Teilen bestehenden Verbindungen war er in der Lage, aus einem genau beobachteten Fragment das ganze Skelett und die ganze Gestalt zu rekonstruieren. Das Gleiche gilt nun nach Taine auch von den gesellschaftlichen Sitten. Alle Teile hängen untereinander zusammen — aus einem kann man auf den andern schliessen und nach einem Stück das Ganze rekonstruieren. Auf diesem Gebiete ahnte und schaute Marcelin ebenso scharf und sicher wie der Bildhauer — allerdings nicht ideale Formen, sondern historische Sitten. Taine stellt ihm das Zeugnis aus, dass er in jeder Epoche der französischen Geschichte, von den Valois an, völlig zu Hause war ebenso wie im Flandern und Holland und Italien des 16. Jahrhunderts, und dass ein beliebiges Portrait, ein mittelmässiger Kupferstich aus der Zeit ihm genügte, um sich in sie zu versetzen; und er sprach davon, als ob er darin gelebt hätte. Er weilte so in fünf oder sechs Welten, die ebenso vollständig waren wie die unsrige.

Er lebte ganz unter seinen Kupferstichen und hatte deren schliesslich dreihunderttausend zusammengebracht. Er hatte sie nicht als Sammler und Liebhaber der seltenen Stücke vereinigt, sondern gab gerne seine schönen Stiche gegen andere her, vorausgesetzt, dass sie bezeichnend und anregend (*significatives et suggestives*) waren, irgend ein Detail der Sitten illustrierten. Diesem Manne trat Taine bei seiner Rückkehr nach Paris wieder nahe, und durch ihn lernte er Franz Woepke kennen. Diese drei waren bald aufs engste verbunden, und zwar hielt die Geschichte sie zusammen, zu der sie auf sehr verschiedenen Wegen gelangt waren. Woepke war Orientalist und Mathematiker und studierte in den Urtexten, im Sanskrit, Griechischen, Arabischen und Persischen die Fortschritte der mathematischen Wissenschaften von den Anfängen bis zur Renaissance; Taine hörte damals Physiologie und Zoologie und hatte

ziemlich lange sich mit mehreren Philosophien und einigen Litteraturen abgegeben; Marcelin kannte die Kunstwerke der letzten vierhundert Jahre und daneben die Memoiren von Froissart und Commines an. Die jungen Männer tauschten ihre Ideen aus, und jeder suchte sich bei den beiden andern zu unterrichten. Woepke, sagt Taine, war derjenige, der die Dinge von dem höchsten und erleuchtetsten Gesichtspunkte aus sah, mit am wenigsten Wolken und in den grössten Massen. Keiner von den dreien sah die Dinge so aus der Nähe und so voll wie Marcelin; nur die zeichnenden Künste stellen uns den ganzen Menschen, lebende Körper, ihr physisches Milieu und ihre physischen Gewohnheiten, ihre Geste, ihre Physiognomie und ihren Blick vor Augen; sie zu verstehen, erklärt Taine von Marcelin gelernt zu haben; ihm verdanke er es, dass er das Cabinet des Estampes kennen gelernt habe. „Was er als wahrhafter Historiker, fährt Taine fort, instinktmässig durch die gemalten und gestochenen Figuren hindurch aufsuchte, das waren die Verschiedenheiten des Menschen zu den verschiedenen Epochen. Balzac sagt irgendwo, dass jeder Beruf oder jede sociale Stellung ein Klima ist, das seine scharf unterschiedenen Arten und Varietäten hervorbringt; man kann dasselbe von jeder historischen Periode sagen. Verglichen mit dem heutigen Franzosen der höheren, unteren oder mittleren Klasse ist der Franzose der entsprechenden Klasse im Jahre 1780, und in höherem Masse im Jahre 1680 und in noch höherem im Jahre 1580 ein lebendes Wesen von einer andern Art, mit andern Bedürfnissen, Gelüsten und Abneigungen, mit anderen Eindrücken, Bildern und Ideen, mit seiner besonderen Auffassung des Glückes und der Ehre, mit seinen eigenen Gefühlen und seiner eigenen Stellung gegenüber dem Vergnügen, der Gefahr und dem Tode. Alles das erfasste Marcelin sofort, mit dem ersten Blick; die Feinheit und die Richtigkeit seiner Divinationen waren ausserordentlich; demgemäss unterschied er ohne vorgefasstes System oder Zweck in jeder Epoche die starken, dauernden und ausschlaggebenden Gefühle, die während vieler Jahre viele Handlungen vielen Leuten gebieten und die die inneren Kräfte sind, deren Convergenz oder Divergenz die menschliche Gesellschaft aufrecht erhält oder zertrümmert. Ich schrieb damals über das sechzehnte Jahrhundert; wenn ich durch Zufall zu irgend einer allgemeinen Idee gelangte, sagte ich sie ihm, und ich war ihrer erst dann sicher, wenn er sie annahm.“

Angesichts solcher Aeusserungen wird man nicht umhin können, Marcelin eine wichtige Stelle in der Entwicklungsgeschichte Taines anzuweisen. Taine trug schon damals jene Ideen über das Gesetz der gegenseitigen Abhängigkeiten mit sich herum, das nach ihm auf geistigem Gebiete ebenso unbedingt gelten sollte, wie es Cuvier und Sainte-Hilaire für die Biologie nachgewiesen hatten, jenes Gesetz,

wonach alle Teile eines Organismus, also auch eines menschlichen Geistes oder einer Civilisation, unter sich zusammenhängen und jede Veränderung eines Teiles an allen anderen entsprechende Veränderungen nach sich zieht. Diese Ideen hat Taine erst in den sechziger Jahren — am vollständigsten in der Vorrede zu den *Essais de critique et d'histoire* — systematisch entwickelt, sie tauchen aber schon in seinen Briefen aus dem Beginn der fünfziger Jahre auf. Es liesse sich annehmen, dass der stete Meinungsaustausch mit einem Manne, der über diese Fragen ähnlich dachte, Taine manche Anregung gebracht und ihn in seinen Ansichten bestärkt habe. Sicherlich wird man den Einfluss Marcelins darin erkennen dürfen, dass Taine mit solcher Vorliebe, wie namentlich in der Geschichte der englischen Litteratur, die zeitgenössischen Kunstwerke zur Erläuterung der Civilisation einer Epoche heranzieht. Taine hat darum wohl nur recht daran gethan, wenn er seine Dankesschuld gegen Marcelin durch seine satirische Pariser Sittenschilderung *Théodore Graindorge*, den viele ihm so verdachten, und später durch diesen schönen Nachruf abtrug, der sich würdig neben die ergreifenden Worte über den dahingegangenen Woepke (*Nouveaux Essais*) stellt. Taine fühlte, dass er den Freunden bald nachfolgen werde. Im Hinblick auf einige Essais Marcelins, die man, als seinen Stempel tragend, in Buchform herausgeben wollte, schliesst er mit den Worten: „*C'est tout ce qui reste de lui, avec son image empreinte dans la mémoire de quatre ou cinq amis, qui ne dureront guère. Woepke, qui méritait le mieux de vivre, a disparu le premier. Nous marchons derrière eux, à petite distance, dans le sentier qui s'est dérobé sous leurs pas. Il s'effondre sous les nôtres; chaque jour nous enfonçons d'avantage, et cette terre qui les recouvre nous monte déjà jusqu'aux genoux.*“

Der Aufsatz über den Maler Édouard Bertin war für das *Centenaire du Journal des Débats* beigegeben worden, dessen Leiter Bertin im Jahre 1854 geworden war und an dem Taine ja seit Ende der fünfziger Jahre fleissig mitgearbeitet hatte. Bertin gehörte der älteren Richtung der Landschaftsmaler an, die auf den Bahnen Poussins und Claude Lorrains weiterwandelte und schon damals, als er auftrat, für veraltet galt und mit der Ungunst des Publikums zu kämpfen hatte. Der grössere und interessantere Teil des Aufsatzes handelt davon, wie die ältere und wie die jüngere Generation der Landschaftsmaler die Natur sah und wiedergab und wie sich ein auffallender Parallelismus in den Naturschilderungen der Schriftsteller und Dichter, von Chateaubriand, Victor Hugo, Lamartine und George Sand bis zu Michelet, Théophile Gautier, Fromentin und Flaubert zeigt. Auch Bertin hat, trotzdem er die ältere Richtung fortsetzt, sich von der Tradition frei gemacht, und in seinen Naturstudien

findet sich nichts Conventionelles und Gelerntes. Es ist eine wirkliche Gegend, die er kopiert, eine bestimmte Gegend und von dem und dem Standorte aus. Und zwar wählt er diesen Standort und ausserdem vereinfacht er. Kein Zug des Modells ist verändert und zurechtgemacht, keiner der Kopie ist erfunden und hinzugefügt; aber unter den Zügen des Modells wiederholt die Kopie nur die wichtigsten. Seine Auslassungen sind eine Erhöhung der Treue. Sie enthüllen uns das Grandiose, was in dem Modell dunkel und unbestimmt blieb. Wie in dem Aufsatz über George Sand ist Taine hier bemüht, einer älteren nicht mehr nach Gebühr geschätzten Richtung ihr Recht zu verschaffen. Zugleich findet sich hier ein leichter Protest gegen einige Ausschreitungen der modernen Richtung — in der Malerei wie in der Litteratur —, zu deren Sieg doch kein Kritiker so viel beigetragen hatte als Taine.

Der Gelegenheit entsprechend, für die der Aufsatz geschrieben wurde, charakterisiert dann Taine kurz den Kreis geistreicher Männer und Schriftsteller, die sich als Mitarbeiter des Blattes bei dessen Leiter zusammenfanden, und den Geist, der bei diesen Zusammenkünften herrschte.

Von dem reichen Inhalt der *Derniers Essais* werden unsere ausführlichen Analysen eine Vorstellung gegeben haben. Ein Hauptreiz der Sammlung besteht darin, dass Taine hier weit mehr als früher aus sich heraus geht und wir so Gelegenheit erhalten, neben dem Schriftsteller auch den Menschen zu beobachten. —

In noch höherem Masse gilt dies von den nun in Buchform erschienenen Reisetagebüchern.⁴⁷⁾ Taine war 1863 zum Examiner des Deutschen bei den Aufnahmeprüfungen für die Militärschule in Saint-Cyr ernannt worden, nachdem man ihn lange Jahre wegen seiner Gesinnung vom Schuldienst und von jedem Amte ferngehalten hatte. Die Dienstreisen, die Taine in seiner neuen Eigenschaft zu machen hatte, nahmen ihn jährlich einige Monate in Anspruch und führten ihn durch alle Teile Frankreichs. Er hatte die Gewohnheit, jede freie Minute auf seinen Reisen zur Aufzeichnung des Gesehenen und Gehörten zu benutzen, und er brachte immer ganze Hefte voll Notizen mit. Diese dienten ihm später als Material bei der Abfassung der Reiseschilderungen, die er herausgab. Die *Notes sur l'Angleterre*, die *Voyage en Italie*, die *Notes sur Paris* sind so entstanden. Taine benutzte den willkommenen Anlass, an Ort und Stelle seine Beobachtungen über die Provinz zu machen, von der er nur einiges aus

⁴⁷⁾ *Carnets de Voyage. Notes sur la Province*. 1863—1865. Paris, Hachette 1897.

eigener Anschauung kannte. Sie erstrecken sich über die drei Jahre 1863, 1864 und 1865 und sollten später veröffentlicht werden. Zu wiederholten Malen spricht er in seinen Briefen diese Absicht aus. Nachdem im Jahre 1867 die *Notes sur Paris* vorausgegangen, schob sich jedoch das philosophische Hauptwerk *de l'Intelligence* dazwischen und hielt ihn von 1867 bis 1870 fest. Dann kam der Krieg und die Ereignisse des Jahres 1870, die ihn veranlassten, sich ganz der Arbeit über das Zustandekommen des heutigen Frankreichs zu widmen, an der er ohne Unterbrechung bis zu seinem Lebensende thätig war. So blieben denn jene Reisetagebücher liegen, und es war seinen Freunden vorbehalten, sie ans Licht zu geben. Die Veröffentlichung einzelner Abschnitte daraus in schwer bei uns zu erlangenden Zeitschriften hatte den Wunsch erregt, bald das Ganze leicht zugänglich gemacht zu sehen, was nun mit der Buchausgabe geschehen ist. Bei Lebzeiten Taines war bloss einzelnes aus diesen Aufzeichnungen verwertet worden, wie diejenigen über den Ottilienberg in dem schon erwähnten Aufsatz über Goethes Iphigenie.

Aus dem kurzen Vorwort erfahren wir, dass Taine seine Bemerkungen in ganz kleine Heftchen au jour le jour eintrug, meist mit Bleistift und fast immer ohne zu verbessern und auszustreichen. Es erweckt das die höchste Vorstellung von Taines stilistischem Talent, da man niemals die Unsicherheit des ersten Entwurfes wahrnimmt, sondern alle Vorzüge der Taineschen Darstellungsart trifft. Einzelne Landschaftsschilderungen stehen an Glanz und Farbe hinter nichts zurück, was aus seiner Feder hervorgegangen ist.

Die Reise beginnt im Norden bei Douai und geht durch ganz Frankreich bis zur Südküste, dann von Marseille wieder nördlich bis Strassburg oder Nancy und Reims. Sie führt den Autor durch viele Gegenden und Orte, die ihn durch ihre Besonderheiten fesseln mussten, wie im Norden Douai mit seiner flämischen Behäbigkeit, demnächst Rennes, Redon und Vannes, die ihm noch den keltischen Volkstypus zu bewahren scheinen, dann den provençalischen Süden, wo wieder Toulouse und Marseille, Marseille und Lyon bemerkenswerte Gegensätze darboten. Die Aufzeichnungen folgen sich zwanglos, wie die Eindrücke dem Autor kamen und niedergeschrieben wurden. Bemerkungen über sociale Zustände wechseln mit solchen über Kunst, Studien über den Volkscharakter mit stimmungsvollen Landschaftsschilderungen ab. Ueber Douai und Marseille, die er dreimal berührt, handelt er an drei verschiedenen Orten, seine Ansichten über die sociale Gliederung Frankreichs sind an mehr als an einem Dutzend Stellen zusammenzusuchen.

Die Vorrede betont, dass das Frankreich, welches aus der dem Sturze des Kaiserreichs folgenden socialen und politischen Umwälzung hervorging, verschieden ist von demjenigen, welches die

Psychischer beschreiben. Weiterhin wird noch auf ein Wort Taines unserer Schrift selber verwiesen: „Gewöhnlich hat man eine Menge von Eindrücken. . . . Damit man fertiger habe, muss man sie schärfen und ergänzen.“ Dem Leser würden hier aber nur unvollständige und unvollständige Eindrücke geboten. Es ist nicht zu verwundern, dass Taine die hier angedeutete Arbeit der Ergänzung übernommen und, wie er es auch bei den anderen Reiseschriften vor dem Drucke that, manches umgestaltet und neu geschrieben hat; es dünkt es kein Verlust, dass es dazu nicht kam. Die Umarbeitung wurde, in Anbetracht der Festigkeit, mit der Taine an eigenen gewonnenen Ansichten feßtehielt, wesentlich der Form zu gute kommen sein; was sie jedoch dem Buch an Ordnung und litterarischen Vorzügen gegeben hätte, würde sie ihm auf einer anderen Reise genommen haben. Denn in seiner jetzigen Gestalt ist es ein geradezu geschätzbares Dokument über Taines Denk- und Arbeitsweise. Es gibt einen tieferen Einblick in seine Gedankenwerkstatt, als irgend eine andere Schrift und reich ist an Aufschlüssen über seine ethischen, politischen und socialen Anschauungen zu einem bestimmten Zeitpunkt. Gerade in der Unmittelbarkeit der Eindrücke, die er verzeichnet, in der Rückhaltlosigkeit, mit der der Autor sich über giebt, besteht der Hauptwert und Hauptreiz des Buches. Auch tritt hierdurch die Aehnlichkeit mit den Reiseschilderungen anderer Franzosen um so deutlicher hervor, der unseres Erachtens soweit dies bei so verschiedenen Individualitäten möglich war. Für diese Art von Arbeiten Taines Vorbild war: Stendhal.

Taines Beobachtungen sind um ihrer selbst willen interessant und zugleich auch wegen des Lichtes, das sie auf ihn und die Entwicklung seiner Ansichten werfen. Am meisten interessiert ihn die politische Entwicklung, die die grosse Revolution auf alle socialen, politischen und moralischen Zustände Frankreichs ausgeübt hat. Er verfolgt von Anfang an seine fertigen Ideen und prüft sie nach ihrem Fortschrittsfortgang hin; es sind im grossen und ganzen dieselben, die in seinem Werke über das zeitgenössische Frankreich niedergelegt sind und auch in dem oben erwähnten Aufsatz *De l'opinion en France* schon skizziert hatte. Man sieht also, dass sie in eine gewisse Reife zurückgekehrt sind. Es ist natürlich, dass dies Interesse an der ersten Reise besonders lebendig ist.

Am Ende des Buches steht im Voraus daran zu erinnern, dass Taine sich selbst als einen „Pessimisten“ erklärt. „Peut-être que dans toutes mes impressions: elles sont pessimistes. . . . comme Schiller et Goethe, voir le bien, c'est pour moi une vertu un peu sauvage. Cela fortifie l'âme.“ In der That ist Taine ein ausgesprochen aristokratischer, ziemlich pessimistischer Mensch, dessen noch ein starkes ästhetisches

Element, der Hass gegen alles Kleinliche, Verkümmerte und Erbärmliche, beigemischt ist. Beim Besuch des Strassburger Münsters, dessen Inneres ihm das Schönste in der Gothik zu sein scheint, was er gesehen, freut er sich darüber, dass im Hauptschiff keine Stühle angebracht sind: „*La friperie des insectes humains est chassée.*“ (S. 25). Angesichts eines monumentalen Bauwerks, des von Heinrich IV. gegründeten alten Jesuitencollegiums in La Flèche thut er die Äusserung: „*Cela est noble, large, et fait contraste avec la basse petite vie bourgeoise qui transpire à travers les façades bossues et les formes étriquées des maisons. — On prétend que je suis aristocrate; il y a cela de vrai qu'il me semble odieux de vivre sans ces choses grandes et belles.*“ (S. 25). Eine Vorstadt von Marseille, wo die kleinen Landhäuschen auf dem weissen zerbröckelten und rissigen Felsen in der Sonne braten, während nur hier und da ein armseliger Olivenbaum steht, dünkt ihm komisch und abscheulich zu gleicher Zeit. „*C'est une sorte de lèpre bourgeoise*“, lautet der energische Ausdruck, mit dem Taine seiner Empfindung Luft macht. (S. 114).

Aber noch ein weiterer Grund wirkt mit, wenn unser Reisender so oft unfreundliche Urteile fällt: der Gegenstand, den er beobachtet, erfreut sich nicht seiner Sympathie. Wenn er auf seine Reise von Bordeaux nach Toulouse zurückblickt, die ihn durch lauter parzellerte und kultivierte Gebiete geführt hatte, sagt er von sich aus, er sei ein Mann des Nordens, nicht des Südens; zu seinem wahren, tiefen Vergnügen gehörten immer Wälder und Flüsse (S. 74). „Meine Augen sind flämisch“, bemerkt er darum einmal (S. 241). An einer dritten Stelle heisst es: „*Mon tempérament a besoin de plus d'eau que n'en demande un Romain ou un Grec. Au bout d'un temps, en face de la littérature ou de l'art des pays méridionaux, mes sens sont blessés; il me faut une légère couche d'humidité imperceptible qui adoucisse la brûlure de leur âpre soleil.*“ (S. 45). Das gilt in weiterem Umfang, als es hier gesagt ist. Nicht nur der Landschaft, der Litteratur und Kunst, nein, allem französischen Wesen steht Taine kühl, ja beinahe voreingenommen gegenüber. Seine Ideale sind die eines Engländers: Freiheit, Selbstzucht, stolze Unabhängigkeit, persönliche Initiative, Selbstverwaltung: die Beseitigung der Aristokratie und Erblichkeit und die durchgeführte Gleichheit als Wirkungen der nivellierenden Demokratie sind ihm aufs äusserste verhasst. Darum finden weder die Menschen noch die Institutionen Gnade vor seinen Augen. Und der Französin geht es um kein Haar besser als dem Franzosen. Die Eigenschaften, die ihm ein Weib poetisch, anziehend und liebenswert erscheinen lassen, besitzt für ihn die Französin nicht, während er sie bei der Keltin und Germanin findet.

Taine ist weniger der neugierige Reisende, der Beobachtungen

über merkwürdige Dinge zu sammeln sucht, als der Forscher, der bei allen Erscheinungen, die ihm aufstossen, nach causalen Zusammenhängen fragt. Und er hat noch dazu seine abgeschlossenen Ansichten über geschichtliches Geschehen, die er oft und mit viel Nachdruck verkündigt hat. Wenn ihm nun während seiner Reisen auf engem Raum grosse Gegensätze begegnen, so hat er allen Grund, die Probe auf seine Lieblingstheorien über Rasse, Klima und Zeitpunkt zu machen. Fortwährend lugt der Theoretiker dem naiven Betrachter über die Schultern. Die schwungvolle Schilderung des herrlichen Schauspiels, das das blaue, von weissen Felsen eingefasste Meer bei Cette seinen bewundernden Augen darbietet, wird plötzlich durch die nüchterne Bemerkung unterbrochen: „Alles geht aus dem Klima hervor. Der Mensch reproduziert und concentriert nur die ihn umgebende Natur. Man sieht wohl, dass Menschen in solcher Umgebung nicht dieselbe Seele wie Leute des Nordens haben können.“ (S. 102). — „Kein Zoll Luft oder Boden, der nicht anders wäre, und indirekt auch der Mensch“, doziert ein andermal unser Reisender, wenn er aus dem trockenen Süden in den feuchten Jura eintritt. (S. 134). — Angesichts der Weinberge der Provence, wie sie in diesem Reichtum und dieser Güte kein Land aufweisen kann, macht er den Eintrag: „*Le pain et le vin chez nous; en Angleterre, le lait et la viande. — Certainement la vigne entre pour moitié dans les causes de notre tempérament et de notre caractère.*“ (S. 105). Als Hauptgrund für den grossen Gegensatz zwischen Lyon und Marseille weiss er nur die kühle, feuchte und milde Luft in Lyon anzugeben. Das führt ihn dann zu einer eingehenden Betrachtung darüber, wie die tiefgehende Wirkung des Klimas zu stande kommt. (S. 329—331).

Die Schaffung einer Menge kleiner Besitzer, die durchgeführte Gleichheit, die Centralisation, die die Provinz jeder Initiative beraubt und ganz unter die Vormundschaft von Paris stellt, sind nach ihm die hauptsächlichsten Wirkungen der Revolution. Sie befriedigen ihn wenig, wenn er auch zugestehen muss, dass alles geschehen sei, was von Staatswegen geschehen konnte, um Gleichheit, Gerechtigkeit und ein gewisses Mass von Wohlstand allgemein zu machen. „*L'égalité y est pratiquée; il n' y a pas de faveurs, même envers les très nobles et les très riches; on juge abstraitement et sans savoir les noms. Le trait le plus saillant et qui produit le plus de bien comme aussi le plus de mal, est celui-ci: le constructeur de la France semble s'être dit qu'il y a un certain nombre de bonnes choses et qu'il faut que chacun en ait un morceau; que nul n'ait un très gros morceau, mais presque tous un petit ou un médiocre.*“ Die Divisionsgeneräle, Bischöfe gelangten bis zu etwa 15000 Francs, die kleinen Gehälter von 1000 bis 3000 Francs seien im Ueberfluss vorhanden. Jeder rücke alle paar Jahre ein bischen vor und erhalte eine Zulage von

100, von 500 Francs, einen kleinen, dann einen grösseren Orden. Für das Alter sei gesorgt durch Pensionen und Witwengelder; man rücke stufenweise vor, jeder sehe ungefähr schon, wo er in zwanzig Jahren sein wird; die grossen schreienden Ungerechtigkeiten seien fast unmöglich. „*Beaucoup de petites gênes, mécontentements, envies, espérances, dépenses, économies, mais point de désespoirs éclatants. C'est la vie rationnée; chacun se serre le ventre et attend en grognant quelque peu.*“ Was die Leute aufrecht erhält, ist das Ansehen der Stellung, das Triebwerk, die Furcht seine Vergangenheit nutzlos zu machen, die Hoffnung auf eine kleine vorteilhafte Veränderung. Es gäbe Unzufriedene und solche, die sich für unterdrückt halten. Aber sie wagten nicht, das ungeheure Rad zu brechen, welches Frankreich selber sei. „*En somme, il faut un parti pris dans l'État comme dans l'art; celui-ci est un des bons quoiqu' il ne soit qu' à demi bon: supprimer les grandes vies, les visées longues, toute hérédité et aristocratie, partager tout, produire une quantité de demi-culture et de demi-bien-être, faire quinze ou vingt millions d'individus passablement heureux, les protéger, les rétrécir, les discipliner et au besoin les lancer en corps.*“ (S. 18ff.)

Frankreich, schreibt er bald darauf in Solesmes (S. 32), sei zu Gunsten der Bauern und kleinen Bürger organisiert, und es sei ein trauriges Produkt. „*Une société est comme un grand jardin: on l'aménage pour lui faire rendre des pêches, des oranges, ou des carottes et des choux. La nôtre est tout aménagée en faveur des choux et des carottes. L'idéal c'est que le paysan puisse manger de la viande et que mon cordonnier, ayant amassé trois mille francs de rente, puisse envoyer son fils à l'école de Droit. Mais les hommes distingués n'atteignent rien d'éminent; tout au plus une croix, une retraite maigre; leur traitement les empêche juste de mourir de faim.*“ Der Seitenblick, den Taine hier auf England wirft, stimmt ihn nicht freundlicher. Daher sei alles nur lebenslänglich, und es sei unmöglich, etwas Grosses zu gründen, eine Familie zu haben, die einen fortsetze. Daher seien auch für alles die Prüfungen vorgeschrieben; man gelangte zu chinesischen Sitten: „*Nous nous préparons à des examens, nous passons des examens et nous entrons dans la filière. L'effet de ces mœurs, c'est l'étude mécanique ou exagérée, la journée passée sur un pupitre, l'ennui, l'attente, l'intrigue, l'étroitesse des vues, le caractère de l'employé.*“ Dennoch sei die Bewerbungsprüfung (concours) nicht zu vermeiden, wenn sie sich auch nicht um unerlässliche oder für den Stand nützliche Kenntnisse drehe. Sie sei ein test, ein Mittel, den Schein der Ungerechtigkeit fern zu halten. Die wahren Studien, die grossen selbstlosen Studien siechten dahin. Taine giebt hier und noch öfters Proben von den abschreckenden Wirkungen dieses Systems im Unterricht.

In Toulouse bemerkt er (S. 78): „*Plus j'avance, plus je me convaincs de la nature plate de notre démocratie. L'air y est mortel aux hommes complets, aux êtres de la grande espèce. — Il y a des monstres et des machines puissantes,⁴⁸⁾ rien de plus; au-dessous, la foule des prud'hommes. C'est un idéal atteint, mais un idéal inférieur.*“ Darauf singt Taine das Lob der hommes complets, wie sie das alte Griechenland und Rom und die heutige englische Aristokratie aufweisen, Männer, die Musse haben und kein Handwerk treiben, nur halb an ihr eigenes Interesse denken und sich bis zu Ende entwickeln können „*exempts de la servitude machinale du métier.*“ Er fährt dann fort: „*Donner une prime magnifique, les honneurs, la fortune, la possibilité de fonder une famille, tous les plus hauts objets de l'ambition humaine aux grands mérites prouvés, quelque part qu'ils se trouvent. Cette prime, chez nous, est insuffisante; mais il y en a une petite pour chaque petit mérite.*“ Andererseits dürfe man auch nicht vergessen, wenn auch dieses oder jenes Gartenprodukt an sich schöner und besser sei, dass doch nicht alle Gärten es hervorbringen könnten. Und Frankreich erzeuge gegenwärtig die Gemüse, zu deren Bau es geeignet sei.

Taine trifft in der Giesserei von Ruelle mit einem amerikanischen Obersten aus den Südstaaten zusammen, der der Ansicht ist, in Frankreich seien die Arbeiter glücklicher als ihresgleichen in irgend einem andern Lande. Besonders dächten sie nicht daran, aus ihrem Stand herauszutreten. Taine findet, er hat Recht. Diese Leute haben seit der Revolution ihr Ideal erreicht, ein Stückchen Land, und erstreben nichts weiter. Für sie sei Frankreich geschaffen. Die Kehrseite sei, dass der Ehrgeiz zu sehr eingeengt werde. Söhne von reichen Bauern oder Besitzern arbeiteten als Zeichner oder Abschreiber in der Giesserei zu vierzig Sous den Tag. Auf der andern Seite verschanze sich das Bürgertum, es bestehe kein Verkehr, alle Weitherzigkeit schwinde aus seinem Leben. „*On dirait de l'eau morte qui stagne en autant de petites cruches: personne ne se voit.*“ Die in England und den vereinigten Staaten so verbreitete Gastfreundschaft, eine aristokratische Tugend, fehle vollständig. „*Je retombe toujours sur cette idée que la France est une démocratie de paysans et d'ouvriers bien administrés, avec une bourgeoisie rétrécie qui économise et moisit, et des fonctionnaires nécessaires qui attendent de l'avancement et ne prennent point racine.*“ (S. 65.) „Je mehr ich Frankreich sehe, sagt er an einer andern Stelle (S. 189), um so mehr finde ich, dass es die Verfassung hat, die für es passt.“ Der plötzliche Aufschwung des öffentlichen Wohlstandes scheint ihm

⁴⁸⁾ Taine denkt hier an die Rastignacs, deren Typus Balzac gezeichnet.

ähnlich demjenigen der Renaissance oder der Zeit Colberts. „Der Kaiser versteht Frankreich und sein Jahrhundert besser als einer seiner Vorgänger.“ (S. 112).

Auch beim Militär findet er den charakteristischen Zug der Demokratie: man erstickt sich. „*Aucun d'eux n'a le courage de travailler pour soi; très peu ont celui d'aller dans le monde. Ils s'ennuient, se chamaillent, se résignent solitairement.*“ (S. 130).

In Poitiers, wo Taine ja selber einige Zeit als angehender Lehrer gewesen war, findet er einen Vertreter des Beamtentums, wie es sich unter solchen Verhältnissen ausbildet. „*Un type curieux est le Proviseur, ancien maître d'étude, professeur, censeur, puis proviseur, bref, vingt-cinq ans de séjours ici; lui-même, enfant du pays, ayant une femme du pays. On vient de le décorer parce qu'un élève du lycée a eu le prix d'honneur dans le concours des départements. Figure et tenue d'un ancien mercier, d'un sage marchand de rouennerie qui a ménagé toutes les pratiques, qui a été à la messe et a lu le Charivari, attentif à faire son chemin, mais par la filière, à la façon des boeufs; ayant pour souverain plaisir de manger un melon en famille, agissant peu, patient, pliant le dos, jamais révolté, fonctionnaire de coeur et de naissance, avec un sourire discret et des yeux ternes; solidement fourré dans un bon habit et solidement établi sur ses larges pieds; le plus médiocre des hommes, utile, durable, plat, vulgaire et propre comme un trottoir. — Du reste, ici comme partout, on se déchire; les petits fonctionnaires vivent comme chiens et chats; faute de débouchés, toutes les piqûres s'aigrissent.*“ (S. 176f.)

Schon zu Beginn der Reise hatte er, als er eben aus Douai nach La Flèche gekommen war, in sein Tagebuch eingetragen, man täusche sich sehr, wenn man annehme, hier sei alles in flämischer Weise ruhig und glücklich. „*De près, c'est comme un verre d'eau vu au microscope, avec des animalcules affreux qui se dévorent.*“ (S. 25).

Taine hat einen grossen Abscheu vor der *vie bourgeoise*. Diese trifft er in ihrer abschreckendsten Form allerdings besonders in der Provinz. Er sieht eine Frau nach fünfzehnjährigem Aufenthalt in Toulouse hier wieder und ist erschrocken über die Veränderungen, die im Äusseren und in ihrem Wesen mit ihr vorgegangen sind. „*Quelle conversation! Des phrases de journal sur les Anglais qui sont des ambitieux égoïstes et nous volent nos colonies; un vif contentement de voir que son mari ne chasse pas, ne monte pas à cheval, ne pêche pas, tous exercices dangereux qui peuvent compromettre la vie d'un homme; une surveillance de bonne sur les enfants avec des plaintes de bonne sur l'assujettissement d'une pareille surveillance. L'esprit fonctionnaire, le souhait de voir son mari avancer d'un grade, fût-ce au prix de six ans de séjour à Quimper ou à Draguignan.*“

In den Häusern anderer Leute, die sich zur Gesellschaft rechnen, findet er es nicht besser. Er kommt darum wieder auf seine alte Klage zurück, dass unter solchen Verhältnissen keine ganzen Menschen möglich seien. „*Les Anglais ont raison; directement et en soi, le métier ni le ménage n'abaissent, on peut avoir un grand esprit et un grand coeur et raccomoder des bas, faire des écritures. Mais ce sont les conséquences, la lente usure produite par un pareil état, qui rabaissent. On ne lit plus, on ne voyage pas, on reste dans un petit cercle, on n'ose penser librement, on songe aux dots, à l'éducation des enfants etc. — Il faut du loisir et une position indépendante pour faire un homme et une femme complets.*“ (S. 189.)

Taine zieht daraus eine Folgerung: „*Pour les esprits élevés, le remède est de ne pas tomber dans la vie bourgeoise, de vivre seul comme Woepke, en bouddhiste*“ — Woepke, jener uns schon bekannte Freund Taines, den dieser wegen seines Geistes und Charakters und wegen seiner rührend grossen Lebensphilosophie am meisten schätzte. Taine dachte wohl nicht, als er diese Sätze niederschrieb, dass er ein halbes Dutzend Jahre später dem Beispiele Woepkes untreu werden würde, als er Frä. Denuelle heimführte, ohne doch, soviel wir wissen, in die *vie bourgeoise* zu verfallen.

Das Amt als das Loos des Mannes und den Haushalt als das Schicksal der Frau in unseren engen Demokratien macht Taine für das Fehlen der *hommes complets* verantwortlich. Er bekleidet ja jetzt selber ein Amt, freilich ein solches, das ihn nur eine kurze Zeit im Jahr in Anspruch nahm. Es ist darum wohl interessant zu vernehmen, wie er diesen Tausch gegen seine freie Schriftstellerexistenz empfand. Nach Erledigung der Prüfungen besucht er in Rennes das Museum: „*Cela me nettoyait l'âme. Il n'est pas mauvais de faire un métier pour comprendre ce qu'est un métier, et, partant, ce qu'il y a dans la tête de la plupart des hommes. Mais il ne faut pas le faire trop longtemps.*“ (S. 44.) Stärker noch empfindet er den Unterschied in Bordeaux. Es scheint ihm ganz in der Ordnung, dass alle sich an dem heitern Leben beteiligen, das sie umrauscht: „*Ils ont raison de s'amuser; depuis que je fais un métier, je sens ce que c'est qu'un métier. On veut en sortir, oublier la platitude, la monotonie des affaires, faire boire à tous les sens une sorte de vin de Champagne. — La vie de l'artiste, de l'écrivain est tout autre. Il a joui, produit, fait oeuvre d'homme pendant le jour: il lui faut le repos du soir.*“ (S. 67.) Am meisten betrübt es Taine, dass unter diesen Zuständen auch die Charaktere Not leiden. Bei dem allgemeinen Wettbewerb, wo einer suchen muss, dem andern den Rang abzulaufen, schrecken viele auch vor unlauteren Mitteln nicht zurück. Taine hat als Examinator reichlich Gelegenheit, das kennen zu lernen. Bitter ruft er aus: „*Le gentleman manque en*

France; voyez tous ces gros personnages, fonctionnaires et propriétaires, qui viennent au débotté nous solliciter pour leurs fils, demandant qu'on prive autrui d'une place pour la leur donner. Tout cela impudemment ou délicatement, ce n'en est pas moins demander une injustice. Ils croient la faveur chose naturelle et aussi l'improbité.“ Ein Vater sucht sogar die Prüfungskommission günstig zu stimmen, indem er Flaschen voll Oel bei dem Portier des Gasthofs abgibt. Die Kandidaten schreiben schamlos ab. Seine Kollegen versichern ihm, dass man zu allen Zeiten im Süden — der Eintrag stammt aus Toulouse — sich weniger ehrlich bei den Clausurarbeiten als im Norden gezeigt habe. „*C'est une tradition en France; sous l'ancienne monarchie, il fallait aller solliciter les juges. Encore aujourd'hui on n'a d'articles dans les journaux que par camaraderie. Au contraire, en Angleterre, C. . . disait qu'on ne remerciait jamais un journal pour un article; ce serait le choquer. Ici le royaume de la grâce, et là-bas, celui de la justice.*“ (S. 85).

Nur auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet liegen nach Taine die Wirkungen der französischen Revolution. Trotz derselben giebt es nach ihm immer zwei Völker in Frankreich, auf der einen Seite die Gallier, auf der andern Seite die Gesamtheit der lateinischen Beamten (*fonctionnaires*) mit den Trümmern der germanischen Aristokratie. (S. 173.) Alles geschieht von oben: „*la caserne, la magistrature, l'Université, rien n'a de racines propres, tout est implanté.*“ (S. 43.) Trotz der Malerschule und des Museums hat man keine Maler in Rennes. Man zehrt von dem Wohlwollen der Regierung, die vielleicht einen amtlichen Prachtbau für die Stadt bewilligt. „*Tous les imbéciles, paysans, petits bourgeois, reçoivent les fonctionnaires comme les Hindous reçoivent les civils de la Compagnie anglaise. Sans cela, ils n'auraient pas de route, ni de justice, ni d'écoles.*“ (S. 44.) Die Masse ist es wohl zufrieden, dass die Beamten über ihre Köpfe weg Schulen, Märkte und Gerichtshöfe einrichten, wenn sie nur *la petite vie bourgeoise* hat und die Möglichkeit, ihr Getreide und ihre Ernte gut zu verkaufen. „*Comme tout le corps de la nation est bas, encore voisin des serfs et des bourgeois du Moyen âge, avec les fonctionnaires en guise de nobles!*“ (S. 18.)

Folgendes ist die Gesamtcharakteristik, die Taine von den Franzosen giebt: „*Nous sommes des Gaulois faits pour l'enrégimentation, ayant pour idéal des dévouements brillants, des audaces chevaleresques. Alexandre Dumas a parfaitement rencontré et mis en scène ce sentiment; s'amuser, causer, vivre en société, faire des calembours, écouter des vaudevilles, courtoiser de jolies femmes, rire et souper avec*

sa maîtresse, se battre de bon coeur, et à la première occasion, s'enthousiasmer pour un chef ou sinon le subir comme un pédant ou comme un sergent de ville, ne pas faire son devoir ou faire plus que son devoir, se prodiguer, se sacrifier dès que le but est éclatant ou que l'opinion des camarades le déclare tel, subir sans difficulté, même volontiers, l'organisation et la caserne; tout cela est essentiellement français." (S. 190.)⁴⁹⁾ In diesen Eigenschaften ist auch der grosse Einfluss des Klerus begründet, auf den Taine oft zu sprechen kommt. *„Peut-être faut-il dire que nous sommes encore des Gaulois, avec des druides indestructibles, un Vercingétorix de hasard et une administration hiérarchique importée par Rome.*" (S. 345.) Auf jedem Gebiete fehlen vor allem die Führer und Leiter. Mangels dieser arbeitet man nichts oder arbeitet falsch. Die pensionierten Lehrer, Beamte oder Offiziere sehen keinen Zweck, der sie anziehen könnte. Sie gehen müssig, leben im Café, schlafen in ihrem Sessel und legen Sammlungen an. (S. 346.)

Bei einem Seemann trifft Taine ein Beispiel von Staatsfürsorge, das nicht seinen Beifall hat. Den Leuten werden von ihrer Löhnung drei vom Hundert abgezogen und ihnen dafür vom fünfzigsten Jahre an eine kleine Altersrente bewilligt. *„L'État vous contraint à des économies, vous associe malgré vous, vous donne par là une pitance congrue quand vous êtes invalide; vous êtes traité en mineur incapable de pourvoir à votre vieillesse. A chaque pas cette tutelle d'une nation mineure devient visible.*" (S. 321.) So ist auch das Verhältnis der Provinz zu Paris. *„La province est une autre France en tutelle de Paris, qui la civilise et l'émancipe de loin par ses commis voyageurs, ses garnisons mobiles, sa colonie de fonctionnaires, ses journaux, et un peu par ses livres.*"

Der Zustand Frankreichs ähnelt nach Taine dem Belagerungszustande. In jedem Augenblick werde die Freiheit des Individuums dem Staate geopfert. Allerdings bezweifelt er, ob das bei dem französischen Charakter anders sein könne. *„Tout dépend, dans un État, du degré et de l'espèce d'impression que la somme des individus reçoit d'un événement donné. Avec l'excitabilité, les inquiétudes soupçonneuses, les prévisions lointaines, la logique immédiate*

⁴⁹⁾ Ueber den Charakter des Franzosen hat Taine eine eingehende Unterhaltung mit Karl Hillebrand. Hillebrand nimmt als Grundzug des Franzosen Eitelkeit, Taine dagegen Erregungsbedürfnis an. Hillebrand betont ausser den geselligen Eigenschaften auch sehr den öffentlichen Geist der Franzosen, die Fähigkeit, über eine gegebene Frage einmütig zu fühlen, sich zusammenzuschliessen mit sofortiger Ausführung. Der individualistische Deutsche treibe vereinzelt, da jede Individualität von den andern verschieden und schwer zu erschüttern sei. (S. 235.)

des Français, le gouvernement absorbant et compressif devient nécessaire. — Voyez la terreur produite par le socialisme en 1851; ils se sont jetés entre les bras du Président.“ (S. 234.)

Als den Hauptcharacterzug der Provinz findet Taine, dass man hier nichts hat, womit man sich beschäftigen kann. Anfangs wehrt man sich dagegen, dann erschläft man. Es ist das latente Leben der Tiere im Winterschlaf. *„La France est et restera une démocratie agitée par des écrivains et gouvernée par des fonctionnaires.*“ Die grossen Grundbesitzer hätten kein anderes Amt, als ihre Güter gut zu verwalten. Vielleicht sei der eine bei einer wohlthätigen Gesellschaft oder der andere gebe die Bücher einer Volksbibliothek aus. *„Mais ils n'agissent pas; la vraie initiative manque. Ils sèchent sur pied, deviennent moroses, se plaignent que le gouvernement les éteint. Rien à faire, ni action, ni association.*“ *„L'effet de la province, heisst es später, est d'atténuer l'individu, de dépenser ses facultés en petites manies et en petits emplois.*“ Bei den Frauen sei das die Küche, der Haushalt, der Zier- und Gemüsegarten, kunstvolle Handarbeiten, der Kirchgang und das Hersagen des Rosenkranzes; bei den Männern der Besuch des Cafés, des Kränzchens, lange Mahlzeiten. *„Il s'agit de tuer le temps. On est par profession juge de paix, joueur de bilboquet, pêcheur à la ligne etc. On se donne comme devoir de gérer son bien, d'économiser; on devient l'esclave de sa maison, de son jardin. On s'accorde comme plaisir de jouer aux dominos, d'aller boire un verre de bière au café. — La puissance de la religion consiste en ce qu'elle est une occupation, une mécanique régulière qui tue les heures comme la puissance du clergé consiste en ce qu'il est un corps de fonctionnaires.*“ (S. 233.)

Auf die Rolle des Klerus geht Taine deshalb so sorgfältig ein, weil er findet, dass man sie in Paris und namentlich in Schriftstellerkreisen sehr unterschätzt, und er scheint sich dieses Fehlers früher selber schuldig gemacht zu haben. (S. 87.) An eine Umbildung des Katholicismus in der Richtung, dass er sich verinnerliche und eine symbolische Wendung nehme, wie sie Guizot gehofft hatte, glaubt Taine nicht. In Marseille, in Lyon, wo er allerdings ein mystisches Naturell annimmt, in Toulouse, in Poitiers achtet er auf die ausserordentlich hohe Zahl der Klöster, der Priester und Nonnen. Über die Art, wie die der Kirche überwiesenen Vermächtnisse zu stande kommen und wie so viele namentlich reiche Mädchen veranlasst werden, den Schleier zu nehmen, bringt er mancherlei Beobachtungen und Anekdoten bei. Im übrigen ist die Kirche in Frankreich nach ihm eine zeitliche Einrichtung, eine Regierungsmaschine. *„Le sentiment religieux proprement dit, moral, mystique, artistique, tel qu' on le voit en Allemagne, en Italie, en Angleterre, y est presque nul, tout à fait sporadique ou rudimentaire.*“ (S. 344.) Alles, was zurück-

geblieben, provinzial, träge, dem Vorteil hingegeben ist, hat nach Taine den Klerus zur Regierung. In Besançon ist der Kardinal-Erzbischof mächtiger als der Kaiser; jede Ernennung geht durch seine Hände. (S. 137.) Ebenso wird in Poitiers alles durch den Einfluss des Monseigneur Pie erdrückt. Ein grosser Druck lastet darum auf dem geistigen Leben. Ein Professor kann schon denunziert werden, weil er die Lehren der Stoiker lobt. Seine Macht gewinnt der Klerus zu einem grossen Teile durch den Unterricht. Mehr und mehr machen die religiösen Erziehungsanstalten den weltlichen Konkurrenz, immer grösser wird die Zahl ihrer Schüler, die in das Heer und die Flotte eintreten. Zwei Drittel aller Franzosen und fast alle Frauen werden nach der Schätzung Urteilsfähiger von dem Klerus erzogen. Dessen Anstalten sind aus mehreren Gründen sehr beliebt. Die Erziehung wird den einzelnen Schülern angepasst, während in den staatlichen Lyceen die Erziehung der Masse und in mehr allgemeiner Weise gegeben wird. Die Behandlung ist ausserordentlich liebevoll, die Lehrer und Lehrerinnen machen sich zu Freunden ihrer Schutzbefohlenen, was dadurch begünstigt wird, dass sie ohne Familie und Heim dastehen. Die Anhänglichkeit der Zöglinge dauert meist das ganze Leben, namentlich bei den Mädchen. Zwar entwischt ihnen der junge Mann in der Zeit vom zwanzigsten bis zum fünfunddreissigsten Jahre bei der Berührung mit Paris und den Journalen. Aber er kommt wieder zu ihnen zurück. In Frankreich beschäftigt die Philosophie und der Liberalismus nur einige Köpfe und nur einige Jahre. Einige sonderbare Leute werden bis zum Ende ihres Lebens festgehalten. Die anderen, die ungeheure Masse, verfällt sofort in das positive Leben. Das Hauptinteresse ist zu leben, Geld zu gewinnen und bei Seite zu legen, etc. Folglich muss man die Gendarmen und die Priester lieben, die diese Interessen gegen die gefährlichen Leute und die gefährlichen Lehren beschützen. (S. 140.) Noch tiefer gehen die Eindrücke, die die Mädchen durch diesen Unterricht empfangen. Zu den zwei Bedenken, die Taine gegen die Erziehung durch den Klerus hat, dass das Leben zu weich und die Studien zu gering seien, kommt hier noch ein drittes: man fängt die reichen Mädchen ein. (S. 342.) Die Priester, heisst es S. 205, sind die wahren Herren in der Provinz. „*Druides sous César, évêques sous Clovis, Pepin, Hugues Capet, Louis le Gros, plus tard si puissants sous Louis XIV et Napoléon, ils tiennent toujours la France. Le manque d'initiative, morale et intellectuelle, l'esprit d'administration et de soumission, le goût de l'ordre et de l'unité, bref, les idées de Bossuet, sont gauloises et aussi latines.*“ —

Die Rolle des Adels ist nicht mehr bedeutend. In Toulouse, Poitiers und in den meisten Städten sind mehrere streng geschiedene Gesellschaften, der Adel, die Magistratur und die Verwaltung, das

reiche und das kleinere Bürgertum. In Toulouse bringt der Adel ein Vierteljahr in der Stadt zu mit einem Luxus so so, die übrige Zeit auf dem Lande um zu sparen. Man macht einen Erstgeborenen; die Nachgeborenen suchen sich reich zu verheiraten; nach der Mitgift fischen ist ihr Hauptgeschäft. Sie haben keine Beschäftigung, und nur ein Amt lassen sie sich herbei nachzusuchen, das des Offiziers, des Kavallerieoffiziers. (S. 89).

Dass Taines Beobachtungen über sociale und wirtschaftliche Dinge sich nicht auf die Wirkung der Revolution beschränken, sondern sich daneben noch über manches andere verbreiten, wie über das Verhältnis des Arbeiters zu seinem Fabrikherrn im Seidengeschäft in Lyon, über Marseille als Hafen- und Handelsstadt, braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden. Jedoch besitzen diese kein allgemeineres Interesse. —

Demnächst beschäftigen unsern Reisenden am meisten die Verschiedenheiten innerhalb der französischen Volksstämme, und er kommt mit Vorliebe auf die grossen Gegensätze zwischen Germanen, Kelten und Lateinern, und zwischen Nord- und Südfranzosen zurück. Während er die Energie, zähe Ausdauer und Geduld des Flamländers in Douay anerkennt, findet er, dass er hierin wie auch in der Plumpheit seiner Vergnügungen den nordischen und germanischen Charakter offenbart. „*Je crois, que le Français, le latin, le méridional seul, met de l'art, de la poésie ou de la finesse dans son plaisir. L'autre est purement brute ou vertueux.*“ (S. 14). Die gleiche Wahrnehmung drängt sich ihm später nochmals auf, wenn er den Bettler in Montpellier in Gedanken mit einem Norweger oder einem Bauern in Lancaster vergleicht. Dort isst ein armer Teufel gute Trauben, trinkt den reinen, gesunden Wein, der ihn erheitert, und niemand berauscht sich. Der andere hat dagegen keine Vorstellung von einer solchen Empfindung. „*Au lieu de la grappe savoureuse et sucrée, il a, au mieux, la bière, l'eau de vie, le roastbeef, toutes sensations fortes, simples moyens de se remplir et de se réchauffer. Il ne peut pas concevoir le plaisir.*“ (S. 195). Von den Strassburgern empfängt Taine ähnliche Eindrücke beim Besuch der Brasserie oder des Cafés. Es überrascht ihn, wie bei ihren langen deutsch geführten Diskussionen jeder den andern ruhig zu Ende reden lässt, während Pariser sich zwanzigmal unterbrechen würden. Durch seine rührende Gradheit und Gutmütigkeit zieht ihn besonders ein wackerer, etwas schwerfälliger Geniekapitän an, der aus Liebhaberei höhere Mathematik studiert und aus Familiensinn seinen Sohn bei sich behält, statt ihn in eine Anstalt zu schicken, ihn in einzelnen Fächern unterrichtet, mit ihm ausreitet u. s. w. Ausserdem scheinen ihm

noch einige Typen bemerkenswert: „D'abord dans un restaurant où j'ai dîné, la servante, bonne boulotte fraîche et honnête qui vous regarde en face avec une interrogation franche et lourde dans ses yeux bleus; dans un autre, la maîtresse d'hôtel enceinte de huit mois, grande, tranquille, fortement bâtie et circulant sans honte entre les tables; vous voyez d'ici les commentaires dans un petit restaurant parisien. — Mais ce qui m'a le plus amusé et attristé à la fois, c'est l'intérieur de G. . . . Il est avocat, travaille tout le jour sur ses dossiers; le soir, il joue de la flûte dans un concert d'amateurs, voilà pour l'idéal. Pour le reste, il habite une espèce de casse-cou dans une rue déserte, pas de lumière à la porte ni sous le vestibule; une servante qui crie en allemand avec une voix de charretier et rit de même, cinq enfants pas trop propres, un désordre d'objets grossiers dans la chambre, tout ce qui peut blesser les yeux. Il a une femme demi-ange éthéré, demi-servante aux mains crevassées. — Ces braves gens vivront comme mon pauvre savant de Paris, comme Jean-Paul, dans une espèce d'écurie, et leur âme s'oubliera dans la science ou la musique.“ (S. 149.) Man darf wohl annehmen, dass Taine Leute wie diesen Notar vor Augen hatte, als er uns in einem der letzten Kapitel des *Graindorge* ähnlich geartete Pfleger und Verehrer der deutschen Musik vorführte.

Die älteste Zeit tritt ihm entgegen auf keltischem Gebiet. Er besucht hier die Dolmen bei Carnac, seltsame primitive Bau- denkmäler, deren Alter und Bedeutung noch nicht ganz aufgeklärt ist. „On ne peut pas s'empêcher d'effacer d'un trait toute notre culture, de penser aux temps où l'espèce humaine a vagué dans les bois, parente des aurochs et des élans qui ont disparu.“ (S. 268.)

In der Bevölkerung findet er jene zarte und leidende Sensibilität der keltischen Rassen, die Renan so fein bezeichnet hat. Namentlich fesselt ihn ein Frauentypus, wie er durch die Bäuerinnen und die jungen Mädchen auf dem Markte vertreten wird. „Point de beauté régulière, de santé, ni de belles pousses; quelque chose de grêle, de souffreteux, d'un peu écrasé. — Mais dans plusieurs jeunes filles, cela produit des expressions admirables. La virginité parfaite, celle des sens et de l'âme, une sensibilité exquise, une délicatesse charmante, prête à souffrir par son trop-plein, une suavité étrange. On pense à ce mot indien: „Ne frappez pas une femme, fût-ce avec une fleur.“ La beauté est en dedans, l'âme semble refoulée, résignée, toute frêle, d'une douceur infinie La figure est un peu courte, mais les yeux gris ont un tel charme de candeur profonde! Ce n'est pas la simple candeur allemande et anglaise; la femme n'est pas haute, fraîche, riche en couleurs, pétrie de lait; au contraire elle est petite, les bras et le cou sont trop maigres. Certainement les héroïnes si pures de l'ancienne chevalerie bretonne, l'amour mystique des romans

du Saint Graal, Percival, Élaïne, Yolande, Géraint, viennent de là.“ (S. 40f.) Beim zweiten Besuch ist der Eindruck vielleicht noch tiefer. Der am meisten hervortretende Typus unter den Frauen ist der der Klosterjungfrau. Taine wird wahrhaft begeistert, wenn er ihn zu beschreiben sucht. „*Teint pâle, quelquefois vaguement jaunâtre et maladif, souvent d'une délicatesse extrême. Plusieurs jeunes filles ont une expression de madone ascétique, un col fin comme celui de la Jeanne de Naples, une mince et longue nuque charmante, une voix infiniment douce, des yeux modestes tout de suite baissées, une sorte de sensibilité frémissante, parfois une timidité souffrante. — L'effet est délicieux, ce sont des âmes. Placidité d'animal, et délicatesse de mystique, voilà deux traits saillants et frémissante quents. Dans les jeunes filles, dans les paysannes surtout, le n'a pas un pli; c'est la candeur des madones du Moyen âge. Le visage teint pâle, transparent, est celui d'une fleur de forêt, abritée, rafraîchie éternellement par l'ombre. Le plus grand nombre des visages est irrégulier, un grand nez, une bouche mince; c'est bizarre ou même laid, mais quand vient le sourire, tout cela s'illumine aussi délicieusement qu'un ciel nuageux où le soleil perce. Quand la gaieté ou même parfois la malice affleure, la finesse de sensation est incroyable. Quelques beaux types forts, pleins, à têtes régulières; mais toujours alors l'immobilité des races primitives. Le regard vous frappe droit en face, ou les yeux effarouchés se baissent; pas de regard de côté.*“

(S. 255.) Taine hält die Französinen für sehr wenig anziehende und namentlich für gänzlich unpoetische Wesen. Wir wüssten nicht, dass ein Franzose sich respektloser über seine Landsmänninnen geäußert hätte, als es unser Autor in seinem *Graindorge* gethan. Man kann sich daher denken, wie es ihn berühren muss, wenn er in einer solchen Umgebung eine richtige Französin trifft. Es geschieht beim Besuch eines Mercerieladens: „*la jeune fille qui nous a servis est normande, positive et gaie, mais quelle vulgarité!*“ (S. 257.)

In diesem Lande ist man mit Leidenschaft, nicht maschinenmässig katholisch. Taine fällt die tiefe Andacht, die innige Ergriffenheit bei allen Besuchern und namentlich Besucherinnen des Gottesdienstes auf. (S. 39 ff. S. 256 f.) Das Mittelalter mit seiner Phantasie und seiner Antihygiene tritt ihm in den kleinen bretonischen Städtchen mit ihren engen, schmutzigen Strassen und den alten, geneigten Holzhäusern noch in anderen Stücken entgegen. Er bezeichnet es hier einmal als einen „*galetas poétique*“. (S. 260.) Wenn er den Gegensatz zwischen dem an der Scholle klebenden mittelalterlichen und dem unstäten heutigen Menschen bespricht, denkt er besonders an den Bauern in der Bretagne. Die Wirkung dieser ganzen Umgestaltung des Lebens und der Menschen ist die, dass die grossen, andauernden und erbitterten Leidenschaften, die Blitzschläge selten oder unmöglich werden. (S. 178).

Taine ist übrigens später mit seiner ersten Bestimmung des Volkstypus nicht mehr zufrieden, und er versucht eine neue. Als unterscheidende Merkmale findet er 1) die Weisse des Teints und die Durchsichtigkeit der Haut, 2) die Feinheit des Kinns, das spitz endigt, und die Winzigkeit aller Kauwerkzeuge. (S. 259.) Man begreift, wie gross ihm der Gegensatz erscheinen musste, wenn er sich aus der Bretagne unmittelbar nach Bordeaux mit seiner beweglichen, unruhigen und lauten Bevölkerung versetzt sieht.

Es ist natürlich, dass der Nordfranzose besonders genau auf den Charakter seiner occitanischen Landsleute achtete, die er übrigens teilweise schon in seiner *Voyage aux Pyrénées* beschrieben hatte. Als Examiner hat er Gelegenheit, die Schlagfertigkeit der südländischen Kandidaten im Gegensatz zu der Schläfrigkeit derjenigen von La Flèche und der Langsamkeit derjenigen von Strassburg kennen zu lernen. (S. 69, 150.) Das Wort fliesst ihnen leicht von den Lippen, und sie erfinden, wenn sie nichts wissen. In Bordeaux hat unser Reisender ein lächerliches, aber sehr bezeichnendes Abenteuer mit einem Kutscher, an dem er bequem „*l'imagination et l'invention hâbleuse des Méridionaux*“ beobachten kann. Er findet, dass überall die Sorgfalt fehlt, man lässt sich gehen und improvisiert. „*Le fond du caractère, c'est le besoin et l'habitude de l'expansion immédiate; sitôt que l'idée apparaît, elle sort avec une espèce d'exagération un peu risible. On pense à Polichinelle. — Le caractère français est bien plus marqué et même outré ici qu'ailleurs.*“ (S. 71.)

Diese Lässigkeit schreibt Taine zu einem guten Teile dem zu günstigen Klima zu. Die Natur ist zu freigiebig und schenkt alles zu leicht, darum rührt man sich nicht genug. (Berre, S. 320.) In Poitiers verdriesst ihn der träge und schlaaffe Charakter des Landes. Niemand erregt sich, wagt sich vor oder wird ungeduldig. Ein Lehrer, der die griechischen Philosophen gelobt hatte, wurde bei dem Bischof denunziert, der seine Absetzung oder einen Widerruf durchsetzen wollte. Jener hielt stand und ging schliesslich siegreich aus dem Konflikt hervor. Aber seine erste Vorlesung nach Beendigung des Streites wurde darum nicht eifriger besucht. Diese moralische Trägheit ist nach Taine auf den Gesichtern geschrieben. (S. 172).

Die Provence ist ihm „ein Italien, eine Schwester Griechenlands und Spaniens“; das habe man im 12. Jahrhundert an seiner Sprache, seinem Genius, seiner Litteratur gesehen. (S. 208.) In Arles wie in Avignon und Carcassonne findet er alles italienisch: „*Nous avons une France qui n'est pas la France.*“ (S. 311)⁵⁰⁾

⁵⁰⁾ Auch der Typus stimmt dazu. Er bemerkt über die Mädchen der unteren Klasse in Marseille: „*Le trait essentiel, c'est le menton italien carré, bien dessiné, comme celui des Antiques ou celui de Napoléon, lar-*

Taine fühlt sich von den Eigenschaften der Bevölkerung nicht angenehm berührt. In Toulouse trägt er in sein Tagebuch ein: „*Les gens ici me déplaisent excessivement. Il y a dans l'accent un jappement et comme des rentrées de clarinettes. A les voir remuer, s'aborder, on sent qu'on est en présence d'une autre race: un mélange du carlin et du singe; une facilité vide, une exagération involontaire et continue; un manque de tact perpétuel.*“ (S. 77.)

Im übrigen stellt er die künstlerische Begabung der Rasse, wie sie sich ihm gerade hier in Toulouse zeigt, ausserordentlich hoch. Die Vorliebe und das Talent für Musik findet er in allen Klassen verbreitet. Nähmädchen singen die Melodien von fünf, sechs Opern, die sie einmal im Theater gehört haben. Nur wird alles darniedergehalten durch die Vereinigung mit dem Norden. „*S'ils avaient pu développer leur constitution du Moyen âge, vivre divisés en petites souverainetés indépendantes, être aiguillonnés par le patriotisme municipal, achever leur langue, se faire une littérature et des mœurs appropriées, nous aurions une nation, une pensée, un art de plus. — Ils l'avaient en 1200. — Voilà une des vies sacrifiées à la centralisation et à la France. Ils vivent dans les cadres et sous l'administration du Nord.*“ (S. 285f.) — Er gebraucht darum einmal den Ausdruck „*une Italie qui n'a pas abouti.*“ ((S. 293.)

„*Tout est chant dans leur langage, schreibt er in Montpellier; on dirait des Italiens plus légers et plus enfants. A les écouter on a peine à croire qu'ils parlent sérieusement; ce sont des polichinelles gentils. Et quelle familiarité! quelle audace! Leur civilisation de l'an 1100 était un mélange de précocité, de polissonnerie, d'extravagance. — On comprend qu'ils aient reçu d'ailleurs une discipline et des maîtres. Moineaux délurés, santillants, impertinents, imprudents, bons pour babiller, donner des coups de bec, lisser leurs plumes, cour-tiser les femelles, avoir bon air et entrer en cage. — Comme l'Italie, c'est un pays tombé, qui reste en arrière des autres, et ne remonte au niveau des autres que par le contact d'une administration ou d'une civilisation étrangère.*

„*Nulle part la vraie Française hardie, caquet bon bec, mais pimpante, à jolie tournure, à démarche alerte et rythmée, n'apparaît mieux qu'ici. Je reviens toujours à la même conclusion. Dans le Midi, il ne faut vivre que par les sens, en peintre: aimez une jolie taille de femme bien habillée, un visage rieur sous des cheveux noirs, une puissante ombre au bas d'un long mur grisâtre qui tranche dans l'azur vif, une délicieuse grappe de raisin qui fond comme du miel dans la bouche; mais supprimez tout le dedans, toutes les rêveries tendres ou profondes.*“ (S. 193f.)

gement détaché du cou et emmanché par de forts muscles. La figure est large, les sourcils aisément froncés, le front peu élevé, les cheveux drus, l'expression décidée et dangereuse.“ (S. 119.)

Er trifft in Toulouse zwei junge hübsche Mädchen, die eine natürliche Anmut besitzen und auf den ersten Blick fast Damen scheinen könnten. *„On se croit, au premier instant, devant une réelle beauté profonde; on imagine de la finesse, de l'esprit vrai, de la noblesse même. — Au bout d'un quart d'heure, le tuf se montre; tout est à la surface en ce genre de beauté et d'esprit. Elles ont la grâce, la vivacité d'un oiseau, d'une fine mésange babillarde; rien de plus, c'est un caquet.“* (S. 76.) Die Frauen des Südens sind für Taine nicht sehr anziehend. *„Plus on avance vers le Midi, plus la femme devient incapable de timidité, de pudeur rougissante, de réserve délicate. Ce sont des hommes.“* (S. 180.) Natürlich spürt er auch alsbald den Gründen dafür in dem Rassencharakter, im Klima und in den verschiedenen Erfordernissen des Mannes im Süden und Norden nach.

Dass Vertiefung, Innerlichkeit und Feinheit fehlt und alles im äussern Leben aufgeht, tritt unserm Reisenden besonders in Marseille entgegen. Er spricht immer mit der höchsten Bewunderung von dem Unternehmungsgeist und der Thatkraft, die man hier entfaltet; aber es fehlt die Seele, man sucht nur das rohe, äussere, plumpe Vergnügen. (S. 316.) *„Der Luxus, das Spiel, die Frauen, das sind die drei herrschenden Ideen eines Marseillers; sie denken nur daran, zu verdienen und zu geniessen.“* (S. 203.) Und dies Bestreben ist so stark, dass man vor Betrug und Schwindel nicht zurückschreckt. Er verweilt eine halbe Stunde in einem Casino chantant, das mit verschwenderischer Pracht hergerichtet ist. Das Gebotene ist platt und vulgär. Man kommt bloss, um tiefausgeschnittene und hübsch gekleidete Weiber zu sehen. Es sind die Vergnügen von Kaufleuten, die den ganzen Tag in Mehl und Oel gearbeitet und verdient haben. (S. 204.) Zum Schlimmsten, was er gesehen, einige Strassen in Liverpool ausgenommen, rechnet er das Matrosen- und Dirnenviertel in Marseille. *„Ici, on sent en plus, au lieu de la misère froidement résignée ou abrutie, l'âpreté, l'énergie méridionales, et le besoin violent de jouissances, la révolte de l'homme enfermé trois mois, six mois dans un entrepont.“* (S. 118.)

In Toulouse liest Taine Goethes „Aus meinem Leben“; ein grösserer Kontrast scheint ihm nicht denkbar zu der ihn umgebenden zügellosen Stadt als die harmlosen Sitten des damaligen deutschen Bürgertums mit seinen erlaubten Freiheiten, wo die jungen Leute sich küssen, Pfänder geben, Mann und Frau spielen, allein spazieren gehen, sich duzen u. s. w. *„Mais vous avez donc de la glace dans vos nerfs?“* ruft da Taine verwundert aus. (S. 89).

Auch in der Religion sind die Leute Italiener; die Andacht ist ganz äusserlich. In Marseille wohnt Taine einer Prozession bei, bei der alle Reliquien der Stadt zur Schau getragen wurden. *„Tous*

les gens étaient en toilette, causant, mangeant, paradant. Aux églises, sans-gêne parfait. Ils assistent et pratiquent, mais s'amuse. La religion dans tous ces pays du Sud est un opéra pour les yeux et les oreilles.“ (S. 110.) Überall findet er eine Unzahl Priester und Nonnen. Meist werden die Mädchen in dem Alter gewonnen, wo das Geschlechtsleben erwacht und die unbestimmten Wünsche sich auf den Himmelsbräutigam Jesus lenken lassen. In einem Kloster zu Toulouse zahlen die eintretenden Nonnen fünfzig- oder sechzigtausend Francs Mitgift. Man sieht durch das Gitter die Nonnen, wie sie sich unaufhörlich in der Kapelle folgen, um anzubeten und zu singen. „*C'est une exhibition poétique et attirante; elles ont des souliers de soie et le plus élégant habillement bleu et blanc. — L'essence du catholicisme méridional, c'est de prendre l'homme par la pompe, le ravissement des yeux, par le détournement opportun de l'instinct du sexe, et aussi par la peur de l'enfer dans l'affaiblissement final. L'argent vient surtout au clergé par les vieilles gens qui songent à la mort.*“ (S. 288.)

Taine ist wohl in erster Linie Gelehrter und Forscher, der hier wie sonst immer kulturhistorischen und völkerpsychologischen Problemen nachgeht; aber er besitzt daneben auch eine allem Schönen offene Künstlerseele, die für die Reize der Natur und Kunst die feinste Empfänglichkeit zeigt. Eines fällt bei einem Franzosen besonders auf: die Abneigung gegen die kultivierte und die Liebe zur ursprünglichen, von Menschenhand nicht berührten Natur. Von den parzellierten, eifrig bewirtschafteten Gegenden, die ihm durch den Gedanken an kümmerliche bäuerliche Existenzen nicht sympathischer werden, wendet er sich verdrossen ab, und selbst die grosse Fruchtbarkeit einzelner Distrikte kann ihn kaum damit versöhnen. Dagegen erfüllen ihn Wälder, Flüsse und das Meer immer aufs neue mit Entzücken. Am liebsten ist ihm die völlige Weltabgeschiedenheit, wo der Mensch mit der ihn umgebenden Natur Zwiesprache hält und, wenn er noch auf einer frühen Kulturstufe steht, sich ihr geheimes Weben in mythologischen Schöpfungen vor Augen zu stellen bestrebt ist. Beim Besuchen des Strandes von Arcachon stellt er gerne fest, dass dasselbe Schauspiel auch die ersten zur See gekommenen Besiedler sahen, das blaue Meer, die jungfräuliche Erde, Sand und nichts als Sand, Fichten und wieder Fichten und vielleicht einige Reiher, eine Möwe oder einen Sperber über den Wassern schwebend. Ihre Füße sanken wie die unseren im Sande ein, sie hörten denselben vollen Gesang der rauschenden Wipfel, sie haben diese weisse Farbe des Bodens bewundert, der bei jedem Schritt den mageren Teppich verdurstender Kräuter durchlöchert, sie sind beim

sagt er einmal selber (S. 104.), und unser ganzes Buch legt davon Zeugnis ab. Allerdings gilt seine Begeisterung meist dem Mittelmeer — der Ozean, den er „*lugubre et dangereux*“ nennt, wird fast nur des Kontrastes wegen angeführt. Auch der Étang de Berre, der ihm zuerst sehr gefallen hatte (S. 106), lässt ihn kühl, als er darauf spazieren fährt. Es fehlt der Umgebung und dem See selber an Grösse und Charakter: „*Pas de vagues, ni d'écume, mais le hérissément à perte de vue de myriades de petits flots et l'agitation infinie, sans effort et sans violence, de ces petits flots qui vivent d'une vie modérée et terne.*“ (S. 322.) Anders dagegen bei der Mittelmeerküste in der Nähe von Cette und Marseille: hier vereinigen sich die grossartige Umrahmung der scharfgeschnittenen weissglänzenden Felsen und das sich davon wirksam abhebende leuchtende Blau von Meer und Himmel, um ein Bild von überwältigender Schönheit zu schaffen. Nur im Tone des Entzückens spricht Taine von dem, was er hier schaut. „Ich habe einen Schrei ausgestossen: ‚O wie schön ist das!‘“ verzeichnet das Tagebuch, als unser Reisender nach der Fahrt durch einen langen dunklen Tunnel plötzlich das Meer, Marseille und seine Felsen erblickt. (S. 107). Die Begeisterung des Malers, dessen farbengieriges Auge sich hier endlich erlaben kann, spricht aus einer anderen Stelle. „Wir haben uns auf den Felsblöcken auf halber Bergeshöhe niedergesetzt. Ich bin dort eine halbe Stunde allein geblieben; es ist die lebhafteste und vollständigste Glücksempfindung, die ich seit langem gehabt habe.“ (S. 100). Angesichts dieses Schauspiels tritt der kritische Analytiker meist ganz zurück, und Taine ist blosser geniessender Betrachter. Ein jubelnder Hymnus folgt dem andern, ein Bild sucht das andere zu überbieten. Greifen wir eine beliebige Stelle heraus: „*Un immense lac qui vers la droite n'a plus de fin, rayonnant, paisible, dont la couleur lustrée a la délicatesse de la plus charmante violette ou d'une pervanche épanouie. Des montagnes rayées qui semblent couvertes d'une gloire angélique, tant la lumière y habite, tant cette lumière, emprisonnée par l'air et la distance semble être leur vêtement. Les plus riches ornements d'une fleur de serre, les veines nacrées d'un orchis. le velours pâle qui borde les ailes d'un papillon n'est pas plus doux et à la fois plus splendide. Il faut avoir recours aux plus beaux objets du luxe et de la nature pour trouver des comparaisons, aux jupes de soie ruisselantes de lumières, aux broderies qui rayent une moire, à la chair rose et vivante qui palpite sous un voile; et quant à ce soleil qui flamboie, et de sa torche immobile verse comme un fleuve d'or sur la mer, rien au mondene peut en donner l'idée ni en fournir l'image.*“ (S. 107). „Man fühlt sich als Maler in diesem Land, ruft Taine einmal aus. Wie empfindet man hier den Adel der Schönheit und wie bietet der

vraie, des sensations sourdes qui bourdonnent alors dans mon âme. Il me faudrait ici quelqu'un de ces poètes primitifs pour évoquer la déesse de ces montagnes, de ce vert si doux, de cette fraîcheur intarissable. Impossible d'exprimer la grâce, la jeunesse éternelles de ces pyramides verdoyantes et vierges, où seules les forêts habitent, où rien n'a vécu, sauf les forêts, depuis le premier jour." (S. 136.)

So sehr ist Taine Dichter, dass er noch einen Schritt weiter geht und die Bäume, die Haine und die Erde zu beseelten Wesen macht, die er mit brüderlicher Liebe umfängt. Auf einer Eisenbahnfahrt, wo er allein in seinem Wagen mehrere Stunden lang Ackerfelder, Weinberge, Bäume und Hecken an sich vorbeieilen sieht, hat er bei dem eintönigen Geräusch der rollenden Räder eine wunderliche Empfindung. *„Toutes les idées mondaines, toutes les choses humaines et sociales se sont encore effacées. Je n'ai plus vu que le soleil et la terre, la terre parée, riante, toute verte, et d'une verdure si diversifiée, si épanouie, si confiante sous cette douce pluie de rayons chauds qui la caressaient. L'air était si pur, la lumière épanchée, la campagne si florissante et si heureuse! A chaque chêne, à chaque châtaignier qui passait, chacun avec sa pose et dans son petit monde de compagnons et de voisins, je me sentais touché comme par la rencontre d'un être animé. J'avais envie de lui crier: „Tu te portes bien, tu es un beau et puissant chêne, tu jouis du luxe et de la magnificence de ton feuillage.“ Je considérais les bouleaux, les frênes comme des créatures délicates, de vraies femmes pensives, dont personne n'avait entendu la pensée, une pensée timide et gracieuse qui m'arrivait avec leurs chuchotements et l'agitation de leurs fins rameaux. Il y avait des douceurs ou des coquetteries d'arbres dans les creux ombragés, sur les tapis de bruyères rousses et violettes, dans les sentiers tortueux laissant voir un morceau de leur ruban de sable, au bord d'une petite source qui noircissait le sol entre les pierres, et tout d'un coup descendait avec des étincelles et comme une pluie d'éclairs. C'était un regard soudain, une mutinerie, une mièvrerie d'enfant, d'un dieu enfantin qui rit en liberté. Au delà de cette plaine de vignes si vertes, et d'arbres épars tout reluisants et tout étincelants, on voyait des collines bleuâtres qui portaient leur forêt jusqu'au bord du ciel, une sorte de cirque d'ancêtres végétaux plus serrés et plus sévères, heureux pourtant sous la gaze de vapeur dorée, et qui, dans l'enceinte dont ils occupaient les plus hauts gradins, regardaient leurs enfants, toute la jeune et élégante postérité de plantes civilisées et fructueuses, se mêler, se ranger, s'étaler en groupes, chacun sous sa couronne de fleurs avec sa gerbe de grappes ou sa corbeille de fruits.*" (S. 185 ff.) —

Eine ausserordentliche Anziehungskraft übt auf Taine das Meer aus. „Ich kann nicht müde werden, das Wasser zu sehen“,

sagt er einmal selber (S. 104.), und unser ganzes Buch legt davon Zeugnis ab. Allerdings gilt seine Begeisterung meist dem Mittelmeer — der Ozean, den er „*lugubre et dangereux*“ nennt, wird fast nur des Kontrastes wegen angeführt. Auch der Étang de Berre, der ihm zuerst sehr gefallen hatte (S. 106), lässt ihn kühl, als er darauf spazieren fährt. Es fehlt der Umgebung und dem See selber an Grösse und Charakter: „*Pas de vagues, ni d'écume, mais le hérissément à perte de vue de myriades de petits flots et l'agitation infinie, sans effort et sans violence, de ces petits flots qui vivent d'une vie modérée et terne.*“ (S. 322.) Anders dagegen bei der Mittelmeerküste in der Nähe von Cette und Marseille: hier vereinigen sich die grossartige Umrahmung der scharfgeschnittenen weissglänzenden Felsen und das sich davon wirksam abhebende leuchtende Blau von Meer und Himmel, um ein Bild von überwältigender Schönheit zu schaffen. Nur im Tone des Entzückens spricht Taine von dem, was er hier schaut. „Ich habe einen Schrei ausgestossen: ‚O wie schön ist das!‘“ verzeichnet das Tagebuch, als unser Reisender nach der Fahrt durch einen langen dunklen Tunnel plötzlich das Meer, Marseille und seine Felsen erblickt. (S. 107). Die Begeisterung des Malers, dessen farbengieriges Auge sich hier endlich erlaben kann, spricht aus einer anderen Stelle. „Wir haben uns auf den Felsblöcken auf halber Bergeshöhe niedergesetzt. Ich bin dort eine halbe Stunde allein geblieben; es ist die lebhafteste und vollständigste Glücksempfindung, die ich seit langem gehabt habe.“ (S. 100). Angesichts dieses Schauspiels tritt der kritische Analytiker meist ganz zurück, und Taine ist blosser geniessender Betrachter. Ein jubelnder Hymnus folgt dem andern, ein Bild sucht das andere zu überbieten. Greifen wir eine beliebige Stelle heraus: „*Un immense lac qui vers la droite n'a plus de fin, rayonnant, paisible, dont la couleur lustrée a la délicatesse de la plus charmante violette ou d'une pervanche épanouie. Des montagnes rayées qui semblent couvertes d'une gloire angélique, tant la lumière y habite, tant cette lumière, emprisonnée par l'air et la distance semble être leur vêtement. Les plus riches ornements d'une fleur de serre, les veines nacrées d'un orchis, le velours pâle qui borde les ailes d'un papillon n'est pas plus doux et à la fois plus splendide. Il faut avoir recours aux plus beaux objets du luxe et de la nature pour trouver des comparaisons, aux jupes de soie ruisselantes de lumières, aux broderies qui rayent une moire, à la chair rose et vivante qui palpète sous un voile; et quant à ce soleil qui flamboie, et de sa torche immobile verse comme un fleuve d'or sur la mer, rien au mondene peut en donner l'idée ni en fournir l'image.*“ (S. 107.) „Man fühlt sich als Maler in diesem Land, ruft Taine einmal aus. Wie empfindet man hier den Adel der Schönheit und wie bietet der

sagt Taine, Marmorstücke wären zerbrochen, dann durch einen ungeheuren Druck wieder zusammengeleimt worden. Sie bilden Schichten und gleichen Stockwerken halbzerstörter Türme. „*Les rayures, les cassures innombrables, les formes infiniment diversifiées des fentes arrêtent la lumière et peuplent d'arabesques fantastiques la nudité de leurs grands murs blancs. Les montagnes elles-mêmes paraissent cassées à grands coups de hache, et leurs arêtes, leurs promontoires, leurs dentelures hérissées au hasard, les saillies de leur échine et de leurs crêtes posent chacune une ombre sur l'uniformité de la teinte lumineuse. Tout cela vit, la chaîne entière est peuplée de formes et de couleurs.*“ (S. 199.)

Oft schweifen Taines Gedanken in das Altertum zurück, bei dessen Seestädten ja auch zum Teil ähnliche Bedingungen vorlagen: ein Hafen und nackte Felsen, kein Wasser und kein Baum. „*On pourrait retrouver ici la noble vie antique,* schreibt er über den Strand bei Montpellier, *y placer une cité maritime, guerrière, artiste. — Les petites vallées, les champs cultivés, les enclos dans l'intérieur des terres, les pommiers et les terres à blé du Nord et du centre sont faits pour des paysans et des rentiers.*“ (S. 196.) Und er ist selber so sehr Grieche, dass er See und Gestade sich nicht ohne göttliche Wesen denken kann. „Auf dem dunklen glanzlosen Blau schwimmt allein ein weisses Segel von Thunfischern wie eine Seemuschel. Das eintönige und ewige Rauschen der Woge dringt ans Ohr. Man nähert sich und sieht den Silberschaum, der emporspringt. Über dem tiefen Azur ist der Himmel von einer durchsichtigen, herrlichen Blässe, die Sterne entzünden sich. Kein lebendes Wesen, keine Pflanze, kein Anbau; die Nereiden und die Faune könnten auf diesem Sand tanzen wie am ersten Tag.“ (S. 197). Wie ein Jauchzen klingt es aus der Beschreibung des Wohlgefühls beim Baden, während das Wasser einen dahinträgt, und die Brise und die Frische des Meeres die in ihrer Höhe stehende Sonne mildern: „Während man auf dem Rücken schwimmt, sieht man doch die Küste, den Sand, die erzitternden Tamarisken, die Piniengehölze, die sich erwärmen und Düfte verbreiten; man fühlt die blauen Wogen herankommen, die einen wiegen werden; man betrachtet den beweglichen Silbersaum, mit dem sie die Küste einfassen, man fühlt darauf den durchdringenden Blick, die männliche Kraft, die fröhliche Heiterkeit des herrlichen Sol. Wie triumphiert er da oben! Wie schleudert er mit vollen Händen alle seine Pfeile auf diese unermessliche Fläche! Wie spiegeln, funkeln und erbeben diese Wellen unter diesem Flammenregen! Man denkt an die Nereiden, an Apollo. Wie wahr ist die Galathea Raphaels, wie hört man die tönenden Hörner der Tritone, und wie schön würden blonde, aufgeknöpfte Haare, weisse schaubespülte Leiber auf diesem Azur sein!“ (S. 116.)

Bild auf. „Das Meer ist eine Jungfrau, blau unter dem blassen Blau des Himmels, in der Einfassung weisser Felsen. Welche göttliche Farbe, die keuscheste und die leuchtendste, so rein, so lachend, so liebenswürdig, das geschmückte und glänzende Seidenkleid einer Braut, der schönsten der Frauen. Der rauhe Schnitt der Marmorfelsen steigert noch die köstliche Färbung. Sie treten mit einem matten Weiss auf dem strahlenden Azur hervor. Darüber wölbt sich die grosse Kuppel, bleich durch ihr Übermass von Glanz, und hüllt alles in ihr Licht ein.“ (S. 198). — „*C'est Elle*“, ruft er aus, wie beim Anblick eines geliebten Mädchens, als er plötzlich hinter dem Ufersaum das Meer hervorblicken sieht. (S. 197.) In der Provence, die nach Taine ausserhalb von Marseille und dem Meer traurig zu sehen ist, tritt ihm der Gedanke an Verfall nahe durch die Ruine des grossen Rom und die der jungen Provence. „Aber der Himmel bleibt, und in der Nacht ist alles herrlich wie am ersten Tag. Ich war allein um 10 Uhr abends auf der Fahrt von Marseille nach Aix, und ich sah zur Rechten den Himmel und das Meer, die sich ineinander fortsetzten wie durch eine ausserordentliche Vergrösserung ihrer beider, gleich als ob nach dem Erlöschen der Sonne die Erde in eine erhabene und unbekannte Welt gesunken wäre. Dieser ganze Raum bestand aus einem zarten Blau, von einer unendlichen Weichheit, wie der Sammt des Bettes einer Neuvermählten. Der Mond stieg auf, und sein Geriesel bildete auf dem Azur eine zitternde Lichtsäule. — Dieser göttliche Azur dehnte sich unabsehbar aus, und der Mond, wie er wanderte, zeigte ihn nach und nach beruhigt, entzückend, wie die Vorhänge und die keuschen Tiefen eines schweigenden Hochzeitgemaches.“ (S. 210.)

Taine geht nicht so ganz in der Betrachtung auf, dass er sich nicht auch mitunter von den Gründen eines so starken Eindrucks Rechenschaft zu geben versuchte. „*Toujours la même sensation; en l'analysant, on découvre que cet extrême plaisir, cette joie saine et aisée a pour cause la simplicité et la grandeur du paysage; comme la tragédie et la sculpture grecques, il se compose de deux ou trois choses, rien de plus. Une raie de rochers violacés et tendrement veloutés à droite; en face, une autre raie âpre, noirâtre, en repoussoir devant le soleil couchant; la mer unie, hérissée de tout petits flots uniformes, le grand ciel de saphir—cela se comprend d'un coup et chaque partie est grande.*“ (S. 113.) Noch ein halbes Dutzendmal wiederholt er den gleichen Gedanken. „*Tout cela est grand*, schreibt er in Montpellier; *il n'y a que trois ou quatre lignes, toutes architecturales; la campagne est un cirque comme chez Poussin, mais outre la ligne de Poussin, il y a la couleur et la richesse.*“ (S. 196.) Wie sehr die Form der Felsen zu diesem Eindrucke beiträgt, wird später im einzelnen ausgeführt. Man möchte glauben

sagt Taine, Marmorstücke wären zerbrochen, dann durch einen ungeheuren Druck wieder zusammengeleimt worden. Sie bilden Schichten und gleichen Stockwerken halbzerstörter Türme. „*Les rayures, les cassures innombrables, les formes infiniment diversifiées des fentes arrêtent la lumière et peuplent d'arabesques fantastiques la nudité de leurs grands murs blancs. Les montagnes elles-mêmes paraissent cassées à grands coups de hache, et leurs arêtes, leurs promontoires, leurs dentelures hérissées au hasard, les saillies de leur échine et de leurs crêtes posent chacune une ombre sur l'uniformité de la teinte lumineuse. Tout cela vit, la chaîne entière est peuplée de formes et de couleurs.*“ (S. 199.)

Oft schweifen Taines Gedanken in das Altertum zurück, bei dessen Seestädten ja auch zum Teil ähnliche Bedingungen vorlagen: ein Hafen und nackte Felsen, kein Wasser und kein Baum. „*On pourrait retrouver ici la noble vie antique*, schreibt er über den Strand bei Montpellier, *y placer une cité maritime, guerrière, artiste. — Les petites vallées, les champs cultivés, les enclos dans l'intérieur des terres, les pommiers et les terres à blé du Nord et du centre sont faits pour des paysans et des rentiers.*“ (S. 196.) Und er ist selber so sehr Grieche, dass er See und Gestade sich nicht ohne göttliche Wesen denken kann. „Auf dem dunklen glanzlosen Blau schwimmt allein ein weisses Segel von Thunfischern wie eine Seemuschel. Das eintönige und ewige Rauschen der Woge dringt ans Ohr. Man nähert sich und sieht den Silberschaum, der emporspringt. Über dem tiefen Azur ist der Himmel von einer durchsichtigen, herrlichen Blässe, die Sterne entzünden sich. Kein lebendes Wesen, keine Pflanze, kein Anbau; die Nereiden und die Faune könnten auf diesem Sand tanzen wie am ersten Tag.“ (S. 197.) Wie ein Jauchzen klingt es aus der Beschreibung des Wohlgefühls beim Baden, während das Wasser einen dahinträgt, und die Brise und die Frische des Meeres die in ihrer Höhe stehende Sonne mildern: „Während man auf dem Rücken schwimmt, sieht man doch die Küste, den Sand, die erzitternden Tamarisken, die Piniengehölze, die sich erwärmen und Düfte verbreiten; man fühlt die blauen Wogen herankommen, die einen wiegen werden; man betrachtet den beweglichen Silbersaum, mit dem sie die Küste einfassen, man fühlt darauf den durchdringenden Blick, die männliche Kraft, die fröhliche Heiterkeit des herrlichen Sol. Wie triumphiert er da oben! Wie schleudert er mit vollen Händen alle seine Pfeile auf diese unermessliche Fläche! Wie spiegeln, funkeln und erbeben diese Wellen unter diesem Flammenregen! Man denkt an die Nereiden, an Apollo. Wie wahr ist die Galathea Raphaels, wie hört man die tönenden Hörner der Tritone, und wie schön würden blonde, aufgeknöpfte Haare, weisse schaubespülte Leiber auf diesem Azur sein!“ (S. 116.)

Taine kann sich mit einer andern Landschaft nicht gleich befreunden, die er unmittelbar hinterher sieht. Während er sich früher einen Mann des Nordens nannte, der mehr Feuchtigkeit brauche als ein Römer oder Grieche (s. o. S. 225) und noch beim Eintritt in die Provence (S. 97) erklärte, die an den Norden gewöhnten Augen könnten sich nicht mit den fahlen, bronzierten, auf felsigen Hügeln erbauten Städten vertraut machen, die der endlose hundertjährige Regen der Sonnenstrahlen braun gebrannt habe, findet er später, alle Landschaften des Nordens erinnerten zu sehr an Spinat (*sentent trop l'épinard*). Kaum werde diese einförmige oder grelle Farbe durch einige unbestimmte weisse Nebel oder einige bläuliche Fernsichten etwas gemildert. *„On pense aux monts du Midi, rosés, violacés, gorge-de-pigeon, d'un jaune doré. — L'oeil du coloriste n'est pas heureux ici; ces sites-là parlent plus à l'être moral qu'à la sensibilité physique. Le paysagiste du Nord est forcé d'atténuer ou de transformer les verts, chercher les tons roux de l'automne, les tons gris du matin, les noirs, ou les orangés du soir; bref, de tirer une harmonie d'un clavier où elle manque.“* (S. 219.)

„Wie gesund ist der Süden für den Geist, klagt er einmal, als er ihn verlassen hat. Welche dauernde und starke Spannung giebt er der nervösen Maschine! Wie stärkt die Einfachheit des Meeres und der nackten Küsten! — Hier dagegen giebt es nur feine angedeutete, unbestimmte Eindrücke, kein grosses Ensemble. Auch ist das Werk nicht an sich schön, sondern es erinnert bloss an die persönlichen, nüancierten und vorübergehenden Empfindungen.“ (S. 134.)

Das grelle, kreidige Weiss der Champagne findet Taine schrecklich; der prosaische Effekt sei vollständig. Man könnte keine schöne Form oder Farbe wahrnehmen, und nie würden hier die Künste entstehen. Dafür sei die Bevölkerung geweckt, spöttisch und schlagfertig — alles Gedanken, die man aus seinem Buch über Lafontaine wohl kennt.

In seinem Verhältnis zur Kunst ist bei Taine seit dem Ende der fünfziger Jahre eine grosse Wandlung vor sich gegangen. Der Verehrer Balzacs und Stendhals und der nervösen Malerei unseres Jahrhunderts lernt immer mehr die grosse und einfache Kunst schätzen, wie sie die Renaissance und die Zeit Shakespeares gekannt haben. Die aus der Mitte der sechziger Jahre stammende Studie über Tennyson wäre zehn Jahre früher unmöglich gewesen. Besonders bemerkenswert ist seine entschiedene Hinwendung zu den Niederländern. Durch einige Wynants und mehrere andere Holländer wird er zu einem beachtenswerten Selbstgeständnis veranlasst. „Ich liebe sie mit jedem Jahr mehr; sie haben einen normalen und überdies idealen Zustand gemalt: die Zufriedenheit, das ruhige Behagen: heute empfinden die Maler das heftige, entweder seltsame oder

poetische Leben der Natur, aber ihre Bauern sind nur physiologische Studien. In jeder Kunst gehört die Zukunft demjenigen, der Vorwürfe wählt oder findet, die alle Zeiten lieben werden; das Glück ist ein solches, aber nicht die nervöse Krankheit und die psychologische Neugier. Ich musste altern, um die Schönheit des Glückes zu empfinden. Früher rührte mich dergleichen nicht oder schien mir fade.“ (S. 44 f.) Die modernen Maler haben in seinen Augen den weiteren Nachteil, dass sie sich von der Kunst fremden Rücksichten beeinflussen lassen. *„Évidemment le principe de cette peinture est autre que chez nous. Ils peignaient pour faire plaisir à tel riche bourgeois tranquille, qui vivait agréablement et ornait sa maison. Nous peignons pour avoir la croix à l'Exposition, pour faire du bruit, pour piquer la curiosité, raviver le goût affadi de quelques Parisiens ou cosmopolites, lecteurs de journaux, critiques, coureurs de filles.“* (S. 47 f.) Besonders auffallend wird der Gegensatz, wenn bei beiden der gleiche Gegenstand gewählt wird. *„L'ancienne peinture saisit le fond de la réalité et veut en jouir; l'artiste moderne saisit l'accident frappant, la caractéristique différente et veut faire effet.“* (S. 49.) Eine holländische Landschaft von Anastasi sei wohl ausserordentlich wahr, wirke jedoch zumeist durch den Kontrast mit der französischen Landschaft. Aber der Künstler habe Holland nicht geliebt, und das Wesentliche, das Dauernde, das Ansprechende, was die Liebe entdecke, sei ihm entgangen. — Die Begeisterung für die Antike hat zum Teil ähnliche Ursachen. Wenn er im Museum in Arles einen herrlichen Venuskopf und ein sehr schönes Grabmal des Apollo mit den Musen darauf bewundert, ruft er aus: „Die schöne Kunst! wie natürlich und lebensvoll, und welche Ideen von Glück und einfachem Leben lässt sie entstehen!“ (S. 305.) Schlimm fällt immer der Vergleich der Gegenwart mit der Renaissance aus. Von einigen Prachtbauten in Toulouse aus der Zeit von Margarethe von Valois und Franz I. erklärt er: „Dieser Stil der Renaissance, diese mit Früchten, Blumen, nackten Kindern, Satyrn, weiblichen Oberkörpern eingefassten Fenster, diese Vorliebe für die blühende Natur, dieses Gefühl der reichen und lebensvollen Ausschmückung erwecken ein ausserordentliches Vergnügen. — Nur in jener Zeit hat es Künstler gegeben: wir sind Kunstgeschichte treibende Bourgeois.“ (S. 93.) Ebenso bemerkt er später vor einem Renaissancefenster mit reicher Zeichnung: „Ein so aufgefasstes Fenster mit seinen steinernen Querbalken voller Bildhauerarbeiten ist nicht ein utilitarisches Loch, sondern ein vollständiges und durch sich interessantes Wesen.“ (S. 261.) Im Vergleich mit jener Architektur scheint ihm die Rue de Rivoli platt, und die Place de la Concorde und das Louvre kommen ihm vor wie blosse Operndekorationen. Von den Gypsabgüssen der Werke Davids aus Angers fühlt er sich

erhalten. In Mailand hervorragender Zeitgenossen findet er
 andere Beispiele.

Taine ist von ausschlaggebender Vorliebe für einzelne Richtungen
 oder Typen. Er zieht so viele Typen als Situationen, um
 sie heranzuziehen zu lassen und zu erfassen. (S. 213.)
 Aber Taine's Kunst lässt es daran auch immer volle Gerechtigkeit
 walten. Für sie findet er einmal das Charakteristikum *multitudi-*
nair. So ist Valentin, die aristokratische griechische Kunst nur
 eine der Typen, die man verwendet die mittelalterliche Kunst
 eine Kunst von Typen und Personen. Der Eindruck sei der einer
 ganzen Welt einer ganzen Welt. (S. 216.) Den Dom von Reims
 nennt er in Bezug auf Monumentum und Eleganz denjenigen von
 Paris. Taine ist Strassburger über. Er stellt eine Parallele auf
 zwischen dem Dom von Reims und dem Dom von Saint Bernard,
 der ein Dom ist, der in einem religiösen Reposeur à l'état sec et l'ar-
 chitectural qu'il est à l'état reposeur à l'état figuratif, toutes
 les fois qu'il est dans le monde. (S. 229.) Ungemein stimmungs-
 vol ist die Beschreibung des Inneren des Strassburger Münsters
 mit seiner wunderbaren Verwendung von Licht und Schatten.
 Dieser Dom spricht ganz zu den Augen und auf den ersten
 Blick. Das Symbol greift alles zu Anfang und lässt alles
 folgen. Hier ist eine Welt, ein Abriss der grossen Welt.
 (S. 236.) Die grosse Symbolik in der gotischen Architektur, auf
 die Taine in seiner *Philosophie de l'Art* so grossen Nachdruck legt,
 sucht er hier im einzelnen reinsinnig zu erweisen. — Taine beklagt
 sehr den Unstern, der über unserer mittelalterlichen Kunst waltete.
 „Que j'aurais voulu voir se développer cet art spontané gothique du
 XV^e siècle, celui de Van Eyck, Memling, des sculpteurs de Strasbourg
 et d'Italie, sans l'éclosion de l'idéal grec et de la pédanterie académique!
 Il aurait été plus approprié, plus fin, plus vivant; on aurait eu
 en sculpture, en architecture et en peinture des Shakespeare.“ (S. 216.)
 Besonders liebt er die Skulpturen am Strassburger Münster. „Hier
 sieht man eine Morgenröte der Kunst. Die Menschen haben den
 monchischen Stumpfsinn des Mittelalters, die hieratische Albernheit
 der Bildhauer von Chartres hinter sich gelassen, die die Köpfe leer
 und ein Viertel des Körpers gross machen. Sie kennen die Ver-
 hältnisse, sie sind Meister ihres Werkzeuges, und siehe da! zum
 ersten Mal entdecken sie den Menschen. Alles, was eine Stellung,
 eine Mantelfalte, eine Kopfform, eine Körperbewegung ausdrücken
 kann, halten sie in der Eile energisch fest mit der Naivetät und
 der Freude von Erfindern. Und wie sehr fühlt man, dass sie nicht
 kopieren, sondern erfinden! Kein übernommener Typus; sie haben
 die wirklichen Dinge vor Augen, und daraus entnehmen sie alle
 Mannigfaltigkeiten des menschlichen Gesichts und der menschlichen

Haltung. Obgleich sie leben, sind einige Gestalten edel; sie finden das Ideal; nicht ein einziges Ideal, nicht nach der Antike, sondern nach den neuen Genüssen ihrer Augen und ihres Herzens.“ (S. 339.) „Ein ganzes Leben von Träumen, bemerkt er weiter über die beiden schönen Gestalten der Ecclesia und der Synagoge, ist vielleicht angewandt worden, um diese Typen zu finden. Darin liegt das Glück des Künstlers; wenn er arbeitet und Genie hat, gelangt er dahin, seinen tiefen Traum, das geheime Verlangen seiner Seele, vor sich stehen zu sehen und mit einem Körper zu begaben, was allen andern Menschen versagt ist. Welche Freude musste es in jenem Zeitalter sein zu entdecken, dass ein biegsamer Wuchs, eine feine Kopfform unter gewellten, geschmeidigen Haaren eine keusche und stolze Seele sichtbar macht!“ (S. 340.)

Nur kurz braucht erwähnt zu werden, dass Taine hier schon einige Definitionen, wie die des Wesens des Malers, versucht, die später in seiner *Peinture en Italie* und seiner *Peinture aux Pays-bas* ihre endgültige Prägung erhalten werden.

Eigentlich philosophische Erörterungen, wie sie in der Reise nach den Pyrenäen und der nach Italien vorkommen, fehlen hier beinahe ganz. Nur einmal erklärt Taine, dass er bei einem Naturbild wieder den gleichen Eindruck gehabt habe, wie er ihn in der — inzwischen so berühmt gewordenen — Stelle über die Niobe niedergelegt habe. Es ist ein Gespräch des Menschen mit der Natur nach dem Muster desjenigen bei Lucrez (S. 210 f.), auf das wir oben hinwiesen.

GIESSEN.

W. WETZ.

Zur Technik Molières

Es steht nicht viele Dichter, die in einer verhältnismässig so kurzen Zeit eine so sammenswarme Fülle von Werken vollendet haben wie Molière. Die enorme Fruchtbarkeit des Dichters erweckt unsere Bewunderung um so mehr, als er in seinem Leben eine ganze Anzahl von Faktoren hatte, die seine literarische Betätigung eher zu hemmen geeignet waren. Man denke allein die Arbeitslast, welche auf ihm ruhte. — er war nicht nur Theaterdirektor, sondern auch Schauspieler. Man denke seine schwächliche Körperkonstitution, die häufigen Erkrankungen, welche er zu erdulden hatte. Man denke endlich an sein hässliches Unglück, auch an die Anfeindungen, welche ihm manche seiner Stücke zuzogen, und die ihn verzerrten mussten. Da trägt sich uns die Frage auf, wie ihm trotz alledem eine so rege schriftstellerische Thätigkeit möglich war.

Schon die Zeitmassen des Dichters, denen sein rasches Produzieren ja auch anfallen musste, haben auf die zahlreichen stofflichen Entlehnungen hingewiesen und ihn deshalb auch angegriffen. Die Molièreforschung hat es sich dann eingehender zur Aufgabe gemacht, die eventuelle Abhängigkeit des Dichters in stofflicher Hinsicht von fremden Meistern zu untersuchen und hat in der That herangebracht, dass Molière nur in verhältnismässig wenigen seiner Komödien stofflich vollkommen selbständig ist. Diese Anlehnung an gewisse Vorbilder in stofflicher Beziehung erklärt das schnelle Produzieren des Dichters nun zweifellos in hervorragender Weise; aber es scheint uns doch nicht das einzige zu sein, was für eine solche Erklärung in Betracht zu ziehen ist.

Dem aufmerksamen Leser der Molièreschen Komödien fällt auf, dass eine ganze Reihe von Szenen resp. Vorkommnissen, die voneinander sehr verschieden sind, häufig oder doch mehrfach in dem Lebenswerk des Dichters wiederkehren. Sie stellen sich immer als Mittel dar, Komik hervorzurufen. Die Häufigkeit der Wiederkehr solcher Mittel legt die Vermutung nahe, dass Molière die Anwendung derselben, da er sie das erste Mal als bühnenwirksam und zugkräftig erkannt hatte, aus Routine weiterbetrieb. Hatten diese Mittel einmal ihre Wirkung gethan, so — sagte sich der Dichter —

würden sie wohl dieselbe auch ein andermal nicht verfehlen. Auf diese Weise kam der Dichter im Drang der Geschäfte dazu, mehrfach zu den gleichen, erprobten Mitteln der Komik seine Zuflucht zu nehmen, d. h. sich eine gewisse Technik anzugewöhnen, die ihm das Schaffen natürlicherweise sehr erleichtern musste und beschleunigen half.

Die Molièreforschung ist dieser Frage bisher nicht weiter näher getreten. Sie verdient es aber, dass man sie eingehender untersucht, denn sie wirft ein interessantes Licht in die geistige Werkstatt des Dichters. Wir machen uns deshalb zur Aufgabe, zunächst klarzulegen, in welchen Mitteln diese Technik besteht. Diese Aufgabe findet ihre Erledigung in dem ersten Teil dieser Arbeit. Dann wollen wir uns die Frage vorlegen, ob Molière der Erfinder dieser technischen Mittel ist oder ob er sie bereits in gewissen Vorbildern vorgefunden hat. Für die Frage nach der Originalität Molières ist diese Untersuchung, die den zweiten Teil unserer Arbeit ausmacht, von Bedeutung. Freilich erscheint es nicht nur unfruchtbar, sondern auch undenkbar, alle diejenigen Stücke, welche Molière gesehen oder gelesen hat resp. eventuell gesehen oder gelesen haben könnte, darauf hin zu untersuchen, ob sich in ihnen vielleicht technische Momente nachweisen lassen, welche sich ebenfalls bei unserm Dichter finden. Auch wäre es gewiss kleinlich, wenn man allemal dort, wo sich erkennen lässt, dass schon andere Dichter vor Molière oder aus der Zeit Molières sich ähnlicher technischer Mittel zur Komik bedient haben, eine Anlehnung annehmen wollte. Es ist ganz natürlich, dass sich in den meisten Werken, welche sich die Erzeugung von Komik zur Aufgabe machen, gewisse übereinstimmende oder verwandte technische Momente von selbst einstellen¹⁾. Gewisse Verwandtheiten in manchen Situationen bringt also naturgemäss die Technik der Komödie überhaupt mit sich. Wir werden mit Bestimmtheit Anlehnungen daher nur dort feststellen dürfen, wo es sich um technische Eigentümlichkeiten handelt, die sich auch in ihren Einzelzügen bei andern Dichtern nachweisen lassen. Überhaupt liegt das Hauptgewicht unserer Untersuchung nicht darin, zu zeigen, dass der Dichter etwa manche technische Momente schon an anderem Orte vorfand, sondern vielmehr, dass er die Fruchtbarkeit jener Momente erkannte und sie für seine Zwecke in, wie wir sehen werden, genialer Weise auszubeuten verstand.

¹⁾ Um die hauptsächlichsten zu nennen: Das Sichverstellen, das Betrügen, die Verkleidung, das Prügeln, das Missverständnis, der Streit; endlich auch die Verwendung des Jargon oder einer Komik erzielenden falschen Aussprache meist von Fremdworten, — alles Mittel, die sich auch bei Molière ziemlich häufig konstatieren lassen.

Erster Teil.

Wenn man sich jene von Molière zur Erzielung von Komik angewandten charakteristischen Mittel der Technik näher ansieht, so merkt man bald, dass viele unter ihnen ihrem ganzen Wesen nach recht verschiedener Natur sind. Da scheint es geboten, Gesichtspunkte aufzusuchen, unter denen sich die einzelnen Mittel zu Gruppen zusammenschliessen. Es drängen sich nun sofort drei markante Gesichtspunkte auf, unter welche man sie leicht rubrizieren kann.

Die einen Mittel sind als rein schauspielerisch-technische ohne weiteres erkennbar, d. h. ihre Wirkung besteht lediglich in einem nur technisch interessanten Bühnenspiel, bei welchem von irgend einem bedeutsameren, interessierenden Inhalt gar keine Rede ist. Diese Mittel werden zugleich die grössten sein, eben weil sie lediglich auf einem — oft sehr drastischen — äusserlichen, nur sinnlichen Spiel beruhen. Es sind z. T. Spiele, wie sie oft auch in den allerniedrigsten Gattungen scenischer Darstellung üblich sind, im Circus unter den Clowns etwa oder in Pantomimen.

Andere, von ungleich weniger grober Art, da sie ungleich weniger sinnlich sind, beruhen nicht unmittelbar auf einem spielerischen Vorgang, sondern ergeben sich erst im Gespräch, meistens im Dialog. Das Wort — in scenischer Verknüpfung — ist hier also die *causa efficiens*, — freilich muss man immer das technische Element der Erscheinung, eben die scenische Verknüpfung, streng im Auge behalten.

Zu einer dritten Gruppe endlich schliessen sich jene Scenen zusammen, die an und für sich zwar keine technischen Mittel repräsentieren, durch ihre mehrfache Wiederkehr aber als solche bezeichnet werden können. Es sind Vorgänge, die inhaltlich schon in gewisser Weise bedeutsam sind und interessieren, übrigens auch von einem grösseren geistigen Gehalt sein können.

Wir unterscheiden also diese drei Gruppen technischer Mittel: A. Bühnenspiele, B. Technische Mittel im Gespräch, C. Parallelismus inhaltlich bedeutsamer Scenen und wenden uns gleich zur Betrachtung der ersten Gruppe:

A. Bühnenspiele.

In der Darstellung der einzelnen Scenen dieser Gruppe wollen wir so vorgehen, dass wir mit den rohesten Mitteln beginnen und den Beschluss mit den am wenigsten drastischen machen. — Als eins der grössten, sinnlichsten Mittel erscheint:

**I. Jemand ist so eifrig bei einer Sache, dass er dabei
hinfällt.**

1. Dom Juan III, 1.

Als Sganarelle in Bewunderung der Eigenschaften, welche die Natur dem Menschen verliehen hat, diese Eigenschaften demonstriert (er zuckt mit den Schultern, beugt den Kopf, bewegt die Füße), fällt er, da er sich umdrehen will, zu Boden.

2. Le Bourgeois gentilhomme V, 1.

Herr Jourdain, voll Begeisterung über die türkischen Tänze, welche man vor ihm aufgeführt hat, und über die türkischen Sprachkenntnisse, die er erlangt zu haben glaubt, überschüttet seine Frau mit türkischem Kauderwelsch und singt und tanzt dabei. Er verliert in seinem Übereifer das Gleichgewicht und schlägt hin. —

Das Hinfallen entbehrt in beiden Szenen eigentlich einer rechten Begründung. Es geschieht lediglich im Hinblick auf die Instinkte der grossen, zuschauenden Menge. Auf die pflegen solche drastischen Spiele ja stets von unfehlbarer Wirkung zu sein, das hat auch Molière wohl erkannt. — Das folgende Mittel ist nicht minder grob. Man kann es noch heute von den Clowns im Cirkus zur Anwendung gebracht sehen. Es handelt sich um:

II. Jemand empfängt die für einen andern bestimmten Schläge.

Von den drei Szenen zeigen sich 1 und 2 besonders eng miteinander verwandt.

1. L'École des femmes I, 2.

Der Bauer Alain und sein Weib Georgette reissen sich in übertriebenem Eifer darum, ihrem Herrn Arnolphe die Thür ihres Hauses zu öffnen. Alain will dabei der Georgette eine Ohrfeige geben, holt aus und trifft den gerade eintretenden Arnolphe.

2. Dom Juan II, 3.

Dom Juan verjagt den Bauer Pierrot und will ihm noch eine letzte Ohrfeige versetzen. Pierrot duckt sich, und Dom Juans Diener Sganarelle erhält die Ohrfeige.

3. George Dandin II, 10.

Angélique wird von ihren Eltern und ihrem Gemahl bei einem Rendez-vous mit ihrem Geliebten Clitandre überrascht. Sie verstellt sich schnell und thut entrüstet, dass Clitandre sie mit seinen Werbungen belästige und verfolge. Um ihre Entrüstung recht glaubhaft zu machen, thut sie, als schläge sie mit dem Stock nach Clitandre, der jedoch immer so ausweicht, dass die Schläge den Dandin treffen. —

Dass derartige Szenen sich im wirklichen Leben schwerlich oder doch nur höchst selten ergeben, ist wohl klar. Sie sind eben Bühnenspiele im echten Sinn, nur auf den Effekt berechnet. Ganz

Zur Technik Molières.

Es giebt nicht viele Dichter, die in einer verhältnismässig so kurzen Zeit eine so staunenswerte Fülle von Werken vollendet haben wie Molière. Die enorme Fruchtbarkeit des Dichters erweckt unsere Bewunderung um so mehr, als es in seinem Leben eine ganze Anzahl von Faktoren giebt, die seine dichterische Bethätigung eher zu hemmen geeignet waren. Man bedenke allein die Arbeitslast, welche auf ihm ruhte, — er war nicht nur Theaterdirektor, sondern auch Schauspieler. Man bedenke seine schwächliche Körperkonstitution, die häufigen Erkrankungen, welche er zu erdulden hatte. Man denke endlich an sein häusliches Unglück, auch an die Anfeindungen, welche ihm manche seiner Stücke zuzogen, und die ihn verstimmen mussten. Da drängt sich uns die Frage auf, wie ihm trotz alledem eine so rege schriftstellerische Thätigkeit möglich war.

Schon die Zeitgenossen des Dichters, denen sein rasches Produzieren ja auch auffallen musste, haben auf die zahlreichen stofflichen Entlehnungen hingewiesen und ihn deshalb auch angegriffen. Die Molièreforschung hat es sich dann eingehender zur Aufgabe gemacht, die eventuelle Abhängigkeit des Dichters in stofflicher Hinsicht von fremden Mustern zu untersuchen und hat in der That herausgebracht, dass Molière nur in verhältnismässig wenigen seiner Komödien stofflich vollkommen selbständig ist. Diese Anlehnung an gewisse Vorbilder in stofflicher Beziehung erklärt das schnelle Produzieren des Dichters nun zweifellos in hervorragender Weise; aber es scheint uns doch nicht das einzige zu sein, was für eine solche Erklärung in Betracht zu ziehen ist.

Dem aufmerksamen Leser der Molièreschen Komödien fällt auf, dass eine ganze Reihe von Szenen resp. Vorkommnissen, die voneinander sehr verschieden sind, häufig oder doch mehrfach in dem Lebenswerk des Dichters wiederkehren. Sie stellen sich immer als Mittel dar, Komik hervorzurufen. Die Häufigkeit der Wiederkehr solcher Mittel legt die Vermutung nahe, dass Molière die Anwendung derselben, da er sie das erste Mal als bühnenwirksam und zugkräftig erkannt hatte, aus Routine weiterbetrieb. Hatten diese Mittel einmal ihre Wirkung gethan, so — sagte sich der Dichter —

würden sie wohl dieselbe auch ein andermal nicht verfehlen. Auf diese Weise kam der Dichter im Drang der Geschäfte dazu, mehrfach zu den gleichen, erprobten Mitteln der Komik seine Zuflucht zu nehmen, d. h. sich eine gewisse Technik anzugewöhnen, die ihm das Schaffen natürlicherweise sehr erleichtern musste und beschleunigen half.

Die Molièreforschung ist dieser Frage bisher nicht weiter näher getreten. Sie verdient es aber, dass man sie eingehender untersucht, denn sie wirft ein interessantes Licht in die geistige Werkstatt des Dichters. Wir machen uns deshalb zur Aufgabe, zunächst klarzulegen, in welchen Mitteln diese Technik besteht. Diese Aufgabe findet ihre Erledigung in dem ersten Teil dieser Arbeit. Dann wollen wir uns die Frage vorlegen, ob Molière der Erfinder dieser technischen Mittel ist oder ob er sie bereits in gewissen Vorbildern vorgefunden hat. Für die Frage nach der Originalität Molières ist diese Untersuchung, die den zweiten Teil unserer Arbeit ausmacht, von Bedeutung. Freilich erscheint es nicht nur unfruchtbar, sondern auch undenkbar, alle diejenigen Stücke, welche Molière gesehen oder gelesen hat resp. eventuell gesehen oder gelesen haben könnte, darauf hin zu untersuchen, ob sich in ihnen vielleicht technische Momente nachweisen lassen, welche sich ebenfalls bei unserm Dichter finden. Auch wäre es gewiss kleinlich, wenn man allemal dort, wo sich erkennen lässt, dass schon andere Dichter vor Molière oder aus der Zeit Molières sich ähnlicher technischer Mittel zur Komik bedient haben, eine Anlehnung annehmen wollte. Es ist ganz natürlich, dass sich in den meisten Werken, welche sich die Erzeugung von Komik zur Aufgabe machen, gewisse übereinstimmende oder verwandte technische Momente von selbst einstellen¹⁾. Gewisse Verwandtheiten in manchen Situationen bringt also naturgemäss die Technik der Komödie überhaupt mit sich. Wir werden mit Bestimmtheit Anlehnungen daher nur dort feststellen dürfen, wo es sich um technische Eigentümlichkeiten handelt, die sich auch in ihren Einzelzügen bei andern Dichtern nachweisen lassen. Überhaupt liegt das Hauptgewicht unserer Untersuchung nicht darin, zu zeigen, dass der Dichter etwa manche technische Momente schon an anderem Orte vorfand, sondern vielmehr, dass er die Fruchtbarkeit jener Momente erkannte und sie für seine Zwecke in, wie wir sehen werden, genialer Weise auszubeuten verstand.

¹⁾ Um die hauptsächlichsten zu nennen: Das Sichverstellen, das Betrügen, die Verkleidung, das Prügeln, das Missverständnis, der Streit; endlich auch die Verwendung des Jargon oder einer Komik erzielenden falschen Aussprache meist von Fremdworten, — alles Mittel, die sich auch bei Molière ziemlich häufig konstatieren lassen.

Erster Teil.

Wenn man sich jene von Molière zur Erzielung von Komik angewandten charakteristischen Mittel der Technik näher ansieht, so merkt man bald, dass viele unter ihnen ihrem ganzen Wesen nach recht verschiedener Natur sind. Da scheint es geboten, Gesichtspunkte aufzusuchen, unter denen sich die einzelnen Mittel zu Gruppen zusammenschliessen. Es drängen sich nun sofort drei markante Gesichtspunkte auf, unter welche man sie leicht rubrizieren kann.

Die einen Mittel sind als rein schauspielerisch-technische ohne weiteres erkennbar, d. h. ihre Wirkung besteht lediglich in einem nur technisch interessanten Bühnenspiel, bei welchem von irgend einem bedeutsameren, interessierenden Inhalt gar keine Rede ist. Diese Mittel werden zugleich die grössten sein, eben weil sie lediglich auf einem — oft sehr drastischen — äusserlichen, nur sinnlichen Spiel beruhen. Es sind z. T. Spiele, wie sie oft auch in den allerniedrigsten Gattungen scenischer Darstellung üblich sind, im Circus unter den Clowns etwa oder in Pantomimen.

Andere, von ungleich weniger grober Art, da sie ungleich weniger sinnlich sind, beruhen nicht unmittelbar auf einem spielerischen Vorgang, sondern ergeben sich erst im Gespräch, meistens im Dialog. Das Wort — in scenischer Verknüpfung — ist hier also die *causa efficiens*, — freilich muss man immer das technische Element der Erscheinung, eben die scenische Verknüpfung, streng im Auge behalten.

Zu einer dritten Gruppe endlich schliessen sich jene Scenen zusammen, die an und für sich zwar keine technischen Mittel repräsentieren, durch ihre mehrfache Wiederkehr aber als solche bezeichnet werden können. Es sind Vorgänge, die inhaltlich schon in gewisser Weise bedeutsam sind und interessieren, übrigens auch von einem grösseren geistigen Gehalt sein können.

Wir unterscheiden also diese drei Gruppen technischer Mittel: A. Bühnenspiele, B. Technische Mittel im Gespräch, C. Parallelismus inhaltlich bedeutsamer Scenen und wenden uns gleich zur Betrachtung der ersten Gruppe:

A. Bühnenspiele.

In der Darstellung der einzelnen Scenen dieser Gruppe wollen wir so vorgehen, dass wir mit den rohesten Mitteln beginnen und den Beschluss mit den am wenigsten drastischen machen. — Als eins der grössten, sinnlichsten Mittel erscheint:

**I. Jemand ist so eifrig bei einer Sache, dass er dabei
hinfällt.**

1. Dom Juan III, 1.

Als Sganarelle in Bewunderung der Eigenschaften, welche die Natur dem Menschen verliehen hat, diese Eigenschaften demonstriert (er zuckt mit den Schultern, beugt den Kopf, bewegt die Füße), fällt er, da er sich umdrehen will, zu Boden.

2. Le Bourgeois gentilhomme V, 1.

Herr Jourdain, voll Begeisterung über die türkischen Tänze, welche man vor ihm aufgeführt hat, und über die türkischen Sprachkenntnisse, die er erlangt zu haben glaubt, überschüttet seine Frau mit türkischem Kauderwelsch und singt und tanzt dabei. Er verliert in seinem Übereifer das Gleichgewicht und schlägt hin. —

Das Hinfallen entbehrt in beiden Szenen eigentlich einer rechten Begründung. Es geschieht lediglich im Hinblick auf die Instinkte der grossen, zuschauenden Menge. Auf die pflegen solche drastischen Spiele ja stets von unfehlbarer Wirkung zu sein, das hat auch Molière wohl erkannt. — Das folgende Mittel ist nicht minder grob. Man kann es noch heute von den Clowns im Cirkus zur Anwendung gebracht sehen. Es handelt sich um:

II. Jemand empfängt die für einen andern bestimmten Schläge.

Von den drei Szenen zeigen sich 1 und 2 besonders eng miteinander verwandt.

1. L'École des femmes I, 2.

Der Bauer Alain und sein Weib Georgette reissen sich in übertriebenem Eifer darum, ihrem Herrn Arnolphe die Thür ihres Hauses zu öffnen. Alain will dabei der Georgette eine Ohrfeige geben, holt aus und trifft den gerade eintretenden Arnolphe.

2. Dom Juan II, 3.

Dom Juan verjagt den Bauer Pierrot und will ihm noch eine letzte Ohrfeige versetzen. Pierrot duckt sich, und Dom Juans Diener Sganarelle erhält die Ohrfeige.

3. George Dandin II, 10.

Angélique wird von ihren Eltern und ihrem Gemahl bei einem Rendez-vous mit ihrem Geliebten Clitandre überrascht. Sie verstellt sich schnell und thut entrüstet, dass Clitandre sie mit seinen Werbungen belästige und verfolge. Um ihre Entrüstung recht glaubhaft zu machen, thut sie, als schläge sie mit dem Stock nach Clitandre, der jedoch immer so ausweicht, dass die Schläge den Dandin treffen. —

Dass derartige Szenen sich im wirklichen Leben schwerlich oder doch nur höchst selten ergeben, ist wohl klar. Sie sind eben Bühnenspiele im echten Sinn, nur auf den Effekt berechnet. Ganz

unwahr, aber eben wegen seiner grossen Unmöglichkeit auf die Menge gerade von grösster Wirkung ist auch das Mittel:

III. Jemand täuscht durch Verkleidung und führt einem Argwöhnischen gegenüber diese Täuschung mittels mehrfachen schnellen Kleiderwechsels durch.

Es handelt sich um zwei parallele Szenen, die unter dem Gesichtspunkt ihrer zeitlichen Entstehung besonders merkwürdig erscheinen müssen: die eine findet sich in einem der ersten dramatischen Versuche des Dichters, die andere trägt in seinem letzten Werke zur komischen Wirkung bei.

1. *Le Médecin volant* Sc. 11—15.

Sganarelle täuscht den Gorgibus durch mehrfachen schnellen Kleiderwechsel. Er erscheint bald als Arzt, bald als der erheuchelte Bruder Narcisse dieses Arztes und beseitigt auf solche Weise jenes Argwohn: Narcisse und der Arzt seien die gleiche Person.

2. *Le Malade imaginaire* III, 8 fg.

Toinette, als Arzt verkleidet, erregt den Argwohn des Argan, welchem die grosse Ähnlichkeit zwischen diesem vermeintlichen Arzt und seiner Dienerin auffällt. Kaum hat Toinette die Bühne verlassen, so entledigt sie sich so schnell als möglich der ärztlichen Kleidung und erscheint wieder in ihrem gewöhnlichen Kostüm; kurz darauf von neuem als Arzt. Durch diesen mehrfachen flinken Wechsel der Kleidung wird Argan getäuscht. —

Auch das folgende Mittel, das von Molière ziemlich oft angewendet wurde, hat mit Lebenswirklichkeit nur wenig zu thun, wenn es auch schon eine höhere Stellung einnimmt als die vorigen. Es steckt doch schon Witz in diesen Szenen, das Ausdrucksmittel ist längst nicht mehr so roh. Das fällt besonders auf, wenn man das Mittel etwa dem unter I. behandelten vergleichsweise gegenüberstellt. Es handelt sich um:

IV. Komisches Spiel bei Umarmungen.

1. *L'École des maris* II, 9.

Isabelle umarmt den ihr widerwärtigen und zum Gatten bestimmten Sganarelle, wobei sie ihm schwört, dass sie nie einen andern lieben werde. Jedoch schon während der Umarmung reicht sie im Rücken des Sganarelle dem geliebten Valère die Hand zum Kuss.²⁾

2. *Tartuffe* IV, 7.

Tartuffe schickt sich an, Elmire zu umarmen. Diese wendet sich schnell zur Seite, und Tartuffe bemerkt den Orgon, welcher sich hinter Elmire verborgen hat.

²⁾ In der Ausgabe von 1734 heisst es: *Elle fait semblant d'embrasser Sganarelle, et donne sa main à baiser à Valère*. In der Ausgabe von 1682 fehlen die Worte *à baiser*.

3. Le Médecin malgré lui II,2.

Sganarelle zeigt sich zärtlich zu der Amme Jacqueline, die ihm wohl behagt. Da nähert sich ihm Lucas und teilt ihm mit, dass er der Mann der Jacqueline sei und sich ein solches Benehmen seiner Frau gegenüber verbäte. Sganarelle stellt sich nun so, als ob er den Lucas umarmen wolle, umarmt jedoch in der That die Amme. Kurz darauf thut er von neuem, als wolle er den Lucas umarmen, der seine Arme ausbreitet. Sganarelle kriecht flink unter den Armen fort und umarmt wiederum die Amme. Am Schluss der Scene ergiebt sich das Spiel zum dritten Mal.

4. Ebenda III,3.

Während Sganarelle die Arme ausstreckt, um Jacqueline zu umarmen, kriecht Lucas darunter fort und stellt sich zwischen beide. Sganarelle und Jacqueline sehen ihn betroffen an und gehen nach verschiedenen Seiten ab.

5. Le Sicilien Sc. 11.

Adraste, als französischer Maler verkleidet, umarmt^{a)} die von ihm geliebte Sklavin Isidore, als er sie durch ihren Herrn Dom Pèdre, der sie gleichfalls liebt, kennen lernt. Dem Befremden des Dom Pèdre über ein solches Benehmen entgegnet er, dass diese Begrüssung von französischer Sitte sei. —

Die Scenen der folgenden Gruppe erscheinen nun schon recht lebenswahr. Durch die grosse Lebendigkeit, die sie erfüllt (besonders Nr. 2 und 3, die sich überhaupt enger zusammenschliessen), müssen sie, von geschickten Schauspielern dargestellt, von ungemein belustigender Wirkung sein:

V. Jemand sucht einen andern behufs Züchtigung zu erhaschen, ohne ihn erlangen zu können.

1. Tartuffe II,2.

Orgon will der Dorine, welche ihn durch ihre Schmähungen auf Tartuffe bis zum äussersten gereizt hat, eine Ohrfeige versetzen, verfehlt sie jedoch, da sie in demselben Augenblick die Flucht ergreift.

2. Dom Juan II,3.

Dom Juan will den Pierrot erhaschen, um ihn zu schlagen. Dieser versteckt sich hinter seiner Braut Charlotte. Kommt Dom Juan von links, ihn zu ergreifen, so tritt er auf die rechte Seite, und umgekehrt.

3. Le Malade imaginaire I,5.

Toinette lässt nicht ab, dem Argan, welcher seine Tochter Angélique zu einer Ehe mit dem Arzt Thomas Diafoirus zwingen

^{a)} In der Ausgabe von 1682 heisst es: *Adraste baise Isidore en la saluant*. In der Ausgabe von 1734: *Adraste, qui embrasse Isidore en la saluant*.

gelangweilt, die Medaillons hervorragender Zeitgenossen findet er dagegen gross aufgefasst.

Taine ist von einseitiger Vorliebe für einzelne Richtungen oder Epochen frei. „Es giebt so viele Typen als Situationen, um sie hervortreten zu lassen, und Genies, um sie zu erfassen.“ (S. 213.) Der gotischen Kunst lässt er darum auch immer volle Gerechtigkeit widerfahren. Für sie findet er einmal das Charakteristikum *multitudinous*. (S. 306.) Während die aristokratische griechische Kunst nur eine oder zwei Personen nehme, verwendet die mittelalterliche Kunst eine Menge von Formen und Personen. Der Eindruck sei der einer ganzen Szene, einer ganzen Welt. (S. 216.) Den Dom von Reims ordnet er in Bezug auf Reichtum und Eleganz denjenigen von Paris, Tours und Strassburg über. Er stellt eine Parallele auf zwischen „*la théologie qui se construit alors avec saint Bernard, Albert le Grand, saint Thomas, religion repensée à l'état sec et l'architecture qui est la religion repensée à l'état figuratif, toutes les deux dans des âmes neuves.*“ (S. 229.) Ungemein stimmungsvoll ist die Beschreibung des Innern des Strassburger Münsters mit seiner wunderbaren Verwendung von Licht und Schatten. „Dieser Dom spricht ganz zu den Augen und auf den ersten Blick. Das Symbol giebt alles, zu Anfang, und lässt alles fühlen. Hier ist eine Welt, ein Abriss der grossen Welt.“ (S. 336.) Die grosse Symbolik in der gotischen Architektur, auf die Taine in seiner *Philosophie de l'Art* so grossen Nachdruck legt, sucht er hier im einzelnen feinsinnig zu erweisen. — Taine beklagt sehr den Unstern, der über unserer mittelalterlichen Kunst waltete. „*Que j'aurais voulu voir se développer cet art spontané gothique du XV^e siècle, celui de Van Eyck, Memling, des sculpteurs de Strasbourg et d'Italie, sans l'invasion de l'idéal grec et de la pédanterie académique! Il aurait été plus approprié, plus fin, plus vivant; on aurait eu en sculpture, en architecture et en peinture des Shakespeare.*“ (S. 216.) Besonders liebt er die Skulpturen am Strassburger Münster. „Hier sieht man eine Morgenröte der Kunst. Die Menschen haben den mönchischen Stumpfsinn des Mittelalters, die hieratische Albernheit der Bildhauer von Chartres hinter sich gelassen, die die Köpfe leer und ein Viertel des Körpers gross machen. Sie kennen die Verhältnisse, sie sind Meister ihres Werkzeuges, und siehe da! zum ersten Mal entdecken sie den Menschen. Alles, was eine Stellung, eine Mantelfalte, eine Kopfform, eine Körperbewegung ausdrücken kann, halten sie in der Eile energisch fest mit der Naivetät und der Freude von Erfindern. Und wie sehr fühlt man, dass sie nicht kopieren, sondern erfinden! Kein übernommener Typus; sie haben die wirklichen Dinge vor Augen, und daraus entnehmen sie alle Mannigfaltigkeiten des menschlichen Gesichts und der menschlichen

Haltung. Obgleich sie leben, sind einige Gestalten edel; sie finden das Ideal; nicht ein einziges Ideal, nicht nach der Antike, sondern nach den neuen Genüssen ihrer Augen und ihres Herzens.“ (S. 339.) „Ein ganzes Leben von Träumen, bemerkt er weiter über die beiden schönen Gestalten der Ecclesia und der Synagoge, ist vielleicht angewandt worden, um diese Typen zu finden. Darin liegt das Glück des Künstlers; wenn er arbeitet und Genie hat, gelangt er dahin, seinen tiefen Traum, das geheime Verlangen seiner Seele, vor sich stehen zu sehen und mit einem Körper zu begaben, was allen andern Menschen versagt ist. Welche Freude musste es in jenem Zeitalter sein zu entdecken, dass ein biegsamer Wuchs, eine feine Kopfform unter gewellten, geschmeidigen Haaren eine keusche und stolze Seele sichtbar macht!“ (S. 340.)

Nur kurz braucht erwähnt zu werden, dass Taine hier schon einige Definitionen, wie die des Wesens des Malers, versucht, die später in seiner *Peinture en Italie* und seiner *Peinture aux Pays-bas* ihre endgültige Prägung erhalten werden.

Eigentlich philosophische Erörterungen, wie sie in der Reise nach den Pyrenäen und der nach Italien vorkommen, fehlen hier beinahe ganz. Nur einmal erklärt Taine, dass er bei einem Naturbild wieder den gleichen Eindruck gehabt habe, wie er ihn in der — inzwischen so berühmt gewordenen — Stelle über die Niobe niedergelegt habe. Es ist ein Gespräch des Menschen mit der Natur nach dem Muster desjenigen bei Lucrez (S. 210 f.), auf das wir oben hinwiesen.

kierenden Weise aber, wie es bei Molière z. B. die Pedanten thun, dürfte es doch wohl recht selten sein.

II. Jemand wird fortwährend unterbrochen und auf solche Weise am Sprechen gehindert.

Im engsten Parallelismus stehen hier die Scenen (a), welche sich zwischen einem Pedanten und einer andern Person abspielen. In ihnen erweist sich die fortgesetzte Unterbrechung einfach als eine Folge der Schwatzhaftigkeit jener Gelehrten. Eine zweite Serie (b) bilden die Scenen, wo von seiten der Unterbrechenden aus irgendwelchem Grunde die bestimmte Absicht vorhanden ist, den andern nicht zu Worte kommen zu lassen. Endlich schliessen sich diejenigen Scenen (c) enger zusammen, in denen sich die Unterbrechung lediglich als ein momentaner Ausfluss leidenschaftlicher Erregung darstellt.

a) 1. *La Jalousie du Barbouillé* Sc. 2, 4.

Barbouillé will den pedantischen Doktor um Rat fragen, doch lässt dieser ihn nicht zu Worte kommen, da er ihn fortgesetzt mit langschweifigen philosophischen und anderen Erörterungen unterbricht. — In Sc. 4 ergiebt sich das gleiche Spiel zwischen dem Doktor und Gorgibus.

2. *Le Dépit amoureux* II, 6.

Albert wird durch den Pedanten Metaphraste daran gehindert, sich auszusprechen, da ihn jener fortwährend mit gelehrten Betrachtungen unterbricht.

3. *Le Mariage forcé* Sc. 4.

Der pedantische Philosoph Pancrace lässt den Sganarelle, welcher ihn um Rat fragen will, nicht zu Worte kommen, da er ihn unablässig mit gelehrten Untersuchungen unterbricht; er ist nämlich lebhaft mit der Abfertigung eines philosophischen Gegners beschäftigt.

b) 1. *L'Étourdi* IV, 2.

Mascarille unterbricht fortwährend seinen Herrn Lélie, um ihn zu verhindern, die Dummheiten auszusprechen, die jener zu äussern im Begriffe ist.

2. *Critique de l'école* Sc. 6.

Der Marquis, welcher die ihm nichtig erscheinenden Gründe zur Verteidigung der École, die Dorante äussert, nicht anhören will, hebt, sobald jener sprechen will, mit Singen an, um jenen nicht zu Worte kommen zu lassen.

3. *Dom Juan* IV, 3.

Dom Juan lässt seinen Gläubiger Dimanche, welcher ihn aufsucht, um eine Schuld zu fordern, gar nicht zur Forderung dieser Schuld kommen, denn er fällt ihm unablässig ins Wort, indem er

würden sie wohl dieselbe auch ein andermal nicht verfehlen. Auf diese Weise kam der Dichter im Drang der Geschäfte dazu, mehrfach zu den gleichen, erprobten Mitteln der Komik seine Zuflucht zu nehmen, d. h. sich eine gewisse Technik anzugewöhnen, die ihm das Schaffen natürlicherweise sehr erleichtern musste und beschleunigen half.

Die Molièreforschung ist dieser Frage bisher nicht weiter näher getreten. Sie verdient es aber, dass man sie eingehender untersucht, denn sie wirft ein interessantes Licht in die geistige Werkstatt des Dichters. Wir machen uns deshalb zur Aufgabe, zunächst klarzulegen, in welchen Mitteln diese Technik besteht. Diese Aufgabe findet ihre Erledigung in dem ersten Teil dieser Arbeit. Dann wollen wir uns die Frage vorlegen, ob Molière der Erfinder dieser technischen Mittel ist oder ob er sie bereits in gewissen Vorbildern vorgefunden hat. Für die Frage nach der Originalität Molières ist diese Untersuchung, die den zweiten Teil unserer Arbeit ausmacht, von Bedeutung. Freilich erscheint es nicht nur unfruchtbar, sondern auch undenkbar, alle diejenigen Stücke, welche Molière gesehen oder gelesen hat resp. eventuell gesehen oder gelesen haben könnte, darauf hin zu untersuchen, ob sich in ihnen vielleicht technische Momente nachweisen lassen, welche sich ebenfalls bei unserm Dichter finden. Auch wäre es gewiss kleinlich, wenn man allemal dort, wo sich erkennen lässt, dass schon andere Dichter vor Molière oder aus der Zeit Molières sich ähnlicher technischer Mittel zur Komik bedient haben, eine Anlehnung annehmen wollte. Es ist ganz natürlich, dass sich in den meisten Werken, welche sich die Erzeugung von Komik zur Aufgabe machen, gewisse übereinstimmende oder verwandte technische Momente von selbst einstellen¹⁾. Gewisse Verwandtheiten in manchen Situationen bringt also naturgemäss die Technik der Komödie überhaupt mit sich. Wir werden mit Bestimmtheit Anlehnungen daher nur dort feststellen dürfen, wo es sich um technische Eigentümlichkeiten handelt, die sich auch in ihren Einzelzügen bei andern Dichtern nachweisen lassen. Überhaupt liegt das Hauptgewicht unserer Untersuchung nicht darin, zu zeigen, dass der Dichter etwa manche technische Momente schon an anderem Orte vorfand, sondern vielmehr, dass er die Fruchtbarkeit jener Momente erkannte und sie für seine Zwecke in, wie wir sehen werden, genialer Weise auszubeuten verstand.

¹⁾ Um die hauptsächlichsten zu nennen: Das Sichverstellen, das Betrügen, die Verkleidung, das Prügeln, das Missverständnis, der Streit; endlich auch die Verwendung des Jargon oder einer Komik erzielenden falschen Aussprache meist von Fremdworten, — alles Mittel, die sich auch bei Molière ziemlich häufig konstatieren lassen.

Erster Teil.

Wenn man sich jene von Molière zur Erzielung von Komik angewandten charakteristischen Mittel der Technik näher ansieht, so merkt man bald, dass viele unter ihnen ihrem ganzen Wesen nach recht verschiedener Natur sind. Da scheint es geboten, Gesichtspunkte aufzusuchen, unter denen sich die einzelnen Mittel zu Gruppen zusammenschliessen. Es drängen sich nun sofort drei markante Gesichtspunkte auf, unter welche man sie leicht rubrizieren kann.

Die einen Mittel sind als rein schauspielerisch-technische ohne weiteres erkennbar, d. h. ihre Wirkung besteht lediglich in einem nur technisch interessanten Bühnenspiel, bei welchem von irgend einem bedeutsameren, interessierenden Inhalt gar keine Rede ist. Diese Mittel werden zugleich die grössten sein, eben weil sie lediglich auf einem — oft sehr drastischen — äusserlichen, nur sinnlichen Spiel beruhen. Es sind z. T. Spiele, wie sie oft auch in den allerniedrigsten Gattungen scenischer Darstellung üblich sind, im Circus unter den Clowns etwa oder in Pantomimen.

Andere, von ungleich weniger grober Art, da sie ungleich weniger sinnlich sind, beruhen nicht unmittelbar auf einem spielerischen Vorgang, sondern ergeben sich erst im Gespräch, meistens im Dialog. Das Wort — in scenischer Verknüpfung — ist hier also die *causa efficiens*, — freilich muss man immer das technische Element der Erscheinung, eben die scenische Verknüpfung, streng im Auge behalten.

Zu einer dritten Gruppe endlich schliessen sich jene Scenen zusammen, die an und für sich zwar keine technischen Mittel repräsentieren, durch ihre mehrfache Wiederkehr aber als solche bezeichnet werden können. Es sind Vorgänge, die inhaltlich schon in gewisser Weise bedeutsam sind und interessieren übrigens auch von einem grösseren geistigen Gehalt sein können.

Wir unterscheiden also diese drei Gruppen technischer Mittel A. Bühnenspiele, B. Technische Mittel im Gespräch, C. Parallelismus inhaltlich bedeutsamer Scenen und wenden uns gleich zur Betrachtung der ersten Gruppe:

A. Bühnenspiele.

In der Darstellung der einzelnen Scenen dieser Gruppe wollen wir so vorgehen, dass wir mit den rohesten Mitteln beginnen und den Beschluss mit den am wenigsten drastischen machen. — Als eins der grössten, sinnlichsten Mittel erscheint:

I. Jemand ist so eifrig bei einer Sache, dass er dabei
hinfällt.

1. Dom Juan III, 1.

Als Sganarelle in Bewunderung der Eigenschaften, welche die Natur dem Menschen verliehen hat, diese Eigenschaften demonstriert (er zuckt mit den Schultern, beugt den Kopf, bewegt die Füße), fällt er, da er sich umdrehen will, zu Boden.

2. Le Bourgeois gentilhomme V, 1.

Herr Jourdain, voll Begeisterung über die türkischen Tänze, welche man vor ihm aufgeführt hat, und über die türkischen Sprachkenntnisse, die er erlangt zu haben glaubt, überschüttet seine Frau mit türkischem Kauderwelsch und singt und tanzt dabei. Er verliert in seinem Übereifer das Gleichgewicht und schlägt hin. —

Das Hinfallen entbehrt in beiden Szenen eigentlich einer rechten Begründung. Es geschieht lediglich im Hinblick auf die Instinkte der grossen, zuschauenden Menge. Auf die pflegen solche drastischen Spiele ja stets von unfehlbarer Wirkung zu sein, das hat auch Molière wohl erkannt. — Das folgende Mittel ist nicht minder grob. Man kann es noch heute von den Clowns im Cirkus zur Anwendung gebracht sehen. Es handelt sich um:

II. Jemand empfängt die für einen andern bestimmten Schläge.

Von den drei Szenen zeigen sich 1 und 2 besonders eng miteinander verwandt.

1. L'École des femmes I, 2.

Der Bauer Alain und sein Weib Georgette reissen sich in übertriebenem Eifer darum, ihrem Herrn Arnolphe die Thür ihres Hauses zu öffnen. Alain will dabei der Georgette eine Ohrfeige geben, holt aus und trifft den gerade eintretenden Arnolphe.

2. Dom Juan II, 3.

Dom Juan verjagt den Bauer Pierrot und will ihm noch eine letzte Ohrfeige versetzen. Pierrot duckt sich, und Dom Juans Diener Sganarelle erhält die Ohrfeige.

3. George Dandin II, 10.

Angélique wird von ihren Eltern und ihrem Gemahl bei einem Rendez-vous mit ihrem Geliebten Clitandre überrascht. Sie verstellt sich schnell und thut entrüstet, dass Clitandre sie mit seinen Werbungen belästige und verfolge. Um ihre Entrüstung recht glaubhaft zu machen, thut sie, als schläge sie mit dem Stock nach Clitandre, der jedoch immer so ausweicht, dass die Schläge den Dandin treffen. —

Dass derartige Szenen sich im wirklichen Leben schwerlich oder doch nur höchst selten ergeben, ist wohl klar. Sie sind eben Bühnenspiele im echten Sinn, nur auf den Effekt berechnet. Ganz

5. Ebenda V, 1.

Clitidas giebt, für sich sprechend, seiner Freude über eine frohe Nachricht, die er der Ériphile bringen will, in lebhaften Worten Ausdruck, indem er sich stellt, als ob er die anwesende Eriphile nicht bemerke.

6. Les Fourberies de Scapin II, 7.

Scapin beklagt den Géronte und dessen — von Scapin erdichtetes — Unglück, indem er thut, als ob er ihn nicht bemerke, sondern nach ihm suche.

7. Le Malade imaginaire III, 12.

Toinette jammert, dass Argan — der sich, um die Gesinnung seiner Verwandten zu prüfen, tot stellt — gestorben sei, indem sie thut, als ob sie Béline nicht bemerke. — Das gleiche Spiel findet in Scene 13 statt, nur ist es hier Angélique, die von Toinette absichtlich nicht wahrgenommen wird. —

Dem folgenden Mittel, das von Molière gleichfalls in besonders ergiebiger Weise zur Anwendung gebracht ist, haftet nur noch sehr wenig, zuweilen gar keine Übertreibung mehr an. Wir meinen:

IV. Komik durch mehrmalige Wiederholung der gleichen Worte.

Molière liebte es in ganz hervorragender Weise, eine komische Wirkung durch dieses Mittel hervorzurufen.⁴⁾ In wie hohem Masse ihm eine solche Wirkung auch gelang, geht nicht zum mindesten daraus hervor, dass eine Anzahl jener zu oftmaliger Wiederholung verwendeten Ausdrücke im Munde des französischen Volkes sprichwörtlich geworden ist, so aus Tartuffe: *Le pauvre homme*, aus den Fourberies de Scapin: *Que diable allait-il faire dans cette galère* und aus dem Avare das *sans dot* des Harpagon.

1. La Critique de l'École, Sc. 6.

Climène hat sich in der École des femmes an den Worten *tarte à la crème* gestossen (*la tarte à la crème m'a affadi le coeur*). Auch Élise und der Marquis finden die *tarte à la crème* entsetzlich. Der Marquis wiederholt den Ausdruck immer von neuem, um seine Geschmacklosigkeit recht deutlich werden zu lassen.

2. L'Impromptu de Versailles Sc. 5.

Alle Schauspieler jammern, während die Ankunft des Königs zum Schauspiel nahe bevorsteht, da sie ihre Rollen nicht können. Jeder ruft in Verzweiflung: *Ni moi — ni moi — ni moi* etc.

⁴⁾ Vergl. auch C VI, am Anfang.

3. Le Médecin malgré lui II,2.

Sganarelle zeigt sich zärtlich zu der Amme Jacqueline, die ihm wohl behagt. Da nähert sich ihm Lucas und teilt ihm mit, dass er der Mann der Jacqueline sei und sich ein solches Benehmen seiner Frau gegenüber verbäte. Sganarelle stellt sich nun so, als ob er den Lucas umarmen wolle, umarmt jedoch in der That die Amme. Kurz darauf thut er von neuem, als wolle er den Lucas umarmen, der seine Arme ausbreitet. Sganarelle kriecht flink unter den Armen fort und umarmt wiederum die Amme. Am Schluss der Scene ergiebt sich das Spiel zum dritten Mal.

4. Ebenda III,3.

Während Sganarelle die Arme ausstreckt, um Jacqueline zu umarmen, kriecht Lucas darunter fort und stellt sich zwischen beide. Sganarelle und Jacqueline sehen ihn betroffen an und gehen nach verschiedenen Seiten ab.

5. Le Sicilien Sc. 11.

Adraste, als französischer Maler verkleidet, umarmt³⁾ die von ihm geliebte Sklavin Isidore, als er sie durch ihren Herrn Dom Père, der sie gleichfalls liebt, kennen lernt. Dem Befremden des Dom Père über ein solches Benehmen entgegnet er, dass diese Begrüssung von französischer Sitte sei. —

Die Scenen der folgenden Gruppe erscheinen nun schon recht lebenswahr. Durch die grosse Lebendigkeit, die sie erfüllt (besonders Nr. 2 und 3, die sich überhaupt enger zusammenschliessen), müssen sie, von geschickten Schauspielern dargestellt, von ungemein belustigender Wirkung sein:

V. Jemand sucht einen andern behufs Züchtigung zu erhaschen, ohne ihn erlangen zu können.

1. Tartuffe II,2.

Orgon will der Dorine, welche ihn durch ihre Schmähungen auf Tartuffe bis zum äussersten gereizt hat, eine Ohrfeige versetzen, verfehlt sie jedoch, da sie in demselben Augenblick die Flucht ergreift.

2. Dom Juan II,3.

Dom Juan will den Pierrot erhaschen, um ihn zu schlagen. Dieser versteckt sich hinter seiner Braut Charlotte. Kommt Dom Juan von links, ihn zu ergreifen, so tritt er auf die rechte Seite, und umgekehrt.

3. Le Malade imaginaire I,5.

Toinette lässt nicht ab, dem Argan, welcher seine Tochter Angélique zu einer Ehe mit dem Arzt Thomas Diafoirus zwingen

³⁾ In der Ausgabe von 1682 heisst es: *Adraste baise Isidore en la saluant*. In der Ausgabe von 1734: *Adraste, qui embrasse Isidore en la saluant*.

unwahr, aber eben wegen seiner grossen Unmöglichkeit auf die Menge gerade von grösster Wirkung ist auch das Mittel:

III. Jemand täuscht durch Verkleidung und führt einem Argwöhnischen gegenüber diese Täuschung mittels mehrfachen schnellen Kleiderwechsels durch.

Es handelt sich um zwei parallele Scenen, die unter dem Gesichtspunkt ihrer zeitlichen Entstehung besonders merkwürdig erscheinen müssen: die eine findet sich in einem der ersten dramatischen Versuche des Dichters, die andere trägt in seinem letztem Werke zur komischen Wirkung bei.

1. *Le Médecin volant* Sc. 11—15.

Sganarelle täuscht den Gorgibus durch mehrfachen schnellen Kleiderwechsel. Er erscheint bald als Arzt, bald als der erheuchelte Bruder Narcisse dieses Arztes und beseitigt auf solche Weise jeden Argwohn: Narcisse und der Arzt seien die gleiche Person.

2. *Le Malade imaginaire* III, 8 fg.

Toinette, als Arzt verkleidet, erregt den Argwohn des Argan, welchem die grosse Ähnlichkeit zwischen diesem vermeintlichen Arzt und seiner Dienerin auffällt. Kaum hat Toinette die Bühne verlassen, so entledigt sie sich so schnell als möglich der ärztlichen Kleidung und erscheint wieder in ihrem gewöhnlichen Kostüm; kurz darauf von neuem als Arzt. Durch diesen mehrfachen flinken Wechsel der Kleidung wird Argan getäuscht. —

Auch das folgende Mittel, das von Molière ziemlich oft angewendet wurde, hat mit Lebenswirklichkeit nur wenig zu thun, wenn es auch schon eine höhere Stellung einnimmt als die vorigen. Es steckt doch schon Witz in diesen Scenen, das Ausdrucksmittel ist längst nicht mehr so roh. Das fällt besonders auf, wenn man das Mittel etwa dem unter I. behandelten vergleichsweise gegenüberstellt. Es handelt sich um:

IV. Komisches Spiel bei Umarmungen.

1. *L'École des maris* II, 9.

Isabelle umarmt den ihr widerwärtigen und zum Gatten bestimmten Sganarelle, wobei sie ihm schwört, dass sie nie einen andern lieben werde. Jedoch schon während der Umarmung reicht sie im Rücken des Sganarelle dem geliebten Valère die Hand zum Kuss.

2. *Tartuffe* IV, 7.

Tartuffe schickt sich an, Elmire zu umarmen. Diese wendet sich schnell zur Seite, und Tartuffe bemerkt den Orgon, welcher sich hinter Elmire verborgen hat.

¹⁾ In der Ausgabe von 1734 heisst es: *Elle fait semblant d'embrasser Sganarelle, et donne sa main à baiser à Valère*. In der Ausgabe von 1682 fehlen die Worte *à baiser*.

3. Le Médecin malgré lui II,2.

Sganarelle zeigt sich zärtlich zu der Amme Jacqueline, die ihm wohl behagt. Da nähert sich ihm Lucas und teilt ihm mit, dass er der Mann der Jacqueline sei und sich ein solches Benehmen seiner Frau gegenüber verbäte. Sganarelle stellt sich nun so, als ob er den Lucas umarmen wolle, umarmt jedoch in der That die Amme. Kurz darauf thut er von neuem, als wolle er den Lucas umarmen, der seine Arme ausbreitet. Sganarelle kriecht flink unter den Armen fort und umarmt wiederum die Amme. Am Schluss der Scene ergiebt sich das Spiel zum dritten Mal.

4. Ebenda III,3.

Während Sganarelle die Arme ausstreckt, um Jacqueline zu umarmen, kriecht Lucas darunter fort und stellt sich zwischen beide. Sganarelle und Jacqueline sehen ihn betroffen an und gehen nach verschiedenen Seiten ab.

5. Le Sicilien Sc. 11.

Adraste, als französischer Maler verkleidet, umarmt⁸⁾ die von ihm geliebte Sklavin Isidore, als er sie durch ihren Herrn Dom Pèdre, der sie gleichfalls liebt, kennen lernt. Dem Befremden des Dom Pèdre über ein solches Benehmen entgegnet er, dass diese Begrüssung von französischer Sitte sei. —

Die Scenen der folgenden Gruppe erscheinen nun schon recht lebenswahr. Durch die grosse Lebendigkeit, die sie erfüllt (besonders Nr. 2 und 3, die sich überhaupt enger zusammenschliessen), müssen sie, von geschickten Schauspielern dargestellt, von ungemein belustigender Wirkung sein:

V. Jemand sucht einen andern behufs Züchtigung zu erhaschen, ohne ihn erlangen zu können.

1. Tartuffe II,2.

Orgon will der Dorine, welche ihn durch ihre Schmähungen auf Tartuffe bis zum äussersten gereizt hat, eine Ohrfeige versetzen, verfehlt sie jedoch, da sie in demselben Augenblick die Flucht ergreift.

2. Dom Juan II,3.

Dom Juan will den Pierrot erhaschen, um ihn zu schlagen. Dieser versteckt sich hinter seiner Braut Charlotte. Kommt Dom Juan von links, ihn zu ergreifen, so tritt er auf die rechte Seite, und umgekehrt.

3. Le Malade imaginaire I,5.

Toinette lässt nicht ab, dem Argan, welcher seine Tochter Angélique zu einer Ehe mit dem Arzt Thomas Diafoirus zwingen

⁸⁾ In der Ausgabe von 1682 heisst es: *Adraste baise Isidore en la saluant*. In der Ausgabe von 1734: *Adraste, qui embrasse Isidore en la saluant*.

2. Le Sicilien Sc. 19.

Dom Pèdre kommt, um bei dem Senator Klage darüber zu führen, dass Adraste ihm seine Sklavin Isidore entführt habe. Der Senator geht nicht auf seine Worte ein, sondern erzählt ihm nur von der köstlichen Maskerade, die er entriert habe.

3. L'Avare II, 5.

Frosine bittet den Harpagon um ein Darlehen. Harpagon geht nicht darauf ein, sondern spricht von andern Dingen. Da Frosine immer wieder auf ihre Bitte zurückkommt, entfernt er sich kurzweg mit dem Vorgeben, er habe Notwendiges zu erledigen.

o) 1. La Critique de l'école Sc. 6.

Der Dichter Lysidas spricht von nichts anderem als seinem neuen Theaterstück, Uranie jedoch reagiert nicht darauf.

2. Ebenda Sc. 6.

Dorante sucht die École des femmes zu verteidigen. Der Marquis will von einer Verteidigung des ihm sittenlos erscheinenden Stückes nichts wissen. Sobald Dorante ihn von neuem überzeugen will, hebt er einfach mit Singen an.

3. L'Impromptu de Versailles Sc. 2.

Molière geht auf die Worte des geschwätzigen fâcheux La Thorillière nicht ein, da dieser ihn im Einstudieren seines neuen Stückes stört.

4. Tartuffe I, 4.

Der eben vom Lande heimgekehrte Orgon geht auf die Dinge die ihm Dorine von seiner kranken Frau berichtet, nicht ein, da sie ihm gleichgültig sind und sein ganzes Interesse nur dem Tartuffe gilt, nach dessen Befinden er sich mit peinlicher Sorgfalt erkundigt.

5. Le Bourgeois gentilhomme III, 10.

Es handelt sich um die Schmollscene zwischen Cléante und Lucile einerseits, Nicole und Covielle andererseits. Die beiden Mädchen wollen ihre Geliebten versöhnlich stimmen, doch bleiben diese kalt. Als sie sich dann endlich entschliessen, die Mädchen zu erhören, tritt das umgekehrte

ein. Die Mädchen haben durch den Widerstand der Männer die Lust an der Versöhnung verloren. —

Die Scenen des letzten Mittels unserer Gruppe sind echt und lebenswahr:

und erwidert dem andern mit denselben Worten oder auf dieselbe Art und Weise.

1. Le Mariage forcé Sc. 5.

Sganarelle hat den Philosophen Marphurius um Rat gefragt, raten solle oder nicht. Hierauf hat Marphurius mit unheimlichen Redensarten geantwortet, die den Sganarelle so in Verwirrung versetzt haben, dass er den Marphurius verprügelt hat. Sganarelle klagt nun über eine solche Behandlung, erwidert

4. Tartuffe II, 4.

Valère hat sich mit Marianne erzürnt, da es ihm scheint, dass er ihr gleichgiltig geworden ist, seitdem man ihr eine Heirat mit Tartuffe angetragen hat. Er schilt sie kalt und will sie verlassen. Aber er vermag es nicht, denn er liebt sie zu heiss. Immer wieder kommt er von der Thür zurück, um ihr noch etwas mitzuteilen, und endlich bleibt er gänzlich; durch die Bemühungen der Dorine werden die beiden Veruneinigten dann wieder ausgesöhnt. —

Hiermit sind die Scenen der ersten Abteilung erschöpft, und wir können uns gleich den Mitteln der Abteilung B zuwenden.

B. Technische Mittel im Gespräch.

Auch hier ist es wohl erlaubt, den Weg von dem grössten, im Leben unwahrscheinlichsten Ausdrucksmittel zum lebenswahren zu verfolgen. Es ist zu betonen, dass diese Mittel schon im ganzen ungleich lebenswahrer sind als die der vorigen Abteilung. So grobe sinnliche Effekte wie dort haben wir hier kaum mehr zu verzeichnen. —

Dass ein umständlicher Mensch zuweilen etwas Unwichtiges anstatt des Wichtigen mitteilt, kommt vor. Dass es aber in so übertriebener Weise geschieht wie verschiedentlich bei Molière, ist nicht wohl anzunehmen. Wir denken an die Scenen:

I. Jemand teilt in umständlicher Weise nebensächliche Dinge anstatt der hauptsächlichen mit.

Die zwei hierher gehörigen Scenen sind eng miteinander verwandt. Beidemale ist es ein Diener, der eine wichtige Meldung auszurichten hat und seinen Herrn durch grosse Umständlichkeit zur Verzweiflung bringt.

1. Les Fâcheux II, 3.

Éraste wünscht von seinem Diener La Montagne eilig zu erfahren, was diesem von Orphise, der Geliebten des Éraste, aufgetragen worden sei. Der umständliche La Montagne entledigt sich seines Auftrages erst, nachdem er zuvor durch das Vorbringen von lauter unwichtigen Dingen seinen Herrn in Zorn versetzt hat.

2. Le Misanthrope IV, 4.

Dubois, der Kammerdiener des Alceste, kommt und teilt seinem Herrn mit, dass dieser eilig entfliehen müsse, da man ihm nachstelle. Als Alceste erstaunt nach den Gründen fragt, ergeht sich Dubois, anstatt die Gründe kurz zu nennen, in überflüssigen Redensarten, wodurch er seinen Herrn in Zorn versetzt. —

Auch das folgende Mittel hat in der Art, wie es zumeist bei Molière auftritt, noch nicht viel Lebenswahrscheinlichkeit für sich. Natürlich kommt es im Leben vor, dass jemand den andern mehrfach unterbricht, um ihn am Sprechen zu hindern. In der karri-

kierenden Weise aber, wie es bei Molière z. B. die Pedanten thun dürfte es doch wohl recht selten sein.

II. Jemand wird fortwährend unterbrochen und auf solche Weise am Sprechen gehindert.

Im engsten Parallelismus stehen hier die Scenen (a), welche sich zwischen einem Pedanten und einer andern Person abspielen. In ihnen erweist sich die fortgesetzte Unterbrechung einfach als eine Folge der Schwatzhaftigkeit jener Gelehrten. Eine zweite Serie (b) bilden die Scenen, wo von seiten der Unterbrechenden aus irgendwelchem Grunde die bestimmte Absicht vorhanden ist, den andern nicht zu Worte kommen zu lassen. Endlich schliesst sich diejenigen Scenen (c) enger zusammen, in denen sich die Unterbrechung lediglich als ein momentaner Ausfluss leidenschaftlicher Erregung darstellt.

a) 1. La Jalousie du Barbouillé Sc. 2, 4.

Barbouillé will den pedantischen Doktor um Rat fragen, doch lässt dieser ihn nicht zu Worte kommen, da er ihn fortgesetzt mit langschweifigen philosophischen und anderen Erörterungen unterbricht. — In Sc. 4 ergiebt sich das gleiche Spiel zwischen dem Doktor und Gorgibus.

2. Le Dépit amoureux II, 6.

Albert wird durch den Pedanten Metaphraste daran gehindert, sich auszusprechen, da ihn jener fortwährend mit gelehrten Betrachtungen unterbricht.

3. Le Mariage forcé Sc. 4.

Der pedantische Philosoph Pancrace lässt den Sganarelle, welcher ihn um Rat fragen will, nicht zu Worte kommen, da er ihn unablässig mit gelehrten Untersuchungen unterbricht; er ist nämlich lebhaft mit der Abfertigung eines philosophischen Gegners beschäftigt.

b) 1. L'Étourdi IV, 2.

Mascarille unterbricht fortwährend seinen Herrn Lélie, um ihn zu verhindern, die Dummheiten auszusprechen, die jener äussert im Begriffe ist.

2. Critique de l'école Sc. 6.

Der Marquis, welcher die ihm nichtig erscheinenden Gründe zur Verteidigung der École, die Dorante äussert, nicht anhören will, hebt, sobald jener sprechen will, mit Singen an, um jenen nicht zu Worte kommen zu lassen.

3. Dom Juan IV, 3.

Dom Juan lässt seinen Gläubiger Dimanche, welcher ihn anzusucht, um eine Schuld zu fordern, gar nicht zur Forderung dieser Schuld kommen, denn er fällt ihm unablässig ins Wort, indem er

sich zuvorkommend nach dem Befinden des Herrn Dimanche und dem seiner Familie etc. erkundigt.

4. *Le Malade imaginaire* I, 2.

Argan will die Toinette, die auf das gegebene Klingelzeichen nicht schnell genug erschienen ist, schelten. Sie thut, da sie erscheint, als habe sie sich in übergrosser Eile an den Kopf gestossen und unterbricht Argan, sobald er zu schelten anheben will, mit Wehgeschrei.

c) 1. *Tartuffe* I, 1.

Madame Pernelle, aufs tiefste gekränkt, unterbricht der Reihe nach Dorine, Damis, Marianne, Elmire und Cléante, indem sie so jeden von ihnen hindert, Worte der Verteidigung vorzubringen.

2. *Ebenda* II, 2.

Dorine unterbricht den Orgon, der seiner Tochter Marianne eine Ehe mit Tartuffe in lockenden Farben zu schildern sucht, mit Schmähungen gegen Tartuffe.

3. *Le Médecin malgré lui* III, 6.

Lucinde äussert, da sie die Sprache wiederbekommen hat — in Wahrheit freilich hat sie dieselbe nie verloren —, als erstes, dass sie den Léandre und nicht den Horace, den ihr der Vater aufdringen will, heiraten werde. Der Vater will widersprechen, aber ihr Redeschwall lässt seine Worte gar nicht aufkommen. —

Die Scenen der nächsten Gruppe erscheinen oft schon recht lebenswahr. Sowohl Fälle wie die unter a als auch wie die unter b angeführten können sich in der wirklichen Welt recht wohl ereignen. Nur vier unter b noch besonders hervorzuhebende, ganz parallele Scenen scheinen uns wohl nur auf der Bühne möglich zu sein.

III. Jemand spricht, ohne einen andern Anwesenden zu bemerken.

Die zu der reichhaltigen Gruppe gehörigen Scenen zerfallen wieder in zwei speciellere Serien, nämlich

a) der Betreffende bemerkt den andern thatsächlich nicht.

b) der Betreffende stellt sich so, als ob er den andern nicht bemerke.

In Serie b erweisen sich vier in ihrem Wesen aufs engste miteinander verknüpfte Scenen (Nr. 1, 3, 6, 7) von besonderer Eigentümlichkeit dadurch, dass in ihnen jemand über einen erheuchelten Unglücksfall jammert, ohne den Anwesenden, dem das Unglück angedichtet wird, bemerken zu wollen.

a) 1. *L'École des maris* I, 3.

Sganarelle schilt, mit sich selbst sprechend, über die verderbten Sitten der Zeit, ohne die zugleich erscheinenden Ergaste und Valère zu bemerken.

kierenden Weise aber, wie es bei Molière z. B. die Pedanten thun, dürfte es doch wohl recht selten sein.

II. Jemand wird fortwährend unterbrochen und auf solche Weise am Sprechen gehindert.

Im engsten Parallelismus stehen hier die Scenen (a), welche sich zwischen einem Pedanten und einer andern Person abspielen. In ihnen erweist sich die fortgesetzte Unterbrechung einfach als eine Folge der Schwatzhaftigkeit jener Gelehrten. Eine zweite Serie (b) bilden die Scenen, wo von seiten der Unterbrechenden aus irgendwelchem Grunde die bestimmte Absicht vorhanden ist, den andern nicht zu Worte kommen zu lassen. Endlich schliessen sich diejenigen Scenen (c) enger zusammen, in denen sich die Unterbrechung lediglich als ein momentaner Ausfluss leidenschaftlicher Erregung darstellt.

a) 1. *La Jalousie du Barbouillé* Sc. 2, 4.

Barbouillé will den pedantischen Doktor um Rat fragen, doch lässt dieser ihn nicht zu Worte kommen, da er ihn fortgesetzt mit langschweifigen philosophischen und anderen Erörterungen unterbricht. — In Sc. 4 ergiebt sich das gleiche Spiel zwischen dem Doktor und Gorgibus.

2. *Le Dépit amoureux* II, 6.

Albert wird durch den Pedanten Metaphraste daran gehindert, sich auszusprechen, da ihn jener fortwährend mit gelehrten Betrachtungen unterbricht.

3. *Le Mariage forcé* Sc. 4.

Der pedantische Philosoph Pancrace lässt den Sganarelle, welcher ihn um Rat fragen will, nicht zu Worte kommen, da er ihn unablässig mit gelehrten Untersuchungen unterbricht; er ist nämlich lebhaft mit der Abfertigung eines philosophischen Gegners beschäftigt.

b) 1. *L'Étourdi* IV, 2.

Mascarille unterbricht fortwährend seinen Herrn Lélie, um ihn zu verhindern, die Dummheiten auszusprechen, die jener zu äussern im Begriffe ist.

2. *Critique de l'école* Sc. 6.

Der Marquis, welcher die ihm nichtig erscheinenden Gründe zur Verteidigung der École, die Dorante äussert, nicht anhören will, hebt, sobald jener sprechen will, mit Singen an, um jenen nicht zu Worte kommen zu lassen.

3. *Dom Juan* IV, 3.

Dom Juan lässt seinen Gläubiger Dimanche, welcher ihn aufsucht, um eine Schuld zu fordern, gar nicht zur Forderung dieser Schuld kommen, denn er fällt ihm unablässig ins Wort, indem er

sich zuvorkommend nach dem Befinden des Herrn Dimanche und dem seiner Familie etc. erkundigt.

4. Le Malade imaginaire I, 2.

Argan will die Toinette, die auf das gegebene Klingelzeichen nicht schnell genug erschienen ist, schelten. Sie thut, da sie erscheint, als habe sie sich in übergrosser Eile an den Kopf gestossen und unterbricht Argan, sobald er zu schelten anheben will, mit Wehgeschrei.

c) 1. Tartuffe I, 1.

Madame Pernelle, aufs tiefste gekränkt, unterbricht der Reihe nach Dorine, Damis, Marianne, Elmire und Cléante, indem sie so jeden von ihnen hindert, Worte der Verteidigung vorzubringen.

2. Ebenda II, 2.

Dorine unterbricht den Orgon, der seiner Tochter Marianne eine Ehe mit Tartuffe in lockenden Farben zu schildern sucht, mit Schmähungen gegen Tartuffe.

3. Le Médecin malgré lui III, 6.

Lucinde äussert, da sie die Sprache wiederbekommen hat — in Wahrheit freilich hat sie dieselbe nie verloren —, als erstes, dass sie den Léandre und nicht den Horace, den ihr der Vater aufdringen will, heiraten werde. Der Vater will widersprechen, aber ihr Redeschwall lässt seine Worte gar nicht aufkommen. —

Die Szenen der nächsten Gruppe erscheinen oft schon recht lebenswahr. Sowohl Fälle wie die unter a als auch wie die unter b angeführten können sich in der wirklichen Welt recht wohl ereignen. Nur vier unter b noch besonders hervorzuhebende, ganz parallele Szenen scheinen uns wohl nur auf der Bühne möglich zu sein.

III. Jemand spricht, ohne einen andern Anwesenden zu bemerken.

Die zu der reichhaltigen Gruppe gehörigen Szenen zerfallen wieder in zwei speciellere Serien, nämlich

a) der Betreffende bemerkt den andern thatsächlich nicht.

b) der Betreffende stellt sich so, als ob er den andern nicht bemerke.

In Serie b erweisen sich vier in ihrem Wesen aufs engste miteinander verknüpfte Szenen (Nr. 1, 3, 6, 7) von besonderer Eigentümlichkeit dadurch, dass in ihnen jemand über einen erheuchelten Unglücksfall jammert, ohne den Anwesenden, dem das Unglück angedichtet wird, bemerken zu wollen.

a) 1. L'École des maris I, 3.

Sganarelle schilt, mit sich selbst sprechend, über die verderbten Sitten der Zeit, ohne die zugleich erscheinenden Ergaste und Valère zu bemerken.

2. *L'École des femmes* IV, 2.

Arnolphe reflektiert laut darüber, auf welche Weise er seinen Rivalen Horace am besten beseitigen solle, ohne den herzugekommenen Notar zu bemerken, der auf die Äusserungen des Arnolphe antwortet, in der Meinung, dass die Worte an ihn gerichtet sind.

3. *Le Mariage forcé* Sc. 4.

Der pedantische Philosoph Pancrace spricht erregt vor sich hin, indem er in Gedanken einen philosophischen Gegner abfertigt. Er bemerkt dabei vor Eifer nicht den anwesenden Sganarelle.

4. *Ebenda* Sc. 7.

Dorimène äussert, ohne den im Hintergrunde sich befindenden Sganarelle zu bemerken, zu ihrem Geliebten Lycaste, dass sie den Sganarelle lediglich seines Geldes wegen heiraten werde, nicht aus Liebe. Liebe zolle sie nur ihm, dem Lycaste, dem sie trotz der Ehe allezeit treu bleiben werde. So wird dem Sganarelle die Falschheit der Dorimène offenbar.

5. *La Princesse d'Élide* I, 2.

Der Narr Moron, der auf der Jagd vor einem wilden Schweine geflohen ist, stürzt hilfeschreiend auf die Bühne, ohne Arbate und Euryale zu bemerken. Er wähnt noch immer von dem wilden Tiere verfolgt zu sein. Da er nun den Euryale plötzlich wahrnimmt, glaubt er in seiner grenzenlosen Angst auf einen Moment, dass jener der Eber sei.

6. *Dom Juan* II, 4.

Dom Juans Diener Sganarelle teilt den beiden Bauernmädchen Charlotte und Mathurine, die Dom Juan verführen will, im geheimen mit, dass sein Herr ein Betrüger sei und es nicht ehrlich mit ihnen meine. Er bemerkt dabei nicht, dass sich Dom Juan ihm nähert. Als er es dann plötzlich wahrnimmt, kehrt er seine Worte schnell in das Gegenteil um und lobt seinen Herrn über alle Massen. Dom Juan freilich hat bereits Verdacht geschöpft.

7. *La Pastorale comique* Sc. 3.

Der Hirt Filène singt, ohne seinen Rivalen Lycas zu bemerken. Dieser wiederum, ohne den Filène zu bemerken, sucht Verse auf seine Geliebte zu machen und nennt dabei ihren Namen Iris so laut, dass Filène es hört.

8. *L'Avare* I, 4.

Harpagon spricht laut für sich von den 10000 Écus, die er in seinem Garten vergraben hat. Er bemerkt während seiner Worte die anwesenden Cléante und Élise nicht. Da er ihrer dann gewahr wird, ist er in grosser Angst, ja der Überzeugung: jene hätten alles gehört.

9. *Ebenda* I, 5.

Valère, als Diener verkleidet, äussert, ohne den im Hintergrunde sich befindenden Harpagon zu bemerken, zu seiner Geliebten Élise, dass er, wenn er anders mit ihr nicht vereint werden könnte, mit ihr fliehen wolle. Als er darauf den Harpagon bemerkt, ändert er schnell Ton und Inhalt seiner Rede und empfiehlt der Elise dringend an, ihre Wünsche denen ihres Vaters unterzuordnen. — Die Scene ist, wie man sieht, Dom Juan II, 4 ganz parallel.

10. *Les Amants magnifiques* I, 1.

Sostrate beklagt seufzend, indem er mit sich selbst spricht, seine unglückselige Lage. Er bemerkt hierbei den Clitidas nicht, welcher ihn beobachtet.

11. *Les Fourberies de Scapin* I, 4.

Der soeben von der Reise zurückgekehrte Argante hat die Heirat seines Sohnes Octave mit der schönen Hyacinte erfahren. Er schilt auf seinen Sohn vor sich hin, ohne die beiden Diener Scapin und Silvestre zu bemerken, von denen der erstere durch seine schlagfertigen Zwischenbemerkungen die Scene zu einer besonders komischen macht.

12. *Les Femmes savantes* IV, 2.

Philaminte und Armande schmähen während ihrer Unterhaltung den Clitandre, ohne zu bemerken, dass sich derselbe in ihrer Nähe befindet und alles mit anhört.

b) 1. *L'Amour médecin* I, 6.

Lisette läuft über das Theater und stellt sich, als ob sie den Sganarelle nicht sähe. Sie bejammert laut ihn und sein — von ihr nur erdichtetes — Unglück.

2. *Monsieur de Pourceaugnac* III, 3.

Zwei Schweizer kommen über die Bühne und unterhalten sich, ohne M. de Pourceaugnac sehen zu wollen, darüber, dass sie auf den Grève-Platz wollen, um daselbst der Hinrichtung eines M. de Pourceaugnac beizuwohnen, der sich mit drei Frauen zugleich verheiratet habe. Der arme in Frauenkleidern steckende M. de Pourceaugnac ist nun gezwungen, dies für ihn so grausame Gespräch mitanzuhören.

3. *Ebenda* III, 6.

Der Schelm Sbrigani beklagt laut den Oronte, indem er thut, als ob er ihn nicht sähe. Der Grund der Klage ist erheuchelt.

4. *Les Amants magnifiques* II, 2.

Clitidas singt, indem er sich stellt, als ob er die Anwesenheit der Ériphile nicht bemerke, und heuchelt, als er sie wahrnimmt, Erstaunen.

5. *Ebenda* V, 1.

Climène zieht für sich sprechend seiner Freude über eine frische Naurose, die er der Érigoule bringen will, in lebhaften Worten Ausdruck, indem er sich stellt, als ob er die anwesende Érigoule nicht bemerke.

6 *Les Fourberies de Scapin* II, 7.

Scapin beklagt den Geronie und dessen — von Scapin erdichteter — Unglück, indem er thut, als ob er ihn nicht bemerke, sondern nach ihm suche.

7. *Le Malade imaginaire* III, 12.

Toinette jammert, dass Argan — der sich, um die Gesundheit seiner Verwandten zu prüfen, tot stellt — gestorben sei, indem sie thut, als ob sie Béline nicht bemerke. — Das gleiche Spiel findet in Scene 13 statt, nur ist es hier Angélique, die von Toinette absichtlich nicht wahrgenommen wird. —

Dem folgenden Mittel, das von Molière gleichfalls in besonders ergiebiger Weise zur Anwendung gebracht ist, haftet nur noch sehr wenig, zuweilen gar keine Übertreibung mehr an. Wir meinen:

IV. Komik durch mehrmalige Wiederholung der gleichen Worte.

Molière liebte es in ganz hervorragender Weise, eine komische Wirkung durch dieses Mittel hervorzurufen.⁴⁾ In wie hohem Maße ihm eine solche Wirkung auch gelang, geht nicht zum mindesten daraus hervor, dass eine Anzahl jener zu oftmaliger Wiederholung verwendeten Ausdrücke im Munde des französischen Volkes sprichwörtlich geworden ist, so aus *Tartuffe*: *Le pauvre homme*, aus den *Fourberies de Scapin*: *Que diable allait-il faire dans cette galère* und aus dem *Avare* das *sans dot* des Harpagon.

1. *La Critique de l'École*, Sc. 6.

Climène hat sich in der *École des femmes* an den Worten *tarte à la crème* gestossen (*la tarte à la crème m'a affadi le cœur*). Auch Élise und der Marquis finden die *tarte à la crème* entsetzlich. Der Marquis wiederholt den Ausdruck immer von neuem, um seine Geschmacklosigkeit recht deutlich werden zu lassen.

2. *L'Impromptu de Versailles* Sc. 5.

Alle Schauspieler jammern, während die Ankunft des Königs zum Schauspiel nahe bevorsteht, da sie ihre Rollen nicht können. Jeder ruft in Verzweiflung: *Ni moi — ni moi — ni moi* etc.

⁴⁾ Vergl. auch C' VI, am Anfang.

3. Ebenda Sc. 6.

Es nahen kurz aufeinander vier *nécessaires*⁵⁾, die Molière drängen, mit der Aufführung der Komödie zu beginnen. Jeder von ihnen findet nur die gleichen, dringlichen und Molière zur Verzweiflung bringenden Worte: *Messieurs, commencez donc.*

4. Le Mariage forcé Sc. 4.

Der Philosoph Pancrace fragt Sganarelle, in welcher Sprache er mit ihm zu disputieren wünsche, ob in der italienischen, spanischen, deutschen, englischen, griechischen, lateinischen, hebräischen, syrischen, türkischen oder arabischen. Sganarelle antwortet auf jeden Vorschlag nur mit einem kurzen *non.*

5. Tartuffe I, 4.

Orgon ist soeben vom Lande heimgekehrt und erkundigt sich bei Dorine nach dem, was während seiner Abwesenheit in seinem Hause vorgefallen sei. Sie berichtet ihm von dem Unwohlsein, das Madame Elmire, Orgons Gattin, heimgesucht habe. Aber dies berührt den Orgon nicht, denn sein ganzes Interesse gilt dem Tartuffe, und so fragt er Dorine immer von neuem: *Et Tartuffe?* Dorine schildert ihm darauf das Wohlbefinden und Wohlleben des Herrn Tartuffe, Orgon jedoch lässt nicht ab, ihn zu bedauern: *Le pauvre homme.*

6. L'Amour médecin I, 3.

Lisette schreit dem Sganarelle, der sie absichtlich nicht verstehen will, in die Ohren, dass Lucinde sich nach einem Manne sehne, — dies sei der Grund ihrer Melancholie. Immer wieder ruft sie: „*Un mari!*“, am Schluss der Scene dreimal in einem Atem: *Un mari, un mari, un mari!*

7. L'Avare I, 5.

Harpagon wünscht, dass seine Tochter Élise den Anselme heirate, der sie ohne Mitgift zur Frau nehmen will, was für Harpagon das Wesentliche ist. Er äussert sich über den Plan zu Valère. Dieser macht Bedenken geltend, doch weist Harpagon dieselben ab, indem er immer betont, dass jener das Mädchen *sans dot* heiraten wolle.

8. Les Fourberies de Scapin II, 7.

Scapin lügt dem Géronte vor, Léandre, der Sohn Gérontes, sei von einer türkischen Galeere gefangen genommen und müsse losgekauft werden. Géronte, hierüber in Verzweiflung, ruft immer von neuem aus: *Que diable allait-il faire dans cette galère?*

9. Ebenda III, 13.

Scapin, im Sterben liegend, bereut die Schläge, die er der-

⁵⁾ On dit d'un homme qui fait l'empressé dans une maison, qui s'y mêle de tout, qu'il fait le nécessaire. Despois-Mesnard, Bd. III, S. 432, Anm. 2.

einst dem G ron te zugefügt hat. Er wiederholt, indem er den G ron te demütig um Verzeihung bittet, mehrfach die Worte *coups de b ton*.

10. Le Malade imaginaire I, 2.

Argan will die Toinette, die ihm auf das gegebene Klingelzeichen nicht schnell genug erschienen ist, schelten. Sie thut, da sie erscheint, als habe sie sich in übergrosser Eile an den Kopf gestossen und unterbricht Argan, sobald er zu schelten anheben will, fortwährend mit einem wehklagenden *Ha!*

11. Ebenda III, 5.

Argan hat auf Veranlassung seines Bruders ein ihm vom Arzt Purgon verordnetes Klystier nicht genommen. Purgon, der dies erfahren hat, erscheint und droht dem Argan, er werde ihn, wenn er die ihm gegebenen Vorschriften nicht befolge, der Verderbenheit seines Blutes und seinen schlechten Säften überlassen. Argan fleht ihn um Erbarmen an. Darauf entwickelt sich folgender Dialog:

Purgon: *Que vous tombez dans la bradypepsie.*

Argan: *Monsieur Purgon.*

Purgon: *De la bradypepsie dans la dyspepsie.*

Argan: *Monsieur Purgon.*

Purgon: *De la dyspepsie dans l'apepsie.*

Argan: *Monsieur Purgon.*

Purgon: *De l'apepsie dans la lienterie.*

Argan: *Monsieur Purgon.*

Purgon: *De la lienterie dans la dysenterie.*

Argan: *Monsieur Purgon.*

Purgon: *De la dysenterie dans l'hydropisie.*

Argan: *Monsieur Purgon.*

Purgon: *Et de l'hydropisie dans la privation de la vie, o  vous aura conduit votre folie.*

12. Ebenda III, 10.

Toinette, als Arzt verkleidet, untersucht Argan und fragt ihn, wo er Schmerzen empfinde. Dieser nennt eine ganze Reihe von Körperteilen, Toinette jedoch versetzt darauf immer: *Le poumon*.

13. Ebenda, gleiche Scene.

Toinette fragt Argan, welche Hilfsmittel ihm Purgon empfohlen habe. Argan nennt sie, und nach jedem wirft Toinette mit Bezug auf Purgon ein: *Ignorant*.

14. M. de Pourceaugnac I, 3.

M. de Pourceaugnac fühlt sich durch die übertriebenen Schmeicheleien, die ihm Sbrigani sagt, sehr geehrt und entgegnet sie mit dem sechsmal wiederholten Ausruf: *Ah, ah!* — —

Scenen, wie diejenigen, welche das folgende Mittel repräsentieren, werden sich täglich ereignen:

V. Jemand geht auf die Worte oder Bemühungen eines andern nicht ein.

Die Mannigfaltigkeit auch dieser Gruppe zeigt, mit welcher Vorliebe sich Molière auch dieses Mittels bediente. Es ist hervorzuheben, dass derjenige, welcher den andern anredet, sich um ihn bemüht, stets in langen Sätzen spricht, während jener nur kurz, schlagend und in abweisendem Ton erwidert. Einige der Scenen weisen übrigens auch Ähnlichkeit mit Unterbrechungsscenen auf. Bei der grossen Anzahl der Scenen ist es natürlich, dass sich einzelne daraus zu specielleren Serien zusammenschliessen. Wir unterscheiden demnach:

a) Scenen, in denen jemand die Annäherungsversuche eines andern mit unliebenswürdigem Wesen erwidert, da er ihm nicht traut.

b) Scenen, in denen sich jemand so stellt, als verstünde er die Bemühungen des andern nicht.

c) Einige Scenen, die sich nicht unter einen specielleren gemeinsamen Gesichtspunkt bringen lassen.

a) 1. *L'École des maris* I, 3.

Valère wünscht mit Sganarelle Bekanntschaft anzuknüpfen. Dieser erwidert jenes Grösse nicht und antwortet barsch auf seine liebenswürdigen Worte.

2. *Le Dépit amoureux* III, 2.

Albert fertigt den Mascarille kurz ab, da er ihm nicht traut.

3. *Amphitryon* I, 2.

Mercure-Sosie naht, aus dem Hause des Amphitryon kommend, bei Nacht dem wirklichen Sosie und sucht ihn auszufragen, wer er sei, wer sein Herr sei, wohin er wolle etc. Sosie geht auf diese Fragen nicht ein, sondern giebt schnippische, kecke Entgegnungen.

4. *Le Bourgeois gentilhomme* III, 5.

Der Höfling Dorante erkundigt sich bei Madame Jourdain nach ihrem und ihrer Tochter Befinden etc. Madame Jourdain geht nicht darauf ein, sondern antwortet ihm schnippisch, da er ihr zuwider ist.

b) 1. *L'Amour médecin* I, 3.

Sganarelle thut, als ob er nicht hinter die Ursache der Schwermut kommen könnte, von der seine Tochter Lucinde ergriffen ist; doch weiss er recht wohl, dass sie verliebt ist. Selbst als Lisette es ihm klar macht, weshalb Lucinde melancholisch sei und ihm unermüdlich in die Ohren schreit, dass sie einen Mann begehre, thut er, als ob er es nicht verstünde.

2. Le Sicilien Sc. 19.

Dom Père kommt, um bei dem Senator Klage darüber zu führen, dass Adraste ihm seine Sklavin Isidore entführt habe. Der Senator geht nicht auf seine Worte ein, sondern erzählt ihm nur von der köstlichen Maskerade, die er entriert habe.

3. L'Avare II, 5.

Frosine bittet den Harpagon um ein Darlehen. Harpagon geht nicht darauf ein, sondern spricht von andern Dingen. Da Frosine immer wieder auf ihre Bitte zurückkommt, entfernt er sich kurzweg mit dem Vorgeben, er habe Notwendiges zu erledigen.

c) 1. La Critique de l'école Sc. 6.

Der Dichter Lysidas spricht von nichts anderem als seinem neuen Theaterstück, Uranie jedoch reagiert nicht darauf.

2. Ebenda Sc. 6.

Dorante sucht die École des femmes zu verteidigen. Der Marquis will von einer Verteidigung des ihm sittenlos erscheinenden Stückes nichts wissen. Sobald Dorante ihn von neuem überzeugen will, hebt er einfach mit Singen an.

3. L'Impromptu de Versailles Sc. 2.

Molière geht auf die Worte des geschwätzigen fâcheux La Thorillière nicht ein, da dieser ihn im Einstudieren seines neuen Stückes stört.

4. Tartuffe I, 4.

Der eben vom Lande heimgekehrte Orgon geht auf die Dinge die ihm Dorine von seiner kranken Frau berichtet, nicht ein, da sie ihm gleichgiltig sind und sein ganzes Interesse nur dem Tartuffe gilt, nach dessen Befinden er sich mit peinlicher Sorgfalt erkundigt.

5. Le Bourgeois gentilhomme III, 10.

Es handelt sich um die Schmollscene zwischen Cléante und Lucile einerseits, Nicole und Covielle andererseits. Die beiden Mädchen wollen ihre Geliebten versöhnlich stimmen, doch bleiben diese kalt. Als sie sich dann endlich entschliessen, die Mädchen zu erhören, tritt das umgekehrte Verhältnis ein. Die Mädchen haben durch den Widerstand der beiden Männer die Lust an der Versöhnung verloren. —

Auch die Scenen des letzten Mittels unserer Gruppe sind echt menschlich und lebenswahr:

VI. Jemand erwidert dem andern mit denselben Worten oder auf dieselbe Art und Weise.

1. Le Mariage forcé Sc. 5.

Sganarelle hat den Philosophen Marphurius um Rat gefragt, ob er heiraten solle oder nicht. Hierauf hat Marphurius mit unbestimmten Redensarten geantwortet, die den Sganarelle so in Verzweiflung versetzt haben, dass er den Marphurius verprügelt hat. Da dieser sich nun über eine solche Behandlung beklagt, erwidert

ihm Sganarelle mit denselben Redensarten, welche Marphurius zuerst angewendet hat.

2. L'Amour médecin II, 5.

Sganarelle erwidert den Ärzten Bahys und Macroton auf ihre weitschweifigen Auslassungen in der Weise, dass er die Art zu sprechen eines jeden von ihnen nachahmt. Indem er dem Macroton für seine Bemühungen dankt, nählt er (*en allongeant ses mots*), dem Bahys gegenüber schnattert er (*en bredouillant*).

3. L'Avare I, 4.

Harpagon verlangt von seiner Tochter Élise, dass sie den alten, freilich reichen Anselme heirate, wogegen sie sich mit Energie sträubt. In dem Zwiegespräch über diese Angelegenheit erwidert Harpagon der Élise immer, indem er ihre Worte und Gebärden kopiert.

4. Ebenda II, 2.

Harpagon will sich dazu hergeben, Geld gegen Wucherzinsen zu verleihen. Plötzlich erfährt er, dass derjenige, welcher das Geld zu borgen sucht, sein eigener Sohn ist. Empört fährt er diesen mit den Worten an: *Comment, pendard? c'est toi qui t'abandonnes à ces coupables extrémités?* und Cléante antwortet ihm in der gleichen Weise: *Comment, mon père? c'est vous qui vous portez à ces honteuses actions?*

5. M. de Pourceaugnac II, 5.

M. de Pourceaugnac ist gegen Oronte und dessen Tochter, die er heiraten wollte, durch die Umtriebe des Sbrigani argwöhnisch geworden, ebenso Oronte gegen M. de Pourceaugnac. Da sich nun die beiden Männer zum ersten Mal gegenübertreten, fragen sie sich, indem immer der eine die Frage des andern kopiert:

M. de P.: *Croyez-vous, M. Oronte, que les Limosins soient des sots?*

Or: *Croyez-vous, M. de Pourceaugnac, que les Parisiens soient des bêtes?*

M. de P.: *Vous imaginez-vous, M. Oronte, qu' un homme comme moi soit si affamé de femme?*

Or.: *Vous imaginez-vous, M. de Pourceaugnac, qu' une fille comme la mienne soit si affamée de mari? — —*

Hiermit erscheinen die technischen Mittel im Gespräch beendet, und wir dürfen uns somit der letzten unserer Abteilungen zuwenden:

C. Parallelismus inhaltlich bedeutsamer Scenen.

Wir gehen auch hier wieder von den gröbsten Scenen, die sich den Bühnenspielen am meisten nähern, zu den feineren über, welche, wie wir sehen werden, hier deutlich den Charakter des Satirischen annehmen.

Die erste Stelle scheint uns zu verweisen auf Gruppe:
 I. Missverständnisse, die sich während der Unter-
 haltung ergeben.

Hier fällt die bemerkenswerte Vorliebe Molières an, die
 verschiedenen in der Person eines Menschen eintreten zu lassen,
 ja selbst zum Lachen kommt. Das unbewusste Missverstehen
 weist sich für den falsch Verstandenen hier immer als die Ursache
 einer stillen Komik, die schnell in die entgegengesetzte
 umschlägt, sobald sich der Betreffende bewusst wird, falsch
 verstanden zu sein, also in diesem Falle sich in der Person des Mannes
 von dem die Rede ist, geirrt zu haben. Es lassen sich
 Parallelen vieler Art feststellen, die wir unter a betonen.
 Unter b finden einige in weitaus geschlossenem Zusammen-
 hange stehende Stellen.

a 1. L'École des femmes II. 5.

Arnolphe eröffnet der Agnès, dass man Handküsse, wie
 von Horace empfangen, und ähnliche Zärtlichkeiten, ohne sich in
 Sünde schuldig zu machen, nur in der Ehe geniessen dürfe. Er ver-
 spricht ihr deshalb, da sie grossen Gefallen an derlei Dingen
 wiesse, die Heirat in aller Kürze herbeizuführen. Agnès jubelt,
 sie meint, sie werde nun auf immer mit dem geliebten Horace ver-
 eint werden. Ihr Jubel schlägt schnell in Enttäuschung um,
 sie von Arnolphe dahin aufgeklärt wird, dass es sich nicht um die
 Vermählung mit Horace, sondern mit ihm, Arnolphe, handle.

2. Mélite I. 4.

Die Schürerinnen Daphné und Éroxène sind gleichzeitig in
 Liebe zu dem schönen Myrtil entbrannt und begehren ihn be-
 zum Gatten. Sie flehen deshalb den Lycarsis, den vermeintlichen
 Vater des Myrtil, an, er möge ihre Liebe erhören. Lycarsis ist der
 Meinung, dass sich die Schürerinnen um ihn selbst bemühen,
 zeigt sich ihren Werbungen nicht abgeneigt, — da stellt er
 plötzlich heraus, dass es sich um Myrtil, nicht um ihn handelt.

3. L'Avare I. 4.

Cléante verkündet seinem Vater Harpagon, dass er die An-
 sicht habe, sich zu vermählen. Harpagon fragt ihn, ob er die in
 der Nähe wohnende Marianne kenne. Cléante bejaht es. Darauf
 äussert sich Harpagon über Marianne in überaus anerkennender
 Weise. Cléante, der Marianne liebt, triumphiert und glaubt seine
 heissesten Wünsche verwirklicht. Da klärt ihn Harpagon auf, dass
 sich mit dem Mädchen zu vermählen beabsichtige.

4. Le Malade imaginaire I. 5.

Er teilt seiner Tochter Angélique mit, dass ein Herr es
 werten habe und er sie mit demselben verheiraten werde.
 Ist der Meinung, ihr Geliebter Cléante, der ihr versprochen

hat, in diesen Tagen zu ihrem Vater zu gehen, um sich ihm zu offenbaren, sei der betreffende Freier, und erklärt ihrem Vater deshalb, dass sie von Herzen gern bereit sei, sich mit jenem Herrn zu vermählen. Im Laufe des Gespräches nennt Argan, der froh ist, dass seine Tochter auf seine Absichten so gutwillig eingeht, den Namen des Bewerbers, des Arztes Thomas Diafoirus. Nunmehr widerstrebt Angélique mit Energie, in die Heirat einzuwilligen.

b) 1. L'École des femmes II, 5.

Arnolphe fragt Agnès, ob ihr Horace gelegentlich seines Besuches noch etwas anderes genommen habe als die Handküsse, die sie zugesteht. Das Mädchen wird verlegen, dann äussert sie: ja, er habe ihr noch etwas anderes genommen; doch zögert sie zu gestehen, was es sei. Arnolphe schliesst daraus, Horace habe sie der Unschuld beraubt. Doch stellt sich schnell heraus, dass er ihr nur ein buntes Band genommen, welches sie von Arnolphe zum Geschenk erhalten hat.

2. Le Médecin malgré lui II, 3.

Lucinde, die scheinbar erkrankte Tochter des Gêronte, soll vorgeführt werden, um dem Sganarelle zur Untersuchung übergeben zu werden. *Monsieur, voici tout à l'heure ma fille qu' on va vous amener* sagt Gêronte zu Sganarelle, der entgegnet: *Je l'attends, Monsieur, avec toute la médecine*. Darauf fragt Gêronte: *Où est-elle?* und meint mit *elle* natürlich seine Tochter. Sganarelle jedoch bezieht es auf *toute la médecine* und erwidert, indem er auf die eigene Stirn deutet: *Là dedans*.

3. L'Avare V, 3.

Valère hat sich als Diener bei Harpagon verdungen, um auf diese Weise seiner Braut nahe sein zu können. Dem Harpagon wird eine Schatulle mit reichem Inhalt gestohlen. Er zieht den Valère, der ihm gerade in den Weg läuft, des Betruges. Valère gesteht, — in der irrigen Meinung, Harpagon habe seine Verkleidung entdeckt und ziele eben auf diese ab, indem er von einem Betrüge spricht. Harpagon wiederum versteht das Geständnis dahin, dass Valère die Schatulle gestohlen habe. Als er am Ende hinter den wahren Sachverhalt kommt, erfüllt ihn zweifache Wut: einmal, weil er die Schatulle, die er schon wiedererlangt zu haben meinte, von neuem preisgeben muss; sodann, weil er sich als Opfer eines zweiten, unerwarteten Betruges sieht. —

Um Missverständnisse handelt es sich auch in der nächsten Gruppe: II. Jemand macht sich einen andern zum Vertrauten, ohne zu wissen, dass dieser seinen Plänen feindlich ist.

Es ist natürlich, dass durch einen solchen Irrtum die Realisierung eines Planes vereitelt oder verzögert wird. Von den vier Szenen handelt es sich in dreien, die sich deshalb wieder enger

zusammenschliessen (a), um Liebesdinge: hier erweist sich der Vertraute als Rival resp. als der Partei des Rivalen angehörig.

a) 1. L'École des femmes.

Horace offenbart sich immer von neuem seinem Rivalen Arnolphe, wodurch er es sich immer mehr erschwert, zu dem ersehnten Ziel — der in den Händen des Arnolphe sich befindenden Agnès — zu gelangen.

2. George Dandin I, 2.

Lubin, Diener des Clitandre, macht sich den George Dandin, den er nicht kennt, zu seinem Vertrauten und erzählt ihm, dass sich sein Herr mit der Frau eines gewissen George Dandin ein Stelldichein gegeben habe.

3. Ebenda II, 5.

Lubin eröffnet dem Dandin, der ihm noch immer unbekannt ist, dass Clitandre der Claudine, Dienerin der Angélique, Geld gegeben habe und diese ihm dafür den Weg zu ihrer Herrin geebnet hätte.

b) Les Fourberies de Scapin III, 3.

Zerbinette erzählt lachend dem ihr unbekannten Oronte, dass ein gewisser Scapin einem gewissen Oronte durch List 500 Écus abgenommen habe unter dem Vorgeben, den Sohn des Oronte, der von einer türkischen Galeere gefangen genommen sei, loskaufen zu wollen, in Wirklichkeit aber, um damit die Geliebte dieses Sohnes — eben Zerbinette —, die das Schicksal unter eine Zigeunerbande verschlagen habe, zu befreien. —

Als eine überaus reichhaltige Gruppe stellt sich dar:

III. Jemand verständigt sich mit einem andern durch Worte oder Gebärden, ohne dass es ein dritter Anwesender bemerkt.

Es ist zunächst auffallend, dass es sich in sämtlichen hier in Betracht kommenden Szenen darum handelt, Gefühle der Liebe heimlich zu offenbaren. Ferner, dass sich diese Offenbarung zwischen den beiden Liebenden selbst vollzieht — nur 1 macht darin eine Ausnahme; hier fungiert der Diener als Mittelsperson. Eng zusammen gehören die Szenen 1, 2, 3, 5, 6, in denen die Liebenden ihre Gefühle derart in gewisse Redensweisen verkappen, dass sie von den Anwesenden unverstanden bleiben müssen.

1. L'Étourdi I, 4.

Die Sklavin Célie eröffnet dem Mascarille, Lélies Diener, ihre Liebe zu dessen Herrn, der im Hintergrunde alles mit anhört. Sie thut es in Gegenwart ihres Herrn, des alten Truffaldin, indem sie ihre Worte in die Form einer Wahrsagung kleidet, so dass es den Anschein haben muss, als ob ihre eigene Person ganz ausser dem Spiele sei.

2. *L'École des maris* II, 9.

Isabelle teilt in Gegenwart des Sganarelle ihrem Geliebten Valère ihre heissen Gefühle mit, ohne dass Sganarelle etwas davon merken kann. Derselbe wird vielmehr durch diese schlaue verkappte Mitteilung noch in seiner Meinung bestärkt, dass er von Isabelle geliebt werde.

3. *George Dandin* I, 6.

Angélique teilt in Gegenwart ihres Gatten Dandin und ihrer Eltern ihrem Geliebten Clitandre mit, auf welche Weise er sich ihr nahen solle. Sie thut es, indem sie dabei helle Entrüstung über die Vermutung heuchelt, dass sie ein zärtliches Gefühl dem Clitandre gegenüber empfinden könne.

4. *Ebenda* II, 2.

Angélique verkehrt in Gegenwart ihres Gatten durch Zeichen mit ihrem Geliebten Clitandre.

5. *L'Avare* III, 7.

Marianne und Cléante offenbaren sich in Gegenwart des Harpagon gegenseitig ihre innigen Gefühle. Harpagon vermag es nicht zu bemerken, da die beiden Liebenden ihre wahren Empfindungen in die Eröffnung gegenseitiger Abneigung verkappen.

6. *Le Malade imaginaire* II, 5.

Cléante, der sich als Musiklehrer in das Haus Orgons geschmuggelt hat, teilt seiner Geliebten Angélique seine Gefühle mit und erklärt ihr aufs genaueste die Situation, in welcher er sich z. Zt. ihr gegenüber befindet, ohne dass die Anwesenden, Argan und die beiden Diafoirus, etwas von der Verständigung bemerken. Er hüllt sie nämlich in eine Erzählung, die er einem von Angélique und ihm gesungenen Duo vorausschickt, um die dem Duo zu Grunde liegende Situation zu erklären. Durch den improvisierten Gesang wird dann die gegenseitige Verständigung fortgesetzt. —

Eine sehr charakteristische Situation ist weiterhin diese:

IV. Ein dienendes Mädchen lehnt sich durch Widerspruch gegen ihre Herrschaft auf.

Es handelt sich um zwei Scenen, die so eng miteinander verwandt sind, dass sie sogar in einzelnen Redewendungen eine unverkennbare Ähnlichkeit zeigen. In beiden Scenen widerstreitet eine Dienerin in wir dürfen sagen: unverschämter Weise ihrem Herrn. Beidemale thut sie es, um die Heirat zu vereiteln, die ihr Herr für seine Tochter plant, deren Partei sie ergreift. Beidemale hat der Alte das Heiratsprojekt aus Egoismus gefasst und wird in beiden Fällen durch die Dienerin aufs äusserste gereizt, wodurch sich drastische Situationen ergeben. Die Scenen sind:

1. Tartuffe II, 2.

Orgon beabsichtigt, seine Tochter Marianne mit Tartuffe zu verkuppeln. Dorine, Orgons Dienerin, ergreift die Partei der unglücklichen Marianne und lehnt sich unter lebhaften Schmähungen auf Tartuffe gegen eine solche Verbindung auf. Orgon verweist ihr die vorlauten Reden, doch ist sie nicht zum Schweigen zu bringen. Orgon gerät durch ihr keckes Betragen in die höchste Wut, wodurch die komische Situation bedingt ist, die wir schon unter A V skizzierten.

2. Le Malade imaginaire I, 5.

Toinette erlaubt sich in kecker Weise ihrem Herrn Argan Vorwürfe darüber zu machen, dass er seine Tochter Angélique mit einem von ihr nicht geliebten Manne: Thomas Diafoirus verbinden will. Sie lässt sich in ihrem Eifer dazu hinreissen, die ihrem Herrn schuldige Ehrfurcht zu verletzen und ihm, obgleich er ihr Schweigen gebietet, immer von neuem zu widersprechen. Hierdurch gerät Argan in namenlosen Zorn, der die von uns gleichfalls schon unter A V geschilderte drastische Situation zur Folge hat. —

Die nächste Gruppe scheint uns die am wenigsten eigenartige zu sein, auch ist der Parallelismus der einzelnen Szenen in ihr längst nicht so offenbar wie in den übrigen; immerhin soll sie der Vollständigkeit halber Erwähnung finden.

V. Jemand stellt etwas als Tugend hin oder gelobt etwas und fehlt kurz darauf selbst dagegen.

1. L'Avare III, 1.

Jacques, Harpagon's Koch und Kutscher, zieht den Valère der Schmeicheleien, die er dem Harpagon sagt. Gleich darauf aber schmeichelt er selbst dem Harpagon und versichert ihn, dass er ihm gleich nach seinen Pferden die liebste Person auf Erden sei.

2. Les Amants magnifiques I, 3, 4.

Aristione, Mutter der Ériphile, hat dem Sostrate aufgetragen, zu erforschen, welchem der beiden Freier das Herz ihrer Tochter zugeneigt sei, dem Iphicrate oder dem Timoclès. Nun sucht jeder der beiden Bewerber Ériphiles Diener Clitidas zu überreden, dass er ihr Interesse bei seiner Herrin wahren möge, nachdem sie kurz zuvor in gleicher Weise versichert haben, es läge ihnen fern, dem Clitidas ihre Interessen anzuempfehlen.

3. Le Bourgeois gentilhomme III, 9, 10.

Cléonte gelobt, die Lucile, die am Morgen seinen Gruss nicht beachtet hat, ewig zu hassen. Aber als sie kurz darauf erscheint und ihm einen ganz thörichten Grund dafür angiebt, weshalb sie seinen Gruss nicht erwidert habe, liegt er schon wieder in ihren Banden und ist versöhnt. —

Die drei letzten Gruppen, welche wir noch zu skizzieren haben, tragen eine stark satirische Färbung. In der einen wird die Schwäche einzelner Charaktere, in den beiden anderen werden zwei ganze Klassen der Gesellschaft, die Prezieusen und Heuchler, mit grossartiger Kühnheit gegeisselt. Die erste Gruppe ist diese:

VI. Zwei Liebende erzürnen sich und versöhnen sich
bald darauf.

Von den drei hierher gehörigen Fällen stehen zwei (1 und 3) in besonders engem Zusammenhang, während der dritte (2) eine etwas gesonderte Stellung einnimmt. Er unterscheidet sich nämlich dadurch von den andern, dass einerseits hier die Versöhnung durch Vermittelung einer dritten Person hervorgerufen wird, welche dort fehlt; andererseits, dass ihm ein dem Liebesverhältnis zwischen Herrn und Herrin paralleles zwischen Diener und Dienerin abgeht. Darauf hingewiesen sei auch, dass sich in 1 und 2 die Schmolscene zwischen Diener und Dienerin in ungleich groberer Weise als die zwischen Herrn und Herrin wiederholt.

1. *Le Dépit amoureux* IV, 3.

Lucile und Éraste zürnen einander infolge von Missverständnissen, ebenso ihre Bedienten Marinette und Gros-René. Ihr Schmollen, das weiter nichts als ein Deckmantel der Liebe ist, läuft schliesslich auf eine Versöhnung der beiden Paare hinaus.

2. *Tartuffe* II, 4.

Valère und Marianne erzürnen sich, da der erstere irrtümlicherweise glaubt, dass Marianne in der Wahl zwischen ihm und Tartuffe, dem Orgon seine Tochter als Frau versprochen hat, schwanken könne. Durch die Bemühungen der Dorine wird das Liebespaar wieder ausgesöhnt.

3. *Le Bourgeois gentilhomme* III, 10.

Cléonte zürnt seiner Geliebten Lucile, da sie ihm den Gruss verweigert hat, und Covielle, sein Diener, zürnt Luciles Dienerin Nicole aus demselben Grunde. Als sich nun die Paare gegenüber treten, thun die Männer beleidigt und kühl. Durch ihr Betragen werden auch die beiden Frauen veranlasst, sich ablehnend zu stellen. Schliesslich jedoch besinnen sich beide Paare eines Bessern und vereinigen sich wieder. —

VII. Es werden schlechte, Komik hervorrufende Gedichte
vorgelesen.

Die Gedichte werden sämtlich von ihren Verfassern vorgelesen und sind ohne Ausnahme wertlos, während sie von den Verfassern für überaus bedeutend gehalten werden. Hieraus besonders ergiebt sich die lächerliche Wirkung, die bei 1 und 4 noch dadurch gesteigert wird, dass sich noch andere in überschwänglicher Begeisterung darüber ergehen. Überhaupt stehen 1 und 4

im engsten Parallelismus: beidemal sind es präziöse Damen, die in Entzücken über die Verse geraten und dies besonders dadurch zu dokumentieren suchen, dass sie einzelne Passagen der Gedichte bis zum Ermüden wiederholen.

1. Les Précieuses ridicules Sc. 9.

Mascarille, in den Kleidern eines Marquis, deklamiert den beiden präziösen Damen ein von ihm verfasstes Impromptu geistlosester Art. Aber Mascarille sowohl wie die Präziösen sind entzückt davon und ergehen sich über die Schönheit der Verse in überschwänglichen Ausdrücken, indem besonders Mascarille nicht müde wird, die einzelnen Worte der Verse zu wiederholen.

2. Le Misanthrope I, 2.

Oronte hat ein Sonett an die Hoffnung gedichtet, auf das er sehr eingebildet ist, und liest es Alceste und Philinte vor. Das Gedicht ist von der schlimmsten Sorte, doch lobt es Philinte über alles, um nur den Verfasser zu befriedigen.

3. La Comtesse d'Escarbagnas Sc. 5.

Herr Tibaudier liest ein Gedicht vor, das er auf die Gräfin verfasst hat, welche er liebt. Sein Nebenbuhler, der Vicomte, meint danach spöttisch, dass ihn Herr Tibaudier nunmehr durch diese Verse bei der Gräfin ausgestochen habe. Die Gräfin bittet ihn jedoch, den Spott zu unterlassen, denn „pour des vers faits dans la province, ces vers-là sont fort beaux.“

4. Les Femmes savantes III, 2.

Die berühmteste Scene dieser Art. Trissotin trägt den Femmes savantes sein lächerliches *Sonnet à la princesse Uranie sur sa fièvre* vor, worüber diese vor Entzücken rein ausser sich geraten. Sie sind unermüdlich, die einzelnen Worte des Gedichts zu wiederholen. —

Endlich sind noch die beiden sehr verwandten Scenen zu erwähnen, in welchen die Heuchelei in kecker Weise gegeisselt wird:

VIII. Ein Heuchler beruft sich auf den Willen des Himmels.

In beiden Fällen ist es das Wort *ciel*, durch dessen mehrfache nachdrückliche Betonung von Seiten der Heuchler die starke Wirkung hervorgebracht wird. Dies mehrfache Wiederholen desselben Wortes lässt die Scenen mit BIV verwandt erscheinen. Doch trennen sie sich von jener Gruppe durch ihren tieferen Gehalt. Dort findet das Mittel der mehrfachen Wiederholung des gleichen Wortes eine nur recht äusserliche Anwendung, hier steht es in intimer Beziehung zu einem geistigen Vorgang. Unsere Scenen würden sich auch ohne jenes Element des mehrfachen Wiederholens als bedeutsam und zusammengehörig herausheben. Doch ist es sehr bezeichnend für Molières Schaffensweise und des-

halb zu betonen, wie sehr dem Dichter jenes Mittel gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen war und wie er sich die Gelegenheit es anzuwenden nicht entgehen liess. — Ein feiner Unterschied zwischen unsern beiden Szenen besteht übrigens darin, dass von Dom Juan die Heuchelei nur aus Spott und in frevelhaftem Übermut in Scene gesetzt wird, während sie dem Tartuffe zur wahren Natur geworden ist.

1. Dom Juan V, 3.

Dom Juan heuchelt dem Dom Carlos gegenüber den Reumütigen, Bekehrten. Er verweist den Bruder der Elvire auf den Willen des Himmels. Das Wort *ciel* kehrt immer wieder.

2. Tartuffe IV, 1.

Tartuffe bezieht sich, gelegentlich der Unterredung mit Cléante, in Hinsicht alles seines Thuns mit glänzender Heuchelei auf den Willen des Himmels, wobei er immer wieder das Wort *ciel* betont.

Wir sind mit der Darstellung der Szenen, in denen uns besondere technische Faktoren aufgefallen sind, zu Ende. Es ist nun, wie wir schon in der Einleitung sagten, unsere weitere Aufgabe, zuzusehen, in wie weit Molière diese technischen Mittel selbständig erfunden hat, in wie weit er sie bereits andernorts vorfand. Hierbei müssen wir unser Augenmerk besonders darauf richten, in welcher Ausdehnung er sie eventuell wo anders vorfand; denn es ist für die Beurteilung seiner Schaffensweise durchaus nicht gleichgiltig, ob er ein solches technisches Mittel, das er als wirksam erkannte, einfach unverändert in sein Werk herübernahm oder ob er nur von ihm ausging, sich gleichsam durch dasselbe anregen liess, um nun auf dieser Basis ganz neue, eigenartige Situationen zu gestalten. Bei Molières eminentem Sinn für das Komische ist anzunehmen, dass er, wenn er irgendwo einen Ansatz zu wirkungsvoller Komik erkannte, diesen aufgriff, um ihn nun mit genialer Meisterschaft erst auf den Gipfel der Komik zu erheben. Wir wollen sehen, ob eine solche Annahme berechtigt ist und wenden uns zu diesem Zweck dem zweiten, untersuchenden Teil unserer Arbeit zu.

Zweiter Teil.

A. Bühnenspiele.

I. Jemand ist so eifrig bei einer Sache, dass er dabei hinfällt.

II. Jemand empfängt die für einen andern bestimmten Schläge.

Wir haben für die beiden Gruppen keine bestimmten Vorbilder in Erfahrung bringen können; deshalb darf freilich nicht an-

genommen werden, dass sie etwa auf Molières Erfindung beruhen. Man darf vielmehr im Gegenteil mit grosser Sicherheit annehmen, dass diese so drastischen Mittel in der *commedia dell'arte* bereits vor Molière ausgebeutet worden sind; man wird sich dort so stark sinnliche Wirkungen wohl kaum haben entgehen lassen. Da uns aber nur wenige Farcen der Italiener überliefert sind — und auch diese nur in kurz skizzierten Scenarien —, so wird man bestimmte für Molière vorbildlich gewesene Scenen dort nur selten feststellen können.

III. Jemand täuscht durch Verkleidung und führt einem Argwöhnischen gegenüber diese Täuschung mittels mehrfachen schnellen Kleiderwechsels durch.

1. Le Médecin volant Sc. 11—15.

Es kann kaum noch ein Zweifel darüber herrschen, dass die kleine Komödie, in welcher die Eigentümlichkeiten der italienischen Stegreifstücke so deutlich zu Tage treten, sei es direkt, sei es indirekt auf die Farce *Il medico volante* zurückgeht, welche uns jetzt durch die dankenswerte Publikation Adolfo Bartolis *Scenari inediti della commedia dell' arte*⁶⁾ zugänglich gemacht worden ist. Die Scenen 11—15 des Molièreschen Stückes entsprechen den Scenen II, 16—III, 5 im *Medico volante*. Hier ist es Cola, Diener des jungen verliebten Valerio, welcher den alten Ubaldo durch mehrfachen schnellen Kleiderwechsel zu täuschen weiss. Auch Cola erscheint — genau wie Sganarelle bei Molière — bald als Arzt, bald als vermeintlicher Bruder dieses Arztes. Über die Nachbildung dieses Bühnenspiels bei Molière kann, zumal eben seine Komödie auch stofflich auf jene Farce zurückgeht, kein Zweifel sein. In seinen späteren Jahren kam ihm nun jedenfalls die drastische Wirkung jener Scene wieder in die Erinnerung, und so benutzte er im

2. Malade imaginaire III, 8 fg.

die Gelegenheit, sie in veränderter Form noch einmal aufzufrischen.

IV. Komisches Spiel bei Umarmungen.

L'École des maris II, 9.

Die Scene ist wohl veranlasst durch Lope *La discreta enamorada* II, 15. Auch dort wird von zwei Liebenden List angewendet, um zu einer Umarmung zu gelangen und ein alter Liebhaber dabei hintergangen. Fenisa bei Lope entspricht der Isabelle bei Molière, Lucindo dem Valère, der Capitän Bernardo dem Sganarelle; bei Lope ist der Capitän freilich Vater des Lucindo, während Sganarelle zu Valère ja in keiner verwandtschaftlichen Beziehung steht. — Bei Molière ist die Situation nun so: Sganarelle fordert Isabelle auf, ihm die Hand zu küssen; sie umarmt ihn und reicht in seinem

⁶⁾ Firenze 1880, cfr. daselbst S. 105—115.

Rücken ihrem Geliebten die Hand. Bei Lope: Bernardo fordert den Lucindo auf, seiner zukünftigen Stiefmutter Fenisa die Hand zu küssen; diese stellt sich kurz darauf, als fiele sie hin und wird von Lucindo, indem er sie aufhebt, umarmt:

Lucindo: *¡ Ay Dios! ¿ Quién pudiera hablarte?*

Quien abrazarte pudiera?

Fenisa: *Yo sabré hacer de manera*

Que me abrace.

Lucindo: *¿ En qué parte?*

Fenisa: *Fingir quiero que caí;*

Tu me irás á levantar,

Y me podrás abrazar.

Lucindo: *Tropieza.*

Fenisa: *Caigo. ¡ Ay de mi!*

(Cae.; Lucindo la abraza para levantarla.)

Die Ähnlichkeit zwischen den beiden Szenen ist bedeutend genug, um die Annahme einer zufälligen Annäherung auszuschliessen, zumal die Komödie Lopes auch noch andere, dem Molièreschen Stück verwandte Grundzüge zeigt. Freilich wie plump erscheint die Scene beim Spanier im Vergleich zu Molière. Dass dort die beiden Liebenden zuerst in Anwesenheit des Rivalen ausmachen, wie sie sich küssen wollen, ist doch recht unwahrscheinlich. Bei Molière ist die Komik eleganter und glaubwürdiger; er hat den Gedanken zwar vom Spanier übernommen, aber er hat ihn um vieles feiner in Scene zu setzen gewusst.

Die übrigen Szenen der Gruppe beruhen durchaus auf Erfindung Molières. Sie sind alle von wesentlich anderer Natur als *Écoles des maris* II, 9, sodass auch eine Reminiszenz an jene Situation resp. an Lope ausgeschlossen erscheint.

V. Jemand sucht einen andern behufs Züchtigung zu erhaschen, ohne ihn erlangen zu können.

VI. Jemand will sich entfernen, kehrt jedoch immer wieder zurück.

Es gilt für diese zwei Gruppen das gleiche, was wir etwas weiter oben bei Gruppe I und II dieser Abteilung sagten.

Wir haben, wenn wir uns die gesamten Mittel dieser Abteilung kurz darauf ansehen, in wie weit sie bei Molière ursprünglich erscheinen, sehr vorsichtig zu sein. Auch da, wo wir bestimmte Vorbilder nicht erkennen konnten, dürfen wir solche noch nicht leugnen. Molière wird, gerade was diese possenhaften, oft von Übermut sprudelnden Bühnenspiele anlangt, besonders viel aus der italienischen Stegreifkomödie geschöpft haben; aus welchen Stücken derselben, entzieht sich freilich unserer Beurteilung. Übrigens erscheint es uns auch nicht so wesentlich, zu erkennen, aus welchen

bestimmten Quellen diese Mittel stammen, als vielmehr zu erkennen, mit welchem Geschick und welcher genialen Komik sie von Molière in Scene gesetzt sind.

B. Technische Mittel im Gespräch.

I. Jemand teilt in umständlicher Weise nebensächliche Dinge anstatt der hauptsächlichen mit.

Les Fâcheux II, 3 erinnert an Quinault *L'Amant indiscret* ou le *Maître étourdi* II, 7. Dort verzögert ein gewisser Carpalin, der die Rolle eines fingierten Landmanns spielt, durch grosse Umständlichkeit die Mitteilung einer wichtigen Nachricht und bringt auf diese Weise den Lisipe in Verzweiflung. Bei Quinault heisst es:

Carpalin: *Monsieur, ne vous deplaise! on m'avoit dit qu'icy
Je trouverois Lisipe.*

Lisipe: *Ouy, l'on m'appelle ainsi:
Voulez-vous me parler?*

Carpalin: *Je veux plustost me taire,
Je suis un des fermiers de Monsieur vostre pere
Le pauvre homme: ha Monsieur! songeant à ses
malheurs
Je n'ay pas le pouvoir de retenir mes pleurs.*

Lisipe: *Quel malheur, quoy mon pere a-t'il fait quelque
perte?*

Carpalin: *La plus grande en effet qu'il ayt jamais soufferte.*

Lisipe: *Quelle?*

Carpalin: *Vous l'apprendrez trop tost à vos despens.*

Lisipe: *Dites-moy tout; c'est trop me tenir en suspends.*

Carpalin: *J'ay le coeur trop serré pour le pouvoir permettre:
Mais vostre oncle Albiran m'a chargé d'une Lettre,
Qui vous fera sçavoir pourquoi je pleure tant.*

Lisipe: *Donnez- donc; depeschez.*

Carpalin: *Vous l'aurez à l'instant;
Elle n'est point icy.*

Lisipe: *Je meurs d'impatience.
Cherchez dans l'autre poche avecque diligence.*

Carpalin: *Ouy: nous la trouverons Monsieur assurément.
Je croy que je la tiens.*

Lisipe: *Voyez donc promptement.*

Carpalin: *Je ne lis pas fort bien des lettres si mal faites:
Il faut que pour cela je prenne mes lunettes.*

Lisipe: *C'est trop perdre de temps, donnez-moy ce papier:
il lit.*

A Monsieur Paul Grimaud apprent y Savetier.

La Montagne: *Pour contenter vos vœux,
Votre Orphise Une bête est là dans
cheveux.*

Éraste: *Laisse.*

La Montagne: *Cette beauté de sa part vous fait dire . . .*

Éraste: *Quoi?*

La Montagne: *Devinez.*

Éraste: *Sais-tu que je ne veux pas rire!*

La Montagne: *Son ordre est qu'en ce lieu vous devez
tenir, etc. etc.*

Inhaltlich sind, wie man sieht, die Scenen sehr verschieden, aber die komische Wirkung beruht doch beidemale auf demselben technischen Kniff. Freilich — wie hat ihn Molière im Vergleich mit Quinault auszubeuten gewusst! Welche Lebendigkeit herrscht in ihm im Vergleich zu jenem. In welchem Masse ist die Komik in ihm gesteigert! Man bedenke nur allein das drastische: *Orphise Une bête est là dans vos cheveux*, das die grossartige Komik der Scene auf den Gipfel erhebt und wovon sich bei Quinault auch nicht eine Andeutung findet. Man kann in der That nur von einem Keim reden, den Molière bei Quinault vorfand, dessen Fruchtbarkeit er erkannte und den er nun in genialer Weise für seinen Zweck zu benutzen wusste.

Auch die verwandte Scene *Le Misanthrope* IV, 4 hat mit Quinault nichts als die ganz allgemeine Basis gemeinsam, wie aus einer Gegenüberstellung sofort erhellt. Die Scene bei Molière lautet:

Alceste: *Que veut cet équipage, et cet air effaré?
Qu'as-tu?*

Du Bois: *Monsieur*

Alceste: *Hé bien?*

Du Bois: *Voici bien des mystères.*

Alceste: *Qu'est-ce?*

Du Bois: *Nous sommes mal, Monsieur, dans nos
affaires.*

Alceste: *Quoi?*

Du Bois: *Parlerai-je haut?*

Alceste: *Oui, parle, et promptement.*

Du Bois: *N'est-il point là quelqu'un . . . ?*

Alceste: *Ah! que d'amusement
l'eux-te parler?*

Du Bois: *Monsieur, il faut faire retraite.*

Alceste: *Comment?*

Du Bois: *Il faut d'ici déloger sans trompette.*

Alceste: *At pourquoi?*

Du Bois: *Je vous dis qu'il faut quitter ce lieu.*
 Alceste: *La cause?*
 Du Bois: *Il faut partir, Monsieur, sans dire adieu.*
 Alceste: *Mais par quelle raison me tiens-tu ce langage?*
 Du Bois: *Par la raison, Monsieur, qu'il faut plier bagage.*
 Alceste: *Ah! je te casserai la tête assurément,*
Si tu ne veux, maraud, t'expliquer autrement.
 Du Bois: *Monsieur, un homme noir et d'habit et de mine*
etc. etc.

Man beachte auch hier die grosse dramatische Lebendigkeit der Scene, das nervöse, ungeduldige Fragen des Alceste, den Schlag auf Schlag erfolgenden, erregten Dialog — wovon bei Quinault doch nur recht schwache Ansätze vorhanden sind.

Wir dürfen von unserem Bühnenspiel also sagen, dass es seinen Ursprung in einer Erinnerung an Quinault hat, wo es sich jedoch nur erst in ziemlicher Unvollkommenheit, gleichsam noch im Keim vorfindet. Die prächtige, wirkungsvolle Ausgestaltung der Scenen verdanken wir dem genialen Geschick Molières.

II. Jemand wird fortwährend unterbrochen und auf solche Weise am Sprechen gehindert.

Die drei Scenen der Serie a: *La Jalousie du Barbouillé* Sc. 2, 4; *Le Dépit amoureux* II, 6; *Le Mariage forcé* Sc. 4 sind wohl nicht auf Molières Originalität zu setzen. Ob in dem anzunehmenden Vorbilde der *Jalousie du Barbouillé* eine derartige Scene existierte, darf vermutet werden, ist aber nicht zu beweisen, da wir das Vorbild nicht kennen. Wohl aber findet sich in der i. J. 1647 zum ersten Mal vorgestellten Komödie von Gillet de la Tessonnerie: *Le Déniaisé* I, 4 eine Situation, die sich mit unseren Scenen ganz auffallend verwandt zeigt. Bei Gillet nennt sich der gelehrte Pedant, wie im *Mariage forcé*, Pancrace, — überhaupt zeigt die Scene mit der Situation in dieser Komödie am meisten Ähnlichkeit. Bei Gillet ist es ein gewisser Jodelet, der sich an den Pedanten mit der Bitte um Rat darüber wendet, ob er gut thäte, wenn er sich verheirate; auch dieses Moment findet sich ja bei Molière. Pancrace kommt nun vor lauter gelehrten Abschweifungen, mit denen er den Jodelet unablässig unterbricht, nicht dazu, die gestellte Frage zu beantworten. Wir reproduzieren die Scene Gillets, um die nahe Verwandtschaft ausser Zweifel zu stellen:

Jodelet: *Je m'en étois douté, mais*

Pancrace: *Les doutes sont grands,*
Pour définir s'il est des appas différends.
Pythagorre, Zénon, Aristote, Socrate, Philostrate,
Bias Eschisle, Zénocrate, Aristippe, Plutarque
.
Crisipe.

Jodelet: *Ah! quel besoin nommer tous ces démons?*

Pancrace: *C'est des Dieux, des Sçavans dont je t'ai dis les
noms,*

Et j'en ai mille encore, que manque de mémoire

Jodelet: *Ha! ne m'en nomme plus, je suis prêt à te croire*

Pancrace: *Donc, tous ces vieux sçavans, n'ont pu nous
exprimer,*

*D'où vient cet ascendant qui nous force d'aimer.
Les uns disent que c'est un vif éclair de flâme etc.*

Jodelet: *Les autres,*

Pancrace: *Éclairés d'une moindre lumière,
Envelopent la force au sein de la matière,
Et nomment un justinet, ce premier mouvement etc.*

Jodelet; *levant la main pour parler:*

Ainsi donc

Pancrace: *Nous perdrions le droit du libre arbitre.*

Jodelet *veut parler.*

Mais

Pancrace: *Il n'est point de mais, c'est notre plus beau titre.*

Jodelet *de même.*

Quoi? . . .

Pancrace: *C'est parler en vain, l'ame a sa volonté.*

Jodelet: *Il est vrai*

Pancrace: *Nous naissons en pleine liberté.*

Jodelet: *C'est sans doute.*

Pancrace: *Autrement notre essence est mortelle.*

Jodelet: *D'effet.*

Pancrace: *Et nous n'aurions qu'une ame naturelle.*

Jodelet: *Bon,*

Pancrace: *C'est-la le sensiment que nous devons avoir.*

Jodelet: *Donc,*

Pancrace: *C'est la vérité que nous devons sçavoir.*

Jodelet: *Un mot.*

Pancrace: *Quoi, voudrais-tu des ames radicales,
Ou l'opération pareille aux animales?*

Jodelet *en lui voulant fermer la bouche:*

Je voudrais te casser la gueule,

Pancrace *en se débarassant:*

On a grand tort

De vouloir que l'esprit s'éteigne par la mort.

Jodelet: *Enfin.*

Pancrace: *Les minéraux produits d'air et de flâme
Ont un tempérament, mais ce n'est pas une ame.*

Jodelet *lassé: Ah!*

- Panrace: *L'ame n'est donc pas cette aveugle
puissance
Qui se meut, ou qui fait mouvoir sans connoissance.*
- Jodelet jettant son chapeau à terre.
J'enrage.
- Panrace: *Elle n'est pas au sang comme on l'a dit,*
Jodelet le regardant en colere.
Parlera-t-il toujours? mais
- Panrace: *Ce mais m'étourdit.*
Jodelet fermant les poings.
Peste.
- Panrace: *Nous pouvons voir des choses animées,
Qui sans avoir de sang auroient été formées etc.*
- Jodelet: *Hola,*
- Panrace: *Prête l'oreille à mes solutions etc.*
.
Ainsi l'ame a l'arbitre.
- Jodelet: *Ha, c'est trop arbitré,
Au diable le moment que je t'ai rencontré.*
- Panrace: *Au diable le pendart qui ne veut rien apprendre,*
Jodelet: *Au diable les sçavans, et qui les peut comprendre,*
Panrace: *Va si tu me retiens, on y verra beau bruit:
Mais*
- Jodelet: *Encor me parler, bon soir et bonne nuit.⁷⁾*

Die Analogie zwischen der Gilletschen Scene und den Scenen bei Molière ist offenbar.

Für alle übrigen Scenen unserer Gruppe (b u. c) sind keine Vorbilder vorhanden. Die Situation: Fortgesetztes Sprechen einer Frau, welche plötzlich die Sprache wiedererlangt hat — *Médecin malgré lui* III, 6 —, war zwar bereits bei Rabelais⁸⁾ gegeben, doch fehlt dort gänzlich das für uns wesentliche Moment der Unterbrechung.

III. Jemand spricht, ohne einen andern Anwesenden zu bemerken.

In den zeitlich ersten der hier in Betracht kommenden Komödien sind keine Vorbilder für die betreffenden Scenen zu erweisen; sie werden also auf Molières Originalität zu setzen sein. In einigen späteren unter den Stücken, die sich auch stofflich ziemlich eng an

⁷⁾ Die Scene ist, so wie wir sie hier wiedergeben, abgedruckt in der *Histoire du théâtre français* der Frères Parfaict, Bd. VII, p. 109—113.

⁸⁾ *Pantagruel*, Buch III, Kap. 34: „*Le bon mari voulut qu'elle parlât. Elle parla par l'art du médecin et du chirurgien, qui lui coupèrent un encyliglotte qu'elle avoit sous la langue. La parole recouverte, elle parla tant et tant, que son mari retourna au médecin pour remède de la faire taire.*“

Jodel
Panc

Jo
Pz

Al
I

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100

freie Übertragung erweist. Demipho, der — gleich Ar-
Molière — soeben von der Reise zurückgekehrt ist, hat
sich sein Sohn Antipho gegen seinen Willen vermählt
Argante bei Molière hat ja dasselbe erfahren. Demipho
in Erregung vor sich hin, ohne Phaedria und Geta zu
Geta wirft, wie Scapin bei Molière, witzige Worte
die Ausserungen des Demipho und macht so die Scene be-
omisch. Eine Gegenüberstellung der am meisten auffallen-
kte der Scenen wird die Anlehnung noch augenscheinlicher

re:

Argante: *A-t-on jamais ouï parler d'une action pareille à
celle-là?*

Scapin: *Il a déjà appris l'affaire, et elle lui tient si fort
en tête, que tout seul il en parle haut.*

Argante: *Voilà une témérité bien grande!*

Scapin: *Écoutons-le un peu.*

Argante: *Je voudrais bien savoir ce qu'ils me pourront dire
sur ce beau mariage.*

Scapin: *Nous y avons songé.*

renz:

Demipho: *Itane tandem uxórem duxit Antipho iniussú meo?
Néc meum imperium: ac mıtto imperium: nón si-
multatém meam
Reneréri saltem! nón pudere! o fácinus audax, ó Geta
Monitór!*

Geta: *Vix tandem.*

Demipho: *Quíd mihi dicent
aút quam causam réperient? Demıror.*

Geta: *Atqui réperiam: aliut cúra.*

Soweit die Anklänge in der Serie a, deren zahlreiche übrige
enen bei Molière ursprünglich sind. Was nun die Serie b anlangt,
beruht die eigentümliche Situation, welche die Scenen 1, 3, 6, 7
ng zusammenschliesst,⁹⁾ wohl nicht auf selbständiger Eingabe Mo-
ières. Bei Luigi Groto: *La Emilia* I, 5 treibt der Diener Chri-
soforo das gleiche scenische Spiel mit dem greisen Polidoro, dem er
ein Unglück andichtet und dessen Anwesenheit er nicht zu bemerken
vorgiebt. Wir konnten die Komödie Grotos leider nicht einsehen
und stützen uns auf die Angabe bei Despois-Mesnard Bd. VIII, S. 398:
*On a reconnu encore une ressemblance assez marquée entre le début
de la scène de la galère, lorsque Scapin feint de ne pas voir Géronte
et se désole de ne pouvoir le rencontrer, et une scène de la Emilia*

⁹⁾ s. S. 261.

de Luigi Groto, où le valet Chrisoforo joue le même jeu avec le vieux Polidoro. Es zeigt sich auch hier der scharfe Blick Molières für alles, was komisch wirksam war. Dieses merkwürdige Mittel muss jedenfalls eine sehr grosse Heiterkeit im Publikum hervorgerufen haben, da es der Dichter nicht weniger als viermal in ganz gleicher Weise in Scene gesetzt hat. Wenn er die Idee dazu auch, wie es scheint, aus dem Italienischen bekommen hat, so bleibt es doch sein Verdienst, sie zu so nachdrücklicher Wirkung gebracht zu haben. — Für die übrigen Scenen der Serie b sind übrigens keine Vorbilder zu erkennen.

Das Wesentliche bei Betrachtung des Mittels, das diese ganze Gruppe repräsentiert, bleibt immer, dass Molière dasselbe, wie wir vorhin schon sagten, zuerst ¹⁰⁾ aus eigener Initiative angewendet hat.

IV. Komik durch mehrmalige Wiederholung der gleichen Worte.

Auch hier gilt durchaus dasjenige, was wir von dem vorhergehenden Mittel sagen konnten: es kommt in einer Reihe von frühzeitig entstandenen Scenen ¹¹⁾ zur Verwendung, ohne dass es als Reminiszenz zu erkennen wäre. Erst in einigen späteren Werken taucht es dann in Anlehnung an gewisse Vorbilder auf. Molière wusste eben aus Erfahrung sehr wohl, dass es auf seine Zuschauer wirkte und trug deshalb kein Bedenken, es auch gelegentlich an anderer Stelle aufzunehmen und in eine passende Scene zu verknüpfen. Wir werden sehen, mit welchem Geschick er dies that.

In *Tartuffe* I, 4 kann das mehrfach wiederholte *Et Tartuffe?* natürlich nur von Molière stammen. Bedenklich hingegen steht es mit dem berühmten *Le pauvre homme*. Bret in seiner Ausgabe der Molièreschen Werke Bd. IV, S. 402—404 berichtet folgendes: „*Plusieurs personnes ont ouï conter à M. l'abbé d'Olivet . . . un fait qui sera nouveau pour le plus grand nombre des lecteurs . . . Louis XIV, disait le célèbre académicien, marchait vers la Lorraine sur la fin de l'été de 1662. Accoutumé dans ses premières campagnes à ne faire qu'un repos le soir, il allait se mettre à table, la veille de saint Laurent, lorsqu'il conseilla à Monsieur de Rhod**, qui avait été son précepteur, d'aller en faire autant. Le prélat, avant de se retirer, lui fit observer, peut-être avec trop d'affectation, qu'il n'avait qu'une collation légère à faire un jour de vigile et de jeûne. Cette réponse ayant excité de la part de quelqu'un un rire qui, quoique retenu, n'avait point échappé à Louis XIV, il voulut en savoir le motif. Le*

¹⁰⁾ In den Scenen, welche im ersten Teil unserer Arbeit unter III a, 1—5 skizziert sind.

¹¹⁾ Sie sind beschrieben unter IV, 1—4 im ersten Teil unserer Arbeit.

rieur répondit à Sa Majesté qu'elle pouvait se tranquilliser sur le compte de Monsieur de Rh*** et lui fit un détail exact de son dîner, dont il avait été témoin. A chaque mets exquis et recherché que le conteur faisait passer sur la table de Monsieur de Rh***, Louis XIV s'écriait: *Le pauvre homme!* Et chaque fois il assaisonnait ce mot d'un ton de voix différent, qui le rendait extrêmement plaisant. Molière, en qualité de valet de chambre, avait fait ce voyage; il fut témoin de cette scène, et comme il travaillait alors à son *Imposteur*, il en fit l'heureux usage que nous voyons. Der Bericht Brets ist mit grosser Vorsicht aufzunehmen. Schon der Umstand, dass Molière die Geschichte gehört haben soll, weil er als valet de chambre den König ins Feld begleitet habe, erscheint sehr unwahrscheinlich, da Molière wohl die Privilegien, die mit dieser Stellung verbunden waren, genoss, aber die Obliegenheiten derselben nicht zu erfüllen brauchte. Er konnte jedenfalls nicht wohl den König ins Feld begleiten, denn er war Theaterdirektor und Schauspieler und musste bei seiner Truppe bleiben. Ausserdem will es uns unbegreiflich erscheinen, dass, wenn Ludwig XIV. diese Ausserung wirklich gethan hat, Molière sie in den Mund Orgons legte, so dass Orgon durch dieselbe, durch sein Bemitleiden des so vorzüglich essenden Tartuffe, unendlich lächerlich wird. Es wäre dies eine Beleidigung des Königs gewesen, vor der sich unser Dichter schwer gehütet haben wird und die ihm auch von vornherein absolut fern lag. — Hören wir eine andere Stimme. Tallemant des Réaux erzählt in seiner *Historiette du P. Joseph* wie folgt: *En une petite ville de quelque province de France, un homme de la cour alla voir un capucin. Les principaux le vinrent entretenir. Ils lui demandèrent des nouvelles du Roi, puis du cardinal de Richelieu. „Et après, dit le Gardien (le Père supérieur), ne nous apprendrez-vous rien de notre bon Père Joseph? — Il se porte fort bien; il est exempt de toutes sortes d'austérités. — Le pauvre homme! disoit le Gardien. — Il a du crédit; les plus grands de la cour le visitent avec soin. — Le pauvre homme! — Il a une bonne litière, quand on voyage. — Le pauvre homme! — Un mulet porte son lit. — Le pauvre homme! — Lorsqu'il y a quelque chose de bon à la table de Monsieur le Cardinal, il lui en envoie. — Le pauvre homme!“ Ainsi à chaque article, le bon Gardien disoit: „Le pauvre homme!“ comme si ce pauvre homme eût été bien à plaindre. C'est de ce conte-là que Molière a pris ce qu'il a mis dans son Tartuffe, où le mari, coiffé du bigot, répète plusieurs fois: Le pauvre homme! — Uns scheint diese zweite Quelle die grössere Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, da hier, wie man leicht erkennt, die mehrmalige Wiederholung der bewussten Worte in dem gleichen Sinne wie im *Tartuffe* geschieht. Die Ursprünglichkeit der Worte an und für sich ist bei Molière jedenfalls zu bezweifeln.*

Ihre Verknüpfung in eine dramatische Scene jedoch, d. h. also die Erkenntnis ihrer Fruchtbarkeit für die Bühne — und das bleibt für uns immer das Wesentliche — gehört Molière. —

Was L'Avare I, 5 anbetrifft, so findet sich das von Harpagon dem Valère gegenüber mehrfach mit besonderer Betonung geäußerte *sans dot* im Keime bereits bei Plautus: *Aulularia* II, 2, wo Euclio, dessen Tochter Phaedria von Megador zur Verlobten erbeten wird, diesem dreimal deutlich macht, dass er das Mädchen ohne Mitgift nehmen müsse. Es heisst dort v. 238: *At nihil est dotis quod dem.* v. 255/56: *Illis legibus, cum illa dote quam tibi dixi.* v. 257/58: *Ita di faxint: illud facito ut memineris convenisse, ut ne quid dotis mea ad te adferret filia.* — Bei Molière aber ist die Scene so:

Harpagon: *C'est une occasion qu'il faut prendre vite aux cheveux. Je trouve ici un avantage qu'ailleurs je ne trouverais pas, et il s'engage à la prendre sans dot.*

Valère: *Sans dot?*

Harpagon: *Oui.*

Valère: *Ah! je ne dis plus rien. Voyez-vous? voilà une raison tout à fait convaincante; il se faut rendre à cela.*

Harpagon: *C'est pour moi une épargne considérable.*

Valère: *Assurément, cela ne reçoit point de contradiction. Il est vrai que votre fille vous peut représenter que le mariage est une plus grande affaire qu'on ne peut croire; qu'il y va d'être heureux ou malheureux toute sa vie; et qu'un engagement qui doit durer jusqu'à la mort ne se doit jamais faire qu'avec de grandes précautions.*

Harpagon: *Sans dot.*

Valère: *Vous avez raison: voilà qui décide tout, cela s'entend. Il y a des gens qui pourroient vous dire qu'en de telles occasions l'inclination d'une fille est une chose sans doute où l'on doit avoir de l'égard; et que cette grande inégalité d'âge, d'humeur et de sentiments, rend un mariage sujet à des accidents très-fâcheux.*

Harpagon: *Sans dot.*

Valère: *Ah! il n'y a pas de réplique à cela: on le sait bien; qui diantre peut aller là contre? Ce n'est pas qu'il n'y ait quantité de pères qui aimeroient mieux ménager la satisfaction de leurs filles que l'argent qu'ils pourroient donner; qui ne les voudroient point sacrifier à l'intérêt, et chercheroient plus que toute autre chose à mettre dans un mariage cette douce conformité qui sans cesse y maintient l'honneur, la tranquillité et la joie, et que . . .*

Harpagon: *Sans dot.*

Man vergleiche gegen Plautus diese ganz anders wirksame Art, wie das *sans dot* bei Molière zur Verwendung kommt! Bei Plautus äussert Euclio das Wort im Verlauf von Sätzen, aus denen es sich nicht gerade markant hervorhebt. Molière hingegen lässt

den Harpagon sein *sans dot* ohne jeden andern Zusammenhang von Worten, ganz kurz, nachdrucksvoll, schlagend auf die in nicht unbeabsichtigtem Gegensatz dazu so ausführlichen Worte des Valère aussprechen. Es ist wundervoll zu sehen, wie sich Molière hier einen so unbedeutenden Keim zu nutze zu machen weiss, um aus ihm die grossartigste Komik zu entwickeln. Man muss immer wieder darauf hinweisen, wie sicher er die Fruchtbarkeit eines solchen Keimes zu erkennen wusste und mit welchem genialen Geschick er ihn dann zur Entfaltung brachte.

Nicht so günstig steht es nun freilich für Molière bei der Scene *Les Fourberies de Scapin* II, 7. Hier erweisen sich die bekannten Worte bezüglich der Galeere als recht unmittelbare Entlehnung. Vielleicht wurden sie schon in einer Farce des Flaminio Scala: *Il Capitano*, die eine ganz ähnliche Scene aufweist, von den Gelosi, die sie spielten, improvisiert, doch fehlt uns für diese Vermutung der Beweis, da wir die Worte nicht aufgezeichnet finden. Auch liegt eine Anlehnung an anderer Stelle viel näher. Im *Pédant joué* des Cyrano de Bergerac, der auch für III, 3 der *Fourberies* von Einfluss gewesen ist, findet sich eine Scene: II, 4, die der unsrigen ganz analog ist. Der Diener Corbineli — dem Scapin bei Molière entsprechend — teilt dem pédant Granger mit, dass sich sein Sohn in den Händen räuberischer Türken befände, worauf Granger im Laufe des Gesprächs erregt ausruft: *Que diable aller faire aussi dans la galère d'un Turc!* und kurz darauf: *Que diable aller faire dans la galère d'un Turc?* und dann: *Ha! que diable, que diable aller faire en cette galère?* darauf: *Aller sans dessein dans une galère! . . . Dans la galère d'un Turc! . . . S'en aller dans la galère d'un Turc! . . . O! galère, galère, tu mets bien ma bourse aux galères!* — Hier erscheint der sehr enge Anschluss offenbar.

In den übrigen Scenen unserer Gruppe ist das Mittel nicht von bestimmten Vorbildern überkommen.

V. Jemand geht auf die Worte oder Bemühungen eines andern nicht ein.

Auch hier sind manche fremde Einflüsse zu konstatieren. Betrachten wir zunächst die Serie a, so stellt sich die Scene *Le Dépit amoureux* III, 2 als eine ziemlich enge Anlehnung an Nicolo Barbieri: *L'Inavvertito* I, 7 heraus, wo sich das gleiche Spiel, das sich bei Molière zwischen Albert und Mascarille abwickelt, zwischen Beltrame und Scappino ergibt. Molière hat die Scene einfach frei übertragen, was eine Gegenüberstellung deutlich macht:

L'Inavvertito:

Beltrame: *Chi è là?*

Scappino: *Amici.*

Beltrame: *O, sètu, Scappino?*

Scappino: *Signor sì.*

Beltrame: *Che chiedi?*

Scappino: *Son venuto a darvi il buon giorno.*

Beltrame: *Buon giorno e bon anno, ti ringrazio. A Dio.*

Scappino: *O che huomo di poche cerimonie! — Messer Beltrame!*

Beltrame: *Ch iè là?*

Scappino: *Son io.*

Beltrame: *Che vuoi?*

Scappino: *Son venuto a salutarvi da parte del padrone ancora.*

Beltrame: *Sii ben venuto, ti ringrazio, raccomandami a lui.*

Scappino: *Fermatevi, di gratia, ch'io non ho finito il ragionamento: il mio padrone vorrebbe un servitio di voi.*

Beltrame: *Egli vuol un servitio da me?*

Scappino: *Signor sì.*

Beltrame: *Orsù, come verrà, lo servirò volontieri.*

Le Dépit amoureux:

Albert: *Qui frappe?*

Mascarille: *Amis.*

Albert: *Ho! Ho! qui te peut amener, Mascarille?*

Mascarille: *Je viens, Monsieur, pour vous donner Le bonjour.*

Albert: *Ha! vraiment, tu prends beaucoup de peine. De tout mon coeur, bonjour.*

Mascarille: *La réplique est soudaine. Quel homme brusque!*

Albert: *Encor?*

Mascarille: *Vous n'avez pas oui,*

Albert: *Monsieur. Ne m'as-tu pas donné le bonjour?*

Mascarille: *Oui.*

Albert: *Eh bien! bonjour, te dis-je.*

Mascarille: *Oui, mais je viens encore Vous saluer au nom du seigneur Polydore.*

Albert: *Ha! c'est un autre fait. Ton maître t'a chargé De me saluer?*

Mascarille: *Oui.*

Albert: *Je lui suis obligé!*

Va: que je lui souhaite une joie infinie.

Mascarille: *Cet homme est ennemi de la cérémonie.*

Je n'ai pas achevé, Monsieur, son compliment:

Il voudroit vous prier d'une chose instamment.

Albert: *Hé bien! quand il voudra, je suis à son service.*

Eine nicht weniger enge Anlehnung bedeutet die Scene Amphitryon I, 2. Die Komödie geht stofflich einmal auf das gleichnamige Stück von Plautus, zweitens auf eine Komödie von Rotrou: *Les deux Sosies* zurück, die sich ebenfalls ziemlich eng an Plautus anschliesst. Eine der unsrigen analoge Situation war nun bereits bei Plautus gegeben, auch zeigt unsere Scene mit der bei Rotrou I, 3 eine grosse Verwandtschaft. Sie ist jenen Scenen auch in Einzelheiten nachgebildet, wie eine Gegenüberstellung erweist.

Plautus:

Mercurius: *Quo ambulas tu, qui Uolcanum in cornu conclusum geris?*

Sosia: *Quid id exquiris tu, qui pugnīs os exossas hominibus?*

Mercurius: *Servos esne an liber?*

Sosia: *Ut quomque animo conlubitu-
tumst meo.*

Mercurius: *Ain uero?*

Sosia: *Aio enim uero*

Mercurius: *Uerbero.*

Sosia: *Mentiris nunc.*

Mercurius: *At iam faciam ut uerum dicas dicere*

Sosia: *Quid eost opus?*

Mercurius: *Possum scire, quo profectus, quous sis aut quid ueneris?*

Sosia: *Huc eo, eri sum servos. Numquid nunc es certior?*

Rotrou:

Mercure: *Toi qui portes Vulcain en cette corne esclave . . .*

Sosie: *Mais toi qui brises tout et qui fais tant du brave . . .*

Mercure: *Où s'adressent tes pas?*

Sosie: *Que t'importe? Où je veux.*

Mercure: *Es-tu libre, ou captif?*

Sosie: *Oui.*

Mercure: *Mais lequel des deux?*

Sosie: *Lequel des deux me plaît, ou tous les deux ensemble.*

Mercure: *Ce maraud veut périr.*

Sosie: *Tel menace qui tremble.*

Mercure: *Mais qui, de grâce, es-tu? Qui t'amène en ce lieu?*

Sosie: *J'appartiens à mon maître; es-tu content? Adieu.*

Molière:

Mercure: *Qui va là?*

Sosie: *Moi.*

Mercure: *Qui, moi?*

Sosie: *Moi. Courage, Sosie!*

Mercure: *Quel est ton sort, dis-moi?*

Sosie: *D'être homme, et de parler.*

Mercure: *Es-tu maître ou valet?*

Sosie: *Comme il me prend envie.*

Mercure: *Où s'adressent tes pas?*

Sosie: *Où j'ai dessein d'aller.*

Mercure: *Ah! ceci me déplait.*

Sosie: *J'en ai l'âme ravie.*

Mercure: *Résolument, par force ou par amour,
Je veux savoir de toi, traître,
Ce que tu fais, d'où tu viens avant jour,
Où tu vas, à qui tu peux être.*

Sosie: *Je fais le bien et le mal tour à tour;
Je viens de là, vais là; j'appartiens à mon maître.*

Auch in *Le Bourgeois gentilhomme* III, 5 erweist sich unser Mittel als von fremdem Vorbild ziemlich genau überkommen. Die Scene gemahnt an Terenz: *Eunuchus* II, 3. Parmeno, Sklave des Phaedria, erwidert die lebenswürdigen Worte des Gnatho (Parasit des Thraso) mit barschem, abweisendem Ton. Dazu kommt noch, dass Molière in seiner Scene ein Wortspiel anwendet, das sich auch in der Scene des *Eunuchus* findet.

Terenz:

Gnatho: *Plurima salute Parmenonem
Summum suum impertit Gnatho. Quid agitur?*

Parmeno: *Statur.*

Molière:

Dorante: *Comment se porte-t-elle?*

Mme. Jourdain: *Elle se porte sur ses deux jambes.*

Dies eng verwandte Frage- und Antwortspiel im Zusammenhang mit der ähnlichen Situation lässt auch hier eine Anlehnung von Seiten Molières als sicher erscheinen. — Es bleibt demnach in der Serie a unserer Gruppe nur noch eine Scene übrig: *L'École des maris* I, 3. Es lässt sich ein bestimmtes Vorbild für dieselbe nicht erkennen, doch dürfen wir in Anbetracht der erwiesenen Anlehnung der zeitlich früheren Scene im *Dépit amoureux* ihre Idee jedenfalls nicht auf Molières Originalität setzen.

In den Scenen der Serien b und c, die von denen der ersten Serie doch recht sehr verschieden sind, lassen sich keinerlei fremde Einflüsse erkennen. *L'Avare* II, 5 zeigt zwar eine Verwandtschaft mit Larivey: *La Veuve* III, 2 und mit Ariosto: *I Suppositi* I, 2, aber weder hier noch dort finden sich Momente, die als Urbild des für uns wichtigen Faktors betrachtet werden könnten. Auch weist *Le Bourgeois gentilhomme* III, 10 eine Ähnlichkeit mit Lope: *El perro del hortelano* II, 17, 18 auf, doch fehlt das für uns bedeutsame Element auch bei Lope durchaus. Wir stehen deshalb nicht an, die Scenen der Serien b und c, die eben, wie schon die Skizzierung derselben in unserem ersten Teil erweist, sich ihrer Anlage nach von a sehr unterscheiden, auf die Originalität Molières zu setzen.

VI. Jemand erwidert dem andern mit denselben
Worten oder auf dieselbe Art und Weise.

Was zunächst die erste Situation *Le Mariage forcé* Sc. 5 anlangt, so hat die Unterredung zwischen Sganarelle und Marphurius ihren Anlass offenbar bei Rabelais: *Gargantua et Pantagruel* Buch III, Kap. 35 u. 36, wo eine ganz ähnliche Unterredung zwischen Trouillogan und Marphurius erzählt wird. Das für uns bedeutungsvolle komische Schlussmoment: das Antwortgeben mit denselben Redensarten fehlt freilich bei Rabelais. Ein annähernd verwandtes Moment findet sich nun aber bei Epictet, wo es in der französischen Übersetzung von A. P. Thurot ¹²⁾ heisst: „*Si j'étais l'esclave de quelqu'un de ces gens-là, dussé-je être battu de verges tous les jours, je saurais bien trouver le moyen de le faire enrager. „Garçon, mets un peu d'huile dans ce bain.“ Au lieu d'huile j'apporterais de la saumure „N'est-ce pas de la sauce de saumure?“ „Comment le sais-tu, puisque nos sens nous trompent?“ Si j'avais seulement trois ou quatre camarades d'esclavage qui pensassent comme moi, je forcerais un pareil homme à se pendre ou bien à changer d'avis. Mais ils se moquent de nous, se servant très-bien des facultés que la nature nous a données à tous, et n'en méconnaissant l'existence que dans leurs discours.“* — Man sieht, der Gedanke bei Molière und Epictet ist verwandt; die Form dagegen, in die er gebracht ist, sowie die ganzen Umstände der Situation, welche ihn mit sich bringt, sind bei Molière gänzlich verschieden. Die Form aber, die scenische Verknüpfung eines solchen Gedankens, ist für uns das Massgebende: und diese ist bei Molière vollkommen originell.

In *L'Amour médecin* II, 5 weist die Situation: Sganarelle konsultiert die beiden Ärzte Bahys und Macroton auf eine verwandte Scene bei Terenz: *Phormio* III, 3 zurück: Demipho konsultiert die drei Rechtsgelehrten Hegio, Cratinus und Crito. Das für uns bedeutsame technische Moment findet sich jedoch bei Terenz nicht. Auch in *L'Avare* I, 4 und *M. de Pourceaugnac* II, 5 findet unser Mittel unbeeinflusst von fremden Elementen Verwendung. Etwas anders steht es mit *L'Avare* II, 2. Eine ganz ähnliche wie die hier gestaltete Situation hat sich nach Tallemant des Réaux ¹³⁾ thatsächlich zwischen dem Präsidenten de Bersy und seinem Sohne zugetragen. „*. . . . là entroit la rencontre du président de Bersy chez un notaire avec son fils, qui cherchoit de l'argent à gros intérêts. Le père lui cria: „Ah! débauché, c'est toi!“ — „Ah! vieux usurier, c'est vous!“ dit le fils.*“ — Die Anekdote wurde nun schon vor Molière

¹²⁾ *Discours philosophiques* recueillis par Arrien; traduction de A. P. Thurot, 1838, Buch II, Kap. 20, S. 232.

¹³⁾ *Historiette de Boisrobert*, Bd. II, S. 406 u. 407.

durch Boisrobert: *La Belle plaideuse* dramatisch ausgebeutet, wo sich die in Frage kommende Situation Akt III, Sc. 8 findet:

Ergaste (fils): . . . *Quoi? c'est là celui qui fait le prêt?*

Barquet (notaire): *Oui, Monsieur.*

Amidor (père): *Quoi? c'est là ce payeur d'intérêt?*

Aber man vergleiche damit die Art, wie Molière diese Situation verwendet hat! Wie hat er diese Anregung auszubenten gewusst! Gerade diese Ausnutzung eines vorhandenen Keimes ist für sein künstlerisches Schaffen von so grosser Bedeutung. Wir müssen die Molièresche Scene den hageren Worten Boisroberts gegenüberstellen, um recht zu erkennen, was sich unter Molières Händen aus einem solchen Keim entwickelt. Es heisst bei ihm:

Harpagon: *Comment, pendard? c'est toi qui t'abandonnes à ces coupables extrémités?*

Cléante: *Comment, mon père? c'est vous qui vous portez à ces honteuses actions?*

Harpagon: *C'est toi qui te veux ruiner par des emprunts si condamnables?*

Cléante: *C'est vous qui cherchez à vous enrichir par des usures si criminelles?*

Harpagon: *Oses-tu bien, après cela, paroître devant moi?*

Cléante: *Osez-vous bien, après cela, vous présenter aux yeux du monde?*

Harpagon: *N'as-tu point de honte, dis-moi, d'en venir à ces débauches-là? de te précipiter dans des dépenses effroyables? et de faire une honteuse dissipation du bien que tes parents t'ont amassé avec tant de sueurs?*

Cléante: *Ne rougisiez-vous point de déshonorer votre condition par les commerces que vous faites? De sacrifier gloire et réputation au desir insatiable d'entasser écu sur écu, et de renchérir, en fait d'intérêts, sur les plus infâmes subtilités qu'aient jamais inventées les plus célèbres usuriers?*

Der grosse Unterschied zwischen den beiden Scenen ist einleuchtend. Dort erscheint unser Mittel als kleiner, dem bühnentechnisch nicht Geschulten kaum in die Augen fallender Ansatz, — hier entsteht eine von der grossartigsten Komik getragene Scene daraus, die einer durchschlagenden Wirkung immer sicher sein muss. —

Wir sind am Ende unserer Abteilung B angelangt. Kurz zurückblickend müssen wir konstatieren, dass Molière auf den ersten Blick in den Mitteln derselben nicht so selbständig erscheint wie in der zuerst behandelten. In einigen der Scenen lehnt er sich ziemlich eng an gewisse Vorbilder an. Ferner muss man zugeben, dass er die Keime zu einer Anzahl von Scenen bereits an anderer Stelle vorgefunden hat. Aber hier muss man gleich hinzufügen, dass die Art, wie er diese zuweilen recht unbedeutenden Keime, in

denen sein geschulter Bühnensinn das Fruchtbare erkannte, zur Entfaltung gebracht hat, originell, ja zum Teil geradezu grossartig ist. Er hat, bildlich geredet, das, was in jenen Keimen noch verborgen schlummerte, erst zu blühendem Leben erweckt. Das ist eben gerade das Geniale an seinem Schaffen: das Unbedeutende zur Grösse und Bedeutung zu erheben. Unter diesem Gesichtspunkt müssen wir auch die Entfaltung der technischen Mittel dieser Abteilung grossenteils der Originalität Molières zusprechen.

C. Parallelismus inhaltlich bedeutsamer Szenen.

I. Missverständnisse, die sich während der Unterhaltung ergeben.

Die Szenen sind bei Molière ursprünglich. Dass sich eine der zuletzt entstandenen unter ihnen: L'Avare V, 3 als angeglichen erweist, kann nicht von Bedeutung sein, — Molière hatte ja das Mittel, das sie charakterisiert, vorher oft genug selbständig angewandt. Jene Scene geht nämlich auf das stoffliche Vorbild der Komödie: Plautus, Aulularia V, 3 zurück. Dort ist die Situation freilich von viel derberem Charakter. Das Missverständnis geht hier zwischen Euclio, dem Geizigen, und dem jungen Lyconides vor sich. Lyconides gesteht seine Missethat ein. Euclio ist hoch erfreut, denn er ist der Meinung, diese Missethat bestehe darin, dass ihm Lyconides den Schatz gestohlen habe. Bald freilich wird er aufgeklärt, dass es nicht dieses ist, was Lyconides zu gestehen hat, sondern die Thatsache, dass Phaedria, des Euclio Tochter, soeben ein Kind geboren habe, dessen Vater er, Lyconides, ist.

Wie gesagt, dieser Angleich ist bedeutungslos, denn Molière zeigt sich in allen früher entstandenen Szenen originell. Es ist nur natürlich, dass er sich das längst als fruchtbar von ihm erkannte Mittel, als er es später in Plautus' Aulularia vorfand, bei der Nachbildung dieser Komödie nicht entgehen liess.

II. Jemand macht sich einen andern zum Vertrauten, ohne zu wissen, dass dieser seinen Plänen feindlich ist.

Es ist hier wieder interessant zu sehen, wie Molière einer Anregung von anderer Seite folgend sich ein eigenes technisches Mittel in grossartiger Weise heranzubilden wusste. Für keine der Szenen in Serie a ist ein bestimmtes Vorbild zu erweisen. Aber der Gedanke, welcher die Szenen trägt, ist in vielen Novellen aus der Zeit Molières und auch früherer Jahrhunderte nicht selten anzufinden. Wir erwähnen nur: *Les facétieuses Nuits de Straparole* Buch I, vierte Nacht, Erzählg. 4, wo Nérin, Sohn des Königs von Portugal und Student in Padua, den Raimond Brunel, dessen Gattin er liebt, zum Mitwisser seiner Leidenschaft macht, da er ihn nicht kennt. Ferner Giovanni: *Il Pecorone*, erster Tag, zweite Novelle;

Scarron: *La Précaution inutile*; *Les Nouvelles nouvelles du roi Louis XI*, — ohne dass damit die Reihe der Werke, in welchen der Gedanke auftritt, erschöpft wäre. Natürlich findet sich dort von einer scenischen Verknüpfung nichts. Als Molière jene Novellen las und dabei auf den Gedanken stiess, erkannte er die grosse Fruchtbarkeit desselben für das Theater und liess ihn sich daher nicht entgehen. So ist es Molières Verdienst, den Gedanken bühnentechnisch verwendet und ihn durch eine mehrfache Verwendung zu einem bühnentechnischen Mittel gemacht zu haben.

Die etwas gesondert stehende einzelne Scene b unserer Gruppe *Les Fourberies de Scapin* III, 3 ist nun freilich ziemlich eng an *Cyrano de Bergerac: Le Pédant joué* III, 2 angeglichen, wo Genevotte, die Geliebte des Charlot, unter den gleichen Umständen wie bei Molière, dem alten Granger die erheuchelte Gefangennahme seines Sohnes durch die Türken und dessen vermeintliche Loskaufung auf Kosten des Alten erzählt, dem auf diese Weise das betrügerische Spiel, das man mit ihm getrieben hat, offenbar wird. Wir setzen die Scene *Cyranos* hierher; ein Vergleich mit der Molièreschen wird von einer ziemlich starken Beeinflussung überzeugen:

Granger: *Mademoiselle, soyez-vous venue autant à la bonne heure que la grâce aux pendus quand ils sont sur l'échelle.*

Genevotte: *Est-ce l'Amour qui vous a rendu criminel? Vraiment la faute est trop illustre pour ne vous la pas pardonner. Toute la pénitence que je vous en ordonne, c'est de rire avec moi d'un petit conte que je suis venue ici pour vous faire. Ce conte toutefois se peut appeler une histoire, car rien ne fut jamais plus véritable. Elle vient d'arriver, il n'y a pas deux heures, au plus facétieux personnage de Paris, et vous ne sauriez croire à quel point elle est plaisante. Quoi, vous n'en riez pas?*

Granger: *Mademoiselle, je crois qu'elle est divertissante au delà de ce qui le fut jamais. Mais*

Genevotte: *Mais vous n'en riez pas.*

Granger: *Ha, a, a, a, a.*

Genevotte: *Il faut, avant que d'entrer en matière, vous anatomiser ce squelette d'homme et de vêtement Figurez-vous Hé bien, Monsieur, ne voilà pas un joli Ganymède? et c'est pourtant le héros de mon histoire. Cet honnête homme régent une classe dans l'Université. C'est bien le plus faquin, le plus chiche, le plus avare, le plus sordide, le plus mequin Mais riez donc!*

Granger: *Ha, a, a, a, a.*

Genevotte: *Ce vieux rat de collège a un fils qui, je pense, est le recéleur des perfections que la nature a volées au père. Ce chiche penard, ce radoteur*

Granger: *Ah! malheureux, je suis trahi: c'est sans doute ma propre histoire qu'elle me conte. Mademoiselle, passez ces épithètes:*

il ne faut pas croire tous les mauvais rapports; outre que la vieillesse doit être respectée.

Genevot: *Quoi, le connoissez-vous?*

Granger: *Non, en aucune façon.*

Genevot: *ô bien, écoutez donc. Ce vieux bouc veut envoyer son fils en je ne sais quelle ville, pour s'ôter un rival; et afin de venir à bout de son entreprise, il lui veut faire accroire qu'il est fou. Il le fait lier, et lui fait ainsi promettre tout ce qu'il veut; mais le fils n'est pas longtemps créancier de cette fourbe. Comment? vous ne riez point de ce vieux bossu, de ce maussadas à triple étage.*

Granger: *Baste, baste, faites grâce à ce pauvre vieillard.*

Genevot: *Or écoutez le plus plaisant. Ce goutteux, ce loup-garou, ce moine-bourru*

Granger: *Passez outre, cela ne fait rien à l'histoire.*

Genevot: *. . . . commanda à son fils d'acheter quelque bagatelle, pour faire un présent à son oncle le Vénitien; et son fils, un quart d'heure après, lui manda qu'il venoit d'être pris prisonnier par des pirates turcs, à l'embouchure du golfe des Bons-Hommes; et ce qui n'est pas mal plaisant, c'est que le bon homme aussitôt envoya la rançon. Mais il n'a que faire de craindre pour sa pécune: elle ne courra point de risque sur la mer de Levant.*

Granger: *Traître Corbineli, tu m'as vendu, mais je te ferai donner la salle.*

III. Jemand verständigt sich mit einem andern
durch Worte oder Gebärden, ohne dass es ein dritter
Anwesender bemerkt.

Nur eine von den hierhergehörigen Szenen lässt sich als eine Anlehnung erweisen: *Le Malade imaginaire* II, 5. Sie ist verwandt mit Akt II, Sc. 4 einer Komödie von Thomas Corneille: *Don Bertran de Cigarral*, die auf ein Stück von Francisco de Rojas: *Don Lucas de Cigarral* zurückgeht und i. J. 1650 zum ersten Mal aufgeführt wurde. Dort nämlich verständigt der jugendliche Don Alvar seine Geliebte Isabelle, welche von dem ungeschliffenen Don Bertran zur Frau begehrt wird, über seine innigen Gefühle, ohne dass die Anwesenden, Isabelles Vater, der die Ehe mit Bertran begünstigt, und Don Bertran selbst, etwas davon bemerken. Er trägt, ebenso wie Cléante bei Molière, eine Erzählung vor, die nichts anderes als die Geschichte seiner eigenen Liebe ist. Bei Molière wird dann die gegenseitige Verständigung durch ein Gesangsduo weitergesponnen, ein Faktor, der bei Corneille fehlt.

Nun ist von Bedeutung, dass die Scene im *Malade imaginaire* von allen unter diese Gruppe fallenden die zeitlich zu allerletzt entstandene ist. Es wird sich hier also wohl ebenso verhalten, wie wir schon bei Gruppe III und IV unserer Abteilung B konstatierten: Molière wandte das Mittel zuerst aus eigenem Antrieb an, wieder-

holte die Anwendung, da ihn die Erfahrung lehrte, dass er sich in der Bühnenwirksamkeit desselben nicht getäuscht hatte, und als es ihm dann einmal an anderem Orte begegnete, wo es eine besonders glückliche Verwendung gefunden hatte, setzte er es bei passender Gelegenheit ohne Bedenken in der gleichen Weise in Scene.

IV. Ein dienendes Mädchen lehnt sich durch Widerspruch gegen ihre Herrschaft auf.

V. Jemand stellt etwas als Tugend hin oder gelobt etwas und fehlt kurz darauf selbst dagegen.

Wir haben keine Vorbilder für die Scenen dieser Gruppen erkennen können.

VI. Zwei Liebende erzürnen sich und versöhnen sich bald darauf.

Die hierher gehörigen Scenen scheinen uns an keinerlei Muster angeglichen zu sein, wenn auch Tartuffe II, 4 an Lope: *El perro de hortelano* II, 18 gemahnen will, wo auch ein schmollendes Liebespaar, Marcela und Teodoro, durch einen Bedienten, Tristan, wieder ausgesöhnt wird. Aber die Situation bei Lope ist doch eine hervorragend andere. Zunächst geht das Schmollen dort der Versöhnung nicht knapp voraus, wie bei Molière, sondern datiert schon seit längerer Zeit. Von dem Trotz der Liebenden, der bei Molière in allen drei Scenen der Gruppe so charakteristisch ist und eine Fülle prachtvoller komischer Momente mit sich bringt¹⁴⁾, findet sich daher bei Lope nichts. Dann fehlt der Lopeschen Scene auch jeder Humor. Tristan nimmt einfach die Hände der beiden Zürnenden — deren Liebesgefühle übrigens im Gegensatz zu Marianne und Valère der Tiefe entbehren — und fügt sie ineinander, — damit ist die Versöhnung geschehen. Nun vergleiche man damit den entzückenden, lebensvollen Vorgang bei Molière! Das Sichsträuben der Liebenden, das doch im Grunde nichts anderes ist als ein heimliches, sehnliches Wünschen zu einander zu gelangen. Und dann das resolute Einschreiten der Dorine, das wieder eine Reihe neuer komischer Momente mit sich bringt. Die Scene hat mit der Lopeschen schlechterdings nichts gemein als die nackte Thatsache, dass zwei Zürnende durch einen Dritten versöhnt werden, — das ist aber wirklich nicht genug, als dass man sie als Muster der entzückenden Molièreschen Scene bezeichnen dürfte. Die Möglichkeit, dass der Vorgang bei Lope die Anregung zu dem Molièreschen gewesen ist, kann man freilich ja nicht leugnen, gross ist sie aber jedenfalls nicht. Und setzt man wirklich den Fall, dass es an dem sei, so hat Molière sein Vorbild so unendlich weit hinter sich gelassen, dass es eben kaum noch als Vorbild zu erkennen ist. — Dass die Lopesche Scene für *Le Dépit*

¹⁴⁾ cfr. das Sich-entfernen-wollen des Valère, zu dem er sich doch nie ganz entschliessen kann. S. unter A VI.

amoureux IV, 3 und Le Bourgeois gentilhomme III, 10 den Keim in sich birgt, ist ganz und gar abzuweisen, denn hier fällt auch noch die Mittelsperson fort, die ja in jener Situation des *Tartuffe* der einzige Faktor ist, welcher an Lope denken lässt. —

Übrigens findet sich der Gedanke: Zwei Liebende, die schmollen, söhnen sich schnell wieder aus, schon bei Terenz: *Andria* und bildet auch den Vorwurf zu der bekannten Ode des Horaz: *Donec gratus eram tibi*. Es würde natürlich übertrieben spitzfindig erscheinen, wenn man die Molièreschen Szenen auf jene Dichtungen zurückführen wollte. Der Gedanke, dass sich zwei Zürnende wieder vereinigen, ist wirklich kein so aussergewöhnlicher, dass man da, wo er sich findet, den Argwohn einer Beeinflussung hegen müsste.

VII. Es werden schlechte, Komik hervorrufende Gedichte vorgelesen.

Was zunächst die erste der hierher gehörigen Situationen anlangt: Les Précieuses ridicules Sc. 9, so ist es für uns nebensächlich, dass sich die Verse des Mascarille an und für sich als Anlehnung an verschiedene Vorbilder erweisen.¹⁵⁾ Es kommt hier lediglich darauf an, dass sie in eine Scene verknüpft sind und diese zu einer komischen gestalten. Auch unter diesem Gesichtspunkt erweist sich die Idee der Situation bei Molière wohl nicht als ursprünglich. Mézières¹⁶⁾ hat zum ersten Mal auf eine Scene der aus d. J. 1609 stammenden Komödie von Ben Jonson: *The silent woman* hingewiesen, in der ein Narr „un Trissotin doublé de Mascarille“ einigen preziösen Herren von ihm selbst verfasste, thörichte Verse vorträgt, die von jenen sehr gepriesen werden. Die Scene bei Ben Jonson II, 2 ist diese:

Daw: *Nay, I'll read them myself, too: an author must recite his own works. It is a madrigal of Modesty. „Modest and fair, for fair and good are near Neighbours, howe'er.“*

Dauphine: *Very good.*

Clerimont: *Ay, is't not?*

Daw: *„No noble virtue ever was alone,
But two in one.“*

Dauphine: *Excellent!*

Clerimont: *That again, I pray, Sir John.*

Dauphine: *It has something in 't like rare wit and sense.*

Clerimont: *Peace.*

Daw: *„No noble virtue ever was alone,
But two in one.*

*Then, when I praise sweet modesty, I praise,
Bright beauty's rays:*

¹⁵⁾ cfr. Despois-Mesnard Bd. II, S. 84, Anm. 3.

¹⁶⁾ *Les prédécesseurs et contemporains de Shakespeare*, 3. Ausgabe. Paris 1881, S. 206 fg.

*And having praised both beauty and modesty,
I have praised thee."*

Pauphine: *Admirable!*

Clerimont: *How it chimes, and cries tink in the close, divine!*

Pauphine: *Ay, 'tis Seneca.*

Clerimont: *No, I think 'tis Plutarch.*

Daw: *The dor on Plutarch and Seneca! I hate it: they are
mere imaginations, by that light. I wonder those fellows ha-
ve credit with gentlemen.*

Clerimont: *They are very grave authors.*

Daw: *Grave asses! mere essayists! a few loose sentences, and
that's all. A man would talk so his whole age. I do utter as ge-
nuines every hour, if they were collected and observed, as either of the*

Und dagegen Molière:

Mascarille: *Oh, oh! je n'y prenois pas garde:*

Tandis que, sans songer à mal, je vous regard.

Votre oeil en tapinois me dérobe mon coeur.

Au voleur, au voleur, au voleur, au voleur!

Cathos: *Ah! mon Dieu! voilà qui est poussé dans le dernier
galand.*

Mascarille: *Tout ce que je fais a l'air cavalier; cela ne se
point le pédant.*

Magdelon: *Il en est éloigné de plus de deux mille lieus.*

Mascarille: *Avez-vous remarqué ce commencement: Oh, oh!
Voilà qui est extraordinaire: oh, oh! Comme un homme qui s'arme
tout d'un coup: oh, oh! La surprise: oh, oh!*

Magdelon: *Oui, je trouve ce oh, oh! admirable.*

Mascarille: *Il semble que cela ne soit rien.*

Cathos: *Ah! mon Dieu, que dites-vous? Ce sont là de
sortes de choses qui ne se peuvent payer.*

Magdelon: *Sans doute; et j'aimerois mieux avoir fait ce
oh! qu'un poème épique.*

Mascarille: *Tudieu! vous avez le goût bon.*

Magdelon: *Eh! je ne l'ai pas tout à fait mauvais.*

Mascarille: *Mais n'admirez-vous pas aussi je n'y pren-
e? Je n'y prenois pas garde, je ne m'apercevois pas
de parler naturelle: je n'y prenois pas garde. Tandis
songer à mal, tandis qu'innocemment, sans malice, comme
mouton; je vous regarde, c'est-à-dire, je m'amuse
à vous regarder, je vous observe, je vous contemple; Votre oeil
. . . . Que vous semble de ce mot tapinois? n'est-il pas
p*

Cathos: *Tout à fait bien.*

Mascarille: *Tapinois, en cachette: il semble que ce soit
comme de prendre une souris: tapinois.*

Magdelon: *Il ne se peut rien de mieux.*

Mascarille: *Me dérobem mon coeur, me l'emporte, me le ravit. Au voleur, au voleur, au voleur, au voleur! Ne diriez-vous pas que c'est un homme qui crie et court après un voleur pour le faire arrêter? Au voleur, au voleur, au voleur, au voleur!*

Magdelon: *Il faut avouer que cela a un tour spirituel et galand.*

Mascarille: *Je veux vous dire l'air que j'ai fait dessus.*

Cathos: *Vous avez appris la musique?*

Mascarille: *Moi? Point du tout.*

Cathos: *Et comment donc cela se peut-il?*

Mascarille: *Les gens de qualité savent tout sans avoir jamais rien appris.*

Magdelon: *Assurément, ma chère.*

Mascarille: *Écoutez si vous trouverez l'air à votre goût. Hem, hem. La, la, la, la. La brutalité de la saison a furieusement outragé la délicatesse de ma voix; mais il n'importe, c'est à la cavalière.*

(Il chante:)

Oh, oh! je n'y prenois pas

Cathos: *Ah, que voilà un air qui est passionné! Est-ce qu'on n'en meurt point?*

Magdelon: *Il y a de la chromatique là dedans.*

Mascarille: *Ne trouvez-vous pas la pensée bien exprimée dans le chant? Au voleur! Et puis, comme si l'on crioit bien fort: au, au, au, au, au, au voleur! Et tout d'un coup, comme une personne essoufflée: au voleur!*

Man sieht, die Verwandtschaft der Scenen ist nicht so gross, dass man gerade an eine Anlehnung denken müsste. Bei Molière ist der Vorgang ungleich wirkungsvoller, die Situation ist viel mehr ausgenutzt. Das, was ihn so besonders komisch macht: das unablässige Wiederholen von Ausdrücken aus dem vorgetragenen Gedicht, findet sich bei Ben Jonson nicht einmal im Ansatz. Überdies scheint es doch auch sehr fraglich, ob Molière überhaupt das Englische verstand, zumal wir sonst in seinem ganzen Schaffen nirgends Einflüsse der englischen Litteratur feststellen können. Und warum sollten auch nicht einmal zwei Dichter unabhängig voneinander eine ihrer Gestalten schlechte Verse vorlesen lassen und sie von andern thörichten Menschen loben lassen? So überaus frappant ist der Vorgang schliesslich nicht in einer Zeit der Geziertheit und Unnatur, die sich einsichtsvolle Männer wie Molière und Ben Jonson wohl einmal auf gleiche Art zu bekämpfen zur Aufgabe machen konnten. Wir halten es deshalb für sehr zweifelhaft, dass Molière die Scene bei Ben Jonson gekannt hat. Es liegt auch ein Einfluss von anderer Seite viel näher. Wir denken an die Comédie des académistes, deren Drucklegung zeitlich nicht genau zu ermitteln

ist, die jedoch auf alle Fälle vor dem Entstehen der *Précieuses ridicules* erschien. Molière hat diese Komödie sicher gekannt, denn sie hat zu ihrer Zeit ein gewisses Aufsehen erregt. Auch hat er sich offenbar in einer andern, der unsern verwandten Scene an sie angeschlossen, in den *Femmes savantes* III, 2 nämlich. Wir verweisen auf die dort¹⁷⁾ angestellten Erörterungen und sind der Ansicht, dass auch für unsere Scene in jener Situation der *Comédie des académistes* die Quelle zu suchen ist. Molière hatte dort die grosse Komik des Vorgangs erkannt und setzte ihn nun selbst mehrfach in seinen eigenen Werken in Scene.

So auch in *Le Misanthrope* I, 2. Es ist hier ebenfalls nicht wichtig, dass das komische Spiel mit den Worten *espérer* und *désespérer* in dem Sonett des Oronte auf einer Reminiscenz beruht¹⁸⁾. Im übrigen gilt für die Scene das, was wir soeben am Schluss der vorhergehenden sagten. Auch für *La Comtesse d'Escarbagnas* Sc. 5 gilt dies; hier stammen übrigens die komischen Verse von Molière selbst.

Die bekannteste und wirkungsvollste unter den Scenen unserer Gruppe ist nun: *Les femmes savantes* III, 2. Unter der Gestalt des Trissotin wurde der lächerliche Poet Cotin, unter der Gestalt des Vadius wurde vermutlich Ménage verspottet. Beide von Trissotin vorgetragene Gedichte rühren von Cotin her. Es scheint sich nun zwischen Cotin und Ménage, die einander nicht wohl wollten, in Wirklichkeit eine Scene wie die in den *Femmes savantes* gezeichnete abgespielt zu haben. Wenigstens erzählt d'Olivet¹⁹⁾ eine solche, die sich im Hause der Mademoiselle de Montpensier, zu der sich Cotin begeben hätte, um ihr sein *Sonnet à Mlle de Longueville, à présent duchesse de Nemours, sur sa fièvre quarte* vorzulesen, zuge tragen haben soll. *Comme il achevoit de lire ses vers, Ménage entra. Mademoiselle les fit voir à Ménage, sans lui en nommer l'auteur. Ménage les trouva, ce qu'effectivement ils étoient, détestables. Là-dessus, nos deux poètes se dirent à peu près l'un à l'autre les douceurs que Molière a si agréablement rimées.* In dem *Menagiana*²⁰⁾ finden wir eine etwas andere Überlieferung: *La scène où Vadius se brouille avec Trissotin, parce qu'il critique le sonnet sur la fièvre, qu'il ne sait pas être de Trissotin, s'est passée véritablement chez M. B.***. Ce fut M. Despréaux qui la donna à Molière.* Und bei Monchesnay²¹⁾ heisst es: *La même scène s'étoit passée entre Gilles Boileau, frère du satirique, et l'abbé Cotin.* Auch bei Talle-

¹⁷⁾ cfr. hierüber Despois-Mesnard Bd. V, S. 462, Anm. 5.

¹⁸⁾ S. 86 fg.

¹⁹⁾ *Histoire de l'académie française* (1729) Bd. II, S. 159.

²⁰⁾ Bd. III, S. 23.

²¹⁾ *Bolaeana* (1742) S. 31.

mant des Réaux ²²⁾ findet sich endlich eine ganz ähnliche Situation als tatsächliches Begebnis zwischen Godeau und Chapelain geschildert. Nach diesen Überlieferungen also hätte Molière die Situation direkt aus dem Leben geschöpft. Ein Zwang zu dieser Annahme liegt nicht vor, zumal man nicht weiss, inwieweit jene Chronisten des Begebnisses in ihren Überlieferungen erst wieder von der dichterischen Darstellung bei Molière abhängig sind. Es ist erlaubt, mit der gleichen Berechtigung zu vermuten, dass ein vielleicht wirklich geschehenes Begebnis erst mittelbar durch die anonym erschienene *Comédie des académistes pour la réformation de la langue françoise*, die vermutlich im Jahre 1650 gedruckt wurde, die Veranlassung der Scene geworden ist. I, 2 dieser Komödie deckt sich nämlich mit der Molièreschen Scene in auffallender Weise. Der in seine schlechten Verse verliebte Godeau entspricht dem Trissotin; Colletet, der sie zuerst begeistert preist, dann jedoch, als ihn Godeau nicht Gleiches mit Gleichem vergilt, in den Staub zieht, dem Vadius. Auch dort endet, wie bei Molière, die Scene mit einer Erbitterung der beiden Poeten, so dass sich der Parallelismus der Scenen in der That auf alle wesentlichen Punkte erstreckt. Wie man über den Ursprung des Vorganges auch denken mag — mag man ihn unmittelbar aus einem tatsächlichen Geschehnis, mittelbar aus dem bereits literarisch fixierten Geschehnis oder endlich, was uns das Wahrscheinlichste dünkt: aus einer Verquickung von Reminiszenzen an tatsächlich Geschehenes und litterarisch Fixiertes vorstellen —, darüber wird man jedenfalls keinen Zweifel hegen können, dass hier die Annahme einer selbständigen Erfindung Molières nicht wohl berechtigt ist. —

Bei all diesen Scenen unserer Gruppe beruht die Bedeutung recht eigentlich darauf, dass Molière eben das Wirkungsvolle des Vorgangs erkannte und in seine Komödien in geschickter Weise zu verflechten verstand.

VIII. Ein Heuchler beruft sich auf den Willen des Himmels.

Die Scenen sind bei Molière ursprünglich.

Wir stehen am Ende unserer Betrachtungen. Dieselben lassen uns erkennen, dass sich bei Molière eine gar nicht geringe Anzahl von Mitteln zur Komik finden, die durch ihre häufige Wiederkehr den Charakter einer besonderen Technik des Komischen annehmen. Manche dieser technischen Ausdrucksmittel hat der Dichter von fremder Seite überkommen; manche hat er aus einem an anderer Stelle gegebenen Keim in geschicktester Weise herausentwickelt; in nicht wenigen endlich zeigt er sich originell. Die Frage nach der Originalität steht aber für uns erst in zweiter Linie. Für uns

²²⁾ *Historiettes*, Ausgabe Monmerqué et Paulin Paris, S. 269.

ist der springende Punkt, dass Molières scharf entwickelter Bühnensinn die Fruchtbarkeit jener technischen Mittel und ihre grosse Wirkung auf dem Theater erkannte und sie nun durch eine häufige Anwendung zu einer eigenen Technik heranbildete. Dies ist durchaus sein Verdienst.

Interessant zu sehen ist es, in welchen seiner Komödien der Dichter jene technischen Mittel am häufigsten zur Verwendung bringt. Ein Rückblick ergibt, dass sie sich, wie es auch natürlich ist, in den eigentlichen Possen am ergiebigsten nachweisen lassen. Besonders für die Bühnenspiele, die auf einem ganz äusserlichen und, wie wir sahen, oft recht drastischen Vorgang beruhen, stellen die Possen das Hauptkontingent. Man denke besonders an die mehrfache, schnell aufeinander folgende Verkleidung im *Médecin volant* und im *Malade imaginaire*, dann an die Komik bei Umarmungen, die im *Médecin malgré lui* so häufig wiederkehrt. Das oftmalige Wiederholen derselben Worte treffen wir im *Malade imaginaire* ganz auffallend häufig, die Unterbrechungen durch geschwätzige Pedanten finden sich besonders in den Possen *La Jalousie du Barbouillé* und *Le mariage forcé*, und das so eigentümliche Bejammern eines Menschen, dem ein Unglück angedichtet wird, ist ausschliesslich in Possen zur Verwendung gebracht; in *L'Amour médecin*, *M. de Pourceaugnac*, *Les fourberies de Scapin* und *Le Malade imaginaire*. *Dom Juan* und *Tartuffe* waren in allen drei Abteilungen mehrfach zu erwähnen, während der *Misanthrope* ganz zurücktrat. Im übrigen waren für A am ergiebigsten: neben den schon erwähnten Possen die *École des femmes*. Für B: *Le mariage forcé*, *L'amour médecin*, *M. de Pourceaugnac*, *L'Avare*, *Les fourberies de Scapin*, *Le Malade imaginaire*. Für C: *L'école des femmes*, *L'Avare*, *George Dandin*, *Le Bourgeois gentilhomme*, *Le Malade imaginaire*. Das letztere Werk aber, der *Malade imaginaire*, war für uns die überhaupt weit- aus reichste Ausbeute; in ihm sind in der That fast alle technischen Mittel anzutreffen; in ihm hat sich Molière, durch schwerste Krankheit niedergebeugt, am auffallendsten auf längst erprobte Mittel gestützt.

Molières Gewohnheit, die einmal erprobten Bühnenkniffe immer wieder in Scene zu setzen, scheint uns darin ihren Ursprung zu haben, dass er sich in der Hast der Geschäfte und in dem später ihn bedrückenden Siechtum seine schriftstellerische Thätigkeit möglichst zu erleichtern suchte. Kam es ihm daher darauf an, komische Wirkungen zu erzielen, so griff er eben einfach zu einem der als wirksam längst erkannten Mittel zurück, bei dem er sich dann um den Erfolg nicht zu sorgen brauchte. Diese Schaffensweise aber scheint uns von nicht geringer Bedeutung zu sein, wenn man das schnelle und so ergiebige Produzieren des Dichters erklären will.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel Professor a. d. Universität z. Marburg

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

~~~~~  
Band XXI.  
Zweite Hälfte: Referate und Rezensionen.  
~~~~~

Berlin.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1899.

Inhalt.

REFERATE UND REZENSIONEN.

	Seite
<i>Allier, R.</i> Voltaire et l'affaire Calas (George Carel)	196
<i>Aucassin und Nicolette.</i> Mit Paradigmen und Glossar hrsg. v. <i>Hermann Suchier.</i> (M. Wilmotte)	187
<i>Ayrolle.</i> De Bayonne à Toulouse (E. Leitsmann)	95
<i>Baumgartner.</i> Grammaire franç. f. Mittelschulen (E. Leitsmann) . . .	79
<i>Bechtel-Glauser.</i> Franz. Konversationsgrammatik f. kommerzielle Anstalten (E. Leitsmann)	89
<i>Berghold, K.</i> Über die Entstehung der Nasalvokale (Eugen Herzog) . . .	160
<i>Bierbaum, Julius.</i> Lehrb. d. franz. Sprache. I. Teil (E. Leitsmann) . . .	85
<i>Bierbaum-Hubert.</i> Repetitions- u. Ergänzungs-Grammatik zu Bierbaums franz. Lehrbüchern (E. Leitsmann)	85
— — Sammlung deutscher Übungsstücke (E. Leitsmann)	98
<i>Bourget, Paul.</i> Voyageuses (H. J. Heller)	113
<i>Braunholtz, E. G. W.</i> L'Avare par Molière. Edited with Introduction and Notes (R. Mahrenholtz)	111
<i>Breitsprecher, H.</i> Gedächtnisverse z. franz. Grammatik (E. Leitsmann) . .	99
<i>Breyman, H.</i> Franz. Lehr- u. Übungsbuch f. Gymnasien. I. Teil. (E. Leitsmann)	78
<i>Broglie, Duc de.</i> Voltaire avant et pendant la guerre de sept ans (R. Mahrenholtz)	19
<i>Carel, George.</i> Voltaire und Goethe als Dramatiker. II. (R. Mahrenholtz) .	18
<i>Coppée, François.</i> Le Coupable (H. J. Heller)	115
<i>Cordier, H.</i> Molière jugé par Stendhal (R. Mahrenholtz)	191
<i>Delanghe, M.</i> Paris (E. Leitsmann)	93
<i>Donnay, Maurice.</i> L'Affranchie, comédie en 3 actes (H. J. Heller) . . .	223
<i>Ebner-Meyer.</i> Franz. Lesebuch. Ausgabe B, 2. Teil von W. Knörich (E. Leitsmann)	88
<i>Ebray, Valérie.</i> Livré de lecture (E. Leitsmann)	98
<i>Feist.</i> Lehr- und Lesebuch d. franz. Sprache. II. u. III. (E. Leitsmann) .	86
<i>France, Anatole.</i> L'Anneau d'améthyste (H. J. Heller)	229
<i>Gäbler, Hermann.</i> Studien zu Montesquieus Persischen Briefen (R. Mahrenholtz)	21
<i>Gautier, Judith.</i> Khou-n-atonou (E. Netto)	112
<i>Gebert, W.</i> Précis historique de la littérature française (Jos. Frank) . .	99
<i>Génin-Schamaneck.</i> Description des tableaux d'enseignement (E. Leitsmann)	92
— — Paris (E. Leitsmann)	94
<i>Gisi, Martin.</i> Französische Schriftsteller in und von Solothurn (R. Mahrenholtz)	190
<i>Glesener, Edmond.</i> Histoire de M. Aristide Truffant artiste Decoupeur (E. Netto)	112
<i>Goerlich, Ewald.</i> Franz. Vokabularien (E. Leitsmann)	95

<i>Goerlich, Ewald.</i> Freie franz. Arbeiten. II. Teil. (E. Leitsmann) . . .	96
<i>Haymann.</i> Jean Jacques Rousseaus Socialphilosophie (Erich Jung) .	198
<i>Heine, K.</i> Bilderbesprechungen (E. Leitsmann)	91
<i>Holtermann, Karl.</i> Franz. Sprechübungen (E. Leitsmann)	94
<i>Kahle-Rasch.</i> Franz. Lesebuch f. Mittelschulen (E. Leitsmann) . .	96
<i>Klahn, W.</i> Über die Entwicklung des lateinischen primären und sekundären mn im Französischen (Eugen Herzog)	160
<i>Klöpper, Clemens.</i> Beiträge zur französischen Stilistik (Eugen Herzog)	75
<i>Knigge</i> Beilage z. Jahresbericht d. Mariengymnasiums zu Jever, 1897 (E. Leitsmann)	77
<i>Koch, John.</i> Lehrbuch z. Erlernung d. franz. Sprache f. Fortbildungs- u. Fachschulen. II. Teil. (E. Leitsmann)	90
<i>Lange, Paul.</i> Beobachtungen u. Erfahrungen a. d. Gebiete d. Anschauungsmethode i. franz. Unterricht (E. Leitsmann)	77
<i>Leblanc, Maurice.</i> Voici des ailes (H. J. Heller)	224
<i>Lefèvre.</i> Les quatre Saisons (E. Leitsmann)	92
<i>Lesueur, Daniel.</i> Invincible Charme (H. J. Heller)	114
<i>Lewin, Herm.</i> Zwei kulturgeschichtl. Bilder in franz. u. engl. Bearbeitung (E. Leitsmann)	94
<i>Liepmann.</i> Die Rechtsphilosophie des Jean Jacques Rousseau (Erich Jung)	198
<i>Lindberg, Lars.</i> Les locutions verbales figées dans la langue française (Johan Vising)	29
<i>Lindqvist, Gregor.</i> Quelques observations sur le développement des désinences du présent de l'indicatif de la première conjugaison latine dans des langues romanes (Erik Staaff)	33
<i>Livet, Ch. L.</i> Lexique de la langue de Molière comparée à celle des écrivains de son temps avec des commentaires de philologie historique et grammaticale (Heinrich Schneegans)	51
<i>Loti, Pierre.</i> Ramuntcho. — Figures et Choses qui passaient (H. J. Heller)	112
— Reflets sur la sombre route (H. J. Heller)	228
<i>Mahrenholtz, R.</i> Zur neueren Bossuet-Litteratur	11
<i>Mentz, Richard.</i> Französisches im mecklenburgischen Platt und in den Nachbardialekten. Teil II. (Wilhelm Horn)	49
<i>Meurer, Karl.</i> Franz. Vokabularium m. Phraseologie u. Sprechübungen (E. Leitsmann)	98
<i>Montégut, Maurice.</i> Rue des Martyrs, roman parisien (H. J. Heller) .	225
<i>Morf, H.</i> Geschichte der neueren französischen Litteratur (XVI. bis XIX. Jahrhundert). 1. Buch. (E. Stengel)	1
<i>Moulin.</i> Le long de la mer bleue à bicyclette (E. Leitsmann) . . .	95
<i>Mühlfeld, K.</i> Einführung in die französische Wortbildungslehre, Phraseologie und Stilistik (O. Dittrich)	65
<i>Münster-Dageförde.</i> Elementarb. d. franz. Sprache (E. Leitsmann) .	91
<i>Nitzsche, M.</i> Über Qualitätsverschlechterung französ. Wörter u. Redensarten (O. Dittrich)	153
<i>Ohlert, A.</i> Lese- und Lehrbuch d. franz. Sprache, Ausg. A. — Deutsch-franz. Übungsb. zu Ausg. A u. B (E. Leitsmann)	79
<i>Paul, Hermann.</i> Prinzipien der Sprachgeschichte (Bartholomae) . .	151
<i>Pellisson, Maurice.</i> Chamfort. Étude sur sa vie, son caractère et ses écrits (Josef Frank)	21
<i>Peters, J. B.</i> Franz. Schulgrammatik u. Übungsbuch (E. Leitsmann)	78
<i>Piquet, F.</i> De vocabulis quae in duodecimo seculo et in tertii decimi principio a Gallis Germani assumpserint (Wilhelm Horn) . .	42
<i>Plattner-Heaumier.</i> Franz. Unterrichtswerk (E. Leitsmann)	81
<i>Ploetz, Gust.</i> Übungsbuch C (E. Leitsmann)	85
<i>Prosateurs français:</i> Bd. 104—108, 110—114 (C. Th. Lion) . . .	102—111
<i>A travers Paris:</i> Aus Originaltexten zusammengestellt u. hrsg. v. Arnold Krause	107

<i>Bruno, G.</i> Francinet	105
<i>Dhombres-Monod.</i> Biographies historiques	106
<i>Duruy, George.</i> Biographies d'hommes célèbres	103
<i>Good, Arthur.</i> La science amusante	102
<i>Guerre de 1870/71. Récits mixtes</i>	110
<i>d'Hérisson, Le Comte.</i> Journal d'un officier d'ordonnance	106
<i>Malot, Hector.</i> Sans famille	104
<i>Sandeau, Jules.</i> La Roche aux Mouettes	109
<i>Taine, H.</i> Napoléon Bonaparte	108
<i>Quiehl, K.</i> Französische Aussprache und Sprachfertigkeit (Koschwitz)	168
<i>Rahn, Héditha.</i> Lehr- u. Lesebuch d. franz. Sprache f. höhere Mädchen- schulen, I u. II (E. Leitsmann)	88
<i>Reuter, W.</i> Lehrbuch d. franz. Sprache für Handelslehranstalten (E. Leitsmann)	89
<i>Rod, Édouard.</i> Le Ménage du pasteur Naudie (H. J. Heller)	224
<i>Rosny, J.-H.</i> Les Ames perdues (H. J. Heller)	227
— <i>L'Impérieuse Bonté</i> (H. J. Heller)	229
<i>Rossmann, Gustav.</i> Der Aberglaube bei Molière (R. Mahrenholtz)	192
<i>Rostand, Edmond.</i> Cyrano de Bergerac, comédie héroïque übers. v. <i>Ludwig Fulda</i> (H. J. Heller)	221
<i>Sallwürk, E. von.</i> Fünf Kapitel vom Erlernen fremder Sprachen (W. Ricken)	214
<i>Salverda de Grave.</i> Bijdragen tot de kennis der uit het Fransch over- genomen woorden in het Nederlandsch (Wilhelm Horn)	47
<i>Sarrazin-Mahrenholtz.</i> Frankreich. Seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen (George Carel)	28
<i>Schaefer, W.</i> Beschleunigte Einführung i. d. franz. Sprache (E. Leits- mann)	86
<i>Schirmacher, Käthe.</i> Voltaire, eine Biographie (R. Mahrenholtz)	193
<i>Sensine, Henri.</i> Chrestomathie française du XIX ^{ème} siècle: Prosateurs (F. Heuckenkamp)	102
— <i>L'emploi des temps en français à l'usage des étrangers</i> (E. Leitsmann)	99
<i>Soltmann, Hermann.</i> Syntax d. franz. Zeitworts und ihre methodische Behandlung i. Unterricht, I (E. Leitsmann)	99
<i>Staaff, E.</i> Le suffixe -ime, -ième en français (Eugen Herzog)	160
<i>Stier.</i> Lehrbuch d. französischen Sprache V: Syntax (E. Leitsmann)	220
<i>Sütterlin, L.</i> Die heutige Mundart von Nizza (W. Cloëtta)	60
<i>Svedelius, Carl.</i> L'analyse du langage appliquée à la langue française (Eugen Herzog)	70
<i>Teichmann.</i> Praktische Methode: Französisch (E. Leitsmann)	96
<i>Tendering, F.</i> Molières Femmes Savantes im Unterricht der Prima (R. Mahrenholtz)	193
<i>Theuriet, André.</i> Boisfleury (H. J. Heller)	114
<i>Toynbee, P.</i> A Historical Grammar of the French Language, from the French of <i>Auguste Brachet</i> (W. Cloëtta)	61
<i>Ulrich, W.</i> Übungsstücke z. Übersetzen a. d. Deutschen ins Franz. (E. Leitsmann)	96
<i>Ulrich, W.</i> Der französische Familienbrief (C. Th. Lion)	217
<i>Vodoz, D.</i> Le Théâtre Latin de Ravisius Textor 1470—1524 (W. Creizenach)	188
<i>Wechsler, Eduard.</i> Die Sage vom heiligen Gral in ihrer Entwicklung bis auf Richard Wagners Parsifal (E. Stengel)	8
<i>Wiener, Leo.</i> French Words in Wolfram von Eschenbach (Wilhelm Horn)	40
<i>Wilke.</i> Method. Anleitung f. d. Anschauungsunterricht im Engl. u. Franz. (E. Leitsmann)	93
<i>Wilke-Dénervaud.</i> Anschauungsunterricht im Franz. (E. Leitsmann)	93

<i>Winkler, Alex.</i> Hat d. analytisch-direkte Methode d. Lehrerschaft befriedigt? (E. Leitsmann)	76
<i>Zünd-Burguet, A.</i> La phonétique expérimentale appliquée à l'Enseignement des Langues vivantes (Koschwitz)	166

MISZELLEN.

<i>Holzappel, L.</i> Zur Biographie von Friedrich Diez	232
<i>Langlois—Cloëtta</i>	117
<i>Meyer, Richard M.</i> Edmond About und Athanasius Kircher	233
<i>Mühlefeld—Dittrich</i>	234
<i>Stengel, E.</i> 4 Briefe von Friedrich Diez an Albert Hoefer	231
NOVITÄTENVERZEICHNIS	129, 240



Referate und Rezensionen.

Morf, H. *Geschichte der neueren französischen Litteratur (XVI. bis XIX. Jahrhundert)*. Ein Handbuch. Erstes Buch: Das Zeitalter der Renaissance. Strassburg, K. J. Trübner 1898 8° X u. 246 S. Pr. 2.50.

Morfs Handbuch wird aus vier Bändchen zu durchschnittlich fünfzehn Bogen, jedes ein Jahrhundert umfassend, bestehen. Die Arbeit ist dem Vorworte nach von langer Hand vorbereitet und zum grossen Teil im Manuskript abgeschlossen, sie will den Bedürfnissen der Lehrer und Studierenden des Faches und den Wünschen der gebildeten Laien zugleich dienen. Der Inhalt des bis jetzt vorliegenden ersten Buches war der Hauptsache nach bereits gedruckt, nämlich Kap. I: Am Ausgang des Mittelalters unter der Überschrift: *Die französische Litteratur zur Zeit Ludwig's XII.* in dieser Zs. Band XVI, Kapitel II: Die Anfänge der Renaissancelitteratur unter der Überschrift: *Die französische Litteratur zur Zeit Franz I.* im *Archiv f. d. Stud. d. neueren Spr. u. Lit.* XCIV S. 207—256, Kap. III: Höhezeit und Niedergang der Ren.-Litt. unter der Überschrift: *Die französische Litteratur in der zweiten Hälfte des 16. Jh.* I Die Poesie, II Die Prosa in dieser Zs. B. XVIII u. XIX. Die Neuveröffentlichung dieser Abhandlungen in Buchform darf gleichwohl nur mit Freuden begrüsst und die Arbeit allen denjenigen Kreisen, für welche sie bestimmt ist, auf das angelegentlichste empfohlen werden. Der Verfasser hat es verstanden mit seltenem Geschick eine klare Disposition, Gediegenheit und Reichhaltigkeit des Inhalts, mit einer bei aller Gedrängtheit doch höchst frischen und anziehenden Darstellung zu verbinden. Durch den Zweck des Buches war er natürlich, wie er selbst im Vorwort bemerkt, oft genötigt das Resultat einer mühevollen Einzeluntersuchung in einem kurzen Satze, einer blossen Wendung zum Ausdruck zu bringen, oder die ernste Auseinandersetzung mit einer gegnerischen Ansicht in einem einzigen Beiwort zusammenzufassen. Aber auch der gebildete Laie wird bei der Lektüre schon weniger Seiten die beruhigende Überzeugung ge-

winnen, dass er es hier mit einer sorgfältig nach den Quellen selbst gearbeiteten Schilderung, mit dem soliden Urteil eines mit der neuesten Forschung vertrauten Litterarhistorikers zu thun hat.

Die hauptsächlichsten Zuthaten, welche Morfs jetziges Buch gegenüber den früheren Einzelaufsätzen aufweist, bestehen aus einem kurzen Vorwort, einem Inhaltsverzeichnis, einer lebhaft geschriebenen allgemeinen Einleitung, einem Schlusssatz sowie knappen aber sehr willkommenen bibliographischen Angaben. Auch der Text der einzelnen Kapitel ist verschiedentlich abgeändert, umgestellt und durch wertvolle Zusätze ergänzt.

Es sei mir verstattet einige teils berichtigende, teils ergänzende Bemerkungen und Mitteilungen zu einzelnen Angaben Morfs hier folgen zu lassen. Sie mögen teils dem Verfasser für eine hoffentlich bald erforderlich werdende Neuauflage als Material dienen, teils seine Leser in den Stand setzen zu einzelnen seiner kurzen Andeutungen selbständig Stellung zu nehmen. Aufgabe der weiteren Einzelforschung wird es sein in ähnlicher Weise zu anderen Angaben berichtigendes oder ergänzendes Material herbeizuschaffen und zu verwerten.

S. 45 wird gesagt, von Dolet's *L'orateur français* sei nur das Kapitel von der Übersetzungskunst erschienen (vgl. meine Bemerkung in dieser Zs. XX² 16 f.). Das ist nicht ganz richtig. Schon der Titel ergibt, dass gleichzeitig mit diesem Kapitel auch die über die Accente und Interpunktionszeichen veröffentlicht worden sind. Gerade sie sind später auch oft allein abgedruckt worden und ihre Vorschriften waren für die Druckereien massgebend, ja liegen dem heute geltenden Brauche zu Grunde (vgl. meine diesbezüglichen Ausführungen in *Phonet. Stud.* II S. 219 f., *Verhandl. der 40. Philol. Versamml.* S. 486, *Neuphilol. Centralbl.* IV S. 209 und diese Zs. XII¹ S. 263 Anm. 3). Weiter sagt M.: „Er (d. h. Dolet) übt und verteidigt in seiner Übersetzung von Cicero's Briefen (1542) die „gelehrte“ Übersetzung, welche die lat. Bezeichnung antiker Dinge beibehält“. Demgegenüber sei hier auf die 5 Regeln seiner *Maniere de bien traduire* verwiesen, welche, wie folgt, lauten: 1) *il faut que le traducteur entende parfaitement le sens et matiere de l'auteur qu'il traduit*; 2) *que le traducteur ait parfaite cognoissance de la langue de l'auteur, qu'il traduit: et soit pareillement excellent en la langue, en laquelle il se met a traduire*; 3) *qu'en traduisant il ne se fault pas asseruir iusques à là, que l'on rende mot pour mot*; 4) *il te fault garder d'usurper mots trop approchants du Latin, & peu vsités par le passé: mais contente toy du commun, sans innouer aulcunes dictions follement, & par curiosité reprehensible*; 5) *l'observation des nombres oratoires: c'est à scauoir vne liaison et assemblément*

des diction avec telle douceur, que non seulement l'ame s'en contente, mais aussi les oreilles en sont toutes ravies, et ne se faschent iamais d'une telle harmonie de langage. Interessant ist es, wie ich gleich hier bemerken will, dass Sibilet (1548) sich ganz ähnlich ausspricht, also in diesem Punkte wohl auf Dolet fusst. Vgl. ed. 1573 S. 165: *la version ou traduction est aujourdhuy le Poëme plus frequent et mieux receu des estimez Poëtes & des doctes lecteurs. Mais garde et regarde que tu ayes autant parfaite cognoissance de l'idiome de l'autheur que tu en-* (S. 166) *treprendras tourner, comme de celuy auquel tu delibreras le traduire . . . Imite Marot en la Metamorphose, en son Musée, en ses psalmes, (S. 167) Salel, en son Iliade: Heroet en son Androgine: Desmasures, en son Eneide: Peletier en son Odissée, et Georgique.* Bei der Verwendung von Neubildungen rath er (S. 23): *tant modestement et avec tel iugement zu verfahren, que l'aspreté du mot nouveau n'égratigne et ride les oreilles rondes* Sonst fielen die Neider über das Werk her, wie über *la Delie de Sceue, poëme d'autant riche inuention qui pour le iour d'huy se lise* (vgl. Morf S. 57). — S. 50 heisst es von Marot: „Vom Altertum . . . ist er nicht selbständig beeinflusst“. Dagegen vertritt auch A. Roedel Leipz. Diss. 1898 die Ansicht, dass ihm für seine Elegien, welche Gedichtgattung er als erster in der französischen Litteratur gepflegt zu haben scheint, die Ovidschen als Vorbild gedient haben. — S. 54 f. giebt M. eine im Ganzen recht treffende Charakteristik der Lehren des Sibilet-schen *Art poetique françois*. Beachtenswert scheint mir noch, dass wenigstens die beiden ältesten Ausgaben von 1548 und 1551 sowie die von 1573 Sibilet als Autor nicht namhaft machen, ebenso wenig die meisten anderen; nur die Ausg. Paris 1555 und Lyon 1573 (vgl. *Répert. des ouvr. pédag. du XVI^e s.* S. 598 f.) nennen Thomas Sibilet ausdrücklich auf dem Titel als Verfasser. Der den Ausg. Paris 1556 u. 1573 beigelegte *Autre art Poétique*, ein Auszug des *Art p. fr.*, schliesst (wenigstens in der Ausg. von 1573) mit einem Sonnet, dessen 6 letzte Zeilen lauten:

„*Diuin Ronsard, le Delien Jodelle
L'heureux bellay, et celuy qui d'une elle
Du Cygne doux lamente ses erreurs,
Graue Caron, Sibillet et le Conte,
Aux anciens par voz chantz faites honte,
Authorisez voz Delphiques fureurs.*“

Wie steht es hiernach mit Sibilets Autorschaft an dem *Art poétique*? Lassen sich die aus vorstehend angegebenem Thatbestand entstehenden Zweifel daran durch anderweitige Zeugnisse zerstreuen? Ich weiss es nicht und finde die Frage nirgends auch nur aufgeworfen. — Nach M. soll der *Art* sich im Gegensatz zu

[illegible]

en laquelle nous suiuous allegorie, ou sens moral . . . souz fainte de personne attribuée a ce que veritablement n'est homme ne femme . . . (S. 144) . . . Toutes sortes de vers y sont receuës en meslange et varieté, mesme tu y trouueras Balades, triolets, rondeaux doubles & parfaictz, Lays, Virelays, tous amassez comme morceaux en fricassée. Quant a moy i'estimeray la moralité bonne de vers de 10 s., à raison de grauité. Mais . . . nous ne faisons aujourd'huy ne pures Moralités ne simples farces . . et . . melons du plat avec du croisé et des longs vers avecques des cours. . . (S. 145). La Farce retient peu ou rien de la Comédie Latine, aussi à vray dire, pour ce à quoy elle sert, ne seruiroient rien les actes et scenes, et en seroit la prolixité enuieuse¹). Car le vray suiet de la farce ou sottie françoise sont badineries, nigauderies et toutes soties esmouuans à ris et à plaisir . . . noz Farces sont vrayement ce que les Latins ont appellé Mimes ou Priapees.“ Die für sie geeigneten Verse seien die 8silbigen Reimpaare. Bezeichnend ist, dass der Verfasser des *Art* über das *Myster* kein Wort verliert. Er erkannte ihm offenbar gar keinen litterarischen Charakter mehr zu. (Vgl. Morf S. 81 f.). — „Naiv“ sagt Morf weiter „stellt er unter Epos (*le grand oeuvre*) den Rosenroman zu Homer“. Ganz so schlimm, wie dieser Satz klingt, hört sich die Naivität des *Art* doch nicht an. Vgl. eb. S. 161: *des Poëmes qui tombent soubs l'appelation de Grand oeuvre. . . tu trouueras peu ou point entrepris ou mis à fin par les Poëtes de nostre temps. Pour ce si tu desires exemple, te faudra recourir au romant de la rose, qui est vn des plus grands oeuvres que nous lisons aujourd'huy en nostre Poësie Françoise. Si tu n'aymes mieux . . . te former au miroër d'Homere & Virgile, comme je seroye bien d'auis, si tu m'en demandois conseil.* — S. 90 hebt M. den stark antikisierenden Charakter der Lyoner *Mystères mimés* aus Anlass des Einzuges Heinrich II. (1548) hervor und meint: „So stark antikisiert waren damals die Pariser Entrées noch nicht“. Dem gegenüber möchte ich auf die *Mystères mimés* hinweisen, welche schon 1468 aus Anlass der Hochzeit des Herzogs Karl von Burgund zur Aufführung kamen. Darunter befanden sich: die 12 Arbeiten des Hercules und *Comment fut donnee en mariage Cleopatra au roy Alexandre*. S. Ollivier de la Marche's *Memoiren* S. 345 ff. und eine Anmerkung G. Häpkes in *A. u. A.* n° 96 S. 4. — S. 152 bemerkt M.: „Pelletier bezeichnet — im Gegensatz zu Du Bellay — bereits (1555) den Alexan-

¹) Damit wendet sich der Verfasser der *Art* wohl gegen Forderungen von Charles Estienne in der Vorrede zu seinen *Abusés* von 1543 (s. Morf S. 86 f.), während er sich sonst in seinen Ausführungen ziemlich eng an Ch. Estienne anlehnt.

driner als den heroischen Vers der Franzosen.“ Interessant ist, dass Ronsard ihn wahrscheinlich schon im selben Jahre 1555 ebenso bezeichnete. Die ersten Gedichte der 1555 erschienenen *Continuation premiere des Amours de P. R.* tragen nämlich die Überschrift: „*Sonnets en Vers Heroiques*“. Ebenso spätere; dazwischen sind eine Anzahl *Sonnets en Vers de dix à onze syllabes* geschoben. Ich entnehme diese Angabe allerdings nicht dem Originaldruck selbst, sondern einer *A Rouen par Nicolas le Roux 1557* besorgten Sammelausgabe: *Les amours de P. de Ronsard Vandomois, nouvellement augmentées par luy. Avec les Continuations des dits Amours, & quelques Odes de l'Auteur, non encor imprimées. Plus, le Bocage & Meslanges dudit P. de Ronsard*, von welcher ich ein Exemplar besitze. Vorstehender Titel kann zugleich als Berichtigung eines anderen Morfschen Satzes auf S. 135 dienen: „1560 erscheint die erste Sammelausgabe seiner Werke“. Ich vermute, dass wir es in der Sammelausgabe von 1557 allerdings mit einem Raubdruck zu thun haben, da sie keinerlei Privileg aufweist. Nebenbei sei hier auch die Notwendigkeit einer sorgfältigen textkritischen Untersuchung über die Abänderungen, welche Ronsard in den verschiedenen Ausgaben an seinen Gedichten und Gedichtsammlungen vorgenommen hat, hervorgehoben und auf den Mangel einer kritischen Ansprüche genügenden Ausgabe Ronsards und der übrigen Plejade-Dichter nachdrücklich hingewiesen. Was Blanchemain für Ronsard bietet, kann schon deswegen nicht ausreichen, weil die der Sammelausgabe von 1560 voraufgehenden Einzeldrucke gänzlich unberücksichtigt geblieben sind. Marty-Laveaux bietet für Ronsard lediglich einen Neudruck des Textes letzter Hand von 1584. *Nous aurions* bemerkt er *souhaité pouvoir présenter aussi pour ce poète, comme nous l'avons fait pour la plupart de ceux de la Pléiade (?), les changements successifs de rédaction qu'il a introduits dans ses oeuvres, mais ils sont si nombreux qu'il n'y avait pas moyen d'y songer. Gandar, du reste, s'était parfaitement rendu compte de cette impossibilité: Si l'on entreprenait jamais, dit-il* (p. 194 seiner *Etude s. R. Metz 1854*), *de donner une édition critique des oeuvres de Ronsard, les variantes y tiendroient autant de place que le texte même. Elles ne seront donc jamais publiées.* Ich habe mich ganz im Gegenteil durch teilweise Vergleichung der Ausgaben von Marty-Laveaux, Blanchemain und 1557 von der Durchführbarkeit und Unentbehrlichkeit eines verständig angelegten Variantenapparates überzeugt und sehe nicht, wie man ohne einen solchen zu einem abschliessenden Urteil über den litterarischen Entwicklungsgang des Dichters, wie über die Wandlungen seiner Sprache gelangen kann. Die jüngeren Ausgaben der *Amours* haben, um nur das anzuführen, nicht nur einzelne Gedichte unterdrückt,

en laquelle nous suiuous allegorie, ou sens moral . . . souz faincte de personne attribuée a ce que veritablement n'est homme ne femme . . . (S. 144) . . . Toutes sortes de vers y sont receuës en meslange et varieté, mesme tu y trouueras Balades, triolets, rondeaux doubles & parfaictz, Lays, Virelays, tous amassez comme morceaux en fricassée. Quant a moy i'estimeray la moralité bonne de vers de 10 s., à raison de grauité. Mais . . . nous ne faisons aujourd'huy ne pures Moralités ne simples farces . . et . . melons du plat avec du croisé et des longs vers avecques des cours. . . (S. 145). La Farce retient peu ou rien de la Comédie Latine, aussi à vray dire, pour ce à quoy elle sert, ne seruiroient rien les actes et scenes, et en seroit la prolixité enuieuse¹). Car le vray suiet de la farce ou sottie françoise sont badineries, nigauderies et toutes soties esmouuans à ris et à plaisir . . . nos Farces sont vrayement ce que les Latins ont appellé Mimes ou Priapees.“ Die für sie geeigneten Verse seien die 8silbigen Reimpaare. Bezeichnend ist, dass der Verfasser des *Art* über das *Myster* kein Wort verliert. Er erkannte ihm offenbar gar keinen litterarischen Charakter mehr zu. (Vgl. Morf S. 81 f.). — „Naiv“ sagt Morf weiter „stellt er unter Epos (*le grand oeuvre*) den Rosenroman zu Homer“. Ganz so schlimm, wie dieser Satz klingt, hört sich die Naivität des *Art* doch nicht an. Vgl. eb. S. 161: *des Poëmes qui tombent sous l'appellation de Grand oeuvre. . . tu trouueras peu ou point entrepris ou mis à fin par les Poëtes de nostre temps. Pour ce si tu desires exemple, te faudra recourir au romant de la rose, qui est vn des plus grands oeuvres que nous lisons aujourd'huy en nostre Poësie Françoise. Si tu n'aymes mieux . . . te former au miroër d'Homere & Virgile, comme je seroye bien d'auis, si tu m'en demandois conseil.* — S. 90 hebt M. den stark antikisierenden Charakter der Lyoner *Mystères mimés* aus Anlass des Einzuges Heinrich II. (1548) hervor und meint: „So stark antikisiert waren damals die Pariser Entrées noch nicht“. Dem gegenüber möchte ich auf die *Mystères mimés* hinweisen, welche schon 1468 aus Anlass der Hochzeit des Herzogs Karl von Burgund zur Aufführung kamen. Darunter befanden sich: die 12 Arbeiten des Hercules und *Comment fut donnee en mariage Cleopatra au roy Alexandre*. S. Ollivier de la Marche's *Memoiren* S. 345 ff. und eine Anmerkung G. Häpkes in *A. u. A.* n° 96 S. 4. — S. 152 bemerkt M.: „Pelletier bezeichnet — im Gegensatz zu Du Bellay — bereits (1555) den Alexan-

¹) Damit wendet sich der Verfasser der *Art* wohl gegen Forderungen von Charles Estienne in der Vorrede zu seinen *Abusés* von 1543 (s. Morf S. 86 f.), während er sich sonst in seinen Ausführungen ziemlich eng an Ch. Estienne anlehnt.

den *Rhétoriciens* befinden. Das finde ich aber nirgends ausgesprochen. Trotz seines oft bekundeten Respektes vor Marot polemisiert der Verfasser einmal sogar gegen ihn und nimmt Sagon und la Hueterie vor seinen Vorwürfen in Schutz (ed. 1573 S. 74 heisst es Marot tadel mit Unrecht seine Gegner wegen der Reime: *la faire: affaire, mettre: remettre*, denn *il ryme ordinairement luy mesme le simple contre le composé*). Ganz im Sinne der *Rhétoriciens* ist seine Überschätzung der equivoquen Reime (eb. S. 51: *comme elle est la plus difficile, aussi est elle moins visitée et ne laisse pourtant à estre la plus elegante*). Seine schon gekennzeichnete Stellung zu dem Haupte der Lyoner Schule Maurice Seve, dessen Grammatik und Wortwahl diejenigen der rhetorischen Schule sind, lässt sich schon eher in M.'s Sinne deuten. Ich glaube aber, dass die eigentliche litterarische Anschauung des Verfassers des *Art* sich in folgender Stelle getreu widerspiegelt (ed. 1573 S. 19): *L'invention et le iugement . . . se conferment et enrichissent par la lecture des bons et classiques poëtes françois, comme sont entre les vieux Alain Chartier et Jean de Meun, mais plus luy profiteront les ieunes, comme imbus de la pure source françoise, esclarcie par feu illustre et tressauant Prince François Roy de France, viuant pere de son peuple et des Poëtes françois, entre lesquelz lira le nouice des Muses Fr. Marot, S[a]ingelais, Salel, Heroet, Sceue et tels autres bons esprits.* — Zu dem Satz M.'s: „Er findet in den Chorgesängen der antiken Tragödie das Vorbild für rhythmisch bewegten Strophenbau“ (vgl. Zschalig S. 72) stimmt, dass gerade Sibilet in seiner Übersetzung der Iphigenie von Euripides dessen Chorgesänge nachzubilden versucht hat (vgl. Zschalig S. 66 Anm. 1). Die Äusserung des *Art* über das damalige Drama und Theater, auf welche M. anspielt, setze ich ausführlich hierher, da sie von besonderem Interesse ist und von Zschalig gänzlich übersehen wurde. Ed. 1573 S. 142: *„La Moralité Françoise represente en quelque chose la Tragedie Grecque et Latine . . . Mais en ce auons nous comme en toutes choses suyui nôtre naturel, qui est de prendre des choses estranges . . . seulement ce que nous iugeons faire pour nous. Car en la Moralité nous traitons comme les Grecz et Latins en leurs Tragedies, narrations de faits illustres . . . sans nous assuiettir à douleur ou plaisir d'issue. Et cela faisons nous aux ieux publiques et solennelz . . . (S. 143) En quoy nous sommes loing reculez de la perfection antique . . . qui auons Monarques et princes hereditaires et qui ne nous soucions de gagner suffrages par spectacles et ieux de sumptueuses despenses, ains au contraire faisons les ieux pour y gagner et en faire profit. Par ce moyen . . . nous arrestons plus a nous en acquiter qu'à les consommer en leur perfection. Or y a il vne autre sorte de Moralité, que celle dont ie viens de parler,*

sondern ebenso auch neue eingeführt, ohne deren spätere Entstehung irgendwie kenntlich zu machen. Demgemäss sind sie als nachträgliche Einschiebsel in Marty-Laveaux' Ausgabe durchaus nicht gekennzeichnet. Blanchemain hatte zwar den in den Ausgaben nach 1560 zuerst auftauchenden Gedichten die Jahreszahl ihres ersten Erscheinens beigelegt; aber schon die Sammel-Ausgabe von 1560 zeigt den älteren Einzeldrucken gegenüber derartige Interpolationen. Darüber hat auch B. nichts bemerkt. Ein solches Einschiebsel ist z. B. *Amours* I Son. 77, welches Sonett in der vorerwähnten Sammelausgabe von 1557 und, wie ich annehme, auch in den älteren Einzeldrucken fehlt. Diese Thatsache ist um so beachtenswerter, als wie schon B. angemerkt hat: *Ce sonnet seul des amours de Cassandre est de douze syllabes*. Ronsard hat sich eben erst nach Erscheinen der *Amours* im Jahre 1552 zur Verwendung des Alexandriners im Sonett entschlossen und daher auch das seiner ersten Sonett-Sammlung nachträglich eingefügte Sonett in dieser Versart gedichtet. Auch Sonet 92 derselben Sammlung ist wohl als ein solch jüngerer Einschub anzusehen, denn es fehlt in der Ausg. 1557 und B. teilt dazu eine bedeutsame Bemerkung des zeitgenössischen Ronsard-Kommentators Muret mit: *Ce sonnet n'appartient point à l'auteur mais à quelqu'un qui prenoit congé de sa maitresse*. Man ersieht aus vorstehenden Bemerkungen, dass die Anzahl 223, aus welcher auch nach Morf S. 128 die Reihe der Ronsardschen Cassandra-Sonette bestehen soll, in jeder Hinsicht zweifelhaft ist. Erst eine kritische Textausgabe wird über diese wie über eine Menge andere Unsicherheiten Klarheit verbreiten. Ich kann schon jetzt mitteilen, dass die Vorarbeiten dazu bereits in Angriff genommen sind. Ähnlich wie für Ronsard verhält es sich übrigens mit den Ausgaben einer ganzen Anzahl Schriftsteller des 16. Jh.s. Die ganze kostspielige Sammlung *La Pléiade Française* entspricht nicht den Forderungen philologischer Forschung. Dasselbe gilt von der Gesamtheit aller bisherigen Montaigne-Ausgaben.

— S. 163. Unzutreffend erscheint mir auch Morf's Ansicht, dass Du Bellay in seinen späteren Sonettssammlungen *Les antiquités de Rome* und *Les Regrets* als der erste den Alexandriner verwendet habe; freilich nicht deshalb, weil, wie Max Pflänzel (in seiner Leipziger Dissertation: *Über die Sonette des J. du Bellay*, Saalfeld 1898 S. 22 Anm. 1; vgl. auch S. 19) behauptet, du Bellays *Amours* (1552) schon Sonette (4) in Alexandrinern enthalten (denn diese „Amours“ sind gar nicht 1552 sondern erst nach des Dichters Tode in der Aubert'schen Sammelausgabe seiner französischen Werke veröffentlicht, vgl. die Ausgabe Marty-Laveaux' I S. 503, II 544); wohl aber, weil jene Sammlungen, mögen sie

driner als den heroischen Vers der Franzosen.“ Interessant ist, dass Ronsard ihn wahrscheinlich schon im selben Jahre 1555 ebenso bezeichnete. Die ersten Gedichte der 1555 erschienenen *Continuation premiere des Amours de P. R.* tragen nämlich die Überschrift: „*Sonnets en Vers Heroiques*“. Ebenso spätere; dazwischen sind eine Anzahl *Sonnets en Vers de dix à onze syllabes* geschoben. Ich entnehme diese Angabe allerdings nicht dem Originaldruck selbst, sondern einer *A Rouen par Nicolas le Roux 1557* besorgten Sammelausgabe: *Les amours de P. de Ronsard Vandomois, nouvellement augmentées par luy. Avec les Continuations des dits Amours, & quelques Odes de l'Auteur, non encor imprimées. Plus, le Bocage & Meslanges dudit P. de Ronsard*, von welcher ich ein Exemplar besitze. Vorstehender Titel kann zugleich als Berichtigung eines anderen Morfschen Satzes auf S. 135 dienen: „1560 erscheint die erste Sammelausgabe seiner Werke“. Ich vermute, dass wir es in der Sammelausgabe von 1557 allerdings mit einem Raubdruck zu thun haben, da sie keinerlei Privileg aufweist. Nebenbei sei hier auch die Notwendigkeit einer sorgfältigen textkritischen Untersuchung über die Abänderungen, welche Ronsard in den verschiedenen Ausgaben an seinen Gedichten und Gedichtsammlungen vorgenommen hat, hervorgehoben und auf den Mangel einer kritischen Ansprüchen genügenden Ausgabe Ronsards und der übrigen Plejade-Dichter nachdrücklich hingewiesen. Was Blanchemain für Ronsard bietet, kann schon deswegen nicht ausreichen, weil die der Sammelausgabe von 1560 vorausgehenden Einzeldrucke gänzlich unberücksichtigt geblieben sind. Marty-Laveaux bietet für Ronsard lediglich einen Neudruck des Textes letzter Hand von 1584. *Nous aurions* bemerkt er *souhaité pouvoir présenter aussi pour ce poète, comme nous l'avons fait pour la plupart de ceux de la Pléiade (?), les changements successifs de rédaction qu'il a introduits dans ses oeuvres, mais ils sont si nombreux qu'il n'y avait pas moyen d'y songer. Gandar, du reste, s'était parfaitement rendu compte de cette impossibilité: Si l'on entreprenait jamais, dit-il* (p. 194 seiner *Etude s. R.* Metz 1854), *de donner une édition critique des oeuvres de Ronsard, les variantes y tiendroient autant de place que le texte même. Elles ne seront donc jamais publiées.* Ich habe mich ganz im Gegenteil durch teilweise Vergleichung der Ausgaben von Marty-Laveaux, Blanchemain und 1557 von der Durchführbarkeit und Unentbehrlichkeit eines verständig angelegten Variantenapparates überzeugt und sehe nicht, wie man ohne einen solchen zu einem abschliessenden Urteil über den litterarischen Entwicklungsgang des Dichters, wie über die Wandlungen seiner Sprache gelangen kann. Die jüngeren Ausgaben der *Amours* haben, um nur das anzuführen, nicht nur einzelne Gedichte unterdrückt,

dichter ab. Nicht mehr die Geschichte von dem Feensohn, den sein sterblicher Teil zu den Menschen treibt, wie sie die alten wallisischen Dichtungen von Peredur Penwedie erzählten, nicht mehr die Erziehung des Bauernknaben Perceval zum Ritter, wie sie noch Crestiens Vorgänger geschildert haben, sondern den Entwicklungsgang des jungen Ritters Perceval zum gläubigen Christen und mannreifen Erlöser habe Crestien selbst darstellen wollen. Nicht durch Askese, nicht durch die Flucht vor der Welt, wie sie die mittelalterliche Kirche vorschrieb, sondern durch kraftvolles Ringen mit sich selber habe sein Perceval Zauber und Bann gebrochen. Crestien's *Perceval* sei kein Typus mehr, er bilde nicht mehr das vollendete Tugendmuster höfischen Lebens, sondern er sei von dem Dichter im beständigen Conflict gezeichnet, wie es denn überhaupt in der Absicht Crestiens gelegen habe den Conflict zwischen weltlichem und geistlichem Rittersum, zwischen den Pflichten gegen die Gesellschaft und den Pflichten gegen den Erlöser vorzuführen und individuelle Menschen, die innerhalb ihres Standes ihre persönliche Eigenart und Selbständigkeit wahren, zu schildern.

Als eine zweite deutlich ausgeprägte dichterische Persönlichkeit bezeichnet W. jenen Guiot, dessen bislang (W. sagt hoffentlich allzu pessimistisch: für immer) verlorene Überarbeitung und Ergänzung von Crestiens unvollständig gebliebener Dichtung unser Wolfram von Eschenbach ins Deutsche übertrug und von deren Existenz wir auch nur durch ihn Kunde erhalten haben. Guiot ist für W. in allem und jedem der nächst Crestien hervorragendste Vertreter jenes Standes französischer Dichter, die höfisch-ritterliche und kirchlich-gelehrte Bildung in sich vereinigten und an Fürstenhöfen vorübergehend oder dauernd Aufnahme fanden. Sein Übersetzer Wolfram ist ihm dagegen der ausgesprochene Vertreter der kämpfenden, dichtenden und singenden Ritterschaft, ein leibhafter Volker von Alzeie. Guiot habe als Epiker selbst seinen Meister Crestien überragt, Wolfram dagegen sei vorzugsweise Lyriker und Didaktiker. Das Werk des Franzosen vergleicht W. sehr ansprechend einem gothischen Dom, „in dessen weiten Hallen und zahllosen Kapellen wir uns zu verlieren fürchten; aber wo immer wir stehen mögen, wird unser Blick zurückgelenkt nach dem Hochaltar im heiligen Chor, dorthin, wo der Gral mit dem Blute des Erlösers im himmlischen Lichte erglüht“. Ganz anders wirke die Dichtung Wolframs auf uns. Hier werde unser Auge nicht fest auf jenes Lebensziel des Helden gerichtet, als den einen, unverrückbaren Mittelpunkt der Erzählung; in sorglosem Gefallen ergehe er sich in den Vorhallen und Seitengängen. Ungewohnt sei es ihm, ein grosses Ganzes mit umfassendem Blick zu überschauen; wohl

als Endungen und mit Recht, denn das Futurum ist im heutigen Französisch eine einfache Zeitform, und nicht mehr eine zusammengesetzte. Das wird auch in II, 1 p. 65 ausdrücklich bemerkt. Es scheint mir daher nicht ratsam, in I, 2, § 45 die Bildung des Futurs auf eine Linie zu stellen mit den übrigen Zeiten, bei denen *avoir* auftritt. Auch der Ausdruck „zusammengesetzte Zeiten“ hat vor den Verf. keine Gnade gefunden. Sie schreiben stets „umschreibende Zeiten.“ Es wäre besser, wenn die Bezeichnung der Umschreibung, die sicherlich z. B. im Englischen bei *I am going* etc. vorliegt und im französischen Verbum höchstens in Formen wie *je vais le faire* für *je le ferai* zu sehen ist, der Gestaltung des Satzes im Franz. vorbehalten bliebe, jenen Wendungen mit *est-ce que*, *qu'est-ce qui (que)* etc.

Im Einzelnen habe ich folgendes zu bemerken: Bei den Genusregeln (I, 1,16 unter II B) sind alle die wegzulassen, die wegen der zahlreichen Ausnahmen praktisch unbrauchbar sind. Bei der Aufzählung der Adverbien, die *de* hinter sich haben, fehlt *combien*, dagegen befremdet die Zurechnung von *que*, *quoi* und *quelque chose* an dieser Stelle (vergl. auch I, 2,85).

Am wenigstens glücklich ist in der Syntax das Kapitel von der Wortstellung im Satze behandelt. Einmal (I, 1,28) wird gesagt, dass in Fragesätzen die Pronomina *je* etc. hinter das Verbum zu treten hätten. Dasselbe geschieht aber auch noch in anderen Sätzen und auf diese war an jener Stelle mindestens hinzuweisen. Auch bei diesem Kap. führen die Verf. neue Ausdrucksweisen ein; sie unterscheiden zwischen einfacher, nachdrücklicher und umschreibender Inversion. Leider vermisst man in den Regeln über die Anwendung dieser 3 Stellungsweisen die festen Richtlinien. Eine Regel wie diese (I, 2, 9): „Die nachdrückliche Inversion ist in der Regel nötig, wenn das Subjekt ein Substantiv oder ein anderes als eins der oben angeführten Fürwörter ist“ ist für den Schüler wertlos, zumal jenes „in der Regel“ nicht weiter erläutert wird. I, 2,11 in § 11 ist es unverständlich, wie der Satz *Que la lumière soit!* als Beispiel für die einfache Inversion (Stellung des Subj. hinter dem Verb) gelten soll. Bei der Nennung der Hervorhebungswendung (I, 2,7) ist seltsamer Weise nur *c'est . . . qui* angegeben und das häufigere *c'est . . . que* nicht erwähnt. Allerdings wird ein Beispiel dafür in den Mustersätzen gebracht. Wenn die Verf. als ihren obersten Grundsatz aufgestellt haben, den Schüler so zu führen, dass er möglichst nichts Unfranzösisches schreibe, so dürften sie I, 2, § 19 beim Kap. der Präpositionen nicht sagen: „à ist das üblichste Wort, *dans* hat den gleichen Sinn.“ Gerade der Sinn ist häufig bei diesen Präpositionen

Bei *chez* ist gesagt, es stehe nur, wo von der Behausung

Wenn auch in den Beispielen einmal *chez les Égyptiens* wäre doch in der Regel selbst die Hinzufügung eines *ils* hinter *chez mon oncle* zu wünschen, um die Starrheit mildern. Seite 32 unten wird *on dirait* durch „man könne“ ersetzt. Richtiger sagt man wohl dafür: „man sollte meinen“. augenscheinlich Subjekt statt Objekt heissen in der Regel: z., welcher mit *que* eingeleitet ist, kann durch den Infinitiv

ein verletzendes Wort entdeckt. Mit grossem Interesse wird man auch die am Schluss angefügte Tabelle über die sechs Bedeutungen des Grals (Wunschgefäss, das Speise und Trank spendet; Schüssel mit Christi Blut, von der Lanze des Longinus begleitet; Schüssel, worin bei Einsetzung des Abendmahls das Osterlamm lag; Kelch, woraus Christus beim Abendmahl trank; Hostienbehälter; Kelch, womit die Messe zuerst celebrirt wurde) in sämtlichen erhaltenen Graldichtungen einsehen, ebenso wie die reichhaltige 273 Nummern aufzählende Bibliographie der Gralsage, welche die Ausgaben und Übersetzungen, allgemeinen und speziellen Monographien, die gelegentlichen Behandlungen an anderem Ort sowie die Litteratur zu Wagners Parsifal begreift. Möge die schöne Studie einen recht ausgedehnten Leserkreis und die wohlverdiente Anerkennung finden.

E. STENGEL.

Zur neueren Bossuet-Litteratur.

Die verschiedensten Richtungen der französischen Gelehrtenwelt haben sich neuerdings zu einem förmlichen Bossuet-Kultus vereint, eifrige Katholiken und Voltairisch gesinnte Freidenker, Jesuiten und Gallikaner. Da fanden wir neben dem Akademiker L. Crouslé *Fénelon et Bossuet*, 2 vols. Paris, H. Champion, 1894—95, den Pater Longhaye vom Orden Jesu (*Hist. de la Litt. Fr. au XVII. S.* (Paris 1895 II u. III) und den staatskirchlich gesinnten Abbé Théod. Delmont, dessen drei jüngst erschienene Schriften über Bossuet uns besonders beschäftigen sollen. Zu den Verherrlichern Bossuets ist auch sein trefflicher Herausgeber Lebarq, dessen grundlegende Schrift *Hist. crit. de la prédication de Bossuet* Paris 1888 eine neue Aera der bisher so vernachlässigten Textkritik der Reden Bossuets begründete und A. Rébelliau, gleichfalls Herausgeber ausgewählter Reden Bossuet's und Verfasser der apologetischen Schrift: *Bossuet, historien du protestantisme*, Paris 1891, zu rechnen. In Lanson's, der Sammlung der *Classiques populaires* (Lecéne et Oudin) angehörenden Monographie über Bossuet (Paris 1891) ist gleichfalls mehr Bewunderung als Kritik zu spüren. Diesen Hauptvertretern des Bossuet-Kultus reiht sich eine Schaar minderwertiger oder über alles schreibender und aburteilender Autoren, wie F. Brunetière, *Bossuet in Encycl. Lamirault* und *La Querelle du Quiétisme in Nouv. études* II u. s. w. an.

Obwohl all diese Männer den halb unfreiwilligen Schöpfer der gallikanischen Kirche, den Gegner des römisch gesinnten Fénelon sowohl, wie der von Rom abgefallenen Calvinisten über Gebühr

aber habe er gelernt, sich in jedes einzelne Bild, das sich ihm darbiete, mit liebevollem Blick ganz zu versenken.

Die gesamte weitere grosse Litteratur der Gralromane hält W. für Epigonenwerk. So sei denn die alte Sage bald für die Gebildeten wie für das grosse Volk versunken und vergessen gewesen, bis sie durch Wagners Bühnenweihfestspiel Parsifal zu neuem Leben erweckt sei. Aber der Abstand der Jahrhunderte habe es mit sich gebracht, das wir im Parsifal in allem und jedem ein modernes Werk des ausgehenden 19. Jahrhunderts vor uns hätten, ein Werk in Anschauung und Darstellung völlig verschieden von denen des Mittelalters. Wohl handle es sich auch in ihm um das alte psychologische Problem von der Selbsterziehung des Jünglings zum Manne, darüber hinaus bilde Wagners Drama aber in engem Zusammenhange mit der Nibelungentrilogie das Drama der Selbstvernichtung der altgermanischen Götterwelt und der Wiedergeburt des Christentums als einer Religion der entsagenden und mitleidenden Liebe. Kundry sei für den von Schopenhauers Ethik inspirierten Tondichter „die sündige Menschheit, die flugbeladene Welt, die den göttlichen Erlöser erst erkennt und verwirft, hernach reuevoll irrend durch lange Jahrhunderte vergeblich sucht, und wenn sie ihn endlich gefunden glaubt, ihn mit irdischer Liebe umfassen will, bis sie zuletzt den wahrhaften Retter und Heiland wieder findet und ihm mit wahrer Liebe in Entsagung dienen lernt“.

Dies der Gedankengang Wechsslers und einige seiner hauptsächlichsten Schlussfolgerungen. Wie im Fluge lässt er uns eine ganze Reihe Jahrhunderte menschlicher Bildungsgeschichte durchmessen und seine poetisch angehauchte Darstellung, seine lebendigen mit wohl gelungenen Übersetzungsproben durchwobenen Analysen verstärken den magischen Zauber den der romantische Stoff auf uns ausübt. Nur selten stört eine rhetorische Floskel oder allzu breite Ausdrucksweise. Dabei gewinnt man überall den Eindruck, dass in die glänzende äussere Form die Resultate gewissenhafter Arbeit, eingehender Forschung gegossen sind, so dass wir es hier mit einer Studie zu thun haben, die nach beiden Richtungen alles Lob verdient. In eine detaillierte Kritik einzugehen muss ich anderen überlassen, deren Arbeitsgebiet die vielfach controversen Fragen, zu denen der Verfasser hier in kühner Entschlossenheit Stellung genommen hat, näher liegt. Angenehm berührt bei seiner Darstellung besonders noch der Mangel jeder scharfen Polemik, zu welcher sich Celtisten wie Germanisten leider so oft hinreissen lassen. Auch in den sehr umfangreichen Anmerkungen, welche eine Fülle von Spezialfragen zum Teil recht eingehend weiter verfolgen, habe ich nirgends ein schroffes Urteil,

ein verletzendes Wort entdeckt. Mit grossem Interesse wird man auch die am Schluss angefügte Tabelle über die sechs Bedeutungen des Grals (Wunschgefäss, das Speise und Trank spendet; Schlüssel mit Christi Blut, von der Lanze des Longinus begleitet; Schlüssel, worin bei Einsetzung des Abendmahls das Osterlamm lag; Kelch, woraus Christus beim Abendmahl trank; Hostienbehälter; Kelch, womit die Messe zuerst celebrirt wurde) in sämtlichen erhaltenen Graldichtungen einsehen, ebenso wie die reichhaltige 273 Nummern aufzählende Bibliographie der Gralsage, welche die Ausgaben und Übersetzungen, allgemeinen und speziellen Monographien, die gelegentlichen Behandlungen an anderem Ort sowie die Litteratur zu Wagners Parsifal begreift. Möge die schöne Studie einen recht ausgedehnten Leserkreis und die wohlverdiente Anerkennung finden.

E. STENGEL.

Zur neueren Bossuet-Litteratur.

Die verschiedensten Richtungen der französischen Gelehrtenwelt haben sich neuerdings zu einem förmlichen Bossuet-Kultus vereint, eifrige Katholiken und Voltairisch gesinnte Freidenker, Jesuiten und Gallikaner. Da fanden wir neben dem Akademiker L. Crouslé *Fénelon et Bossuet*, 2 vols. Paris, H. Champion, 1894—95, den Pater Longhaye vom Orden Jesu (*Hist. de la Litt. Fr. au XVII. S.* (Paris 1895 II u. III) und den staatskirchlich gesinnten Abbé Théod. Delmont, dessen drei jüngst erschienene Schriften über Bossuet uns besonders beschäftigen sollen. Zu den Verherrlichern Bossuets ist auch sein trefflicher Herausgeber Lebarq, dessen grundlegende Schrift *Hist. crit. de la prédication de Bossuet* Paris 1888 eine neue Aera der bisher so vernachlässigten Textkritik der Reden Bossuets begründete und A. Rébelliau, gleichfalls Herausgeber ausgewählter Reden Bossuet's und Verfasser der apologetischen Schrift: *Bossuet, historien du protestantisme*, Paris 1891, zu rechnen. In Lanson's, der Sammlung der *Classiques populaires* (Lecéne et Oudin) angehörenden Monographie über Bossuet (Paris 1891) ist gleichfalls mehr Bewunderung als Kritik zu spüren. Diesen Hauptvertretern des Bossuet-Kultus reiht sich eine Schaar minderwertiger oder über alles schreibender und aburteilender Autoren, wie F. Brunetière, *Bossuet* in *Encycl. Lamirault* und *La Querelle du Quiétisme* in *Nouv. études* II u. s. w. an.

Obwohl all diese Männer den halb unfreiwilligen Schöpfer der gallikanischen Kirche, den Gegner des römisch gesinnten Fénelon sowohl, wie der von Rom abgefallenen Calvinisten über Gebühr

naitre, croître vorgeführt werden. Es finden sich nur die Formen *connu, plu, connaître*; auch die folgenden Fragen bieten nichts mehr. Das 81. Stück soll *voir* und *s'asseoir* enthalten. Es kommen die Formen *je vois, tu vois* und *voir* vor. Das andere Verbum ist nicht vorhanden. Auch in der zweiten Hälfte, *Promenade* betitelt, kommt *s'asseoir* nicht vor. Selbstverständlich kann der Lehrer auch die fehlenden Formen durch Umgestaltung des Stückes zur Verwendung gelangen lassen; er hat aber auch andererseits ein Recht darauf; dass das Lehrbuch die zu behandelnden Erscheinungen des grammatischen Pensums in genügender Fülle dem Schüler anschaulich mache.

Endlich noch einige Worte über den Inhalt der Lesestücke. Die Anekdote wechselt mit Stücken belehrenden Inhalts aus Geschichte, Geographie, Naturgeschichte und anderen Gebieten. Man kann dem Gebotenen, das in der Form entschieden durchaus gutes, einwandfreies Französisch bringt, völlig zustimmen. Indes berührt es eigentümlich, wenn II, 2, p. 133 ein kleiner Schüler bei Beginn eines Briefes an seine Schwester sagt: *je serai très court aujourd'hui*, während schliesslich sein Brief mehr als 2 volle Druckseiten lang wird. In demselben Hefte, S. 151 ist sicher nur durch Versehen des deutschen Verfassers eine Kleinigkeit, die aber im Grunde von der höchsten Wichtigkeit ist, in das deutsche Schulbuch aus einer vermutlich französischen Vorlage übergegangen. Es steht dort: die Länder, welche Frankreich begrenzen, sind folgende: Im Nordosten das Königreich Belgien und das Grossherzogtum Luxemburg, im Osten Elsass-Lothringen, die Schweiz und das Königreich Italien, im Süden das Königreich Spanien.“ In logisch richtiger Darstellung müsste entweder für Elsass-Lothringen das deutsche Reich stehen oder für Belgien, Italien, Spanien deren Grenzprovinzen. Im Stücke finden wir aber ganz die jetzt in Frankreich beliebte Anschauung, die sich in allen dortigen Schulbüchern verbreitet findet. Elsass-Lothringen wird jenseits der Vogesen als eine Art besonderer Staat angesehen, der nur sozusagen und bis auf Widerruf mit dem deutschen Reiche vereint sei. Auch fast alle franz. Karten zeigen diese Auffassung. Durch solche und viele andere Mittel suchen die französischen

Generation zu Generation in die Schuljugend den Elsass-Lothringen eigentlich auch jetzt noch

Wir Deutschen haben es wahrhaftig nicht nötig, unserer Jugend zu nähren.

Lehrungssätze, die erst vom 2. Lernjahr ab benutzt zur Wiederholung bestimmt und schliessen sich an. Sie sind alle sehr kurz und nur in losen Reihenfolge. Der Wortschatz enthält in allen Heften, welche ein Schüler einer deutschen Mittelschule braucht und die auch ohne Schädigung des Inhalts verwendet werden könnten.

Wichtig, bei einem Werke, das einem in weiten Kreisen seinen Ursprung verdankt, auch die weniger hervorstechenden, damit bei einer zu erwartenden Neuauflage sich gute Werk auch von diesen Mängeln noch

prediger gefeierten zum schlimmsten Ketzerfolger, nicht ohne Uebertreibung, gemacht hatte, konnte Crouslé, mit Aufbietung vielen gelehrten Materials, wieder den Stand der Streitfrage dahin zurückführen, wo er ursprünglich sich befunden hatte.

Den Ansichten Crouslé's schliesst sich voll und ganz die 1896 erschienene Schrift des abbé Théodore Delmont: *Fénelon et Bossuet d'après les derniers travaux* Lyon, Libr. A. Cote, an. Vf. giebt eine sehr hübsche bibliographische Zusammenstellung dessen, was in den letzten 30 Jahren etwa über die beiden französischen Kirchenfürsten geschrieben ist, doch gänzlich vom Parteistandpunkte. Wer zu Fénelon ganz oder teilweise hält und Bossuet nicht blind bewundert, entgeht seiner Kritik nicht. Insbesondere ärgert ihn die *Hist. univ. de l'Eglise cathol.* des abbé Rohrbacher (T. XI) und die *Vie de Bossuet* vom Kanonikus Réaume (3 vols., 1869—70), und diese beiden Werke macht er zum Gegenstande einer kleinlichen, nicht immer sachlich berechtigten Polemik. Aber seine Hauptleistung besteht in den Charakterschilderungen Bossuets und Fénelons, von denen die erstere ein Lichtbild, die andere ein Schattenriss ist. Bossuet ist für ihn ein unbedingt vollkommenes Wesen, als Mensch, als Geistlicher, als Schriftsteller. Er beherrscht in umfassendster Weise alles menschliche Wissen seiner Zeit, kennt das Altertum wie die Patristik, Latein wie Griechisch, Philosophie wie Theologie, Geschichte und sogar Astronomie. Als Mensch ist er ein Abbild seines Heilandes; versönlich und milde auch gegen seine persönlichen Gegner und — gegen Ketzer. Härte ist seinem Wesen fremd, nur als Diener Gottes und Verkünder der göttlichen Wahrheit muss er zuweilen, blutenden Herzens, schroff und schonungslos auftreten. Er ist auch bei Leibe kein Verherrlicher Ludwigs XIV, dem er vielmehr die bittersten Wahrheiten sagt. Sein Vorgehen gegen die päpstliche Praerogative auf der bekannten Versammlung des französischen Klerus (im Winter 1681—82) hat er später tief bereut. Allerdings wurde er damals nur von dem intriganten Erzbischof von Paris in das erste Treffen gestellt, aber an jenen Artikeln, die den Grund zur heutigen Nationalkirche Frankreichs legten, hielt er doch immer fest. Da Abbé D. all' diese Verschönerungen des Bildes Bossuets nur so plausibel macht, dass er einzelne Stellen der Schriften und Briefe des Bischofs von Meaux aus dem Zusammenhang reisst und in kirchlicher Rhetorik oder auch weltlicher Berechnung lauterste Herzensergüsse sieht, so lohnt eine Widerlegung im einzelnen nicht. Nur möchten wir zu dem Kapitel der Feindesliebe auf den über Fénelons Prozess in Rom mit seinem Neffen geführten Briefwechsel Bossuet's hinweisen und ferner darauf, dass der angeblich so hofscheue Bischof in den Zirkeln von Marly als Bundesgenosse der

Frau von Maintenon gegen seinen Amtsbruder intriguierte und diesen bei Ludwig XIV — wenn auch verspätet — denunzierte.

Wie ändert sich abbé D's Advokaten-Manier, wo es sich um Fénelons „Portrait“ handelt. Beiden, Bossuet sowohl wie Fénelon, rühmt Delmont ihre „*imagination*“ nach, aber bei dem einen ist sie höchster Vorzug, bei dem andern die Hauptursache seines „*insincérité inconsciente*.“ Wir meinen nun freilich, Fénelon's „*imagination*“ war in schriftstellerischer Hinsicht weit mehr geregelt infolge seiner vielseitigeren, harmonischeren Bildung, als die Bossuet's, denn von der sinnbethörenden Rhetorik der Kanzelberedsamkeit Bossuet's finden wir auch in den zwei gut überlieferten Predigten des ersteren (in der Missionspredigt am Epiphaniastage 1685 und der Weihrede für den Erzbischof von Köln) nichts. Ferner soll es Fénelon an Kenntnis „der Schrift, der Kirchenväter und der Tradition“ mangeln, trotzdem die verschiedenen Bände seiner theologischen Streitschriften, sowohl der für seine *Maximes des Saints*, als der gegen den Jansenismus schon durch ihre vielen Citate das Gegenteil beweisen. Am parteiischsten zeigt sich Delmont in dem Vergleiche, welchen er zwischen der Erziehung des Dauphin durch Bossuet und des Duc de Bourgogne durch Fénelon macht.

Alles Nachteilige, was wir, allerdings aus nicht immer zuverlässigen Quellen, über Bossuet's Härte gegen seinen Zögling erfahren, wird ohne rechte Widerlegung als erdichtet hingestellt, Fénelon hingegen dafür verantwortlich gemacht, dass der Enkel Ludwigs kein „*prince idéal*“ geworden sei. Aber seine Einwirkung auf diesen hörte ja in der Hauptsache schon mit August 1695, als Louis de Bourgogne erst 13 Jahre war, auf. Fénelon selbst hat seinen Zögling auch nie für einen „*prince idéal*“ ausgegeben, vielmehr hat er ihm seine Schwächen und Missgriffe noch in den Briefen aus den Jahren 1708, als der Louis de Bourgogne schon 26 Jahr und Kommandeur der französischen Armee in Flandern war, vorgehalten. Dass Fénelon, in einem oft wohlthuenden Gegensatze zu Bossuet, „*aristocrate de naissance et de goût*“ war, schliesst seine Teilnahme an den Leiden der „*gens du peuple*“ nicht im mindesten aus. Als französischer Bischof von Cambrai hat er, wie abbé Delmont das selbst in einer späteren Auseinandersetzung über den „*cygne de Cambrai*“, wenn schon mäkelnd und widerwillig, anerkennt, dieselbe trefflich bewiesen. Soll man es ihm vorwerfen, dass er seinen offenen und versteckten Gegnern, wie Bossuet, Noailles, Godet-Desmarets und andern, nicht immer Liebe bewiesen, oder, dass er frühzeitig ein Bewusstsein von seiner grossen Begabung und Zukunft kund gegeben habe? War denn Bossuet von diesen angeblichen Fehlern frei? Am wenigsten hat aber Fénelon dem älteren und berühmteren Bossuet gegenüber sich als „*autoritaire*“ gezeigt.

Delmont selbst hebt ja zu Fénelon's Ungunsten hervor, wie dieser sich seinem Gönner und Freunde in den Verhandlungen zu Issy (über Mme.-Guion und den Quietismus) vielmehr höchst unterwürfig gezeigt hat, bis mit seiner Ernennung zum Erzbischofe von Cambrai diese Demut dem Hochfahrenden gegenüber aufhörte. Es ist selbstverständlich, dass Delmont den Streit beider Bischöfe vollkommen zu Gunsten Bossuets, ganz nach dem Vorbilde des von ihm fleissig benutzten Crouslé darstellt. Er schlägt dabei auf Rohrbacher und Réaume los, die sich manche Irrtümer zu schulden kommen lassen, aber wohlweislich nie auf den gründlicheren Bausset, trotzdem er diesem mit Unrecht vorwirft, eine „*hagiographie*“ nicht eine „*biographie*“ Fénelons geschrieben zu haben. Aber im einzelnen müssen wir auch abbé Delmont mehrfach des unfreiwilligen Irrtums beschuldigen, wenn schon wir nicht von *insincérité inconsciente* sprechen oder gar ihm, wie er in gleichen Fällen Fénelon, vorhalten wollen, „*qu'il a menti volontairement, hardiment.*“ So erwähnt er, Fénelon habe Bossuet die Verletzung des Beichtgeheimnisses (*secret de la confession*) ihm und der Guion gegenüber vorgehalten. Weiss er nicht, dass Fénelon zur Beschwichtigung von Bossuets Aufwallung ausdrücklich erklärte, er habe „*confession*“ nicht im kirchlichen Sinne verstanden. Dass aber Bossuet vertrauliche Mitteilungen beider der Maintenon und dem Könige verraten und zu Waffen seiner litterarischen Angriffe auf Fénelon gemacht hat, kann wohl auch Delmont nicht bestreiten. Bossuet liess sich in seinem Eifer bekanntlich hinreissen, das ziemlich kühle Verhältnis Fénelons zu M^{me} Guion mit dem des Ketzers Montanus zu Priscilla zu vergleichen. Freilich wollte er nachher dies nicht in geschlechtlichem Sinne verstanden haben, aber, wie Ch. Urbain a. a. O. bereits erwiesen hat, lassen seine Verdächtigungen nur diesen einen Sinn zu. Als Verläumdung gilt es Herrn Delmont, wenn Fénelon in der Aufhetzung und Bearbeitung eines grossen Theils der Sorbonne gegen seine *Maximes des Saints* (Oktob. 1698) ein Werk Bossuets sieht, weil nach Crouslé's Ausführung Erzbischof Noailles das Ganze eingerührt habe. Aber Noailles war in der Streitsache nur Werkzeug des ihm geistig überlegenen Bossuet und sagte sich nur ungern von dem ihm früher eng befreundeten Fénelon los. Verläumdung soll es auch sein, dass Bossuet (nach Rohrbacher's Meinung) an der Verstossung Fénelon's vom Versailler Hofe und der Verbannung nach Cambrai (1. Aug. 1697) Schuld trage; denn dies sei von der Maintenon herbeigeführt worden.

Aber indirekt trug doch wohl Bossuets Denunziation beim Könige, sein Aufenthalt in Marly, wo die Maintenon ihn öfter sah, und sein Einfluss auf den Bischof von Chartres, den Seelsorger dieser Dame, dazu bei?

naitre, croître vorgeführt werden. Es finden sich nur die Formen *connaitre, plus, connaitre*; auch die folgenden Fragen bieten nichts mehr. Das 81. Stück soll *voir* und *s'asseoir* enthalten. Es kommen die Formen *je vois, tu vois* und *voir* vor. Das andere Verbum ist nicht vorhanden. Auch in der zweiten Hälfte, *Promenade* betitelt, kommt *s'asseoir* nicht vor. Selbstverständlich kann der Lehrer auch die fehlenden Formen durch Umgestaltung des Stückes zur Verwendung gelangen lassen; er hat aber auch andererseits ein Recht darauf; dass das Lehrbuch die zu behandelnden Erscheinungen des grammatischen Pensums in genügender Fülle dem Schüler anschaulich mache.

Endlich noch einige Worte über den Inhalt der Lesestücke. Die Anekdote wechselt mit Stücken belehrenden Inhalts aus Geschichte, Geographie, Naturgeschichte und anderen Gebieten. Man kann dem Gebotenen, das in der Form entschieden durchaus gutes, einwandfreies Französisch bringt, völlig zustimmen. Indes berührt es eigentümlich, wenn II, 2, p. 133 ein kleiner Schüler bei Beginn eines Briefes an seine Schwester sagt: *je serai très court aujourd'hui*, während schließlich sein Brief mehr als 2 volle Druckseiten lang wird. In demselben Hefte, S. 151 ist sicher nur durch Versehen des deutschen Verfassers eine Kleinigkeit, die aber im Grunde von der höchsten Wichtigkeit ist, in das deutsche Schulbuch aus einer vermutlich französischen Vorlage übergegangen. Es steht dort: die Länder, welche Frankreich begrenzen, sind folgende: Im Nordosten das Königreich Belgien und das Großherzogtum Luxemburg, im Osten Elsass-Lothringen, die Schweiz und das Königreich Italien, im Süden das Königreich Spanien." In logisch richtiger Darstellung müsste entweder für Elsass-Lothringen das deutsche Reich stehen oder für Belgien, Italien, Spanien deren Grenzprovinzen. Im Stücke finden wir aber ganz die jetzt in Frankreich beliebte Anschauung, die sich in allen dortigen Schulbüchern verbreitet findet. Elsass-Lothringen wird jenseits der Vogesen als eine Art besonderer Staat angesehen, der nur sozusagen und bis auf Widerruf mit dem deutschen Reiche vereint sei. Auch fast alle franz. Karten zeigen diese Auffassung. Durch solche und viele andere Mittel suchen die französischen Behörden von Generation zu Generation in die Schuljugend den Gedanken einzupflanzen, dass Elsass-Lothringen eigentlich auch jetzt noch zu Frankreich gehöre. Wir Deutschen haben es wahrhaftig nicht nötig, solche Ansichten auch in unserer Jugend zu nähren.

Die deutschen Übungsätze, die erst vom 2. Lernjahr ab benutzt werden sollen sind nur zur Wiederholung bestimmt und schliessen sich an schon Stücken an. Sie sind alle sehr kurz und nur in losem miteinander. Der Wortschatz enthält in allen Heften Wörter, welche ein Schüler einer deutschen Mittelschule braucht und die auch ohne Schädigung des Inhalts lassen werden könnten.

n mir nötig, bei einem Werke, das einem in weiten Kreisen erfasser seinen Ursprung verdankt, auch die weniger n genauer hervorzuheben, damit bei einer zu erwartenden das an sich gute Werk auch von diesen Mängeln noch könne.

über Fénelon, dem der salbungsvolle Schluss nichts von der unge- rechten Schärfe nimmt, bethätigt haben. — Sachlicher und wissen- schaftlicher als diese Streitschrift ist Delmonts grösseres Werk: *Bossuet et les Saints Pères d'après des documents originaux et inédits* Paris Puttois-Cretté, 1896. Mit den „unedierten Originalurkunden“ sieht es hierbei übrigens schwach aus, ebenso ist der Nachweis, dass Bossuet der denkbar trefflichste Kenner, Ausleger, Uebersetzer der Kirchenväter gewesen sei, keineswegs geführt. Verfasser stellt dagegen fest, dass Bossuet in Dijon die Kirchenväter noch nicht im Original kennen lernte, dass auch im collège de Navarre zu Paris (1642—1652) davon so gut wie gar nicht ge- sprochen werden kann. Seine Schriften aus jener Zeit enthalten verschwindend geringe Citate aus Kirchenvätern. Erst in Metz (1652—59) wandte sich Bossuet eigentlich dem Studium der latei- nischen Väter zu, wobei Augustin und Tertullian die Haupt- rolle spielen, in Paris (1659—1682) kamen dann die griechischen mit sonderlicher Bevorzugung von Chrysostomus an die Reihe. Für den Religionsunterricht, den er dem Dauphin (1670—1682) erteilte, setzte er seine patristischen Studien fort.

Mehr und mehr wandte er sich Augustin zu, ohne immer in dessen Uebertreibung nach Form und Inhalt zu verfallen, hierin kann man ihn seinem späteren Gegner Fénelon vergleichen. Ihn ganz besonders wollte er gegen die Angriffe des Rotterdamer Priesters Richard Simon verteidigen, doch kam diese *Défense de la Tradition et des saints Pères* nie zur Vollendung. Er plante sie seit 1693.

Mit zunehmender schriftstellerischer Reife wurde sein Ver- hältnis zu den „Vätern“ ein selbständigeres, sowohl da, wo er sie citierte und auslegte, als da, wo er sie zur Polemik gegen Calvi- nisten, Quietisten u. a. Gegner benutzte. In späteren Jahren war die heilige Schrift allein für ihn Lehrnorm und Glaubensquelle. Seine geistliche Beredsamkeit verdankt den griechischen Kirchen- vätern viel mehr und viel besseres, als dem Tertullian, Cyprian und namentlich dem Augustin. Doch war letzterer für seine Universalgeschichte, für seine *Politique tirée de l'Ecriture sainte* und seine Philosophie von hoher Bedeutung. Nur muss man nicht mit abbé Delmont behaupten wollen (p. 658), dass er die Fehler der berühmtesten Kirchenväter, wie Tertullian, Origines, Augustin, Cyprian, Chrysostomus u. s. w. vermieden und bloss ihre Vorzüge sich angeeignet habe. Sie sind für ihn, mit Vorzügen wie Fehlern, wichtige oratorische Zierrate und wirksame Waffen der Polemik geworden.

Die Unkenntnis der Mystiker des Mittelalters, welche Fénelon in seinem Streite mit Bossuet diesem zum Vorwurf machte, hat übrigens Delmont keineswegs als nicht vorhanden erwiesen, wie er

denn von den mittelalterlichen Kirchenschriftstellern hauptsächlich nur den heiligen Bernhard von Clairvaux als Autorität für Bossuet hinstellt.

Eine Art Ergänzung zu diesem grossen Werke ist Delmont's dritte, kleinere Publikation: *Quid concernant Latina Bossueti opera ad cognoscendam illius vitam, indolem, doctrinamque* eine der *Faculté des Lettres* in Clermont eingereichte Dissertation (Paris Putois-Cretté, 1896.) Es sind zum Teil minderwertige Arbeiten, zuweilen blosse Excerpte, welche Delmont übertreibend verherrlicht und aus denen er die sehr fragliche *mansuetudo evangelica, benignitas praecipua, egregia pietas* oder, was berechtigter, die stets gleichbleibende Konsequenz und Orthodoxie seines Helden zu erweisen sucht. Wo er die in dem Streite mit Fénelon lateinisch geschriebenen oder für die römische Kommission übersetzten Schriften und Schriftstücke Bossuet's bespricht, geschieht es natürlich vom bekannten Partei-standpunkt aus. Wir würden Delmont's fleissige Forschungen und warme Begeisterung bereitwilliger anerkennen, wenn er nicht stets auf Kosten Fénelons dessen grossen Gegner bevorzugte.

R. MAHRENHOLTZ.

Carel, George, *Voltaire und Goethe als Dramatiker* II. Pr. der Sophienschule in Berlin, 1898. 28 S. 4°.

Schon im Jahre 1889 hatte der fleissige, sachkundige Verfasser unter gleichem Titel eine Programm-Abhandlung veröffentlicht, die sich besonders mit dem Verhältnis des Tragikers Goethe zu dem tragischen Dichter Voltaire und überhaupt mit der litterarhistorischen Stellung beider beschäftigte (sie ist z. Z. von mir besprochen worden), hier will er als Ergänzung „die Einwirkung Voltaire's auf die Zeitgenossen und die Epigonen in Frankreich und seinen Einfluss in Deutschland bis zu Goethes künstlerischer Beschäftigung mit seiner Dramatik während der Weimarer Intendanz“ schildern. Aus diesem Programm ergibt sich, dass die Abhandlung nicht bloss von Goethe und Voltaire handelt, sondern vieles andere, z. B. Elias Schlegel's dramatische Richtung, die Uebersetzungen der französischen Dramatiker in Deutschland seit der Mitte des XVII. Jahrhunderts, Voltaires Beziehungen zu Friedrich d. Grossen, dessen Abhandlung über die deutsche Litteratur, die Urtheile Voltaires über Shakespeare u. a., hineinzieht. Wenn auch so seine Ausführungen etwas an dem Fehler des *de rebus omnibus et quibusdam aliis* leiden und an die Manier des verstorbenen Bernays erinnern, so zeigen die Textausführungen wie die Anmerkungen ein fleissiges, sorgsames Studium und Verständnis für die behandelten

Gegenstände. Neues kann man ja auf beschränktem Raume bei so mancherlei Personen und Dingen von ihm nicht erwarten, doch ist seine Grundauffassung Voltaires entschieden richtig. Er schildert ihn als einen vornehmen Denker, der bei seinem Lebensziele der Aufklärungs-Verbreitung und der Bekämpfung des kirchlichen Aberglaubens vor allem die Aristokratie, nicht die Volksmasse im Auge hatte und seine Mittel diesem Zwecke entsprechend wählte. Nur lässt er das Dichterische in Voltaires Genius allzusehr als blosses Rüstzeug seiner philosophischen Tendenz erscheinen, ein Irrtum, der durch Hettners Autorität verbreitet ist. Voltaire war, wie aus Briefstellen ersichtlich, auch Dichter um der Dichtung willen und beklagte das auf Kosten der Poesie zunehmende Interesse an der exakten Wissenschaft. Dass Voltaire kein selbständiger und bahnbrechender Naturforscher oder auch nur ein unübertroffener Dollmetscher Newtons gewesen sei, das bestreitet Carel, trotz du Bois-Reymond mit Recht, in dieser Hinsicht steht Goethe selbstredend viel höher. Ebenso ist es richtig, dass Voltaire als Tragiker nicht viel über das Schema des französisch Klassischen hinaus kam, wobei der Irrtum, als ob man vor ihm nicht moderne und sogar fast gleichzeitige Verhältnisse (Maria Stuart, Don Carlos) auf die Bühne Frankreichs gebracht hätte, aufzugeben ist. Aber nicht ganz zutreffend ist die Bemerkung, er habe nicht Corneille werden wollen und nicht Racine werden können. Die Nachahmung Corneille'scher Eigenheiten in Voltaire's Dramen vom Anfang bis zum Ende seiner Dichterthätigkeit glaubt Referent in seiner Voltaire-Biographie erwiesen zu haben. In der Wertschätzung stellte Voltaire freilich Racine über Corneille, aber nach seinem eigenen Bekenntnis in der Analyse der *Zaire* ist er um der Zuschauer und der Schauspieler willen aus dem Corneille'schen in das Racine'sche Schema übergegangen (siehe auch Brief an Cideville vom 25. August 1732). Goethe wird von Carel doch zu sehr als der über alle Einseitigkeiten und Irrungen erhabene Olympier dargestellt. Seine Voltaire-Abneigung in der Sturm- und Drangzeit verdiente schärfere Zurückweisung.

DRESDEN.

R. MAHRENHOLTZ.

Broglie, Duc de, *Voltaire avant et pendant la guerre de sept ans.*
2ième éd. Paris, Calm. Lévy, 1898, 270 S. 8°.

Der bekannte Mitarbeiter der *Revue des deux Mondes* schildert in dieser Schrift besonders die verunglückte politische Rolle, welche Voltaire als Friedensunterhändler und -Vermittler während seiner zwei ersten Besuche bei Friedrich d. Gr. und während der ersten

Jahre des siebenjährigen Krieges zu spielen suchte. Da er aber, ausser ein paar geringfügigen Archivalien, nur gedruckte, längst bekannte Quellen, nämlich die Korrespondenz Voltaires und die Friedrichs d. Gr., die Memoiren von Bernis, die Voltaires u. a. benutzt, so kann er keine neuen Thatsachen oder Gesichtspunkte beibringen. Einzelne seiner Auffassungen sind doch anfechtbar. So meint er, die französische Diplomatie hätte bei grösserer Geschicklichkeit mehr Nutzen aus Voltaires Zwischenträgereien ziehen können. Voltaire aber erfuhr von Friedrich d. Gr. und an dessen Hofe nichts Gescheutes. Ebenso ist der Vorwurf, dass die Regierung in Versailles sich Voltaires hätte annehmen sollen, als er in Frankfurt a. M. mit seiner Nichte auf Friedrichs Anlass festgehalten wurde, unberechtigt. Denn, wenn schon Voltaire's nächste Freunde, wie Marquis d'Argenson u. a., keine Teilnahme an seinem Missgeschicke zeigten, wie konnte man diese von Ministern und Gesandten eines Königs erwarten, bei dem Voltaire längst in Ungnade gefallen war?

Die Beurteilung Voltaires in seinem Verhältnisse zu Friedrich II ist von seiten Broglies eine sehr anständige, Licht und Schatten gleichmässig verteilende. Eine Animosität übertriebener Art zeigt der Verfasser gegenüber Friedrich d. Gr., dessen Freigeisterei nicht durch seine Zugehörigkeit zur französischen Nation gemildert wird. Er beurteilt sein Verhalten in der Frankfurter Affaire viel ungünstiger, als er es verdient und bedenkt auch nicht, dass der preussische Herrscher die Pläne des sächsischen Hofes, nach den im Jahre 1745 gemachten Erfahrungen, bei Eröffnung des siebenjährigen Krieges für noch feindseliger halten musste, als sie thatsächlich waren.

Das nur noch in ganz unwissenschaftlichen Geschichtswerken auftauchende Märchen, der Bund Frankreichs mit Oesterreich (1756) sei durch persönliche Empfindeleien der Pompadour und Bernis' nicht durch Friedrichs II Vertrag mit England (zu Westminster) herbeigeführt worden und die Anekdote von dem Briefe Maria Theresias „à sa chère amie“ bedurften keiner so eingehenden Widerlegung. Verdienstlich, wennschon nicht besonders wichtig, ist der Hinweis, wie wenig Voltaires schönfärbende Schilderung seiner diplomatischen Vermittlerrolle in den ersten Zeiten des siebenjährigen Krieges (in seinen *Memoiren*) der Wirklichkeit entspricht. Dagegen ist auch von Broglie nicht völlig klar gestellt worden, warum die Widmung des *Tancrède* an die Pompadour dem Dichter von neuem die Ungnade dieser Dame zuzog.

R. MAHRENHOLTZ.

- Gäbler, Hermann, *Studien zu Montesquiens Persischen Briefen*. 34 S. 4^o. [Jahresbericht des Königlichen Gymnasiums zu Chemnitz, 1898.]

Der Verfasser bespricht zuerst die Entstehung und den Charakter der *Lettres Persanes*, wobei er die neuere französische und deutsche Litteratur über den Gegenstand fleissig benutzt hat. Es geht auch aus seiner Darstellung hervor, dass Montesquien sein Werk verleugnete, um in die Akademie aufgenommen zu werden. Unter dem Titel: „Die Anlage des Werkes“ werden dann orientierende, die Lektüre der Briefe erleichternde Bemerkungen über Nummer, Datum, Namen des Schreibers und Empfängers und Aufenthaltsorte beider, Hauptpunkte des Inhalts beigebracht. Am wichtigsten ist No. III: „Das Verhältniss des Werkes zu den *Voyages* von Chardin und Tavernier“, welche Montesquien selbst als Gewährsmänner (Brief 72) andeutet. Das erstbezeichnete Werk erschien unter dem Titel: *Voyages de M. le chevalier Chardin en Perse et autres lieux de l'Orient*, 1711 in 10 Bänden, das von Tavernier ist eigentlich von Samuel Chappuzeau (Bd. I und II) und von La Chapelle, dem Sekretär des Präsidenten Lamoignon, verfasst (Bd. III) und zwar vor 1689, dem Todesjahre Taverniers. Montesquien hat weit mehr Chardin, als Tavernier benutzt, und seinem Beispiele folgend, auch die christlichen Data in die persischen umgerechnet, wobei er von der irrtümlichen Annahme ausging, der Anfang des mohammedanischen Jahres falle auf den 1. März, auch sonst auf Korrektheit und sogar auf relative Korrektheit verzichtete.

Die kleine Schrift ist zur Ergänzung der Biographien Vian's und Sorels, der Ausgaben Laboulaye's und Lefèvre's nicht überflüssig und jedenfalls auf tüchtigen Vorstudien ruhend.

R. MAHRENHOLTZ.

Pellisson, Maurice, Chamfort. *Étude sur sa vie, son caractère et ses écrits*. Paris. Lecène, Oudin et Cie. Éditeurs. 1895. In-8^o. 309 Seiten.

Chamfort teilt mit manchem anderen Schriftsteller das unverdiente Los, dass über ihn nur halb wahre Schlagwörter und von ihm nur einige geflügelte Worte verbreitet sind, als ob mit den letzteren seine ganze Productivität erschöpft wäre. Immerhin verlohnt es der Mühe, ihm geistig näher zu treten, sowohl vom rein litterarischen Gesichtspunkte als von dem der Zeitgeschichte. Und so ist es zu begrüssen, dass M. Pellisson uns in der vorliegenden Studie in Chamfort's innere und äussere Entwicklung tiefe Einblicke

der Mittlerrolle des Jagdhundes zwischen dem Jäger und dem Hasen. Eher möchte er noch den Klerus für seine Ziele gewinnen, denn wenn er auch diesen als Kaste bekämpft und von den geschlossenen Korporationen wie den Parlamenten und Akademien nichts wissen will, so ist er doch weit entfernt von dem julianischen Hasse eines Voltaire gegen das Christentum, er ist überhaupt keine Faustnatur, in der alle tiefsten Fragen der Menschheit rastlos herumwühlen, sondern sein religiöser Standpunkt erinnert eher an einen Ausspruch Diderots: „Es ist sehr wichtig, Schierling nicht für Petersilie zu nehmen, aber gar nicht, an Gott zu glauben, oder nicht zu glauben!“ Er wollte aber auch, damit die Bourgeoisie nicht die Revolution zu ihrem Vorteil confiszieren, eine gründliche Umwälzung der sozialen Verhältnisse, wobei er nüchtern genug war, nicht an die Möglichkeit einer sofortigen radikalen Gesundung, sondern nur an ein allmähliches partielles Besserwerden, bis die erst grünlich abstrakt emporgeschossene Saat der liberalen Prinzipien in eine korrekt knorrige Wirklichkeit ruhig hineingewachsen sein würde, glaubte. Hierzu, das war seine Ueberzeugung, müsse das Volk für die Lösung grosser Aufgaben erzogen werden. Die gegen ihn erhobene Beschuldigung eines Einverständnisses mit den Girondisten hat er siegreich abgeschlagen. Seine *Tableaux de la Révolution* sind, wie auch Mignet anerkennt, bei aller Eingenommenheit für die revolutionäre Sache, ehrlich und treu abgefasst und er dankte dieser Leistung auch seine Ernennung zum Bibliothekar der Nationalbibliothek. Die blutigen Excesse des Schreckensregiments haben auch ihn verblüfft und er äussert dies in den Worten: *La Révolution est comme un chien perdu, que personne n'ose arrêter*. Eine Denunziation seines Unterbeamten Tobiesen Duby beim Wohlfahrtsausschuss brachte ihn in den Kerker, da er aufrichtig genug war, die gegen ihn gerichtete Anklage, er habe Charlotte Cordays That gegen Marat gut geheissen, nicht abzuleugnen. Aus der Haft befreit, lieferte er durch seine freimütigen Reden Duby immer neuen Stoff, ihn zu kompromittieren. Um einer neuerlichen Verhaftung zu entgehen, brachte er sich in selbstmörderischer Absicht Verwundungen bei, an deren Folgen er am 13. April 1794 starb.

Es lag uns selbstverständlich fern, den reichen Inhalt des Pellissonschen Buches in diesem Referate auszuschöpfen, wir möchten vielmehr zum Studium dieses interessanten Werkes mit seiner reichen Fülle von Details erst angeregt haben. Nur eine Frage, über die unseres Wissens in allen Handbüchern falsche Angaben verbreitet sind, möchten wir nur noch kurz berühren, nämlich die Frage über Chamfort's Abstammung und Geburtsjahr. In den Taufregistern der Pfarre Saint-Genest in Clermont heisst es, Sébastien Roch Nicolas sei am 6. April 1740 als eheliches Kind des Gewürz-

krämers François Nicolas und seiner Gemahlin Thérèse Croiset getauft worden. Im Jahre 1778 erhielt Chamfort eine diesen Daten konforme Abschrift aus den Akten. Merkwürdigerweise aber gab Chamfort im Jahre 1782, ohne von der obigen Abschrift Gebrauch zu machen und im Gegensatze zu derselben dem Notar Margantin, den 20. Dezember 1742 als den Tag an, an dem er geboren und getauft worden sei. Welchen Grund konnte Chamfort haben, den offiziellen Taufakt zu ignorieren und andere Angaben zu machen? Nun heisst es in vielen gut unterrichteten Quellen, unser Chamfort sei ein natürlicher Sohn des Canonicus de la sainte Chapelle gewesen. Thatsächlich kommt in der Liste der Canonici des Kapitels von Clermont ein Pierre Nicolas chanoine semi-prébendé vor, der 1741 bis 1783 seines Amtes waltete. Chamfort selbst vertraute dies Geheimnis seiner Abkunft einigen vertrauten Freunden an. Sicher ist ferner, dass er Thérèse Croiset, die nach aktenmässigen Angaben am 26. Juni 1784 begraben wurde, wie eine Mutter verehrte und liebte. Pellisson will nun diese Widersprüche dadurch lösen, dass er annimmt, Chamfort sei thatsächlich der Sohn jenes Canonicus gewesen, der als Verwandter des gleichnamigen Gewürzkrämers, es von Thérèse Croiset erlangte, dass sie sich des Kindes annahm. Diese wurde nun Chamforts Adoptivmutter und vertraute ihm auch später seine wahre Abkunft an. Da man ihn aber allgemein nur als den Sohn des Gewürzkrämers Nicolas kannte, erhielt er, als er seinen Taufschein reklamierte, einen Taufschein, dessen Angaben sich auf ein wirkliches Kind des Gewürzkrämers Nicolas bezogen. Thatsächlich findet sich in den Taufregistern von Saint-Genest noch heute ein Akt des Inhaltes: „Am 22. Juni 1740 wurde Sébastien-Roch getauft, der am selben Tage in dieser Pfarrei von unbekannten Eltern geboren wurde!“ Wenn diese letzten Angaben, wie wir oben gesehen haben, mit denen, welche Chamfort vor dem königlichen Notar Margentin machte, nicht ganz übereinstimmen, so mag dies darauf zurückzuführen sein, dass die damals schon hochbetagte Thérèse Croiset an Gedächtnisschwäche litt, oder dass sie, die sich auch in ihrem Trauungsschein um dreizehn Jahre jünger macht, in solchen Dingen nicht sehr gewissenhaft war. Das richtige Datum der Geburt Chamfort's wird also demzufolge der 22. Juni 1740 sein.

NIKOLSBURG.

JOSEF FRANK.

und die so geschickt zusammengestellte deutsche Übungstücke bieten als die von G. Ploetz. Alle diese Vorzüge, welche die Lehrbücher desselben Verfassers für Gymnasien aufweisen, sind auch hier zu finden. Sie sind noch vermehrt durch eine Zugabe von Vorübungen zu jedem Kapitel, die dem Lehrer bequemen Stoff bieten für die Veranschaulichung der Regeln. Für Sprechübungen ist ebenfalls ausgiebig gesorgt, so dass die Fachgenossen ein sicher zum Ziel führendes Werk vorfinden. Vielleicht würde es sich empfehlen, künftig noch einige weitere Musterstücke von Briefen geschäftlichen Inhalts und von Anzeigen einzufügen, um der aufs Praktische abzielenden Richtung der Realschulen noch mehr entgegen zu kommen.

Dr. Felst, *Lehr- und Lesebuch der franz. Sprache*. Buchhandlung des Waisenhauses, Halle a. S. II. Mittelstufe 1897, III. Oberstufe 1898.

F. hat seinem Buche die Bezeichnung „für praktische Ziele“ angefügt. Im Wesentlichen hat er dabei die Realschulen im Auge gehabt, obgleich wohl auch in Gewerbeschulen das Buch mit Erfolg verwendet werden mag. Im Lehrbuch für die Mittelstufe werden in 25 Lektionen die unregelmässigen Zeitwörter neben den für die Stufe nötigen Regeln aus Formenlehre und Syntax gegeben. Es erscheint ganz beifallswert, die unregelmässigen Verben in Verbindung mit anderen Stoffen einzüben. Wenn auch keine bestimmte Reihenfolge bei der Heranziehung dieser letzteren (Pronomina, Participialkonstruktionen etc.) eingehalten wird, so ist doch auf diesen Punkt wenig Gewicht zu legen. Ein Lesebuch mit Stoffen aus den verschiedensten Gebieten unterstützt den Lehrgang. Zweien von den Gedichten sind Noten beigelegt, und am Ende finden sich Muster für Briefe und Geschäftsanzeigen.

Die Grammatik, die viele gut gewählte Beispiele und manches Phraseologische bringt, ist bei aller Kürze mit allem Nötigen und für den Schüler Wünschenswerten ausgestattet. Auch der Konversation ist allenthalben Rechnung getragen. Alles greift aufs beste in einander, so dass die Schüler sehr wohl dazu gelangen können, kleine freie Aufsätze im Anschlusse an die einzelnen Lektionen zu schreiben. Hindeutungen darauf sind ebenfalls vorhanden.

Der 3. für die Oberstufe bestimmte Teil ist in gleich trefflicher Weise angeordnet; den praktischen Beispielen für Handelskorrespondenz ist noch mehr Rechnung getragen und ausserdem ist eine geschickte Auswahl der häufigsten Synonymen beigegeben. Überall sind die that-

werk ist eine
iel Tüchtiges
ehlen.

de. Velhagen

herrschenden
Gebiet noch
aber Herrn

gesichteten Material nur zweckdienliches sorgfältig zusammengetragen.

Was die von Mahrenholtz vorgenommene Beschränkung in der Behandlung des Stoffes betrifft, so glaube ich hat das Buch nur dadurch gewonnen: es will und soll ein Handbuch sein, das über Staat und Gesellschaft, Recht und Gerichtsbarkeit, Handel und Verkehr, Heer- und Sakralwesen, Wissenschaften und Künste dem Nachschlagenden eine kurze und zuverlässige Belehrung giebt. Wer sich über einzelnes genauer informieren will, mag die Quellen befragen. Aber für die allgemeine Orientierung in den Realien, die schliesslich jeder einmal an irgend einem Punkte nötig hat, er mag von Frankreichs Land und Leuten studieren, was er will, muss ein handliches, unbedingt zuverlässiges Compendium da sein, an dem es bisher eigentlich fehlte. Also kein Nachschlagebuch von erschöpfender Ausführlichkeit, auch kein Reallexikon, aber eine für den Anfang genügende Aufzählung alles Wichtigen, und zwar in übersichtlicher, sachlicher Anordnung der Stoffe. Diese Aufgabe ist, soweit ich beobachte, in dem vorliegenden Buch ausgezeichnet gelöst, obgleich zwei Hände mit ursprünglich verschiedenem Plan sie fertig gestellt haben.

Das Buch wird weit über den Kreis der Schule hinaus, nicht bloss dem Anacharsis von Nutzen sein, der überhaupt erst Land und Leute kennen lernen will, sondern auch dem Neuphilologen, dem es eine geeignete Einführung in die Realien und ihre wissenschaftliche Erforschung bietet; besonders aber der grossen Zahl derer, die durch ihren Beruf mit Frankreich zu thun haben und seine Einrichtungen kennen lernen müssen.

CHARLOTTENBURG.

GEORGE CAREL.

Lindberg, Lars, *Les locutions verbales figées dans la langue française*. Thèse pour le doctorat. Upsala. 1898. Almqvist & Wiksells. 117 S. 8°.

Was der Wortlaut des Titels ausdrücken soll, lässt sich trotz der neuen Terminologie so ziemlich errathen; der Verfasser eröffnet gleichwohl seine Abhandlung noch mit folgender Definition: *Une "locution verbale figée" est une locution, contenant un verbe à un mode personnel, et qui a pris une forme fixe, et perdu, dans une certaine mesure, son caractère primitif.* Ueber einige solche Redensarten hatte schon Tobler in seinen *Verm. Beitr.* gehandelt, und es sind seine interessanten und anregenden Untersuchungen, die Lindberg veranlasst haben, sich diesem Gegenstand zuzuwenden. Auch

der Mittlerrolle des Jagdhundes zwischen dem Jäger und dem Hasen. Eher möchte er noch den Klerus für seine Ziele gewinnen, denn wenn er auch diesen als Kaste bekämpft und von den geschlossenen Korporationen wie den Parlamenten und Akademien nichts wissen will, so ist er doch weit entfernt von dem julianischen Hasse eines Voltaire gegen das Christentum, er ist überhaupt keine Faustnatur, in der alle tiefsten Fragen der Menschheit rastlos herumwühlen, sondern sein religiöser Standpunkt erinnert eher an einen Ausspruch Diderots: „Es ist sehr wichtig, Schierling nicht für Petersilie zu nehmen, aber gar nicht, an Gott zu glauben, oder nicht zu glauben!“ Er wollte aber auch, damit die Bourgeoisie nicht die Revolution zu ihrem Vorteil confisziere, eine gründliche Umwälzung der sozialen Verhältnisse, wobei er nüchtern genug war, nicht an die Möglichkeit einer sofortigen radikalen Gesundung, sondern nur an ein allmähliches partielles Besserwerden, bis die erst grünlich abstrakt emporgeschossene Saat der liberalen Prinzipien in eine korrekt knorrige Wirklichkeit ruhig hineingewachsen sein würde, glaubte. Hierzu, das war seine Ueberzeugung, müsse das Volk für die Lösung grosser Aufgaben erzogen werden. Die gegen ihn erhobene Beschuldigung eines Einverständnisses mit den Girondisten hat er siegreich abgeschlagen. Seine *Tableaux de la Révolution* sind, wie auch Mignet anerkennt, bei aller Eingenommenheit für die revolutionäre Sache, ehrlich und treu abgefasst und er dankte dieser Leistung auch seine Ernennung zum Bibliothekar der Nationalbibliothek. Die blutigen Excesse des Schreckensregiments haben auch ihn verblüfft und er äussert dies in den Worten: *La Révolution est comme un chien perdu, que personne n'ose arrêter*. Eine Denunziation seines Unterbeamten Tobiesen Duby beim Wohlfahrtsausschuss brachte ihn in den Kerker, da er aufrichtig genug war, die gegen ihn gerichtete Anklage, er habe Charlotte Cordays That gegen Marat gut geheissen, nicht abzuleugnen. Aus der Haft befreit, lieferte er durch seine freimütigen Reden Duby immer neuen Stoff, ihn zu kompromittieren. Um einer neuerlichen Verhaftung zu entgehen, brachte er sich in selbstmörderischer Absicht Verwundungen bei, an deren Folgen er am 13. April 1794 starb.

Es lag uns selbstverständlich fern, den reichen Inhalt des Pellissonschen Buches in diesem Referate auszuschöpfen, wir möchten vielmehr zum Studium dieses interessanten Werkes mit seiner reichen Fülle von Details erst angeregt haben. Nur eine Frage, über die unseres Wissens in allen Handbüchern falsche Angaben verbreitet sind, möchten wir nur noch kurz berühren, nämlich die Frage über Chamfort's Abstammung und Geburtsjahr. In den Taufregistern der Pfarre Saint-Genest in Clermont heisst es, Sébastien Roch Nicolas sei am 6. April 1740 als eheliches Kind des Gewürz-

einiger Ausdrücke giebt kein deutliches Bild von der in Frage stehenden Erscheinung.

Ich gehe nun zu einigen Einzelheiten über.

Verfasser will in *il y a* keine erstarrte Form sehen (S. 3). In der That ist es gewöhnlich veränderlich und muss es sein, um Zweideutigkeit vorzubengen. Wenn Bourget z. B. (*Le Disciple* 5) sagt: *Il y avait juste quatorze ans que M. Sixte, au lendemain de la guerre, était venu s'établir . . .*, so hat er dadurch die Handlung sechzehn Jahre vor dem, was er soeben beschrieben hat, zurückverlegt; *il y a* dagegen hätte die Handlung sechzehn Jahre älter als Bourgets Buch gemacht. Dagegen scheint mir in der Verbindung mit *de*, welche Verf. zweimal aus *Terre promise* mit einem auffallenden präsentischen *il y a* belegt, Erstarrung vorzuliegen: ein *d'il y avait* hätte kaum ein Franzose geschrieben. Also *d'il y a* ist eine bequeme erstarrte Präposition.

Indem Verfasser S. 8 ff. untersucht, worauf es beruhe, dass gewisse Ausdrücke, oft die gleichen in verschiedenen Sprachen, erstarren, hebt er mit Recht hervor, dass der häufige Gebrauch jener Redensarten und ihre Anwendung im Gespräch hierbei wesentlich mitwirkten. Es ist noch zu bemerken, dass fast alle solche Formeln das Verb im Praesens enthalten; nur die französischen *plût à Dieu* und *comme qui dirait* enthalten andere Zeitformen, welche indessen in diesen Fällen vom Präsens nicht grundverschieden sind. Diese Thatsache deutet ebenfalls darauf hin, dass die in Frage stehenden Ausdrücke im Gespräch — Diskussion, Ermahnung (*va, tiens, etc.*) — vielmehr als in der Erzählung, in der direkten, nicht der indirekten Rede ihren Ursprung haben.

S. 18 wäre es, da die Abhandlung historisch ist, angezeigt gewesen, anzudeuten, welche Menge Adjektiva des Typus *porte-jupe* von der Plejade geschaffen wurden.

Die *locutions qui se figent graduellement* bilden den Hauptteil der Abhandlung, und obenan steht *toujours est-il* (S. 20). Verf. rechnet indess diese Formel zu denen, die mit der gegebenen Definition schlecht im Einklang stehen (S. 13). Tobler will darin keine Erstarrung sehen. Die Wortfolge beweist für Erstarrung nichts (vgl. Tobler), wie schon ein Beispiel der Academie (. . . *toujours ai-je fait mon devoir*) lehrt. Die Zeitform bezieht sich auf die Gegenwart: „sicher ist“. Die prägnante Bedeutung des Verbs (es ist sicher, es ist der Fall) hat Analogien in anderen Redensarten, vor allem in *or est-il* (Littré *Etre* 13°), *peut être, c'est que* (S. 29). Vgl. auch z. B. *Il n'est pas que vous ne connaissiez l'Île du Rêve* (Grimard in *Ann. pol. et litt.* 3. April 1898; Littré=*il n'est pas supposable*). Diese Bedeutung von *être* hat man nicht immer verstanden und daher den Ausdruck durch Ellipse erklären wollen.

Sarrazin-Mahrenholtz, Frankreich. Seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen. Aus Professor Joseph Sarrazins Nachlass herausgegeben, bearbeitet, vervollständigt von Dr. Richard Mahrenholtz. Leipzig, O. R. Reisland, 1897. — Text 335 S., Namen und Sachregister 11 S.

Nach Vollendung des ersten Viertels der Arbeit, im vorliegenden Text S. 1—79, starb der in der Kenntnis der Quellen trefflich orientierte Sarrazin; die übrigen drei Viertel verdanken wir Mahrenholtz, der im Juni 1896 die Fortsetzung der Arbeit übernahm. Das Werk, als Gegenstück zu Wendts *England* gedacht, giebt einen Abriss der Geschichte Frankreichs bis auf die Gegenwart, der ein Drittel des ganzen Buches umfasst. Die übrigen zwei Drittel sind gleichsam Kommentar zur Geschichte, sie geben den Stand der staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen der Gegenwart, immer mit Anlehnung an die geschichtliche Entwicklung. Sarrazin hatte das Werk auf einen weiteren Umfang angelegt; in seinem Plan waren viele bibliographische und sachliche Anmerkungen vorgesehen, die den Raum der vorliegenden 335 Seiten weit überschritten hätten. Der Fortsetzer fand Bogen 14 schon im Druck vor und liess diese mit der zugehörigen Bibliographie unverändert. Doch konnten die hinterbliebenen Notizen, meist Vorstudien oder stenographische Bemerkungen, nur zum Teil benutzt werden, da sie nur für Sarrazins persönliche Belehrung von Interesse waren. Auch wurden die Noten von S. 65 bis S. 79 und dem Ende von Sarrazins Manuscript nach Möglichkeit beseitigt. Bestehen blieb also nur die allgemeine Bibliographie, S. 1—4, und die Noten bis S. 65. In der Fortsetzung, Text S. 80—335, giebt Mahrenholtz aus Sarrazins Nachlass nur das schon Beendete oder annähernd Abgeschlossene, mit eigenen Vervollständigungen oder Kürzungen. Da die Revolution von 1789 wesentlich die Physiognomie des heutigen Staates bestimmt, war es m. E. richtig, wie Mahrenholtz es gethan, den ereignisreichen Abschnitt 1789—1814, dessen ausführliche Darstellung zu breit geworden wäre, kurz zu fassen, die Einwirkung auf die Umbildung der Institutionen aber bei jeder Kategorie im besonderen ausführlich zu besprechen. Durch diese Anordnung wird ein richtiges Gesamtbild der Revolution und eine Uebersicht über ihren Einfluss bis auf die Gegenwart einzig möglich. Darum verdient die von Mahrenholtz gegebene Schilderung der Revolutionszeit, S. 93—112, die alles Wesentliche kurz aufzählt, ebenso Anerkennung wie die Abschnitte II—VII in ihrer Ausführlichkeit. Zu der Quellenbenutzung im einzelnen habe ich nichts zu bemerken: beide Verfasser haben mit reicher Belesenheit aus dem kritisch

Zu *c'est-à-dire*, über dessen Geschichte man gerne mehr erfahren hätte, meint Lindberg, dass die Erstarrung besonders durch die stereotype Präsensform bewiesen werde (S. 58). Dem ist wohl kaum so; denn in diesem Ausdruck wird das Verb am natürlichsten, in jedem Zusammenhang, auf die Gegenwart bezogen, wie in "das bedeutet". Auffallend ist dagegen, dass überhaupt *estoit à dire* gesagt worden ist, wie Lindberg mit ein paar Beispielen, S. 57, zeigt. Aus demselben Grunde wie in *c'est-à-dire* ist in *c'est à savoir* das Präsens die natürliche Zeitform.

Schon Tobler hat gerügt, das Verfasser (S. 62) *qui* = *qu'est-ce qui* ganz übersehen hat. Ich wiederhole dies hier, um zu bemerken, dass auch unsere französischen Schulgrammatiken dieser Erscheinung Erwähnung thun (Vising, S. 229, Olde, letzte Aufl. S. 187), und dass Storm *Dialogues français I* ausführlich darüber gehandelt hat (S. 189 der 2. schwed. Aufl.). An *ja soit que* (S. 68) erinnert das alte *comme ainsi soit que*, auch mit Zeitformen der Vergangenheit verbunden: *Toute fois non seulement il ne le fit; mais comme aussi soit qu'il fust prévenu de mort, sa fille par alliance l'a fait rimprimer* (Pasquier, *Lettres XVIII*, 1). Die offenbar falsche Deutung von *comme qui dirait* hat schon Tobler zurückgewiesen. Lindberg hätte wenigstens erweisen sollen, dass *comme* = *quomodo si* sein könne, um *comme qui* = *quomodo si quis* zu setzen.

Die Auffassung von *pieça* (S. 92), wonach es auch "le temps pendant lequel un état dure" bedeute, kann nicht richtig sein. In den beiden angeführten Beispielen ist zu übersetzen "depuis quelque temps (longtemps)". — S. 74 vermisst man moderne Beispiele der drei besprochenen Anwendungen von *peut-être*. — Über die eigenthümlichen und mannigfachen Bedeutungen von *tiens* etc., S. 103—5, erfahren wir nichts. Vgl. darüber die schon angeführten Werke von Hosch und Storm. Das *voilà* familiär öfters für *voici* angewandt wird, hat Storm bemerkt: *Me voilà = Je suis ici* (*Dial. français*, I, 2te schwed. Aufl., S. 105). — *Voici* Mitte S. 114 ist wohl Druckfehler für *voilà*.

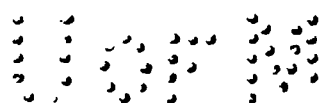
Noch sei erwähnt, dass man am Schluss der Arbeit ein Register schmerzlich vermisst; es hätte wiederholtes Nachschlagen in dem nützlichen Buche erleichtert.

GÖTEBORG.

JOHAN VISING.

Lindqvist, Gregor, *Quelques observations sur le développement des désinences du présent de l'indicatif de la première conjugaison latine dans les langues romanes.* Thèse pour le doctorat. Upsala 1898, Imprimerie Almqvist et Wiksells. 159 S. 8°.

Der Verfasser hat, wie er in der Vorrede sagt, in dieser Arbeit nur einen Teil der von ihm schon vor zehn Jahren an-



III. Für Mädchenschulen.

Rahn, Hedtha, Neues Lehr- und Lesebuch der franz. Sprache für höhere Mädchenschulen und verwandte Anstalten. I, 1896 (für das 1. Schuljahr) II, 1897 (für das 2. u. 3. Schulj.), Leipzig, Reisland.

Das Buch huldigt einem gemässigten Fortschritt. Es ist durchgehend das Bestreben vorhanden, nur das, was aus dem Lehrgang selbst sich ergibt, zu verwerten. Auf diese Weise wird thunlichst vermieden, dass das Gedächtnis der Schülerinnen mit Dingen belastet wird, für welche die Erklärung erst später folgen kann. Freilich ist es bei der Anordnung des Buches nicht überall möglich, dies ganz streng zu befolgen. Mit Recht betont der Verf. frühzeitig das Verb und seine Formen; dadurch kommt aber die Deklination erst I, p. 60 zur Behandlung, während schon p. 34 sich Formen wie *du loup* nötig machen. Immerhin ist eine derartige Vorausnahme selten. Dem geringen Fassungsvermögen der kleinen Schülerinnen wird durch eine langsame und sehr ausführliche Vorführung des grammatischen Stoffes Rechnung getragen. Dieser findet sich sowohl in den Lektionen, als auch für sich selbst zusammengestellt. Dadurch aber, dass ziemlich viel Stoff in den einzelnen Lektionen vereinigt ist, und diese in Unterabteilungen zerfallen, wird die Übersicht erschwert. Der Verf. hat den Lesestoff durchgehend dem Standpunkte der Kinder angemessen gewählt; er legt von vorn herein Nachdruck auf die Konversation und schreitet im 2. Jahre bereits zu kleinen Aufsätzen fort, für die er Anleitung giebt. Dabei wird zeitig auf Abfassung von Briefen Bedacht genommen. Im 3. Jahre, gegen Ende, findet sich eine sehr gut verwendbare Zusammenstellung von täglichen Redewendungen, auch eine Speisekarte und Anzeigen aus Zeitungen fehlen nicht. Die Präparationen sind überall reichlich gegeben, auch für die Übersetzung aus dem Deutschen ist von Anfang an gesorgt. Zuerst sind es teils enger, teils loser zusammenhängende Sätze, im 2. Jahr werden es zusammenhängende Stücke.

Das Werk scheint wohl geeignet, die Lust der Mädchen am Französischlernen nicht nur zu erwecken, sondern auch festzuhalten und an dem Buche eine gute Stütze im Unterricht haben.

franz. Lesebuch für Schulen und Erziehungsanstalten.

B, Franz. Lese- und Lehrbuch, 2. Teil (2. u. 3. Unter-
stufe) von Dr. W. Knörich, Hannover und Berlin 1897,
Verlag (Gust. Prior), geh. 2,50 M., geb. 3. —.

Titel entspricht nicht mehr genau der Anlage des Buches, das nicht nur für Mädchenschulen berechnet, wie aus der Ausstattung hervorgeht. Diese ist sehr geschickt getroffen und deckt die verschiedensten Gebiete. Einigen Gedichten sind Illustrationen beigegeben. Auf Rechnen in französischer Sprache ist starkes Gewicht gelegt. Erfreulicher Weise begegnet man auch Stücken heiteren Inhalts. Mit der Lektüre des Buches verbunden, ist dadurch erleichtert, dass den grammatischen Stellen des Lesebuchs beigelegt sind, an denen man

Zu *c'est-à-dire*, über dessen Geschichte man gerne mehr erfahren hätte, meint Lindberg, dass die Erstarrung besonders durch die stereotype Präsensform bewiesen werde (S. 58). Dem ist wohl kaum so; denn in diesem Ausdruck wird das Verb am natürlichsten, in jedem Zusammenhang, auf die Gegenwart bezogen, wie in "das bedeutet". Auffallend ist dagegen, dass überhaupt *estoit à dire* gesagt worden ist, wie Lindberg mit ein paar Beispielen, S. 57, zeigt. Aus demselben Grunde wie in *c'est-à-dire* ist in *c'est à savoir* das Präsens die natürliche Zeitform.

Schon Tobler hat gerügt, das Verfasser (S. 62) *qui = qu'est-ce qui* ganz übersehen hat. Ich wiederhole dies hier, um zu bemerken, dass auch unsere französischen Schulgrammatiken dieser Erscheinung Erwähnung thun (Vising, S. 229, Olde, letzte Aufl. S. 187), und dass Storm *Dialogues français I* ausführlich darüber gehandelt hat (S. 189 der 2. schwed. Aufl.). An *ja soit que* (S. 68) erinnert das alte *comme ainsi soit que*, auch mit Zeitformen der Vergangenheit verbunden: *Toute fois non seulement il ne le fit; mais comme aussi soit qu'il fust prévenu de mort, sa fille par alliance l'a fait rimprimer* (Pasquier, *Lettres XVIII*, 1). Die offenbar falsche Deutung von *comme qui dirait* hat schon Tobler zurückgewiesen. Lindberg hätte wenigstens erweisen sollen, dass *comme = quomodo si* sein könne, um *comme qui = quomodo si quis* zu setzen.

Die Auffassung von *pieça* (S. 92), wonach es auch "le temps pendant lequel un état dure" bedeute, kann nicht richtig sein. In den beiden angeführten Beispielen ist zu übersetzen "depuis quelque temps (longtemps)". — S. 74 vermisst man moderne Beispiele der drei besprochenen Anwendungen von *peut-être*. — Über die eigenthümlichen und mannigfachen Bedeutungen von *tiens* etc., S. 103—5, erfahren wir nichts. Vgl. darüber die schon angeführten Werke von Hosch und Storm. Das *voilà* familiär öfters für *voici* angewandt wird, hat Storm bemerkt: *Me voilà = Je suis ici* (*Dial. français*, I, 2te schwed. Aufl., S. 105). — *Voici* Mitte S. 114 ist wohl Druckfehler für *voilà*.

Noch sei erwähnt, dass man am Schluss der Arbeit ein Register schmerzlich vermisst; es hätte wiederholtes Nachschlagen in dem nützlichen Buche erleichtert.

GÖTEBORG.

JOHAN VISING.

Lindqvist, Gregor, *Quelques observations sur le développement des désinences du présent de l'indicatif de la première conjugaison latine dans les langues romanes*. Thèse pour le doctorat. Upsala 1898, Imprimerie Almqvist et Wiksells. 159 S. 8°.

Der Verfasser hat, wie er in der Vorrede sagt, in dieser Arbeit nur einen Teil der von ihm schon vor zehn Jahren an-



So *Courrier de Vaugelas* II, 65: *toujours est-il* soll eine Ellipse von *vrai* enthalten, weil Rousseau und andere *toujours est-il vrai* in demselben Sinne geschrieben haben. Dies ist doch wohl nicht richtig; richtiger ist, was ebenda gesagt wird, dass *toujours est-il* eine relativ neue Formel ist, kaum älter als ein halbes Jahrhundert, dies der Grund, weshalb Lindberg keine alten Belege dafür gefunden hat. Sieht man *toujours est-il* als locution figée an, so müsste man wohl auch *or est-il* als solche bezeichnen (S. Littré); ebenso das alte *si est-ce*, z. B. Montaigne I, 10: *Si est ce qu'à l'entrevue du pape Clement et du roy François à Marseille, il advint . . .* (mit einem Perfekt verbunden).

S. 27 sagt Lindberg, dass, wenn in *c'est* das *ce* auf ein Vorhergehendes hinweist, *ce* und *être* nichts von ihrer ursprünglichen Kraft verlieren. Das kann doch der Fall sein: *est* kann mit anderen Zeitformen vorkommen, wofür R. W. L. in *Bidrag till belysning af språkbruket i franskan* (Stockholm 1890; S. 40) ein Beispiel aus der *Revue des deux mondes* bringt: *Le principal argument dont l'empereur s'était servi pour supprimer la statue de la Victoire, c'est qu'il ne convenait pas de mettre sous les yeux des sénateurs chrétiens des objets qui blessaient leur foi.*

Der Zweifel (S. 48), ob das hypothetische *si ce n'est que* erstarrt sei, kann für die ältere Sprache kaum gelten, da das erste beweisende Beispiel bei Scarron begegnet: *si ce n'est que j'ai vu (je vis) qu'il était étranger*. Auch scheint es sich nicht so erhalten zu haben, da es mit den Zeitformen der Vergangenheit *n'était* und *n'eût été* heute begegnet.

Betreffend *c'est pourquoi* meint Lindberg (S. 53, 55), es werde heute ausschliesslich gebraucht um die Folge zu bezeichnen; den Grund müsse man mit *c'est pour cela que*, o. ä. angeben. Dies ist nicht die Ansicht Lafayes und anderer französischer Synonymiker. Bei Lafaye liest man unter anderem: "*C'est pourquoi* et *aussi* expriment un rapport de cause à effet; *par conséquent, donc et partant*, un rapport de prémisses à conséquence. Il tombe malade; *c'est pourquoi* ou *aussi*, c'est-à-dire à cause de cela, il remit son voyage; ou, en renversant les deux membres de la phrase, il remit son voyage à cause qu'il tomba ou parce qu'il tomba malade". Nun möchte ich nicht Lafaye durchaus Recht geben; aber Lindberg hat sich auch zu kategorisch ausgesprochen: Die Wahrheit liegt, scheint mir, in der Mitte. — Wenn Lindberg sagt, die Zeitform in *c'est pourquoi* könne auch verändert werden (*C'était pourquoi elle avait arrêté M.*) so ist das ja richtig. Indess ist es nicht ohne Interesse zu erfahren, dass Littré diesen Ausdruck kaum billigt, wenn ich seine Bemerkung zu *Pourquoi* 4° recht verstehe.

Zu *c'est-à-dire*, über dessen Geschichte man gerne mehr erfahren hätte, meint Lindberg, dass die Erstarrung besonders durch die stereotype Präsensform bewiesen werde (S. 58). Dem ist wohl kaum so; denn in diesem Ausdruck wird das Verb am natürlichsten, in jedem Zusammenhang, auf die Gegenwart bezogen, wie in "das bedeutet". Auffallend ist dagegen, dass überhaupt *estoit à dire* gesagt worden ist, wie Lindberg mit ein paar Beispielen, S. 57, zeigt. Aus demselben Grunde wie in *c'est-à-dire* ist in *c'est à savoir* das Präsens die natürliche Zeitform.

Schon Tobler hat gerügt, das Verfasser (S. 62) *qui = qu'est-ce qui* ganz übersehen hat. Ich wiederhole dies hier, um zu bemerken, dass auch unsere französischen Schulgrammatiken dieser Erscheinung Erwähnung thun (Vising, S. 229, Olde, letzte Aufl. S. 187), und dass Storm *Dialogues français I* ausführlich darüber gehandelt hat (S. 189 der 2. schwed. Aufl.). An *ja soit que* (S. 68) erinnert das alte *comme ainsi soit que*, auch mit Zeitformen der Vergangenheit verbunden: *Toute fois non seulement il ne le fit; mais comme aussi soit qu'il fust prévenu de mort, sa fille par alliance l'a fait rimprimer* (Pasquier, *Lettres XVIII*, 1). Die offenbar falsche Deutung von *comme qui dirait* hat schon Tobler zurückgewiesen. Lindberg hätte wenigstens erweisen sollen, dass *comme = quomodo si* sein könne, um *comme qui = quomodo si quis* zu setzen.

Die Auffassung von *pieça* (S. 92), wonach es auch "le temps pendant lequel un état dure" bedeute, kann nicht richtig sein. In den beiden angeführten Beispielen ist zu übersetzen "depuis quelque temps (longtemps)". — S. 74 vermisst man moderne Beispiele der drei besprochenen Anwendungen von *peut-être*. — Über die eigenthümlichen und mannigfachen Bedeutungen von *tiens* etc., S. 103—5, erfahren wir nichts. Vgl. darüber die schon angeführten Werke von Hosch und Storm. Das *voilà* familiär öfters für *voici* angewandt wird, hat Storm bemerkt: *Me voilà = Je suis ici* (*Dial. français*, I, 2te schwed. Aufl., S. 105). — *Voici* Mitte S. 114 ist wohl Druckfehler für *voilà*.

Noch sei erwähnt, dass man am Schluss der Arbeit ein Register schmerzlich vermisst; es hätte wiederholtes Nachschlagen in dem nützlichen Buche erleichtert.

GÖTEBORG.

JOHAN VISING.

Lindqvist, Gregor, *Quelques observations sur le développement des désinences du présent de l'indicatif de la première conjugaison latine dans les langues romanes*. Thèse pour le doctorat. Upsala 1898, Imprimerie Almqvist et Wiksells. 159 S. 8°.

Der Verfasser hat, wie er in der Vorrede sagt, in dieser Arbeit nur einen Teil der von ihm schon vor zehn Jahren an-



gefangenen Studien über das Präsens Indicativi der ersten lateinischen Konjugation, wie es in den romanischen Sprachen auftritt, veröffentlicht. Dieser Teil umfasst die provenzalischen, franco-provenzalischen, französischen und italienischen Dialekte mit Ausnahme überall der dritten Person des Singulars, im Französischen auch der zweiten, im It. der dritten des Plurals. Jeder Person ist ein Abschnitt gewidmet und innerhalb dieser Abschnitte sind die verschiedenen Sprachen jede für sich behandelt. Verf. giebt in den so entstandenen Kapiteln zuerst ein Verzeichnis der dialektischen Formen der betreffenden Person, ein Verzeichnis, das er, der Übersichtlichkeit wegen, hätte in Tabellen ordnen sollen, anstatt es als gewöhnlichen Text zu drucken. Es folgen Referate über die Versuche, die gemacht wurden, die unregelmässigen oder schwierigen Formen zu erklären, Referate, die Verf. teilweise mit kritischen Bemerkungen versehen hat. Für gewisse Fragen endlich giebt der Verf. eine selbständige Erklärung. Als zusammenfassendes Urteil darf man aussprechen, dass die Arbeit der Formensammlung und der im allgemeinen guten Referate wegen nicht ohne Verdienst ist. Auch der kritische und selbständige Teil derselben bietet viel Gutes, und im ganzen wird also das Buch als ein nützlicher Beitrag zur romanischen Formenlehre bezeichnet werden können. Aber es haften demselben gleichwohl Mängel an, die es notwendig machen, es mit Vorsicht zu konsultieren. Was Verf. über die sprachlichen Vorgänge bemerkt, steht nicht immer ganz auf dem Standpunkte der heutigen Linguistik und seine Kenntnisse wie seine kritische Schärfe lassen hie und da etwas zu wünschen übrig. — Um dieses Urteil zu motivieren, wollen wir im Folgenden einige Einzelheiten herausheben. Die vom Verfasser am ausführlichsten behandelten Sprachen sind die französische und die italienische und in den betreffenden Kapiteln findet man auch seine besten Ausführungen und Erklärungen, wogegen die franco-provenzalischen und besonders die provenzalischen Dialekte nicht mit entsprechender Gründlichkeit behandelt zu sein scheinen.

Im Franz. macht das End- *e* der 1. Pers. Sg. Schwierigkeiten. Uschakoff hat, *Mém. de la Soc. néophilologique de Helsingfors I*, darüber einen sehr interessanten Aufsatz veröffentlicht, worin er die Möglichkeiten für und gegen die analogische Attraction seitens der Formen der 1. Pers. Sing. mit organischem *e* statistisch durchmustert und zu dem Resultate gelangt, dass diese Formen nicht als zahlreich genug bezeichnet werden können, um die Attraction zu bewirken. Das *e* in *jure* (1) etc. ist vielmehr aus einer Proportionsanalogie zu erklären, teils mit den Verben des Typus *servir*, deren Präsens Ind. in allen drei Personen einsilbig ist (*serf sers sert*), teils mit dem Pr. Konj. aller Konjugationen,

das dasselbe Verhältniss zwischen den drei Personen zeigt. Verf. kritisiert diese Theorie und sagt, die Anzahl einer Gruppe sei nur von geringer Bedeutung, und als Beweis, dass eine kleine Gruppe eine viel grössere beeinflussen könne, nennt er die Endung *el* der betreffenden Person im Surselvischen (von *afflar* etc. ausgegangen), *-i* im Friaul., *-o -u* im Piemontesischen und im Franco-provenzalischen. Wenn man auch für einige dieser Fälle, wie Uschakoff für das Französische, andere analogische Einwirkungen geltend machen kann als die kleine Gruppe von Verben, bei denen der Finalvokal phonetisch berechtigt ist, so stützen sie doch die Ansicht des Verfassers, dass eine kleine Gruppe für eine viel grössere bestimmend sein kann. Aber den Grund für diese Tatsache hätte der Verf. suchen sollen. — Worin besteht die innere Kraft einer solchen Wortgruppe? Verf. hätte da u. a. hervorheben sollen, wie ausserordentlich wichtig die Lautform der betreffenden Wörter ist. Man wollte eine Ausgleichung zwischen den Typen *jur*, *jures*, *juret* und *livre*, *livres*, *livret*, weil diese Typen in den übrigen Teilen des Paradigmas übereinstimmten. *Livre* konnte sein *e* nicht verlieren, denn dieser Laut war für die Aussprache des Stammes notwendig. *Jure* aber war phonetisch ebenso möglich wie *jur*. Dies gab natürlich der Gruppe *livre* eine Solidität, die nicht wenig dazu mitwirkte, dass diese Gruppe schliesslich den Sieg davontrug.

Bei der Bestimmung der Gruppe, die ein phonetisches *e* fordert, ist dem Verf. (S. 20, 21) ein Versehen untergelaufen, indem er die Bedingungen nicht zu kennen scheint, unter welchen der Endvokal bleibt, namentlich nicht zu wissen scheint, dass dies in allen proparoxytonen Wörtern der Fall ist.

S. 21 giebt Verf. als Beispiele der Gruppe von Verben, die, um in allen Personen denselben Stammesauslaut zu haben, früh von der Analogie ergriffen worden, *exfortio*, *nuntio* etc. Er vergisst dabei dass *tj* nach Konsonant inlautend und auslautend dasselbe Resultat giebt. Ebenso nimmt er fälschlich an, *tractio* solle *traiz*, nicht *tras*, ergeben.

S. 24 hat Verf. Meyer-Lübke nicht verstanden, sondern lässt ihn über *repatrio* das Gegenteil sagen von dem, was er wirklich, *Rom.* XXI p. 345, gesagt hat.

Bei der Erklärung von *porz* (*porto*), *defenz*, *mez*, pik. *porch*, *defench*, *mech* etc. nimmt Verf. S. 29 mit Körting an, das *z* sei der Dentale des Stammes $+ s : sent + s = senz$ etc., wonach dieses *z* sich auch auf andere Stämme ausgedehnt hätte. Dieses *z* sei im Pikardischen *ch*, was dem Verf. wie Körting ganz natürlich scheint, in Wirklichkeit aber unmöglich ist, da das pik. *ch*,

wie bekannt, nicht aus Dental + s hervorgehen kann, sondern eine ganz andere Provenienz hat.

S. 31 bespricht Verf. die Form *juz* < *judico* (Roland 3831) und glaubt, sie sei nach *fax* gebildet. Uns scheint wahrscheinlicher, dass hier ein einfacher Stammesausgleich vorliegt. Man hat im Indikativ *juge*, *juges*, *juget*, im Konj. *juze*, *juzes*, *juzet*. Der Konjunktivstamm konnte sporadisch in den Indikativ eindringen und das auslautende *e* auf dem Wege der Angleichung verlieren.

S. 33 bespricht Verf. die Formen *ruis*, *pruis* etc. und giebt im allgemeinen (doch hätte Muret ein wenig mehr Rücksicht verdient) ein gutes Referat über die Diskussion dieser schwierigen und noch ungelösten Frage, in der Meyer-Lübke der Wahrheit am nächsten gekommen zu sein scheint. Lindqvist stimmt ihm auch teilweise bei, indem er die Entwicklung *rogo* > *ruei* annimmt. Wenn er aber S. 39 als die regelmässigen Reflexe von *probo*, *tropo*, *pruef*, *truef* annimmt, weil diese Formen mehr mit *prueves*, *trueves* harmonieren (als *prueu*, *trueu*), so ist er im Irrtum. *Pruef*, *truef* sind vielleicht die phonetisch regelmässigen Formen, aber *prueves*, *trueves* beweisen dafür natürlich gar nichts. Die weitere Entwicklung von *rui* und den, wie er annimmt, danach gebildeten Formen *prui*, *trui* zu *ruis*, *pruis*, *truis* erklärt Verf. durch Angleichung an *puis*, das er, zwar ohne die von Meyer-Lübke erhobenen Bedenken beseitigen zu können, aus *poteo* hervorgehen lässt. — Dieses Kapitel schliesst mit einigen sehr guten Auseinandersetzungen über die wallonisch-lothringischen Formen des Typus *ēfel* (*inflo*), *trubel* (*trouble*), *āter* (*intro*), *mosterre* (*mostro*) etc. Verf. zeigt in überzeugender Weise, dass die bisherigen Erklärungen dieser Formen wonach dieselben mit Stütz-*e*, das später den Ton erhalten hätte, gebildet wären, unzulänglich sind. Denn man sollte da ein solches Stütz-*e* auch in Wörtern wie *fabulam*, *amabilem* erwarten, die aber ganz anders behandelt worden sind (*fāf*, *ēmāf* in Lüttich; *amol* in S. Hubert; *stōp* < *stabulum*, *āt* < *inter* in Falkenberg etc.). Verf. sieht, wir glauben mit Recht, in den betreffenden Formen Anbildungen an die Verben, in denen ein solcher Wechsel von Anfang an regelmässig ist, wie *ap'le* (*appeler*): *apēl*, *męsrē* (*mensurare*): *męścār* etc. Auch der Versuch des Verfassers die Form auf -*é*, die man in einigen lothr. Patois findet, zu erklären scheint glücklich.

In Bezug auf die erste Person im Italienischen wollen wir nur das berühren, was S. 55 über das -*i* im Milanesischen gesagt wird. Salvioni (*Arch. Glott.* IX 222) und Meyer-Lübke haben hier die richtige Erklärung gegeben, indem sie dies -*i* für einen Rest des enklitischen *io* halten. L. will darin auch den Einfluss solcher Verben sehen, deren 1. Pers. phonetisch auf -*i* ausgeht. Dabei

ist zu bemerken, dass es fraglich bleibt, ob überhaupt solche Verben existieren, was gewiss nicht, wie Verf. glaubt, aus den von Salvioni (*Dial. di Milano*) gegebenen Beispielen hervorgeht. Aber auch wenn eine kleine Anzahl Verben diese Endung haben sollten, scheint es uns doch nicht richtig dieselben zur Erklärung heranzuziehen. Denn in der zweiten Person kommt dasselbe Phänomen vor (*parlet: t < tu*) und da kann man doch von keiner derartigen Einwirkung sprechen. — Zwei Ursachen können oft zu demselben Resultate mitwirken, aber es ist gar nicht gewiss, dass dies der Fall sein muss, wenn auch die nöthigen Voraussetzungen vorhanden sind (was übrigens, wie gesagt, in diesem Falle sehr problematisch bleibt). Wenn man die sprachlichen Phänomene erklären will, so müssen die verschiedenen Fälle genau verglichen werden, nur so kann man zu einer Gewissheit darüber kommen, welche von zwei zunächst als möglich erscheinenden Ursachen die thatsächlich wirkende gewesen ist.

Für die zweite Person bietet das It. das grösste Interesse. Es handelt sich hier darum, den Übergang von *-as* in *-i* zu erklären. Verf. glaubt gegen Meyer-Lübke und mit D'Ovidio und anderen annehmen zu müssen, *-as* habe *-i* ergeben in Folge von Angleichung, nicht auf dem Wege lautmechanischer Entwicklung. Er vermag in der That eine solche Ansicht durch Heranziehung gewisser Dialektformen zu stützen. Wenn er aber im allgemeinen die Übereinstimmung oder Verschiedenheit mit den betreffenden Formen von *foras* als Beweis anführt, so muss man sich zweifelhaft verhalten. Um die Entwicklung dieses Wortes im Toskanischen zu erklären, nimmt er eine analogische Attraction seitens anderer Adverbien auf *i* an. Eine solche Attraction kann aber ebensogut in den Dialekten vorkommen, und nimmt man sie an, so verliert *foras* sogleich alle Beweiskraft. Wenn man aber das nicht thut, und dazu hat man immerhin keinen Grund, so bleiben hier und da gewisse Inkongruenzen zwischen den Entwicklungsformen von *foras* und denjenigen der 2. Person in *-as*, Inkongruenzen die sich in gewissen Dialekten durch die berechtigte Annahme einer Nebenform *foris* erklären. Im ganzen scheint die Theorie Meyer-Lübke's noch immer die beste zu sein.

S. 99 sagt Verf., die Entwicklung von *-amus* in *-aus*, die sich im Campidanesischen findet, sei ganz lautgemäss und S. 132 hält er das *-ais < atis* desselben Dialektes ebenso für lautregelmässig. Diese beiden Formen sind aber, wie aus den Beispielen Hoffmanns (S. 79, 102) hervorgeht und wie Meyer-Lübke *It. Gr.* S. 261 deutlich zeigt, analogisch.

Ob in den ital. Dialekten, die die 1. Pl. auf *-emo* bilden, diese Form sich nach der zweiten Konjugation oder nach *semo*

(*sumus*) gerichtet hat, ist eine Frage, die zu beantworten sehr schwierig ist. Verf. glaubt an die Wirkung der 2. Konjugation (*-ēre*). Als hauptsächlichsten Grund für diese Ansicht führt er die Übereinstimmung auch der zweiten Person, die auf *-ete* ausgeht, mit der entsprechenden Form der 2. Konj. an, ebenso wie die Formen des Imperfekts, die z. B. in Teramo *candeve*, *sendeve* lauten, und also nach *deveve* gebildet zu sein scheinen. Der erste dieser Gründe fällt weg, weil auch die 2. Person von *semo*, die *sete* lautet, gewirkt haben kann. Der zweite ist auch nicht stichhaltig, hat doch im Französischen im Imperfekt die *-ere*-Konj. die zwei anderen umgewandelt, während nichtsdestoweniger die 4. P. aller Präsensia nach *sumus* gebildet ist. Die für den Einfluss von *semo* angeführten Gründe sind in der That sehr schwerwiegend. Ein solcher Einfluss ist im Französischen gesichert und in den it. Dialekten herrscht dieselbe Übereinstimmung zwischen den zwei Formen. Verf. hat keine Beweise dagegen anführen können. Es wäre die Thatsache zu erwähnen, dass man z. B. bei Chrysostomo nicht nur *-emo*, was das gewöhnlichste ist, findet, sondern auch nach *sumus* gebildetes *-omo*. Möglich ist aber, dass die Sprache dieses Autors dialektisch gefärbt ist, da die meisten nördlichen Dialekte, wie bekannt, *sẽmo*, *-ẽmo* haben.

S. 124 beschäftigt sich der Verf. mit der zweiten Person Pluralis im Patois von Vionnaz. Er sagt, das Suffix *-atem* gebe immer *-a*, was ein Irrtum ist (Gilliéron S. 24). Es giebt, wie *-atum*, *-ô*, *-atis* sollte danach *-ô* ergeben — ergibt aber *-a* (wie *are* > *ā*). Dieselbe Verschiedenheit finden wir da, wo *a* nach einem Palatal steht: *balneatum* > *bañâ*, *pietatem* > *pidiâ* aber *balneatis* > *bañe* (wie *balneare* > *bañé*). Es macht, und das hat auch Meyer-Lübke *Gram.* I S. 266 geglaubt, einen Unterschied, ob das *a* vor einem Reibelaute steht oder vor einem Verschlusslaute. Im letzteren Falle bleibt es nach *j*, sonst geht es in *ô* über. So ergibt sich, dass die 2. Pluralis analogisch ist und etwa in Übereinstimmung mit dem Infinitiv sich entwickelt hat. (Cf. 4. Konj. *-itis* > *î*, — *ire* > *î*. Die anderen Konjugationen haben nur stammbetonte Formen.) — S. 135 fasst Verf. die Schicksale der zweiten Person Pluralis im nördlichen Italien dahin zusammen, dass er sagt, die Endung *-tis* sei gefallen, wonach sich der auslautende Vokal in verschiedener Weise entwickelt habe. Das ist aber nur für einige Dialekte (wie z. B. Gombitelli, *Arch. Glott.* III S. 324) annehmbar, für die anderen scheint Ausfall des intervokalen *t* die einzig mögliche Annahme zu sein.

Viele Bemerkungen liessen sich hinzufügen, aber das Gesagte mag genügen. Verf. wird sich hoffentlich bemühen, dem zweiten

Teile seiner nützlichen Abhandlung eine noch mehr durchgearbeitete Form zu geben als diesem ersten.

STOCKHOLM.

ERIK STAAFF.

Neuere Schriften über französische Lehn- und Fremdwörter im älteren Deutschen.¹⁾

Nachdem W. Wackernagel²⁾ in grossen Umrissen über die lateinischen und französischen Lehn- und Fremdwörter im Deutschen orientiert hatte, machte J. Kassewitz die französischen Wörter im Mittelhochdeutschen³⁾ zum Gegenstand einer grammatischen Untersuchung. Einen einzelnen Fall aus der Lautlehre hat Maxeiner behandelt: die Schicksale der frz. Wörter im Mhd., deren Endsilbe auf lat. *(at)ura*, *(at)orem* zurückgeht. Viele andere grammatische Fragen harren noch der Bearbeitung.⁴⁾ Weniger günstig steht es mit der Erforschung von Zeit und Art der Aufnahme der fremden Wörter, mit der Erkenntniss ihrer Verbreitung, ihres Fortlebens. Nach sachlichen Kategorien suchten W. Wendler⁵⁾ und J. Kassewitz die frz. Lehn- und Fremdwörter (ersterer zusammen mit den lateinischen) zu ordnen. Den Gebrauch der französischen Wörter in den wichtigsten mhd. Epen historisch zu verfolgen, hat O. Steiner⁶⁾ versucht. Leider ist seine Materialsammlung lückenhaft, so dass sich eine Geschichte der Fremdwörter darauf nicht stützen kann.

¹⁾ Th. Maxeiner, *Beiträge zur Geschichte der französischen Wörter im Mittelhochdeutschen*, Diss. Marburg 1897, wird hier nicht besprochen, da ich diese Schrift bereits im *Litteraturblatt f. germ. und rom. Philologie* XIX (1898), Nr. 7 kurz angezeigt habe, vgl. auch Nr. 12. Ausführlicher hat J. Piquet die Abhandlung besprochen *Romania* XXVII. Vgl. auch *Romania* XXVIII, S. 130—138.

²⁾ *Die Umdeutschung fremder Wörter*, in: *Kleine Schriften* III.

³⁾ Diss. Strassburg 1890. Vgl. die Recensionen von Wiener a. a. O.; Maxeiner, *Anz. f. d. Altertum* XIX, 44—52; Leitzmann, *Zs. f. fr. Spr.* XIII, 211 f.; R. Bechstein, *Jahresbericht f. deutsche Phil.* XIII, 245; F. Neumann, *Jahresbericht f. rom. Phil.* I, 315.

⁴⁾ Zu erwähnen ist noch: J. Blumer, *Zum Geschlechtswandel der Lehn- und Fremdwörter im Hochdeutschen*, Progr. Leitmeritz 1890/91; W. Neumann, *Über die Betonung der Fremdwörter im Deutschen*, Progr. Strehlitz 1881. — Manche Bemerkung ist in den Wörterbüchern und in den Anmerkungen zu den Schriftstellerausgaben versteckt.

⁵⁾ *Zusammenstellung der Fremdwörter des Alt- und Mittelhochdeutschen nach sachlichen Kategorien*, Progr. Gymnasium Zwickau 1865.

⁶⁾ *Germanist. Studien*, hsg. v. Bartsch, II, 239 ff.

R. F. Kainul' schliesslich hat die frz. Wörter bei Gotfried von Strassburg gesammelt. Daran schliesst sich ein Verzeichnis der frz. Ausdrücke bei Wolfram von Eschenbach.

Wiener, Leo *French Words in Wolfram von Eschenbach*. In *American Journal of Philology* XVI 1895. 326—361.

Wiener hat in seiner alphabetischen Zusammenstellung der französischen Wörter in Wolframs Werken grosse Sorgfalt verwendet und die Feststellung der altfrz. Entsprechungen, die von den Wörterbuchern manchmal ungenau oder unzutreffend gegeben wurden. Ertreulich Weise hat der Verfasser die Varianten angegeben. Leider aber fehlt eine Angabe des Genus bei den Substantiven. Auch sind nicht immer die Wörter angegeben, mit denen die frz. Wörter reimen; nach welchem Gesetze W. hierin verfahren ist, weiss ich nicht; warum wird das Genus angegeben z. B. bei *coverture*, *dublin*, *glacéin*, *pofus*, *agras* etc. nicht aber z. B. bei *agras* (: *was* Parz. 238, 27), *galt* (: *galt* P. 235, 10), *hovel* (: *hovel* P. 27, 16. 154, 5), *harnach* (: *derlasch* W. 305, 13. 416, 13), *rusit* (: *strit* P. 256, 24, : *sit* P. 522, 14), *tarkis* (: *pris* W. 351, 20), *walap* [= afrz. *walap* ?] (: *gap* P. 211, 3. 295, 10) und vielen anderen Fällen? Es ist ja klar, welche Bedeutung die Wörter für grammatische Forschungen haben; aber auch für die Dichtung sind sie wertvoll, wie Steinmeyers feinsinnige Untersuchungen. Über einige Epitheta der mhd. Poesie (Prorektoratsrede 1889) gezeigt haben.

Im neuen Fremdwörterverzeichnis hat Wiener eine kritische Übersicht über die vor seiner Arbeit erschienenen Beiträge zur Geschichte der französischen Lehn- und Fremdwörter im Mhd. gegeben. Kassowitz' vorausgeschickt. Seinen Urteilen bin ich vollständig bei, dagegen bin ich nicht einverstanden mit der Besprechung der Kassowitz'schen Abhandlung gegen die Herkunft der Infinitivendung *-ieren*.

iu : *ie* (*biute* : *bieten*) hatte. Nun ist es nur noch ein Schritt von *-ier* zu dem Infinitivsuffix *-ieren*. Dagegen ist u. a. geltend zu machen: Warum geht der Infinitiv nicht auf *-iuren* aus, da doch die Substantive auf *-iure* häufiger sind als die auf *-ier*? Vgl. auch Piquets Einwände S. 72 f. Wie übrigens die vermeintliche Verwirrung in der Wiedergabe der frz. Suffixe *-eur*, *-ure* zu beurteilen ist, zeigt jetzt die Abhandlung Maxeiners.¹⁾

In der Wörterliste habe ich *barre* (: *harre*) Willeh. 187, 19 vermisst. Dagegen weist sie ein paar Wörter auf, die nicht französisch sind.

becken erklärt sich sehr einfach aus vulgärlat. *baccinu*, während die Ableitung aus frz. *bacq* (*bacane*) Schwierigkeiten macht. Ganz unmöglich ist die von Firmery in einer Besprechung von Wieners Arbeit (Clédat's *Revue* X, 235) aufgestellte Behauptung: „*becken* correspond à *bacin*“; denn *batsin* (so lautete das Wort bis ins 13. Jahrhundert) konnte doch nicht ahd. *beckin* ergeben!

Warum soll *berle*, *perle* frz. sein? Ahd. heisst das Wort *perala*!

Zu *kocke* vgl. das deutsche Wörterbuch V, 1565.

Zu *küssen*, ahd. *kussî(n)* vgl. P. E. Lindström, *Die Palatale der lateinischen Lehnwörter im Althochdeutschen*, Lektoralabhandlung Stockholm 1895, S. 18, wozu noch Behrens, *Reciproke Metathese*, S. 45 und 85, Schwan, *Altfrz. Grammatik* (2. Aufl.), 196 und Jenkins, *Mod. Language Notes* VIII, 300 nachzutragen ist.

Zur frz. Grundlage von *haberjoel* vgl. *Zs. f. deutsches Altertum* XXXIII, 256.

tepich, *tepit* ist nicht frz. Lehnwort, da es sich aus frz. *tapis* nicht erklären lässt²⁾.

Dagegen entstammt vielleicht *turn*, *turm* dem Französischen, vgl. Baist, *Zs. f. rom. Phil.* XVIII, 280 und Kluge, *Etym. Wb.* Die Ansicht, die Wiener selbst *Mod. Language Notes* X, 18 geäußert hat, halte ich für verfehlt: er macht darauf aufmerksam, dass bei Lehnwörtern ungewöhnliche Lautverbindungen umgeformt

¹⁾ *la schantiure* Wolfr. Parz. 416,21 verdankt nach Bartsch und Wiener sein weibliches Geschlecht der Vermengung mit Femininen auf *-iure*. Dieses Wort aber, das unter den Beweisen von Wolframs mangelhafter Kenntnis des Frz. zu figurieren pflegte (s. noch *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache u. Lit.* XXII, 177), wird nun von Koschwitz (und Maxeiner) sehr ansprechend als *l'aschantiure* (vgl. die Varianten: *lascantiure*, *latschantur(e)!*) = *l'enchanteur* erklärt, vgl. Maxeiner a. a. O. S. 65 f.

²⁾ Zu ahd. *tepit*, *tepich* aus lat. *tapētum* vgl. Kluge, Heyne (*tepit* < *tapētum*, *tepich* < *tapicus*) und Ph. Lenz, *Handshuhshemer Dialekt*, Progr. Heidelberg 1892, S. 1 unter *ailic*.

R. F. Kaindl¹⁾ schliesslich hat die frz. Wörter bei Gotfried von Strassburg gesammelt. Daran schliesst sich ein Verzeichnis der frz. Ausdrücke bei Wolfram von Eschenbach.

Wiener, Leo *French Words in Wolfram von Eschenbach*. In. *American Journal of Philology* XVI (1895), 326—361.

L. Wiener hat in seiner alphabetischen Zusammenstellung der französischen Wörter in Wolframs Werken grosse Sorgfalt verwandt auf die Feststellung der altfrz. Entsprechungen, die von den mhd. Wörterbüchern manchmal ungenau oder unzutreffend gegeben werden. Erfreulicher Weise hat der Verfasser die Varianten verzeichnet. Leider aber fehlt eine Angabe des Genus bei den fremden Substantiven. Auch sind nicht immer die Wörter angegeben, mit denen die frz. Wörter reimen; nach welchem Gesichtspunkt W. hierin verfahren ist, weiss ich nicht; warum wird das Reimwort angegeben z. B. bei *covertiure*, *dublin*, *glacéin*, *posus*, *pusine*, *punjür*, nicht aber z. B. bei *agras* (: *vräs* Parz. 238, 27), *blialt* (: *alt* Parz. 313, 11, : *galt* P. 235, 10), *bovel* (: *hovel* P. 350, 29), *harnas* (: *palas* P. 27, 15. 154. 5), *harnasch* (: *derlasch* Willeh. 376, 17, : *verlasch* W. 305, 13. 416, 13), *runett* (: *strit* P. 342, 15 u. sonst, : *wit* P. 256, 24, : *sit* P. 522, 14), *tarkis* (: *pris* W. 321, 20), *walap* [= afrz. *walep*!] (: *gap* P. 211, 3. 295, 10) und in vielen anderen Fällen? Es ist ja klar, welche Bedeutung Reimbelege für grammatische Forschungen haben; aber auch für andere Fragen sind sie wertvoll, wie Steinmeyers feinsinnige Untersuchungen: *Über einige Epitheta der mhd. Poesie* (Prorektoratsrede, Erlangen 1889) gezeigt haben.

Seinem Fremdwörterverzeichnis hat Wiener eine kritische Übersicht über die vor seiner Arbeit erschienenen Beiträge zur Geschichte der französischen Lehn- und Fremdwörter im Mhd.

Kassewitz) vorausgeschickt. Seinen Urteilen indig bei, dagegen bin ich nicht einverstanden sprechung der Kassewitz'schen Abhandlung gegenüber die Herkunft der Infinitivendung *-ieren*.

r sind die Infinitive auf *-ieren* von Substantiven et (*tjostieren* z. B. von *tjostiure*). Er weist da-
-iur für afrz. *-ier*, *-eor*, *-eur* bei Nomina agentis z. *wre* bei Nomina actionis von den deutschen nander geworfen werden; er findet diese Verh, da das Deutsche selbst einen Wechsel von

. Phil. XVII, 365 ff., vgl. dazu G. Paris, *Rom.*

iu : *ie* (*biute* : *bieten*) hatte. Nun ist es nur noch ein Schritt von *-ier* zu dem Infinitivsuffix *-ieren*. Dagegen ist u. a. geltend zu machen: Warum geht der Infinitiv nicht auf *-iuren* aus, da doch die Substantive auf *-iure* häufiger sind als die auf *-ier*? Vgl. auch Piquets Einwände S. 72 f. Wie übrigens die vermeintliche Verwirrung in der Wiedergabe der frz. Suffixe *-eur*, *-ure* zu beurteilen ist, zeigt jetzt die Abhandlung Maxeiners.¹⁾

In der Wörterliste habe ich *barre* (: *harre*) Willeh. 187, 19 vermisst. Dagegen weist sie ein paar Wörter auf, die nicht französisch sind.

becken erklärt sich sehr einfach aus vulgärlat. *baccīnu*, während die Ableitung aus frz. *bacq* (*bacane*) Schwierigkeiten macht. Ganz unmöglich ist die von Firmery in einer Besprechung von Wieners Arbeit (Clédat's *Revue* X, 235) aufgestellte Behauptung: „*becken* correspond à *basin*“; denn *batsin* (so lautete das Wort bis ins 13. Jahrhundert) konnte doch nicht ahd. *beckin* ergeben!

Warum soll *berle*, *perle* frz. sein? Ahd. heisst das Wort *perala*!

Zu *kocke* vgl. das deutsche Wörterbuch V, 1565.

Zu *küssen*, ahd. *kussî(n)* vgl. P. E. Lindström, *Die Palatale der lateinischen Lehnwörter im Althochdeutschen*, Lektoralabhandlung Stockholm 1895, S. 18, wozu noch Behrens, *Reciproke Metathese*, S. 45 und 85, Schwan, *Altfrz. Grammatik* (2. Aufl.), 196 und Jenkins, *Mod. Language Notes* VIII, 300 nachzutragen ist.

Zur frz. Grundlage von *haberjoel* vgl. *Zs. f. deutsches Altertum* XXXIII, 256.

tepich, *tepit* ist nicht frz. Lehnwort, da es sich aus frz. *tapis* nicht erklären lässt²⁾.

Dagegen entstammt vielleicht *turn*, *turm* dem Französischen, vgl. Baist, *Zs. f. rom. Phil.* XVIII, 280 und Kluge, *Etym. Wb.* Die Ansicht, die Wiener selbst *Mod. Language Notes* X, 18 geäußert hat, halte ich für verfehlt: er macht darauf aufmerksam, dass bei Lehnwörtern ungewöhnliche Lautverbindungen umgeformt

¹⁾ *la schantiure* Wolfr. Parz. 416,21 verdankt nach Bartsch und Wiener sein weibliches Geschlecht der Vermengung mit Femininen auf *-iure*. Dieses Wort aber, das unter den Beweisen von Wolframs mangelhafter Kenntnis des Frz. zu figurieren pflegte (s. noch *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache u. Lit.* XXII, 177), wird nun von Koschwitz (und Maxeiner) sehr ansprechend als *l'aschantiure* (vgl. die Varianten: *lascantiure*, *latschantur(e)!*) = *l'enchanteur* erklärt, vgl. Maxeiner a. a. O. S. 65 f.

²⁾ Zu ahd. *tepit*, *tepich* aus lat. *tapētum* vgl. Kluge, Heyne (*tepit* < *tapētum*, *tepich* < *tapicus*) und Ph. Lenz, *Handschuhsheimer Dialekt*, Progr. Heidelberg 1892, S. 1 unter *ailic*.

werden, und fügt hinzu: The change of *turr* [lat. *turris*] to *Turm* (: *Sturm*, *Wurm*) is such an instance. Aber warum wurde *rr* gerade durch *rm* ersetzt??

Piquet, F. *De vocabulis quae in duodecimo seculo et in tertii decimi principio a Gallis Germani assumpserint.* Thesis. Paris, E. Leroux, 1898. 101 S. 8°.

Die neueste Arbeit auf unserem Gebiet, die Dissertation von F. Piquet, sucht die Fremdwörterstudien nach zwei Richtungen zu fördern. Einmal will sie der Forschung Material zuführen, so dann will sie dieses z. T. zu Beiträgen zur Geschichte der französischen Lehn- und Fremdwörter im Deutschen des 12. und beginnenden 13. Jahrhunderts verwerten.

Die Abhandlung zerfällt in drei Teile. Zunächst gibt der Verf. eine kurze Geschichte der französischen Wörter bis in die klassische Litteraturperiode herein. Wichtiger sind die folgenden Abschnitte, die Wörterverzeichnisse und grammatischen Bemerkungen. Die Fremdwörterverzeichnisse sind zweierlei Art. Ein Verzeichnis will alle französischen Wörter im Deutschen im 12. und im Anfang des 13. Jahrh. zusammenstellen; eine Anzahl Einzellisten verzeichnen die frz. Wörter in mhd. Dichtungen von Lamprechts Alexander und vom Rolandslied bis zu Gottfried von Strassburg.

Ich prüfe zunächst das alphabetische Gesamtverzeichnis. Leider hat es der Verfasser versäumt, jedem Fremdwort eine möglichst vollständige Reihe von Belegstellen beizufügen, die uns eine Vorstellung geben könnten von der Verbreitung der Fremdwörter; besonders müsste es hervorgehoben werden, wenn ein Wort nur einmal belegt ist. Es genügt nicht, wenn Piquet bei häufig vorkommenden Wörtern nur den Ort des ersten Vorkommens (hie und da unrichtig) angibt mit dem Zusatz: *frequentissime usurpatur*. Ferner hat es der Verf. unterlassen, die Reimwörter zu verzeichnen. Schliesslich vermisse ich die Varianten. Gerade sie geben oftmals wertvolle Aufschlüsse über die Geschichte der Fremdwörter. Besonders lehrreich ist die Behandlung der Fremdwörter in jüngeren Abschriften und Umarbeitungen von älteren Denkmälern: bald werden die unverstandenen fremden Ausdrücke falsch abgeschrieben, bald mehr oder weniger richtig durch deutsche ersetzt, bisweilen beseitigt der Schreiber die Verlegenheit, die ihm ein frz. Wort bereitet, höchst einfach dadurch, dass er die ganze Stelle auslässt. Recht selten lässt sich die Beobachtung machen, dass ein fremdes Wort so lebensfähig geworden ist, dass es von einem Schreiber für ein deutsches eingesetzt wird.

Piquet gibt für jedes Wort nur eine Belegstelle an und zwar nicht immer den Ort des ersten Vorkommens. Varianten und Reimwörter fehlen auch hier. Zudem sind die Listen nicht immer ganz vollständig.

So vermisste ich im Verzeichnis der frz. Wörter in Eilharts Tristan folgende Wörter: *barke* 1139, *hurten* 4178. 5919, *mîlen?* 6365, *palazin?* 8268 (nach K. Hofmann für *parlasîn*)¹⁾, *scharlach* 7813. 7825. 7843, *verfêlet* 8449; in der Eneide: *barke* 3148, *plânen* 10621, *zimieren* 1710 B M w (*trunzûn* aus B wird citiert); in Ottos Eraclius: *banier* 4963, *kastelân* (: *getân*) 1387, *plân* 2723, *prîsen* 2339 und sonst, *rot(e)* 1508. 4578, *schâchroch* (: *noch*) 1714; im Nibelungenlied : *aventiure* 335, 12 II, *buhurdieren* 1871, 3, *kolter* 1825, 1, - *leie* 436, 3 A, *vernogieren* 1261, 7 II, *pusûnen* subst. Vb. 1516, 1 I, *floiten* 1516 1 II, *floytieren* I. Im Verzeichnis der frz. Wörter im Reinh. Fuchs fehlen *amîs* 1841, *villân* 1541, beide im alten Kern der Dichtung; *marnere* Kaiserchronik 1412 ist auch übergangen²⁾, ebenso *tavelrunde* Iwein 4534. 4567.

Ich komme zum dritten Abschnitt: grammatische Bemerkungen. Hier kommen einige auffallende Abweichungen der Lehn- und Fremdwörter von ihrer altfranzösischen Grundlage zur Sprache. Der Verfasser geht nicht überall in gründlicher Weise auf die Schwierigkeiten ein. Ich müsste eine längere Abhandlung schreiben, wenn ich alle von P. berührten Probleme kritisch beleuchten wollte. Eine Auswahl möge daher genügen.

ei für *a*. (S. 65.) Gleich die erste Bemerkung ist nicht stichhaltig. Da soll in *heistieren* = afrz. *haster a* von Wolfram sine ulla ratione certa in *ei* verwandelt worden sein. Nein, Wolfram hat einfach ostfrz. *haistier* entlehnt (mit dem bekannten *i*-Nachlaut, vgl. Gröbers *Grundriss* I, 602).

ä für *a*. (S. 65.) Vgl. dazu meine *Beiträge zur deutschen Lautlehre*, Leipzig 1898, S. 15—20, wozu in dieser *Zeitschrift* demnächst ein Nachtrag erscheinen wird. — In *treviers* u. a. hat wohl die Unbetontheit des *a* den Wandel zu *e* verursacht.

pusûn. (S. 74.) Beide Erklärungsversuche für *pusûn* 'Posaune' aus *busîne*, frz. *buisine*, *boisine* sind vollständig verfehlt. Erstens kann das *i* unseres Wortes nicht auf hochdeutschem Boden durch den Einfluss des *n* zu *u* geworden sein. Und zweitens auch nicht auf niederdeutschem Gebiet³⁾. Lübbens Beurteilung des mnd. *u* für

¹⁾ *palasyn* auch in dem aus dem Niederländischen übersetzten Reinolt von Montelban, V. 3691.

²⁾ Warum wird übrigens die Kaiserchronik noch nach Diemer citiert?

³⁾ Diese Ansicht geht wohl auf Kassewitz § 39 Anm. zurück.

P. zweifelt, ob *balieren* (Eilh.) = *parer* oder *polir* ist. Ich glaube das Letztere. Die Bedeutung macht keine Schwierigkeit, und *a* für *o* in der Vortonsilbe ist nicht auffällig.

barke stellt P. zu afrz. *barque*; aber eine solche Form ist im Altfrz. nicht belegt, dafür *barc*, *barq*. *barque* ist erst neufrz., zur Erklärung vgl. Littré und Körting *Lat. - rom. Wb.* No. 1052.

barre (s. Lexer) fehlt.

Zu *bovel* ist Wolframs *gepüfel* Parz. 454,16 zu stellen.

karrasche fehlt, Belege bei Wolfr., Ernst 4689, J. Tit. 3636,3. 3637, 4 und sonst (vgl. W. Grimm zu Athis C 91); vgl. auch *koracsen* in Ottokars Reimchronik 50795 in Hs. 5?

Aus welchem frz. Dialekt stammt *kolze* = *calce*?

Eine dem frz. *colte* entsprechende Form liegt wohl in der Hs. G der Eneide vor? 1284 *kolten*, 9300 *kolte*, 12937 *culten*.

leie (*maniger leie*) Nib. 436, 3 A fehlt.

Ist *mîlen* Eilh. 6365 frz.? *mîle* (Krone 641, Mantel 298) ist ein Brettspiel, über das man nichts Genaueres weiss (vgl. Weinhold, *Deutsche Frauen im Mittelalter* I², 116). O. Warnatsch in seiner Ausgabe des Mantels (*Germ. Abhandlungen* II, 100) bringt das Wort mit afrz. *mine* 'sorte de jeu' zusammen. Es läge dann eine Dissimilation *m-n* > *m-l* vor.

vernogieren (Nib. 1261, 7 II und später, s. Lexer) fehlt. Es ist = afrz. *renoier*.

plân (Parz. 30, 27 u. s.) fehlt. Ebenso *prisun*, das auch im Verzeichnis der frz. Wörter Wolframs ausgelassen ist, dagegen bei Ulrich von Zazikhoven angegeben wird.

prüeven, *pruoven* begegnet nicht zum ersten Mal im Erec, sondern steht schon in der noch dem Ende des 11. Jahrh. angehörenden Milstäter Genesis 16,22 (*gebruovet*), vgl. *D. Wb.* VII, 2182. Zur Etymologie ist übrigens ausser Kluge noch das *D. Wb.* und Franck, *Anz. f. d. Altertum* XI, 24 und *Etym. Woordenboek* zu vergleichen.

Zu *smerlîn* vgl. Kluge, *Etym. Wb.* unter *Schmerl*.

solt fehlt, wird aber unter Wolfr. und Wirnt verzeichnet.

târkis ist nicht = afrz. *carcois*, sondern = *tarquais*. *carcois* kommt im Altfrz. nicht in der Bedeutung 'Köcher' vor, vgl. Foerster, *Zs. f. rom. Phil.* I, 156.

Über *tepich* und *turn* s. oben S. 41 und 42.

vaelen, das Fehlen, Erec 278, ist ausgelassen, ebenso *walap* Parz. und Wigal.

Mit den Verzeichnissen der französischen Wörter in einzelnen mhd. Dichtungen (von Alex. bis Gotfr.) bin ich noch weniger einverstanden als mit der eben besprochenen Zusammenstellung. Auch hier vermisste ich ausreichende Citate;

Piquet gibt für jedes Wort nur eine Belegstelle an und zwar nicht immer den Ort des ersten Vorkommens. Varianten und Reimwörter fehlen auch hier. Zudem sind die Listen nicht immer ganz vollständig.

So vermisste ich im Verzeichnis der frz. Wörter in Eilharts Tristan folgende Wörter: *barke* 1139, *hurten* 4178. 5919, *milen?* 6365, *palazin?* 8268 (nach K. Hofmann für *parlasin*)¹⁾, *scharlach* 7813. 7825. 7843, *verfêlet* 8449; in der Eneide: *barke* 3148, *plânen* 10621, *zimieren* 1710 B M w (*trunzûn* aus B wird citiert); in Ottos Eraclius: *banier* 4963, *kastelân* (: *getân*) 1387, *plân* 2723, *prîsen* 2339 und sonst, *rot(e)* 1508. 4578, *schâchroch* (: *noch*) 1714; im Nibelungenlied : *aventiuere* 335, 12 II, *buhurdieren* 1871, 3, *kolter* 1825, 1, - *leie* 436, 3 A, *vernogieren* 1261, 7 II, *pusûnen* subst. Vb. 1516, 1 I, *floiten* 1516 1 II, *floytieren* I. Im Verzeichnis der frz. Wörter im Reinh. Fuchs fehlen *amîs* 1841, *villân* 1541, beide im alten Kern der Dichtung; *marnere* Kaiserchronik 1412 ist auch übergangen²⁾, ebenso *tavelrunde* Iwein 4534. 4567.

Ich komme zum dritten Abschnitt: grammatische Bemerkungen. Hier kommen einige auffallende Abweichungen der Lehn- und Fremdwörter von ihrer altfranzösischen Grundlage zur Sprache. Der Verfasser geht nicht überall in gründlicher Weise auf die Schwierigkeiten ein. Ich müsste eine längere Abhandlung schreiben, wenn ich alle von P. berührten Probleme kritisch beleuchten wollte. Eine Auswahl möge daher genügen.

ei für *a*. (S. 65.) Gleich die erste Bemerkung ist nicht stichhaltig. Da soll in *heistieren* = afrz. *haster a* von Wolfram sine ulla ratione certa in *ei* verwandelt worden sein. Nein, Wolfram hat einfach ostfrz. *haistier* entlehnt (mit dem bekannten *i*-Nachlaut, vgl. Gröbers *Grundriss* I, 602).

ä für *a*. (S. 65.) Vgl. dazu meine *Beiträge zur deutschen Lautlehre*, Leipzig 1898, S. 15—20, wozu in dieser *Zeitschrift* demnächst ein Nachtrag erscheinen wird. — In *treviers* u. a. hat wohl die Unbetontheit des *a* den Wandel zu *e* verursacht.

pusûn. (S. 74.) Beide Erklärungsversuche für *pusûn* 'Posaune' aus *busîne*, frz. *buisine*, *boisine* sind vollständig verfehlt. Erstens kann das *i* unseres Wortes nicht auf hochdeutschem Boden durch den Einfluss des *n* zu *u* geworden sein. Und zweitens auch nicht auf niederdeutschem Gebiet³⁾. Lübbens Beurteilung des mnd. *u* für

¹⁾ *palasyn* auch in dem aus dem Niederländischen übersetzten Reinolt von Montelban, V. 3691.

²⁾ Warum wird übrigens die Kaiserchronik noch nach Diemer citiert?

³⁾ Diese Ansicht geht wohl auf Kassewitz § 39 Anm. zurück.

i ist falsch (*Mittelniederdeutsche Grammatik* §§ 12 und 13). Er nimmt Verdampfung des *i* > *u* bei Liquiden an, die dann „irrationalerweise“ auch bei anderen Consonanten angewandt worden ist. Was von dieser irrationalen Weise zu halten ist, sagt uns L. selbst, indem er gelegentlich redet von einem „Rest, den man wohl irrational genannt hat, d. h. den man nicht zu erklären weiss“ (a. a. O. S. 10). *u* ist meistens nur Schreibung für *i*, vgl. Pauls *Grundriss* I, 694. — Weigand findet in *busune* < *busine* Assimilation des *i* an *u*, aber *bosûne*, *basûne*?! Von einem frz. *basone*, das W. van Helten, *Mnl. Spraakkunst* S. 73, als Quelle von *basune* voraussetzt, ist nichts zu finden. — J. Franck hat wohl das Richtige getroffen, wenn er *busûne*, *basûne*, *bosûne* als Beispiel einer partiellen onomatopoetischen Umbildung fasst: *-ûne* ist an Stelle von *-îne* getreten, „weil es für den Posaunenton charakteristisch ist; vielleicht war dabei auch das *û* von *tambûre*, *tambûse* von Einfluss“ (*Anz. f. d. Altertum* XI, 13).

o für frz. *ue*. (S. 76.) Vgl. *bovel* = frz. *pueble*. Piquet bemerkt, das Deutsche habe den frz. Accent (*puéble*) nicht behalten. Aber *o* geht wohl auf frz. *ûe*, nicht auf *ué* zurück. Zurückziehung des Accenten auf deutschem Boden (*ué* > *ûe*, *u*, *o*) wäre wohl nicht unmöglich, da dem Deutschen ein Diphthong *ué* abging. Da aber im Osten Frankreichs *ue* und *oe*, die als Wiedergaben eines Lautes *ge* oder *ue* anzusehen sind, ihre (ursprüngliche) Betonung auf dem ersten Glied des Diphthongs länger bewahren als sonst, so dass noch am Ende des 13. Jahrhunderts *cuer* auf *jor* reimt (Cloetta, *Rom. Stud.* III, 62 f.), glaube ich mhd. *bovel* auf ein afrz. *póeble* zurückführen zu dürfen. Dabei muss der Schwund des zweiten Teils des Diphthongs auffallen, wenn man afrz. *banîere* > mhd. *baniere* dagegenhält. Aber für *ie*¹⁾ hatte der Deutsche eine genaue Entsprechung, während ihm ein *ôe* abging. Schliesslich sei noch daran erinnert, dass auch ein Teil des Ostfranzösischen *ûe* > *u*, *o* entwickelt hat; vgl. Cloetta a. a. O., Suchier, *Aucassin u. Nicolette* § 7.

sch für *s*. (S. 77.) In Bezug auf *harnasch* und *leischieren* hat Piquet dieselbe Ansicht wie Kassewitz: er findet es wahrscheinlich, dass hier *sch* für *s* eingetreten sei wie in den von Weinhold, *Mhd. Grammatik* § 210, besprochenen deutschen Wörtern. Doch hält er es für möglich, dass diese Wörter „aus lothr. Dialekten stammen, in denen *s* wie *ch* lautet“. In dieser letzteren Auffassung stimme ich dem Verfasser bei, während ich die erstere entschieden zurückweise (vgl. den oben angekündigten Aufsatz).

¹⁾ Von *ie* ist auszugehen; Kassewitz' Argumente für *ie* sind sämtlich nicht stichhaltig.

Wenn ich nach dieser Einzelkritik mein Urteil über Piquets Dissertation zusammenfassen soll, so kann es nur folgendermassen lauten: Eine wesentliche Förderung hat die Fremdwörterforschung durch diese Arbeit nicht erfahren. Die Wörterverzeichnisse hätten als Materialsammlung grossen Wert, wenn sie mit vollständigen Stellenangaben versehen und wenn die Varianten und Reimwörter mitgeteilt wären. Trotzdem wird man diese Verzeichnisse in manchen Fällen mit Dank benutzen, wenn auch ihr Wert durch die genannten Mängel sehr beeinträchtigt wird. Die grammatischen Bemerkungen können, ohne ein Problem erschöpfend zu behandeln, z. T. Anregung zu weiterer Forschung geben, z. T. aber sind sie recht unbedeutend.

Salverda de Grave, *Bijdragen tot de kennis der uit het Fransch overgenomen woorden in het Nederlandsch*. In: *Tijdschrift v. Nederlandsche Taal- en Letterkunde*, Deel XV (1896), 172—219 [I. *De fransche e in het Nederlandsch*]. — Deel XVI (1897), 81—104 [II. *De uit Latijnsche c ontstane Fransche klanken in het Nederlandsch*]. — *Over de Fransche treeklanken ai, oi, ui in onze uit het Fransch overgenomen woorden*. In: *Taal en Letteren* VII (1897), 97—106, 129—144.

Die Lautform der französischen Lehn- und Fremdwörter im Niederländischen wurde gelegentlich berücksichtigt von J. Franck, J. te Winkel, besonders von W. van Helten, der in seiner *Middel-nederlandsche Spraakkunst* (Groningen 1887) auf manche Probleme aufmerksam machte, ohne ihre Lösung in eingehender Forschung zu versuchen. Hier setzt nun Salverda de Grave mit seinen gründlichen und fördernden Spezialuntersuchungen energisch ein. Er will bestimmen, welche frz. Laute den nl. zu Grunde liegen, wie das Nl. diese frz. Laute behandelt hat, wann und aus welchen Dialekten frz. Wörter ins Nl. aufgenommen wurden.

Der Verfasser schafft sich eine feste Grundlage für seine Forschungen, indem er die einschlägige romanistische Litteratur sorgfältig heranzieht und besonders die modernen Patois für seine Untersuchungen nutzbar macht. Doch hat gerade die frz. Dialektforschung noch nicht genügend vorgearbeitet; so müssen manche schwierige Probleme, die sich dem Verf. aufgedrängt haben, noch auf ihre endgültige Lösung warten.

Gelegentlich zieht Salverda de Grave die frz. Wörter im Englischen, seltener die im Deutschen zum Vergleich heran. Auch wo er nicht ausdrücklich auf das Deutsche Bezug nimmt, sind seine Ausführungen bisweilen auch für die Erforschung der Fremd-

wirden in unserer Sprache von Wert. Manche frz. Wörter sind durch n. Vermittelung zu uns gekommen. Aus dem Mnl. über-
 setzen. Romanen, wie der Reinolt von Montelban, haben eine An-
 zahl frz. Ausdrücke ihrer Quellen beibehalten.¹⁾ Für uns ist be-
 sonders die klar disponierte Abhandlung über die frz. Diphthonge
 a. u. o. im Niederländischen von Interesse, da hier Probleme be-
 handelt wurden, von denen einige auch für die frz. Wörter im
 Mittelhoch- und Mittelniederdeutschen in Frage kommen.

Es mußte ein, dass eine gründliche Untersuchung der Laut-
 form der frz. Lehn- und Fremdwörter in irgend einer Sprache auch
 der frz. Lautlehre zu gute kommt. Salverda de Grave hat auch
 darauf sein Augenmerk gerichtet, durch seine Forschungen die frz.
 Grammatik zu fördern. Hervorgehoben sei, dass nach ihm die frz.
 Lautform des M. auf ein frz. Gebiet hinweisen, in dem lat. *k* vor
o und *u* zu *ch* wird, lat. *a* als *k* bleibt, vor verändertem lat. *a* aber als
ch erscheint.²⁾ Die Untersuchung über die *e*-Laute kommt zu den
 Ergebnissen, dass die Lehnwörter einen frz. Dialekt voraussetzen,
 in dem ein langes offenes *e* oder *ie* = lat. *ē* als auch *ei* = lat.
ē erscheint.³⁾ Und die Wörter mit *ai* lehren, dass in der abgelebten
 Diphthong von *ai* und *ei* lautete, und dass *ei* später
 zu *ai* wurde, wie es im Auslaut und vor Vokalen als vor
ai erscheint.⁴⁾

Au Einzelheiten will ich hier nicht des längeren eingehen.
 Einige Bemerkungen mögen Platz finden.

Die Erklärung des *a* in mnl. *basine*⁵⁾, nnl. *basuin* aus afrz.
basine hat Hinweis auf Wilmottes Worte: „*a* protonique est un
a wallon, et, en général, des dialectes
 du Nord“ (M. XVII, 360) wertlos, wie die von W. citierten
 Beispiele *basine*, *basine*, *basine* beweisen. Die An-
 nahme, dass Mnl. *basine* S. 23 ist auch nicht zu-
 reichend, da dem Ml. Übergang von *o* > *a* in offener
 Silbe, mussten die einschlägigen Wörter auf frz. Dialekt-
 gebiet zurückgeführt werden, die freilich nicht nachgewiesen
 sind. Im Mnd. findet sich *basine*, *basine*, im Mnd. *basine*,
 und auch andere Formen mit *a* für frz. *o*. Da sich
 auch in deutschen Wörtern findet (vgl. *ab* = *ab*).

Es kommt noch ein anderer (vgl. F. Pflaß Ausgabe S. 486) auch
 vor, der in der Ausgabe bemerkt: „ein mir unbekanntes Wort.“ Es
 ist nach dem Zusammenhange 'Ross' bedeuten. Es
 ist das Wort *cheval* de couleur fauve, *cheval*, *malet*, *boeuf*
 und ist ein 'fahrender Ochse.'

halonger = Hollunder usw.), ist frz. Ursprung des *a* auch in den Fremdwörtern im Deutschen ausgeschlossen. In vortoniger Silbe (und unbetonten Wörtern) ist *o* > *a* geworden. Und das hat J. Franck für die nl. Wörter aus dem Frz. richtig erkannt (vgl. sein *Etymologisch Woordenboek der nederlandse Taal*, unter: *kantoor*, *babijn* u. s.). Übrigens nimmt Salv. de Gr. selbst diesen Übergang für *gardine* neben *gordijn* (frz. *cortine*, *courtine*) an in *Tijdschr.* XVI, 87.

Zur Erklärung des *t* von *alembijt* (14. Jh.) gegen frz. *c* zieht der Vert. frz. *amit* (= *amicus*) heran¹): in Hs. V der *Vie de César* (vgl. Settegast's Einleitung S. 25) begegnet eine Wortform, von der es zweifelhaft ist, ob sie *amic* oder *amit* zu lesen ist, da *c* und *t* in dieser Hs. nicht geschieden werden. Jedenfalls darf bei *amit*, das durch eine andere Quelle gesichert ist, nicht mit dem Verf. von einem dialektischen Übergang von *c* am Wortende > *t* geredet werden. Ich vermute vielmehr, dass *amit* eine neugebildete Accusativform zu dem Nominativ *amis* ist nach dem Muster von *pies*: *piet* u. a. So mag denn auch *alembijt* auf eine derartig gebildete oblique Form zurückgehen.

DARMSTADT.

WILHELM HORN.

Mentz, Richard, *Französisches im mecklenburgischen Platt und in den Nachbardialekten*. Beilage zum Jahresbericht des Realprogymnasiums zu Delitzsch. Teil II. Delitzsch 1898. 4^o. 33 Seiten.

Der Verfasser bietet eine Fortsetzung seiner in dieser Zs. XX, 200 kurz angezeigten Abhandlung. Das alphabetische Verzeichnis der französischen Lehn- und Fremdwörter im Mecklenburger Dialekt wird zu Ende geführt. Ausserdem enthält die Arbeit kurze Abschnitte über die Zeit der Aufnahme, über die Sachgebiete, denen die französischen Wörter entnommen sind; auch die französischen Endungen, die an deutsche Stämme im Dialekt antreten, werden zusammengestellt.

Mehr als im ersten Teil seiner Arbeit hat Mentz hier die Quellen des älteren Niederdeutschen ausgebeutet. Vielleicht entschliesst er sich dazu, seine Sammlungen vervollständigt und nach Sprachdenkmälern geordnet zu veröffentlichen. Das wäre eine schöne Vorarbeit für eine Geschichte der französischen Wörter in Niederdeutschland; des Verfassers Bemerkungen hierüber geben nur ein unklares Bild von der Sache.

¹) *Tijdschr.* XVI, 88 f.
Ztschr. f. frz. Spr. u. Litt. XXI^o.

wörter in unserer Sprache von Wert. Manche frz. Wörter sind durch nl. Vermittelung zu uns gekommen. Aus dem Mnl. übersetzte Romane, wie der Reinolt von Montelban, haben eine Anzahl frz. Ausdrücke ihrer Quellen beibehalten.¹⁾ Für uns ist besonders die klar disponierte Abhandlung über die frz. Diphthonge *ai*, *oi*, *ui*, im Niederländischen von Interesse, da hier Probleme behandelt werden, von denen einige auch für die frz. Wörter im Mittelhoch- und Mittelniederdeutschen in Frage kommen.

Es leuchtet ein, dass eine gründliche Untersuchung der Lautform der frz. Lehn- und Fremdwörter in irgend einer Sprache auch der frz. Lautlehre zu gute kommt. Salverda de Grave hat auch darauf sein Augenmerk gerichtet, durch seine Forschungen die frz. Grammatik zu fördern. Hervorgehoben sei, dass nach ihm die frz. Wörter im Nl. auf ein frz. Gebiet hinweisen, in dem lat. *k* vor unverändertem lat. *a* als *k* bleibt, vor verändertem lat. *a* aber als *ch* erscheint.²⁾ Die Untersuchung über die *e*-Laute kommt zu dem Ergebnis, dass die Lehnwörter einen frz. Dialekt voraussetzen, „der sowohl langes offenes *e* oder *ie* = lat. *ē* als auch *ei* = lat. *a* kannte.“³⁾ Und die Wörter mit *ai* lehren, dass in der abgebenden Ma. der Diphthong von *ain* und *ein* *ei* lautete, und dass *ai* später monophthongiert wurde im Auslaut und vor Vokalen als vor Konsonanten.⁴⁾

Auf Einzelheiten will ich hier nicht des längeren eingehen. Nur folgende Bemerkungen mögen Platz finden.

Zur Erklärung des *a* in mnl. *basine*⁵⁾, nnl. *basuin* aus afrz. *boisine* ist der Hinweis auf Wilmottes Worte: „*a* protonique est un trait caractéristique du wallon, et, en général, des dialectes orientaux“ (Rom. XVII, 560) wertlos, wie die von W. citierten Belege *sangeor*, *astoi(en)t*, *parmanable*, *samaine* beweisen. Die Ansicht van Heltens, Mnl. *Spraakkunst* S. 23 ist auch nicht zutreffend. Er meint, da dem Nl. Übergang von *o* > *a* in offener Silbe fremd sei, müssten die einschlägigen Wörter auf frz. Dialektformen mit *a* zurückgeführt werden, die freilich nicht nachgewiesen seien. Auch im Mhd. findet sich *basine*, *basüne*, im Mnd. *basune*, neben einer Anzahl anderer Formen mit *a* für frz. *o*. Da sich dieser Übergang auch in deutschen Wörtern findet (vgl. *ab* = *ob*,

¹⁾ In Reinolt neben anderen (vgl. F. Pfaffs Ausgabe S. 486) auch 12162, wozu der Herausgeber bemerkt: „ein mir unbekanntes Wort, Fremdwort, muss nach dem Zusammenhange 'Ross' bedeuten.“ Es = afrz. *fauvel*, 'animal de couleur fauve, cheval, mulet, boeuf' froy III, 736) Nfrz. *fauveau* ist ein 'fahlroter Ochse.'

²⁾ *Tijdschr.* XVI, 92 f.

³⁾ *Tijdschr.* XV, 218.

⁴⁾ *Taal en Letteren* VII, 144.

⁵⁾ *T. en L.* VII, 189.

halonger = Hollunder usw.), ist frz. Ursprung des *a* auch in den Fremdwörtern im Deutschen ausgeschlossen. In vortoniger Silbe (und unbetonten Wörtern) ist *o* > *a* geworden. Und das hat J. Franck für die nl. Wörter aus dem Frz. richtig erkannt (vgl. sein *Etymologisch Woordenboek der nederlandsche Taal*, unter: *kantoor*, *babijn* u. s.). Übrigens nimmt Salv. de Gr. selbst diesen Übergang für *gardine* neben *gordijn* (frz. *cortine*, *courtine*) an in *Tijdschr.* XVI, 87.

Zur Erklärung des *t* von *alembijt* (14. Jh.) gegen frz. *c* zieht der Verf. frz. *amit* (= *amicus*) heran¹): in Hs. V der *Vie de César* (vgl. Settegast's Einleitung S. 25) begegnet eine Wortform, von der es zweifelhaft ist, ob sie *amic* oder *amit* zu lesen ist, da *c* und *t* in dieser Hs. nicht geschieden werden. Jedenfalls darf bei *amit*, das durch eine andere Quelle gesichert ist, nicht mit dem Verf. von einem dialektischen Übergang von *c* am Wortende > *t* geredet werden. Ich vermute vielmehr, dass *amit* eine neugebildete Accusativform zu dem Nominativ *amis* ist nach dem Muster von *pies*: *piet* u. a. So mag denn auch *alembijt* auf eine derartig gebildete oblique Form zurückgehen.

DARMSTADT.

WILHELM HORN.

Mentz, Richard, *Französisches im mecklenburgischen Platt und in den Nachbardialekten*. Beilage zum Jahresbericht des Realprogymnasiums zu Delitzsch. Teil II. Delitzsch 1898. 4^o. 33 Seiten.

Der Verfasser bietet eine Fortsetzung seiner in dieser Zs. XX, 200 kurz angezeigten Abhandlung. Das alphabetische Verzeichnis der französischen Lehn- und Fremdwörter im Mecklenburger Dialekt wird zu Ende geführt. Ausserdem enthält die Arbeit kurze Abschnitte über die Zeit der Aufnahme, über die Sachgebiete, denen die französischen Wörter entnommen sind; auch die französischen Endungen, die an deutsche Stämme im Dialekt antreten, werden zusammengestellt.

Mehr als im ersten Teil seiner Arbeit hat Mentz hier die Quellen des älteren Niederdeutschen ausgebeutet. Vielleicht entschliesst er sich dazu, seine Sammlungen vervollständigt und nach Sprachdenkmälern geordnet zu veröffentlichen. Das wäre eine schöne Vorarbeit für eine Geschichte der französischen Wörter in Niederdeutschland; des Verfassers Bemerkungen hierüber geben nur ein unklares Bild von der Sache.

¹) *Tijdschr.* XVI, 88 f.
Ztschr. f. frz. Spr. u. Litt. XXI².

vom Alter der *Sainte Chapelle*, vom berühmten Architekten Monsard, von den Arten des Pariser Pflasters und von vielem anderen. Das Eingehen auf solche Einzelheiten macht natürlich öfter technische Ausdrücke nötig, die zu lesen zwar interessant ist, die der Schüler aber im Allgemeinen kaum je braucht. Für den Lehrer aber ist die Beschreibung wertvoll und zweckdienlich. Die übrigen Bilder und die Sprachlehre sind bereits Zs. XIX, p. 239 ff. besprochen.

Génin und Schamanek, *Paris*, mit einem verkleinerten Hölzel'schen Bild in Farbendruck und einer Planskizze, Wien bei Hölzel.

Diese Schilderung der Stadt ist reichhaltiger als alle übrigen. In musterhafter Form und echt französischem Stil, der hie und da zur Erhöhung des Reizes auch etwas Pariser Argot einflücht, wird der ungeheure Stoff geschickt vorgeführt. Nach einem geschichtlichen Überblick, der zugleich die Entstehung der Stadt kurz behandelt, wird zunächst das Hölzelsche Bild in freier und geschmackvoller Weise beschrieben. Dann reihen sich noch 16 Kapitel an, unter denen ich nur, um den reichen Inhalt zu zeigen, hervorhebe: *Voirie, Parcs, Eglises, Musées, Parisiens et Parisiennes* (ein durchaus französischen esprit athmender Brief), *Les Cris de Paris, L'Instruction, Circulation, Environs de Paris*. Den Schluss bildet eine Anleitung zum Gebrauch, die die Verwendung dieses vorzüglichen Hilfsmittels noch bequemer machen wird. Alles in Allem: ein klassisches Werk.

Holtermann, Karl, *Französische Sprechübungen* im Anschluss an Gegenstände des täglichen Lebens zum Gebrauch für höhere Schulen. Münster i. W. 1896, Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung. 1 M.

Da es in den mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten nicht nötig ist, immer ein Bild zur Besprechung vor Augen zu haben, hat der Verf. in sehr beifallswerter Weise Gespräche zusammengestellt, die von dem Schulzimmer, dem Hause, der Familie ausgehen und sich schliesslich auf die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und die Sozialreform erstrecken. Man muss das Geschick des Verf., auch solch schwierige Stoffe in einer für Schüler angemessenen Form zu behandeln, bewundern. Das Buch ist ein treffliches Hilfsmittel zur Belebung des Unterrichts und zur Erziehung der Schüler zum geläufigen, mündlichen Ausdruck. Eine Zusammenstellung der üblichen für den Klassenunterricht nötigen Redewendungen sowie von Sprichwörtern mit ihrer Übersetzung erhöht den Wert des Büchleins.

urgeschichtliche Bilder in franz. und englisch.
rburg 1896, N. G. Elwertsche Verlagsbuch-
d.

auch vom Verf. erprobte Darstellung ist dem
gemessen. Zunächst erfolgt die Beschreibung
en sich die Fragen mit den entsprechenden
f die Verhältnisse in den früheren Jahr-
gsgang des damaligen Bürgers, die Zustände

halonger = Hollunder usw.), ist frz. Ursprung des *a* auch in den Fremdwörtern im Deutschen ausgeschlossen. In vortoniger Silbe (und unbetonten Wörtern) ist *o* > *a* geworden. Und das hat J. Franck für die nl. Wörter aus dem Frz. richtig erkannt (vgl. sein *Etymologisch Woordenboek der nederlandsche Taal*, unter: *kantoor*, *babijn* u. s.). Übrigens nimmt Salv. de Gr. selbst diesen Übergang für *gardine* neben *gordijn* (frz. *cortine*, *courtine*) an in *Tijdschr.* XVI, 87.

Zur Erklärung des *t* von *alembijt* (14. Jh.) gegen frz. *c* zieht der Vert. frz. *amit* (= *amicus*) heran¹): in Hs. V der *Vie de César* (vgl. Settegast's Einleitung S. 25) begegnet eine Wortform, von der es zweifelhaft ist, ob sie *amic* oder *amit* zu lesen ist, da *c* und *t* in dieser Hs. nicht geschieden werden. Jedenfalls darf bei *amit*, das durch eine andere Quelle gesichert ist, nicht mit dem Verf. von einem dialektischen Übergang von *c* am Wortende > *t* geredet werden. Ich vermute vielmehr, dass *amit* eine neugebildete Accusativform zu dem Nominativ *amis* ist nach dem Muster von *pies*: *piet* u. a. So mag denn auch *alembijt* auf eine derartig gebildete oblique Form zurückgehen.

DARMSTADT.

WILHELM HORN.

Mentz, Richard, Französisches im mecklenburgischen Platt und in den Nachbardialekten. Beilage zum Jahresbericht des Realprogymnasiums zu Delitzsch. Teil II. Delitzsch 1898. 4^o. 33 Seiten.

Der Verfasser bietet eine Fortsetzung seiner in dieser Zs. XX, 200 kurz angezeigten Abhandlung. Das alphabetische Verzeichnis der französischen Lehn- und Fremdwörter im Mecklenburger Dialekt wird zu Ende geführt. Ausserdem enthält die Arbeit kurze Abschnitte über die Zeit der Aufnahme, über die Sachgebiete, denen die französischen Wörter entnommen sind; auch die französischen Endungen, die an deutsche Stämme im Dialekt antreten, werden zusammengestellt.

Mehr als im ersten Teil seiner Arbeit hat Mentz hier die Quellen des älteren Niederdeutschen ausgebeutet. Vielleicht entschliesst er sich dazu, seine Sammlungen vervollständigt und nach Sprachdenkmälern geordnet zu veröffentlichen. Das wäre eine schöne Vorarbeit für eine Geschichte der französischen Wörter in Niederdeutschland; des Verfassers Bemerkungen hierüber geben nur ein unklares Bild von der Sache.

¹) *Tijdschr.* XVI, 88 f.

Ztschr. f. frz. Spr. u. Litt. XXI².

Die manche bemerkenswerte Wortform bietende Fremdwörterliste hat nur als Materialsammlung Wert. In der Erklärung der Lautgestalt, namentlich soweit die Abweichungen von der französischen Grundform auf den Lautgesetzen des Mecklenburger Dialekts beruhen, hätte der Verfasser weiter gehen können. Die Erforschung der Fremdwörter einer heutigen Mundart muss ohne Berücksichtigung der Grammatik dieser Mundart immer lückenhaft bleiben.

Wenn ich nun auf Einzelheiten eingehe, habe ich zunächst festzustellen, dass wieder ein paar deutsche Wörter unter die Fremdlinge geraten sind. So sind *lösich*, *mors* (= *morsch*, vgl. *Deutsches Wörterbuch* s. v., J. Franck, *Etymolog. Woordenboek der nederl. Taal: morsdood*) deutsch, auch *Gosch* (S. 6), wenn schweiz. *gieß* damit verwandt ist (vgl. *Schweizerisches Idiotikon* II, 479); bei *lasch* ist französischer Ursprung (frz. *lâche*) doch recht zweifelhaft (vgl. Heyne in seinem *Wörterbuch* und im *Deutschen Wörterbuch*).

Wie in anderen Mundarten begegnen auch im Mecklenburger Dialekt Fremdwörter mit *n-* (*m-*) Einschub. *promstieren* denke ich mir auf folgende Weise aus *protestieren* entstanden: für *protestieren* sagte man zunächst mit Einschub eines hyperschriftdeutschen *n* **protenstieren* (vgl. dial. *profentieren*, pommerisch *pnstētn* = Pasteten u. dgl.), daraus wurde **protnstieren*, **pronstieren* (vgl. *ord(i)när* = *ornär*), und daraus endlich *promstieren* wie *Pilgrim* aus *peregrinus*. — Das auch im Niederrheinischen vorkommende *schampieren* neben *schappieren* (= frz. *échapper*) verdankt sein *m* vielleicht einer Anlehnung an nd. *schampeln*. — Für *tabaschie* (= frz. *tabagie*) begegnet nach des Verfassers Angabe (I, 4 Fussnote) in Sachsen *tabaschine*. Das *n* ist hier wohl aus den obliquen Casus eingedrungen, vgl. baslerisch *salbine* = *Salbei* (Seiler, *Basler Wörterbuch*), vielleicht auch mnd. *hameine* für *hameie* (daneben *hameide*, = afrz. *hamede*). Umgekehrt ist *n* geschwunden in dial. *lanter* = frz. *lanterne*, *täfer* = *taverne*, nhd. *Galmei* = mhd. *Kalemine*, mnd. *schriveie* neben *schriveine* = afrz. *escrivain*.

schanieren (= frz. *gêner*) verdankt das *a* in der ersten Silbe kaum einer volksetymologischen Anlehnung an *schan*, Schande; *e* ist vielmehr wie sonst häufig lautgesetzlich in der Vortonsilbe zu *a* geworden.

Willkommene Belege für deutsche Lauterscheinungen bieten *ranzün* = wallon. *ransion* (für *ration*, vgl. W. Altenburg, *Darstellung der wallonischen Mundart* III, 14, Progr. Eupen 1882) mit Schwund des *i* nach Konsonant, und *muschüken* = *muschüt-ken* (westfäl. *beschüt*, frz. *biscuit*) mit Uebergang von *b* in unbetonter Silbe zu *m* wie in dem von J. Meier, *Jolande* Einl. S. 39 f.

besprochenen Fall (der umgekehrte Übergang von *m* in unbetonter Silbe zu *b* ist bekannt, vgl. Pauls *Grundriss der germ. Phil.* I², 720).

DARMSTADT.

WILHELM HORN.

Livet, Ch. L., *Lexique de la langue de Molière comparée à celle des écrivains de son temps avec des commentaires de philologie historique et grammaticale* — ouvrage couronné par l'Académie française. Tome premier A-C 1895 — Tome deuxième D-L 1896 — Tome troisième M-Z 1897. Paris. Imprimerie nationale. Se trouve à Paris chez H. Welter.

Die Bedeutung dieses vorzüglichen Werkes ist noch vor seinem Erscheinen anerkannt worden. Die Akademie hat ihm einen Preis verliehen, und es ist auf Staatskosten gedruckt worden, ohne dass der Verfasser irgend eine diesbezügliche Bitte an die betreffende Behörde gerichtet hätte. Von der Kritik ist das Buch auch seit dem Erscheinen des ersten Bandes sehr beifällig aufgenommen worden. Und mit Recht. Das Werk verdient in hervorragendem Masse die hohen Auszeichnungen, die ihm zu Teil geworden sind.

Schon a priori verdient ein *Lexique de la langue de Molière* eine ganz besondere Beachtung. Nicht bloss deshalb weil Molière einer der vorzüglichsten französischen Schriftsteller ist oder weil er den Geist seines Volkes so treu widerspiegelt, oder weil er der beste Komiker ist, den es jemals gegeben hat. Er verdient diese besondere Beachtung schon allein aus dem Grund, als er Komödien von so mannigfachem Inhalt geschrieben hat. Durch den Umstand, dass er uns in seinen Lustspielen in die verschiedensten Kreise der damaligen französischen Gesellschaft einführt, in die Kreise des Hofes (*Misanthrope*, *Fâcheux*), des provinziellen Adels (*La Comtesse d'Escarbagnas*, *George Dandin*, *M. de Pourceaugnac*), der reichen Bourgeoisie (*Tartuffe*, *Avare*, *les Femmes savantes*) und des gewöhnlichen Bürgerstandes (*Bourgeois gentilhomme*, *Malade imaginaire* u. a.), ja sogar der Bauern (*Médecin malgré lui*) und der Komödianten (*Impromptu de Versailles*), und die Vertreter der verschiedensten Berufe und Gesellschaftsklassen, die Ärzte und Gelehrten, die Preziösen und Marquis, die Apotheker und Notare, die Bedienten und Kammerzofen in ihrer eigenen, charakteristischen Sprache reden lässt, durch diesen Umstand giebt Molière ein viel treueres Bild der im Frankreich des 17. Jahrhunderts gesprochenen Sprache als etwa ein Tragiker wie

Racine oder ein Prediger wie Bossuet. Letztere sprechen ihre Sprache, resp. die immer gleiche Sprache der Tragödie oder der *Oraison*; denn mögen Andromaque oder Iphigénie, Achille oder Hippolyte sprechen, ihre Ausdrucksweise ist die gleiche, und mag Bossuet über Henriette de France oder über Marie Thérèse reden, sein Wortschatz ist derselbe. Wie anders bei Molière! Harpagon und Alceste, die Preziösen und Henriette, der *Médecin malgré lui* und der Philosoph des *Bourgeois gentilhomme*, Philaminte und Martine, das sind ganz verschiedene Typen, die auch eine ganz verschiedene Sprache reden. So ist denn die Sprache Molière's eigentlich die Sprache der ganzen Gesellschaft zu seinen Lebzeiten. Es ist dies schliesslich der Fall bei jedem Komiker, und in modernen Zeiten, seitdem die Realistik sich der Bühne überhaupt bemächtigt hat, bei jedem Dramatiker. Der Dichter tritt hinter sein Werk zurück. Ebenso wie es oft recht schwer ist ganz genau festzustellen, welches die persönliche Ansicht des Dramatikers über die in seinem Werk zur Sprache gebrachten Probleme ist — zu welchen Kontroversen der *Misanthrope* und die *Femmes savantes* bei Molière geführt haben, ist bekannt — ebenso schwer ist es zu sagen, dass die oder jene Redewendung eine persönliche Eigentümlichkeit des Dichters ist. Um so verdienstlicher ist aber aus diesem Grunde gerade die Sammlung des Wortschatzes eines Komikers, und namentlich eines Komikers wie Molière. Im *Lexique de Molière* haben wir also nicht bloss die Sprache Molière's vor uns, sondern überhaupt die Sprache der französischen Gesellschaft in den 60er Jahren des 17. Jahrhunderts; der Zeitraum lässt sich sogar noch weiter fassen, wenn man bedenkt, dass Livet fortwährend die Schriftsteller früherer und späterer Zeit zum Vergleiche heranzieht.

An Reichhaltigkeit lässt das dreibändige Lexikon, welches im Ganzen nicht weniger als 2021 Seiten (532 + 666 + 823) zählt, nichts zu wünschen übrig. Wenn man sich vor Augen führt, dass schon der Artikel über die Präposition *à*, der 15 Seiten und 33 Nummern enthält, aus Molière allein 137 Beispiele anführt (je 1 aus *Préc. Rid.*, *Crit. de l'Ec.*, *Bourg. gent.*, *Impr. de Vers.*, *Comt. d'Escarb.*, *Am. magnif.*, *Sicil.*, *Méd. mal. lui*; 2 aus *G. Dandin*; je 3 aus *Sgan.*, *Fourb. de Scap.*, *Princ. d'El.*, *Pourc.*, *Mélic.*, *D. Juan*) 4 aus *Psyché*, je 5 aus *Etourdi*, *Ec. des m.*, *Dép. am.*, je 7 aus *Amph.*, *D. Garc.*, *Fâch.*, je 8 aus *Ec. des f.*, *Av.*, *Mal. imag.*, 11 aus *Misanthrope*, 13 aus *Tartuffe*, 21 aus den *Fem. sav.*) und dabei zum Vergleich aus andern Schriftstellern des 17. Jahrh. 109 hinzuzieht (je 1 aus d'Urfé, Chevreau, Hauteroche, Chapelain, Perrault, Cyrano de Bergerac und Segrais, je 2 aus Furetière, Labruyère und Sorel, 3 aus Quinault, 4 aus Thomas Corneille und

Larochefoucauld, je 6 aus Pascal, Montfleury, Voiture, 7 aus Mad. de Sévigné, Racine und Boileau, 11 aus Malherbe, 17 aus Regnard und 18 aus P. Corneille), kann man sich einen Begriff von der Reichhaltigkeit des Materials, welches Livet zu Rate zieht, machen. Und er registriert jedes Wort, das irgend welches Interesse bieten könnte. Wir finden sogar die bei Molière gebräuchlichen Interjectionen und Flüche; ja Livet verzeichnet sogar die Verstümmelungen der Wörter, die sich z. B. Martine in den *Femmes savantes* zu Schulden kommen lässt, wo sie unter anderm aus *philosophie* *filofie* macht, und Livet vergisst nicht auf ein ähnliches Beispiel in dem *Pédant joué* des Cyrano de Bergerac aufmerksam zu machen und auf Henri Estienne hinzuweisen, welcher sich in den *Deux dialogues de lang. franc. italian.* den Scherz gemacht hatte, ähnliche Verstümmelungen zu liefern (aus *physionomie* *philosomie*, *physolomie*, *philonomie*, *philomie*, *philonie* und *felonnie*). Oder er verzeichnet solche von Molière ad hoc erfundene Ausdrücke wie *désamphitriionner* und schliesst daran einen Excurs über ähnliche von Komikern erfundene Wörter, wie *désembalconner*, *démarquiser*, und führt Bouhours' und Vaugelas' Bemerkungen darüber an. Er bringt sogar unter *grand'mère-grammaire* das Wortspiel an, welches Martine in den *Femmes savantes* darüber macht II,6 und lässt ähnliche Beispiele nachfolgen.

Der Nutzen von Livet's Werk liegt naturgemäss zunächst in seiner Eigenschaft als Lexikon, welches dem Leser von Molière's Werken diejenigen Wörter erklärt, die ihm nicht verständlich sind. Seit Molière's Zeiten hat sich die Sprache eigentlich viel mehr geändert, als man gemeiniglich anzunehmen geneigt ist. Manche seiner Ausdrücke sind ohne Hilfe des Lexikons unverständlich; sie sind heutzutage entweder ganz zu Grunde gegangen oder wenigstens sehr ungebräuchlich geworden, so *accoiser* = *apaiser*, *anger* resp. *enger* = *embarrasser*, *tourmenter*, *martyriser*, *arder* = *regarder*, *bagace* = *prostituée*, *barguigner* in der Bedeutung *marchander*, *chevir* = *venir à bout*, *dégoiser* = *gazouiller*, *poulet* in der Bedeutung *billet*, *prou* = *beaucoup*, *assez*, *trop*, *heur* (augurium) noch als selbstständiges Wort, *ramentevoir* = *rappeler*, *rapatriage* = *réconciliation*, *robin* = *sot*; einige von solchen Wörtern haben sich in der Form seitdem geändert: so *puir*, das als *puer*, *alentir*, das als *ralentir*, *rapaiser* als *apaiser*, *avenir* und *aversaire*, die als *advenir* und *adversaire* gebräuchlich geworden sind. Manche Wörter sind nach Livet's Ansicht von Molière überhaupt erst geschaffen worden, so *indéfendable*, *entripailler*, *inspectateur*. Auch mehrere „*locutions adverbiales*“, die bei Molière vorkommen, dürften wohl heutzutage kaum mehr ein Gemeingut der Sprache sein, so

besonderes denkt; *haricot* ist nicht ein Bohnengericht, sondern eine Art „*ragoût*“, von der Livet sagt: „*Il se faisait avec de la poitrine de mouton ou de la queue de boeuf coupée en morceaux et cuite avec force épices; on y ajoutait navets, châtaignes, morceaux de saucisse, pruneaux, raisins, rôties de pain, trempées dans du vinaigre.*“ Aus dieser Erklärung wird erst der Vorschlag des Geizhalses im *Av. III* 1 verständlich „*Il faudra* (zum Essen, das er vor hat) *de ces choses dont on ne mange guère et qui rassasient d'abord* (auch *d'abord* nicht = zuerst, sondern sofort): *quelque bon haricot bien gras*“; — *imbécile* hat noch die ursprüngliche Bedeutung *faible*, so kann denn Corneille z. B. im *Œdipe* I 3 sprechen von dem „*sexe imbecile*“; *immodestie* deckt sich auch nicht mit *orgueil*, sondern hat den Sinn „*contraire à la modération*“. Das Wort „*maîtresse*“ hat geradezu die entgegengesetzte Bedeutung von heutzutage und heisst „*femme aimée d'amour légitime*“. Die „*moustache*“ ist nicht bloss der Schnurrbart, sondern auch die Haarlocke; *opéra* heisst noch *chef d'oeuvre*; das Wort *poids* wird als „*importance*“ in Fällen gebraucht, wo es jetzt unmöglich wäre „*le poids de sa grimace*“; *posture* hat die Bedeutung „*attitude, pose, geste*“; *propre* ist nicht bloss „*sauber*“, sondern auch „*elegant*“; „*prude*“ ist noch nicht spröde, sondern „*sage, honnête, vertueux*“. — Die Unkenntnis solcher Nüancen kann den Uebersetzer von Molière's Versen, auch wenn er noch so gut im Neufranzösischen zu Hause ist, zu ganz schiefen Deutungen führen und ihn veranlassen, dem Dichter Dinge in die Schuhe zu schieben, die er nie hat sagen wollen. Die Beispiele liessen sich leicht häufen; die angeführten werden aber genügen, um zu zeigen, dass in Molière's Sprache oft Schwierigkeiten versteckt liegen, die der Unbefangene gar nicht ahnt. Um so grösser ist das Verdienst Livet's, das Verständnis solcher Wörter durch sein *Lexique* erleichtert zu haben. Und es sind nicht bloss die Wörter, die verschiedenen Sinn haben; die Konstruktion der Verba mit den Präpositionen, und der Gebrauch der Präpositionen überhaupt ist von dem heutigen häufig verschieden, und wer die Sprache Molière's, weil klassisch, für heute noch mustergiltig ansähe und nachahmte, würde sich — nach heutigem Massstab — Fehler zu Schulden kommen lassen. Molière sagt „*songer quelque chose*“ statt *à quelque chose*; er gebraucht „*sot*“ mit der Präposition *de*: „*sot de quelqu'un*“ = *fou de quelqu'un*“, *à plein* sagt er statt *en plein*, *parmi* gebraucht er mit dem Singularis: „*parmi l'éclat du sang, parmi le monde*“. Das Verb „*oublier*“ konstruiert er mit *à* statt mit *de*; *prier* mit *que* u. s. w. — Livet's Buch kann dem Deutschen in dieser Beziehung ganz eminente praktische Dienste leisten, indem es ihn die Unterschiede zwischen dem heutigen modernen Französisch und dem Französisch Molière's recht klar

passer la plume par le bec = jemanden um einen Profit bringen, den man ihm versprochen hatte, *avalier ainsi que des pois gris* = gierig herunterschlucken, *avoir un coup de hache à la tête* = *avoir la tête fêlée*, *se trouver dans le pas d'un cheval* = sich auf der Strasse finden, *tomber de son haut* = vor Verwunderung verblüfft sein, *faire la sucrée* = die Spröde spielen u. s. w. — Aber auch manche Wörter, die uns auf den ersten Blick sehr vertraut vorkommen, haben bei Molière und im 17. Jahrh. überhaupt einen andern Sinn gehabt als heutzutage. Und diese Wörter sind es hauptsächlich, die den Ausländer sehr leicht in die Irre führen und Missverständnisse hervorrufen können. Aus der im Laufe der Zeit erfolgten Veränderung des Sinnes solcher Wörter sieht man am besten, ein wie tiefgreifender Wandel sich in der Sprache seitdem vollzogen hat. Ich führe einige Beispiele an; *action* hatte nicht bloss den Sinn „Handlung“, sondern hiess auch die Geberde, die Haltung, der Vortrag: *Vos regards, vos pas, votre action, et votre ajustement ont je ne sais quel air de qualité qui enchante les gens.* (*Crit. d. l'Ec. des F.*), *accessoire* wird wie *danger*, *malheur* gebraucht, *s'aimer* kommt in der Bedeutung *se plaire* vor, so in der heutzutage unmöglichen Redewendung „*Je m'aime où tu n'es pas*“ (*Mélic. I 1*) = *je me plais où tu n'es pas*. Wer würde beim Lesen dieses Passus in den *Préc. ridic.* „*Nous mènerions promener ces Dames hors des portes et leur donnerions un cadeau*“ (Sc. 11) ahnen, dass es sich hier um eine „*partie de campagne*“ und nicht um ein Geschenk handelt? Livet führt aber eine Menge von Belegen an, nicht bloss aus Molière (*Ec. des f.*, *Mar. for.*, *Am. méd.*, *Am. magn.*, *Bourg. gent.*), sondern aus D'Ouville (*Contes*), Loret (*Muze histor.*), La Fontaine, Montfleury, Poisson, Regnard, die es zu beweisen scheinen. *Travail* hat häufig den Sinn von Mühe und Kummer, der ihm heutzutage fast abhanden gekommen ist, *souffrir* die Bedeutung von *permettre*, *pitoyable* nicht den Sinn *qui fait pitié*, sondern „*sensible à la pitié*“: „*je jette encore un oeil pitoyable sur vous* — die heutige Bedeutung kommt freilich auch vor. Eine „*demoiselle*“ ist zu Molière's Zeiten nicht ein Fräulein, sondern eine „*fille noble*“ oder „*femme bourgeoise mariée*“, *ennui* hat bekanntlich damals nicht die Bedeutung von Langeweile, sondern von tiefem Kummer und Gram; *étonnement* hat noch den buchstäblichen Sinn „verdonnernd“, wie es folgende Stelle aus dem *Britannicus* II 2. Racine's auch deutlich zeigt: „*Mon génie étonné tremble devant le sien.*“ So kann Molière sehr wohl sagen: „*Oui, d'un coup étonnant ce discours m'assassine.*“ „*Fat*“ hat die allgemeine Bedeutung von *sot*, *niais*, *fou*, aber nicht den heutigen engeren Sinn eines eitlen Gecken, der sich eines Verdienstes rühmt, das er nicht hat; oft ist das Wort auch eine blosser Injurie, bei der man sich nichts

im Numerus und Genus übereinstimmen muss. Darauf springt die Untersuchung auf „*l'un et l'autre*“ über, um in den nächsten § die Verwendung des Comparativs für dem Superlativ, die Superlative lateinischer Form, die Unterdrückung oder Elision des Auslauts *e* im Femininum zu behandeln. Und so geht es weiter. Mit dem besten Willen ist es mir nicht möglich, irgend eine systematische Gliederung dieses § herauszufinden. Diese geringen Ausstellungen sollen aber natürlich nicht den Wert der grammatischen Untersuchungen an sich beeinträchtigen; wir bedauern eben nur, dass sie sich oft an Stellen finden, wo man sie durchaus nicht vermutet. Das gilt z. B. auch von den Stellen, wo sich im Anschluss an irgend ein Wort ein Excurs über allgemeinere grammatische Fragen findet. Wer vermutet z. B. unter *Alger* ein Eingehen auf die Frage des Gebrauchs von *en* vor Städtenamen überhaupt, oder unter *enjôleux* eine Untersuchung über die Aussprache von *-eur* und *-eux*.¹⁾ Dass unter *dire* und *envoyer* die Verschiedenheit in der Konjugation dieser Verben (Subj. *die, dies, die, dient* — Fut. *enverrai* statt *enverrai*) z. Z. Molière's und heutzutage erwähnt wird, lässt sich schon eher verstehen, aber wenn ein besonderer Abschnitt über die Verben überhaupt vorhanden ist, so gehört es eigentlich dorthin. — Dasselbe lässt sich von den zahlreichen zerstreuten Anmerkungen über Aussprache und dialektische Formen sagen. Unter *Limosin* finden wir eine Anmerkung über die Aussprache von *o* im 17. Jahrh. als *ou* (*houmme, chouse, poumme, Bourdeaux, Coulogne*), unter *an* für *on* (*forme patoise des environs de Paris*) einen Excurs über die Verwechslung der beiden Nasalen im Pariser Patois und im Berrichon, poitevin, saintongeois, unter *biau* statt *beau* einen Hinweis auf die Jotazierung von *l* nach den Labialen *p, b, f* im Anjou, in der Normandie, Saintonge, Morvan, wo *bianc, bien, fian, piume, pianre* ausgesprochen werde; unter *chaise* eine sehr interessante Auseinandersetzung über die Aussprache des *r*, resp. *s* in Paris und über die affectierte Redeweise der Höflinge, welche gerne *r* in *s* und *s* in *r* verwandelten; unter *cheux* statt *chez* einen Hinweis auf die Verwandlung von *e* oder *ai* in *eu* im Anjou (Angers und Saumur) und auf die selbst am Hofe herrschende Mode diese Aussprache nachzuahmen. Die Beispiele liessen sich leicht noch vermehren. Für diese Auseinandersetzungen sind wir

¹⁾ Dabei will ich nicht versäumen auf folgenden sehr interessanten Unterschied zwischen affectischer und ruhiger Rede hinzuweisen. Livet citiert aus dem P. Bouhours: *Rem. nouv. sur la lang. franç.* 1675: *On prononce eux quand on parle simplement, sans emphase et sans émotion, et l'on dit: vous êtes un petit menteux, c'est un flateux. Au contraire, quand on le prend sur le haut ton, qu'on parle avec emphase et qu'on s'échauffe en parlant, on prononce eur: Vous êtes un menteur, c'est un beau parleur.*

vor Augen führt. Die Uebersetzung von Molière's Komödien ins moderne Französisch auf Grund von Livet's Buch würde für den deutschen Neuphilologen eine vortreffliche Uebung sein; eine Menge ungeahnter Spracheigentümlichkeiten und Sprachverschiedenheiten würden ihm auf diese Weise zu Bewusstsein kommen.

Zum richtigen Verständnis von Molière's Werk gehört auch eine gründliche Kenntnis der bei ihm so häufig vorkommenden „*termini technici*“. Wie schwer die Uebersetzung derselben ist, weiss jeder, der sich in den *Fâcheux*, jener Galerie der verschiedensten Typen des französischen Adels, ordentlich umzusehen versucht hat. Auch hier ist Livet der unentbehrliche Wegweiser. Die Ausdrücke betreffend Jagd und Spiel, Reit-, Tanz- und Fecht-kunst, auch die medizinischen und juristischen Termini finden in seinem Werke gebührende Beachtung. — Aber Livet's Buch begnügt sich nicht damit, das Verständnis des Wortschatzes zu fördern. Es ist nicht bloss das Molière'sche Wörterbuch, es ist auch die Molière'sche Grammatik. Man kann darüber streiten, ob es gut ist, beides mit einander zu vermischen. Ich bin der Ansicht, dass es besser gewesen wäre, den grammatischen Teil als Einleitung voranzuschicken oder als Anhang nachfolgen zu lassen. Schon der äusseren Symmetrie wegen. Livet's *Lexique* soll die bei Molière vorkommenden Wörter verzeichnen. Die Begriffe „*adjectifs, adverbess, articles, verbes*“ sind aber keine Molière'schen Wörter und so passen sie denn nicht in den Rahmen des Übrigen. Ferner laufen sie Gefahr, von denen, die an solcher Stelle grammatische Untersuchungen nicht vermuten, leicht übersehen zu werden, und da diese Auseinandersetzungen gewöhnlich sehr viel Schätzenswertes enthalten, könnte man das nur bedauern. Der grammatische Teil ist auch nicht gleichmässig genug behandelt. Wenn die *adjectifs, adverbess, articles, verbes* zusammen behandelt werden, warum werden es die *prépositions, conjonctions* und *substantifs* nicht? Es liessen sich gewiss auch hier gemeinsame Ge-

ellen, die von Interesse wären. So macht der den Eindruck einer in das Ganze nicht hinein-
nach höchst willkommenen Beigabe, die gewisser-
lessus *le marché*“ hinzugegeben wird. Auch ist
z. B. die Anordnung der einzelnen Punkte et-
ivet beginnt mit einer Untersuchung der Stellung
dem Substantiv, dann folgt ein § über Adjectiva
Endung, in dem es sich aber nur um Participia
die vor das Substantiv gestellt werden und mit
timmen. Es wird dann unter 3) und 4) ganz
gewiesen, dass *tous deux* sich auch auf Feminina
und dass das Adj. mit dem letztgestellten Subst.

im Numerus und Genus übereinstimmen muss. Darauf springt die Untersuchung auf „*l'un et l'autre*“ über, um in den nächsten § die Verwendung des Comparativs für dem Superlativ, die Superlative lateinischer Form, die Unterdrückung oder Elision des Auslauts *e* im Femininum zu behandeln. Und so geht es weiter. Mit dem besten Willen ist es mir nicht möglich, irgend eine systematische Gliederung dieses § herauszufinden. Diese geringen Ausstellungen sollen aber natürlich nicht den Wert der grammatischen Untersuchungen an sich beeinträchtigen; wir bedauern eben nur, dass sie sich oft an Stellen finden, wo man sie durchaus nicht vermutet. Das gilt z. B. auch von den Stellen, wo sich im Anschluss an irgend ein Wort ein Excurs über allgemeinere grammatische Fragen findet. Wer vermutet z. B. unter *Alger* ein Eingehen auf die Frage des Gebrauchs von *en* vor Städtenamen überhaupt, oder unter *enjôleux* eine Untersuchung über die Aussprache von *-eur* und *-eux*.¹⁾ Dass unter *dire* und *envoyer* die Verschiedenheit in der Konjugation dieser Verben (Subj. *die, dies, die, dient* — Fut. *enverrai* statt *enverrai*) z. Z. Molière's und heutzutage erwähnt wird, lässt sich schon eher verstehen, aber wenn ein besonderer Abschnitt über die Verben überhaupt vorhanden ist, so gehört es eigentlich dorthin. — Dasselbe lässt sich von den zahlreichen zerstreuten Anmerkungen über Aussprache und dialektische Formen sagen. Unter *Limosin* finden wir eine Anmerkung über die Aussprache von *o* im 17. Jahrh. als *ou* (*houmme, chouse, poumme, Bourdeaux, Coulogne*), unter *an* für *on* (*forme patoise des environs de Paris*) einen Excurs über die Verwechslung der beiden Nasalen im Pariser Patois und im Berrichon, poitevin, saintongeais, unter *biau* statt *beau* einen Hinweis auf die Jotazierung von *l* nach den Labialen *p, b, f* im Anjou, in der Normandie, Saintonge, Morvan, wo *bianc, bien, fian, piume, pianre* ausgesprochen werde; unter *chaise* eine sehr interessante Auseinandersetzung über die Aussprache des *r*, resp. *s* in Paris und über die affectierte Redeweise der Höflinge, welche gerne *r* in *s* und *s* in *r* verwandelten; unter *cheux* statt *chez* einen Hinweis auf die Verwandlung von *e* oder *ai* in *eu* im Anjou (Angers und Saumur) und auf die selbst am Hofe herrschende Mode diese Aussprache nachzuahmen. Die Beispiele liessen sich leicht noch vermehren. Für diese Auseinandersetzungen sind wir

¹⁾ Dabei will ich nicht versäumen auf folgenden sehr interessanten Unterschied zwischen affectischer und ruhiger Rede hinzuweisen. Livet citiert aus dem P. Bouhours: *Rem. nouv. sur la lang. franç.* 1675: *On prononce eux quand on parle simplement, sans emphase et sans émotion, et l'on dit: vous êtes un petit menteux, c'est un flateux. Au contraire, quand on le prend sur le haut ton, qu'on parle avec emphase et qu'on s'échauffe en parlant, on prononce eur: Vous êtes un menteur, c'est un beau parleur.*

Adieu, au revoir à Paris! le train partit; p. 87: De combien de sortes en avez-vous? Ausserdem ist die Verwendung von *naturellement* für das deutsche bekräftigende „natürlich“ nicht überall einwandfrei.

Bierbaum und Hubert, *Sammler deutscher Übungsstücke* (Leipzig 1898, Rossberg. 0,80 Mk.). Das Büchlein ist geeignet, überall Verwendung zu finden, wo in den oberen Klassen eine eingehende Wiederholung des grammatischen Pensums durchgeführt werden soll. Die Stücke sind alle in bestem Deutsch geschrieben, zugleich aber vorzüglich für die Übersetzung ausgewählt und den besten franz. Schriftstellern entnommen. Ein jedes von ihnen behandelt ein besonders angegebenes Kapitel des syntaktischen Stoffes in äusserst geschickter Weise. Das Büchlein gehört zum Besten, das mir in dieser Hinsicht bekannt ist.

Meurer, Karl, *Französisches Vokabularium mit Phraseologie und Sprechübungen, Anleitung zum französischen Sprechen*. Berlin 1896, Verlag von F. A. Herbig.

Bei der steigenden Bedeutung, die die neueren Sprachen in allen Schulen haben, ist ein solches Buch, wie es Herr Prof. Meurer geschaffen hat, sehr erwünscht als Begleiter des Schülers während seiner ganzen Schulzeit. Das Vokabularium fasst die Ausdrücke für alle Gebiete des täglichen Lebens zusammen und die jeweilig angeschlossene Phraseologie setzt den Schüler in den Stand, sich lebhaft an einem über die verschiedenen Stoffe eingeleiteten Gespräche zu beteiligen. Vielfach wird sich auch der strebsame Schüler durch das Buch zum fruchtbringenden Selbststudium anregen lassen. Findet er doch auf engem Raume bequem die gebräuchlichsten Wendungen bei einander, die er sonst sich mühsam aus den Wörterbüchern zusammen suchen musste und oft — nicht fand. Die in der zweiten Hälfte enthaltenen Sprechübungen sind in ihrem ersten Teile für Anfänger, im zweiten für Schüler oberer Klassen bestimmt. Das Interesse der Schüler immer noch die ältere Lehrweise beibehalten können an dem Buche ihre Spezialität zur beliebigen Verwendung zum mündlichen Gebrauch der

Verlag von F. A. Herbig und Leipzig, Gerhard

1, von denen zwar einige fast
, die aber alle doch recht an-
geschlossenen kurzen Stücke aus
anz. Dichter (z. B. Corneille,
von diesen sind dazu bestimmt,
nen. Am Schlusse stehen 22
demselben Zwecke. Der ganzen
Mädchenschulen oder Pensionate,

als sie nicht erwartet werden können. Wer würde unter *allongement* eine Zusammenstellung wertvoller Notizen aus Meigret, Ménage, Bouhours über die Namen der Adligen suchen? Wer erwartete unter „*honnête homme*“ eine die Lebensanschauung des 16. und 17. Jahrh. beleuchtende Auseinandersetzung über den Begriff des „*honnête homme*“ in dieser Zeit, mit Hinzuziehung sämtlicher Lexica seit Rob. Estienne (1539 u. 1549) bis Furetière (1690) und Berücksichtigung der Ansicht der Académie française in allen Ausgaben des *Dictionnaire* bis 1878, sowie zahlreichen Belegstellen aus Schriftstellern des 17. Jahrh.? Wer würde unter *prose cadencée* einen litterarisch-metrischen Excurs über die Verse, die sich in Molière's Prosa eingeschlichen, voraussetzen, und namentlich die Anführung dieser Verse und den Versuch Alexandriner oder vers libres aus ihnen zu machen, vermuten? Die eigentliche Litteraturgeschichte berührt Livet im Artikel über *comédie*, wo er das, was unter diesem Worte im 17. Jahrh. verstanden wurde, anmerkt; die Litteratur und Kulturgeschichte zugleich betreffen seine Ausführungen über den *bel esprit*, die *précieux*; interessante Streiflichter wirft er auf die Kulturgeschichte allein, in seinen Artikeln über *Coucher*, *lever du roi*, über *cour*, *écuyer*, *galant*, *gentilhomme*, *marquis*, *mignons* u. s. w. Kurz, man kann sicher sein, bei Livet, über alles, was bei Molière irgend eine Erklärung auch sachlicher Art erforderte, Belehrung zu finden, und zwar immer unter reichlicher Hinzuziehung von Belegstellen aus der zeitgenössischen Litteratur. —

Livet zeigt in seinem Werke eine geradezu staunenerregende Belesenheit. Er begnügt sich nicht einmal damit, die Schriftsteller des 17. Jahrh.'s in reicher Auswahl zu vergleichen, und zwar natürlich nicht bloss die Klassiker, sondern vor allem die Verfasser von Komödien und volkstümlichen Romanen, wie Quinault, Boursault, Montfleury, Regnard, Sorel, Furetière, und die burlesken Dichter wie Saint-Amant, Loret, Dassoucy; er geht auch auf die Dichter des 16. Jahrh. zurück, und zieht zum Vergleiche sämtliche Lexika vom Jahre 1530 bis zum Ende des 17. Jahrh., die Wörterbücher in der *Collection des grands écrivains* und zahlreiche Grammatiken und sprachliche Abhandlungen aus der Zeit hinzu.

So erhalten wir denn ein zuverlässiges, mit rührender Sorgfalt und dem ausdauerndsten Fleiss zusammengestelltes Bild der Sprache des 17. Jahrh. Zum Verständnis Molière's ist das Werk, namentlich für Deutsche, die den Unterschied zwischen der heutigen Sprache und der des 17. Jahrh. nie so fein herausfühlen können wie die Franzosen selber, durchaus notwendig. Dass es sogar auch praktisch, durch den fortwährenden Vergleich zwischen früher und

ausserordentlich dankbar, aber wer nicht zufällig dieses oder jenes Wort aufsucht, wird sie nicht finden; in einem besonderen Kapitel, wo sie übersichtlich geordnet wären (Kapitel über die Verschiedenheiten der Aussprache, über dialektische Eigentümlichkeiten der Bauern in Molière's Komödien), würde sie jedermann sofort bemerken. Unter den einzelnen Wörtern könnte auf diese Kapitel verwiesen werden.

Livet geht auch hie und da auf die Etymologie der Wörter ein; meistens verhält er sich aber da referierend, manchmal begnügt er sich mit Ménage's Ableitung, oder bringt diejenige von Littré; auf die deutsche Forschung nimmt er nirgends Bezug. Hier wäre — wenn einmal die Sache berührt wird, grössere Vorsicht oder Gründlichkeit am Platze gewesen. Ich greife einige Wörter heraus: *Caboche* kommt nicht vom spanischen *cabeza*; sondern wohl vom ital. *capôcchia*. Das Wort scheint aber schon ziemlich alt zu sein. Bei Benoît *Chron. de Norm.* II p. 235 v. 22298 findet sich: *Qu'aiz perdui chascon la cabou*. Bei E. Desch. findet sich: *Biau sire, laissez ma caboche, par la char dieu, c'est vilenie*. Im Patois bourguignon existiert *caiboche* (cf. Littré s. v. *caboche*). — Bei *brimborion* giebt Livet Littré Recht, der es von *breviarium* ableitet; ich glaube, dass eher Diez das Richtige fand, als er eine durch das Vb. *brimber* (betteln) vermittelte Ableitung von *bribe* vermutete. Wenn unter *brocard* die abenteuerliche Etymologie von Littré angeführt wird — Livet zweifelt zwar an der Richtigkeit — (vom Bischof v. Worms *Burchard* dessen Name sich in seinem juristischen Werk „*brocardicum opus*“ erhalten habe „*dont les sentences . . . devraient avoir un tour vif et dégagé, si bien qu'une parole railleuse, ayant le même tour, prit le même nom*“), warum dann nicht auf die richtige Ableitung des Wortes eingehen, das mit dem kelt. Stamm *brocc* zusammenhängt (cf. Körting *Lat. rom. W.* 1353). Bei *dorloter* giebt Livet nur die Etymologie von Nicot an, der ein picard. Wort als Wurzel annimmt, in der Bedeutung „*affiquet*“. Warum nicht eher an die Ableitung *dormilotare* denken, die Körting annimmt? — Wir verlangen durchaus nicht, dass Livet auf die Etymologie der Wörter eingeht, aber wenn er einmal die älteren Etymologien erwähnt, so verdienten unseres Erachtens auch die neueren Berücksichtigung.²⁾

Aber mit der Behandlung der Grammatik hat sich Livet auch nicht begnügt. Sein Buch ist auch ein sachlicher Kommentar zu Molière's Werken. Auch hier überrascht uns Livet mit culturgeschichtlichen oder litterarhistorischen Excursen, die vom grössten Interesse sind, und die um so willkommener sind,

²⁾ cf. auch die Ableitungen von *cadeau*, *écarquiller*, *halte*, *baladin*.

als sie nicht erwartet werden können. Wer würde unter *allongement* eine Zusammenstellung wertvoller Notizen aus Meigret, Ménage, Bouhours über die Namen der Adligen suchen? Wer erwartete unter „*honnête homme*“ eine die Lebensanschauung des 16. und 17. Jahrh. beleuchtende Auseinandersetzung über den Begriff des „*honnête homme*“ in dieser Zeit, mit Hinzuziehung sämtlicher Lexica seit Rob. Estienne (1539 u. 1549) bis Furetière (1690) und Berücksichtigung der Ansicht der Académie française in allen Ausgaben des *Dictionnaire* bis 1878, sowie zahlreichen Belegstellen aus Schriftstellern des 17. Jahrh.? Wer würde unter *prose cadencée* einen litterarisch-metrischen Excurs über die Verse, die sich in Molière's Prosa eingeschlichen, voraussetzen, und namentlich die Anführung dieser Verse und den Versuch Alexandriner oder vers libres aus ihnen zu machen, vermuten? Die eigentliche Litteraturgeschichte berührt Livet im Artikel über *comédie*, wo er das, was unter diesem Worte im 17. Jahrh. verstanden wurde, anmerkt; die Litteratur und Kulturgeschichte zugleich betreffen seine Ausführungen über den *bel esprit*, die *précieux*; interessante Streiflichter wirft er auf die Kulturgeschichte allein, in seinen Artikeln über *Coucher*, *lever du roi*, über *cour*, *écuyer*, *galant*, *gentilhomme*, *marquis*, *mignons* u. s. w. Kurz, man kann sicher sein, bei Livet, über alles, was bei Molière irgend eine Erklärung auch sachlicher Art erforderte, Belehrung zu finden, und zwar immer unter reichlicher Hinzuziehung von Belegstellen aus der zeitgenössischen Litteratur. —

Livet zeigt in seinem Werke eine geradezu staunenerregende Belesenheit. Er begnügt sich nicht einmal damit, die Schriftsteller des 17. Jahrh.'s in reicher Auswahl zu vergleichen, und zwar natürlich nicht bloss die Klassiker, sondern vor allem die Verfasser von Komödien und volkstümlichen Romanen, wie Quinault, Boursault, Montfleury, Regnard, Sorel, Furetière, und die burlesken Dichter wie Saint-Amant, Loret, Dassoucy; er geht auch auf die Dichter des 16. Jahrh. zurück, und zieht zum Vergleiche sämtliche Lexica vom Jahre 1530 bis zum Ende des 17. Jahrh., die Wörterbücher in der *Collection des grands écrivains* und zahlreiche Grammatiken und sprachliche Abhandlungen aus der Zeit hinzu.

So erhalten wir denn ein zuverlässiges, mit rührender Sorgfalt und dem ausdauerndsten Fleiss zusammengestelltes Bild der Sprache des 17. Jahrh. Zum Verständnis Molière's ist das Werk, namentlich für Deutsche, die den Unterschied zwischen der heutigen Sprache und der des 17. Jahrh. nie so fein herausfühlen können wie die Franzosen selber, durchaus notwendig. Dass es sogar auch praktisch, durch den fortwährenden Vergleich zwischen früher und

autoren sucht, nicht nur kein teures Haupt missen, sondern die geschilderten Individualitäten zeigen scharf umrissene Charakterköpfe mit fein ausgeprägten Zügen und es fehlt auch nicht an dem zu Uebergängen und allgemeinen Erörterungen nötigen Luftraume zwischen den vielen Namen und Zahlen, so dass der Eindruck des allzu eng Zusammengedrängten, den Atem Benehmenden nirgend aufkommt. Wenn dieser Vorzug auf einer weisen Oekonomie des Raumes, auf einem richtigen Blicke für das Wesentliche und einer beherzten Fernhaltung alles Unbedeutenden beruht, so zeugt die grosse Verlässlichkeit des Materials in Bezug auf thatsächliche Richtigkeit dafür, dass der Verfasser nicht nur die besten Hilfsschriften am Eingange namhaft gemacht, sondern auch wirklich verwertet hat. Wenn wir nun daran gehen, einzelnes anzuführen, was uns bei der Lektüre auffiel, was vielleicht bei einer sicher zu gewärtigenden zweiten Auflage vermerkt werden könnte, so soll dies mehr unser Interesse an dem Buche bekunden, als einen Tadel enthalten.

Mysterien werden auch noch nach 1548 (vgl. S. 26) aufgeführt, so in Maine z. B. (Neuillé sur Vicoin) nach 1598; die Aufführung von Mysterien und Mirakeln beschränkte sich seit 1550 allerdings auf die von der Hauptstadt entfernteren Provinzen; das Verbot von 1548 galt eben nur für die Hauptstadt und unausgesprochener Weise wohl auch für den ganzen Gerichtsbezirk des Pariser Parlaments, so dass thatsächlich in den Provinzen das geistliche Schauspiel sein Dasein weiter fristen konnte. — Das Wesentlichste der *Sottie* (S. 28) macht der satirische Gehalt und das Vorkommen von „Narren“ oder närrischen Personifikationen in derselben aus, während in den *Farces* die satirische Tendenz fehlt und wirkliche Personen vorkommen. — Eine Aufführung der *Enfants sans souci* und anderer Gesellschaften bestand (S. 29) aus vier Teilen: Narrenspiel (*Sottie*), lustige Predigt (*Sermon joyeux*), Moralität und Farce. — Das Geburtsjahr Cl. Marots fällt in das Jahr 1495 oder 1496, keineswegs ins Jahr 1497 (S. 32); seine Fehde mit Sagon durfte nicht stillschweigend übergangen werden, bei der Anführung der Dichtungsarten, in denen Marot excellierte, durfte auch das *Coq à l'asne* nicht fehlen. — Bei Louise Labé vermissen wir das Wesentlichste, dass bei der Belagerung von Perpignan ein junger Ritter ihre Liebe gewann, die sie ihm dreizehn Sommer bewahrt und dass in diesen Jahren (1542—55) ihre vierundzwanzig liebeglühenden Sonette entstanden sind. — Das Geburtsjahr Fr. Rabelais schwankt zwischen 1483 und 1495, so dass z. B. Petit de Julleville sich (*Hist. de la Langue et de la Litt. fr.* T. III p. 30) für 1490 entscheidet. Es ist zweifellos, dass Rabelais (S. 35) nicht nur die Pfarre von Meudon, sondern auch die von Saint Christophe de Jambet (denn auch diese war ihm übertragen worden!) am 9. Jan. 1553 wieder abtrat, wie man aus den bei Marty-Laveaux III S. 417 abgedruckten Urkunden entnehmen kann. Er starb übrigens nicht in Meudon, sondern (wenigstens nach der Meinung Colletets) in Paris, in der Rue des Jarchins in dem Pfarrbezirk von Saint-Paul, in dessen Friedhof er auch beerdigt wurde. — Der so decidierten Erklärung Montaignes als Sceptiker möchten wir denn doch die Worte E. Faguet's *Seizième siècle*, (Paris 1894 p. 377) zu erwägen geben: . . . „mais je ne crois pas qu'on puisse tenir Montaigne pour un pur sceptique. Ce scepticisme de Montaigne est

verzeichnet wären. Zweifellos macht es sich in der Darstellung auch unangenehm bemerkbar, dass der Verf. kein Romanist von Fach ist. Die unausbleibliche Folge ist, dass er die einschlägige Litteratur nur lückenhaft kennt und der historischen provenzalischen Grammatik ziemlich fremd gegenüber steht. Gewiss will er nur die heutige Mundart schildern, aber bei der Erklärung der sprachlichen Erscheinungen und bei der Heranziehung der wenigen von ihm berücksichtigten älteren Texte, tritt der bezeichnete Mangel deutlich zu Tage. Eine weitere Folge der mangelhaften Sachkenntnis ist auch eine übermässige Breite bei sprachlichen That-sachen, die dem ganzen provenzalischen Sprachgebiete angehören und die er daher mit wenigen Worten und Beispielen hätte ab-thun können. Das schädigt dann auch die Oekonomie des Buches, welches eben eine richtige Ein- und Verteilung des Stoffes, eine wirklich methodische Verarbeitung des reichhaltigen, mit so viel Fleiss gesammelten Sprachmaterials vermissen lässt und an die Geduld und Ausdauer des Lesers übertriebene Anforderungen stellt. Abgesehen von diesen methodischen Mängeln, die mit der ungenügenden Vorbereitung des Verf. auf speziell romanischem Gebiete zusammenhängen, muss aber doch lobend hervorgehoben werden, dass er sich im übrigen als gut geschulter Linguist und Phonetiker zeigt, der zu hören, zu beobachten und klar aufzufassen versteht. So gebührt ihm, dessen wissenschaftliches Arbeitsfeld sonst das Germanische und Indogermanische ist, unser besonderer Dank dafür, dass er seinen wiederholten Aufenthalt in Nizza dazu benutzt hat, um uns mit einer reichen, systematischen Ausbeute seiner unermüdlichen und vielseitigen sprachlichen Beobachtungen auf dem Gebiete einer vorher nur ganz unzureichend durchforschten, lebenden provenzalischen Mundart zu beschenken. Sein Buch ist willkommen zu heissen und wird jedem, der mit der nöthigen Vorbereitung und Sachkenntnis an dasselbe herantritt, gute Dienste leisten.

W. CLOETTA.

Toynbee, P. *A Historical Grammar of the French Language* from the French of Auguste Brachet, Lauréat de l'Institut de France, rewritten and enlarged by Paget Toynbee, M. A. Balliol College Oxford, editor of '*Specimens of old French*'. Oxford, Clarendon Press, 1896.

Seit dem Erscheinen von Brachet's für die damalige Zeit gewiss verdienstlicher historischer Grammatik des Französischen, sind eine Reihe ähnlicher Werke veröffentlicht worden, aber die

Idee, Brachet's veraltetes und bereits früher ins Englische übersetztes Buch umzuarbeiten, blieb der Clarendon Press vorbehalten. Die Ausführung leistet auch vollständig, was von der Idee zu erwarten war: ein teils veraltetes, teils verunstaltetes Buch, bei dessen Lektüre der Eingeweihte nichts neues lernt und viel falsches antrifft, dem Anfänger aber 'so dumm wird, als ging ihm ein Mühlrad im Kopf herum'.

Nicht einmal das Prinzip, das Brachet's Verdienst ausmachte, ist in dieser englischen Umarbeitung konsequent befolgt. Brachet hatte in seinem Vorwort gesagt, und S. X. steht es in englischer Übersetzung zu lesen, dass man in einer historischen Grammatik des Französischen nicht Altfranzösisch von Neufranzösisch trennen, sondern beides neben einander behandeln müsse. Nun ist aber dieses System gerade in der völlig umgearbeiteten Lautlehre meist nicht befolgt. § 68 f. lernt der Leser bloss, dass freies *o* im Französischen *eu* wird, ausser vor Nasalen, wo es sich erhält oder *õ* wird, wenn der Nasal auslautend ist. Wie soll es sich nun der Leser erklären, wenn er § 466 gelegentlich der Deklination erfährt, dass *cõmes* > *cuens* ergibt? Und weshalb dann überhaupt *o* und *o* scheiden, da es doch das Gleiche ergibt und in § 59 unter den Beispielen für den Übergang von *o* zu *eu* auch *oeuf*, *jeune*, *couleuvre* figurieren, als hätten diese Wörter im Französischen stets ein *eu* in der Tonsilbe gehabt, das direkt aus dem *o* hervorgegangen wäre. Das ist eben keine historische Grammatik mehr, sondern etwas unhistorisches, nicht einmal konsequent zurechtgemachtes, denn wer *fleur* und *oeuf*, *gueule* und *jeune* in denselben Topf wirft, muss gleich *neuf* und *boeuf*, *meule* und *oeuvre* mit hineinwerfen.

Doch das sind Kleinigkeiten, mit denen man sich, wenn die Unrichtigkeiten so haufenweise auftreten, wie in diesem Buche, nicht aufhalten kann. Ich werde im folgenden einiges von dem, was ich gelegentlich angestrichen habe, hervorheben, damit der Leser sich überzeugt, dass die vorliegende Uebersetzung und Neubearbeitung von Brachet's Grammatik ein Sammelsurium von Ungereimtheiten ist, vor dem man nicht nachdrücklich genug warnen kann.

S. 10 f. sind als Etymologie von *bataille*, *chat* und *glouton* angegeben: *batalia*, *catus* und *glutõnem*, also alle drei Wörter mit einem *t*. Ich brauche nicht hervorzuheben, dass diese Formen im Nfz. *baille*, *chés* und *glon* ergeben hätten. — Was S. 22 von den französischen Dialekten gesagt ist, ist so veraltet, dass es heutzutage nicht mehr gedruckt werden durfte. — S. 23 lehrt, dass *amabam* in Burgund *amève*, in der Normandie *amoue*, in der Ile de France aber *amoie* ergab, Unterschiede, die dem Einfluss des Klimas zuzuschreiben seien. In der von Paget Toynbee umgearbeiteten Flexionslehre ist § 590, S. 226 nebst Anm. 2

dasselbe gesagt und wiederholt ausdrücklich hervorgehoben, dass *-oie* = *-abam* sei. (Dass dagegen schon Fr. Diez II³, 234, das Richtige hat, brauche ich nicht erst zu erwähnen!) Das lat. Wort *cantabam* sei mit einem sehr empfindlichen Thermometer zu vergleichen, das immer tiefer gefallen sei, je weiter es nach Norden gebracht wurde: mit *cantaba* in Spanien steht es am höchsten, mit *cantava* in Italien und in der Provence ist es schon etwas gesunken, noch mehr in Burgund mit *chantève*; mit *chantoie* in Francien ist es schon gar sehr gefallen und mit *chantoue* in der Normandie hat es seinen tiefsten Stand erreicht. Die lateinischen Wörter können das nördliche Klima nicht vertragen, deshalb ziehen sie sich zusammen und werden matt, sobald sie in nördliche Regionen kommen, das sei allgemeines Gesetz! In der Lautlehre habe ich dann allerdings vergeblich nach dem spezielleren Gesetz gesucht, wonach die Lautgruppe *-ába* im Francischen mit physikalischer und chemischer Ausnahmslosigkeit (s. § 1) zu *-oie* wird, doch würde diesem Uebelstande in einer neuen Auflage, die ich dem Buche nicht wünschen will, leicht abzuhelfen sein. Kann ich hier dem Neubearbeiter den Vorwurf einer Lücke nicht ersparen, so versäumt er doch für die erste und zweite Person des Plurals nicht auf seine ganz neu ausgearbeitete Lautlehre zu verweisen. Denn natürlich wird uns in dem erwähnten § 590 auch gesagt, dass *chantions*, *chantiez* von *cantabamus*, *cantabatis* kommen, ja sogar dass diese Formen im Afz. dreisilbig waren, *chantions*, *-iez*, u. z., man höre den Grund: *in accordance with the Latin accent*, worauf dann in Klammern die Gleichung folgt: *canta(b)-ámus: chanteens*; *canta(b)-átis: chante-ex*, begleitet von der gelehrten Bemerkung: *on the persistance of the counterfinal a in these words, see §§ 26, I. (lies: 26, II), 37.* Freilich wird dem neugierigen Leser auch diesmal in der Lautlehre keine völlig befriedigende Auskunft zu teil, denn in den angezogenen Paragraphen ist bloss gesagt, dass das unbetonte *a* zu *ə* wird, aber nicht, dass es später auch zu *i* und dann *ɨ* wird, wie in *-ions*, *-iez*. Ob sich ferner in der Lautlehre ein Paragraph findet, der uns erklärt, warum *canta-ámus* zu der schönen Form *chante-ens* wird, und nicht zu *chante-ains*, ist mir fraglich geblieben, da ich weder Zeit noch Lust hatte, weiter nachzuschlagen. — S. 26, Anm. 1, werden *charrier*, *plier* einerseits und *charroyer*, *ployer* andererseits als dialektisch verschiedene Formen aufgestellt. — S. 28 findet sich der wer weiss wie oft bereits, als auf einer falschen Anschauung beruhend, zurückgewiesene Satz wieder, der den Untergang der lateinischen Deklination daraus erklärt, dass die von Rom unterjochten barbarischen Völker die complizierte lateinische Casusflexion in ihren rohen Verstand nicht aufnehmen konnten und daher kurz

steht im Relativsatz wegen der negativen Bedeutung von *rare* im Beziehungssatz.“ Der Inhalt des Relativsatzes würde demzufolge als ein angenommenes Merkmal für die Personen erscheinen, deren Dasein in Zweifel gezogen wird; aber sie sind doch vorhanden, wenn auch selten, aussergewöhnlich, daher ist es wohl zweckmässiger, *rare* der Klasse der Superlative, Ordinalzahlen (nebst *le dernier*), *l'unique* einzureihen und den Inhalt des Relativsatzes als ein zugestandenes Merkmal zu bezeichnen. — 35. 3 „*se prendre d'enthousiasme pour qu.* sich für jem. begeistern.“ Die Angabe gehört zu den Fällen, wo es für den Schüler weit empfehlenswerter ist, das Wörterbuch zu benutzen, das unter *prendre* die nötige Belehrung giebt, freilich unter *enthousiasme* nicht einfach auf *prendre* verweist, sondern hier dem Herausgeber folgt. — 49. 15 „*se trouver aux prises* zu kämpfen haben.“ Hier lassen für die Erklärung der Wendung sowohl das Wörterbuch wie der Herausgeber im Stich, weil beide für *prise* die Bedeutung „Handgemenge, Streit, Zank“ anzugeben verabsäumen. — 53. 23 „*L'artiste puisait dans la conscience*; bei Verben mit dem Begriff des *Entnehmens* im Französischen *dans*, im Deutschen: *aus* u. s. w.“ Durch die Angabe wird das deutsche *aus* erklärt, aber nicht das französische *dans*. — Ebenso wird 58. 6 zu *Qui, du maître ou de l'élève, en est l'auteur* nur die grammatische Thatsache gebucht, ohne eine Erklärung zu versuchen; vergl. Lücking, franz. Schulgr.¹ § 294. S. 183. — 87. 4 „*contracter* sich zuziehen“, war eine wegen des Wörterbuchs überflüssige Bemerkung, die aber durch die Bemerkung nutzbringend hätte gestaltet werden können, dass *gagner une maladie* gebräuchlicher ist.

Lieferung 106 B. 1898. *Sans famille* par Hector Malot *Vitalis et Remi*. In Auszügen mit Anm. (Anhang geh. 26 S.) zum Schulgebrauch herausg. von Dr. Max Benecke. V u. 168 S. geb. 1 M. 20 Pf. Wörterbuch dazu von demselben 41 S. geh. 20 Pf.

Ein Bedürfnis für die Herausgabe dieses Werkes lag nicht vor, da 1892 bereits die 3. Auflage von *Sans famille* im Verlage von Gerhard Kühtmann, Dresden, erschienen war, der im J. 1896 die 4. Auflage (diese als Textausgabe. 137 S. geb., mit Anmerkungen und Questionnaire 13 S. geh. und Wörterb. 71 S. geh. 1 M. 50 Pf.) gefolgt ist. Selbstverständlich ist die Herstellung des Auszuges in den beiden Ausgaben verschieden, in beiden findet sich der wesentliche Inhalt des Werkes wieder; in Bezug auf den Text ist kein erheblicher Einwand gegen Beneckes Verfahren geltend zu machen. Es möchte sich für eine spätere Ausgabe jedoch vielleicht empfehlen, S. 136—139 eine Kürzung der Prügelscene eintreten zu lassen. Die Anmerkungen berücksichtigen vielfach schwierigere Ausdrücke und weniger häufige Vokabeln und haben die nötigen sachlichen Erklärungen; sie sind im allgemeinen zweckmässig, im Ausdruck ist etwa zu ändern, wenn es 39. 1 lautet: *pour* mit dem Infinitiv heisst (!) nicht nur „um zu“ sondern auch „weil“ und „obgleich, obwohl, trotzdem.“ „*courbé en deux* 64,12 u. 142,10: weit vornübergebeugt“; man möchte nun gern wissen, wie *en deux* „in zwei Teile“ zu der Bedeutung

aprus 139 (in Foerster's Ausgabe), womit man die Adjektivformen *teter non tetrus* 138, *acre non acrum* 41 und das weitverbreitete, auch plautinische (*pauper mulier non*) *paupera* 42 vergleichen kann. — § 466 kommt die altfranzösische ungleichsilbige Flexion, und da liest man: *emperere* (*imperátor*) — *empereur* (*imperatórem*) — Plural: *empereur*, *empereurs*. *empereur* wird also nicht als altfranzösisch erwähnt, vielleicht um zu vereinfachen. Es scheint jedoch als ob man hier nicht auf Genauigkeit hätte verzichten können und es wichtiger gewesen wäre, ein paar Worte über *empereur*, welches eben die eigentliche altfranzösische Form ist, zu sagen, statt von den Nominativformen *peres*, *empereres*, *sires* mit dem analogischen *s* zu sprechen, wie es zu Ende dieses Paragraphen und in § 465 geschieht. Natürlich ist hierbei *livres* auf dieselbe Stufe mit *peres*, *sires* gestellt. — § 467 ist wenigstens in dem Sinne richtig als die weiblichen Substantive im Französ. auf die lat. Accusativform zurückgehen, aber es ist unrichtig zu sagen, dass Wörter wie *rosa* im Volkslateinischen bloss in der Form des Accusativs vorkamen: vielmehr war im Singular Nominativ und Accusativ gleich; der Dativ sing. *rosae* ist im Rumänischen erhalten, und an der Existenz des Nomin. plur. *rosae* kann doch nicht gezweifelt werden. Als Ausnahme wird wieder mit Recht *soror* bezeichnet, aber mit Unrecht angegeben, dass dieses Wort so flektierte wie die männlichen ungleichsilbigen, was also für den Plural einen Nominativ *sereur* ergäbe, der nie existiert hat. In § 473 erfahren wir aber noch von einer zweiten Ausnahme, nämlich *vierge*, welches nicht etwa (wie der Unkundige, gestützt auf die eben erwähnte Regel, glauben könnte) = *virginem* ist, sondern vom Nominativ *virgo* kommen soll, der dann alleiniger Casus wurde, genauso wie *soror*. Das Afz. dagegen hatte natürlich noch den Accusativ *virginem*, und zwar in der schönen Form *virgine*, wie ebendasselbst zu lesen steht.

Und so weiter — denn es würde des Lesers Geduld und meine Kräfte bei weitem übersteigen, wollte ich alle Verkehrtheiten, die in diesem Buche teils stehen geblieben, teils durch den unkundigen Bearbeiter neu hinzugekommen sind, namhaft machen.

W. CLOËTTA.

Mühlefeld, Dr. K., *Einführung in die französische Wortbildungslehre, Phraseologie und Stilistik* nach dem System der Vorstellungsverwandtschaft. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung, 1898. VI u. 92 S. gr. 8^o brosch. 2 Mk.

Die zu wiederholten Malen in Schriften und auf dem Hamburger Neuphilologentage 1896 auch durch das lebendige Wort

soll (*Wortb.* S. V; man bemerke, dass hier anders gruppiert wird als *Syst.* S. III u. 58), wird man zunächst wohl nicht recht begreifen; stellt man sich aber mit dem Verf. auf den Standpunkt, dass die in jene drei Gebiete fallenden Spracherscheinungen der Einordnung in die Kategorien eines und desselben Systems fähig seien, so wird man wenigstens verstehen, dass sich die Grenzen der einzelnen Disciplinen, die man sonst schärfer zu scheiden gewohnt ist, bis zu dem Grade verwischen können, wie sie sich dem Verf. verwischt haben. Aber an das System selbst wird man dann wenigstens die Anforderung stellen müssen, dass es geeignet sei, alle Einzelercheinungen zu systematisieren. Dass des Verf. System diese Anforderung nicht erfülle, gesteht er selbst (*Syst.* S. 58) zu, und es kann auch wohl bei der Natur des Systems nicht anders sein: die logischen Verhältnisse der Vorstellungen (warum dann nicht lieber gleich Begriffe?) sollen zum System geordnet und (wo verschiedene Lautform vorhanden) die Beispiele in Untergruppen nach der Form zusammengestellt werden; auf diese Weise erreiche man die vollkommenste Stufe der Classification (*Syst.* S. 36). Was Wunder, wenn dann, da sich auf allen Gebieten der Sprachbetrachtung „ein Teil des Stoffes der logischen Durchdringung entzieht“, eben dieser Teil des Stoffes „demzufolge keine andre als eine rein empirische Behandlung gestattet“ (*Syst.* S. 58)! Es bedürfte keines Wortes der Zurückweisung gegenüber einer solchen Auffassung der Empirie, wodurch z. B. die Ästhetik, die in der Stilistik doch auch ein gewaltiges Wort mitzureden hat, auf den Standpunkt des Wolffianers Baumgarten zurückgeschraubt würde, wenn nicht in diesem vornehmen Herabsehen auf die Erfahrung zugleich die Erklärung läge, warum das System des Verf. zugleich logisch und deductiv ist. Die Induction bedeutet dem Verf. sozusagen nichts; für ihn stehen die Vorstellungen in den Beziehungen, in die er sie zufolge seinem vorgefassten logischen Schema bringt, und diese Beziehungen sind ganz genau dieselben, mag es sich um die Entstehung der Bedeutungs- und Lautformen oder um die Anwendung des so Gewordenen handeln. Dadurch geraten nun zwar Wortbildungslehre, Phraseologie und Stilistik unter einen Hut, aber doch auf Kosten der wirklichen Verhältnisse. Wortbildungslehre und Etymologie können nicht auseinander gerissen werden; wer die Wortbildung auch nur „in der Gemeinsprache eines begrenzten Zeitabschnittes“ betrachtet, treibt Etymologie, die durchaus nicht mit der „Aufgrabung der fossilen Sprachschichten“ (*Syst.* S. 56) zusammenfällt. Etymologie treibt ein solcher auch, wenn er sich, wie es dann nicht nur sein gutes Recht, sondern auch seine Pflicht ist, auf die zu jener Zeit und in jener Sprachgenossenschaft lebendigen Bildungsmittel be-

schränkt; treibt er aber Etymologie, so darf er sich auch über die Lautform nicht in der Weise hinwegsetzen, wie es der Verf. in zahllosen Fällen thut: ich führe nur an: *breuvage* < *boire* (S. 31), *narine* < *nez* (S. 39), *marâtre* > *mère* (S. 42), *arroser* < *rosée* (S. 57), *écorcher* < *écorce* (S. 57), ferner *rogner* < *rond*, was S. 60 ausdrücklich als „Etymologie“ gegeben wird; dass der Verf. *avachir* auf *vache* zurückführt, wie es nach S. 59 scheinen könnte, mag ich doch nicht glauben. Solche Wörter müssen, da ihre Etyma eben vorfranzösisch sind, von der Betrachtung ausgeschlossen werden, ganz ebenso wie die Lehn- und Fremdwörter: es geht z. B. nicht an, (S. 9) *carnage* von *chair*, (S. 44) *glande* von *gland*, *cassette* von *caisse* abzuleiten, noch viel weniger natürlich *blocus*, das übrigens auch kein lebendiges Suffix hat, von *bloquer* (S. 8); auch die Erklärung S. 7, wonach man es in einzelnen der angeführten Fälle mit Ableitungen von Spaltformen desselben Stammes zu thun hätte, ist doch nur ein Notbehelf, der z. B. unerklärt lässt, dass *breuvage* vom Causativum **biberare* kommt und dass das *ex* von **excorticem* wahrscheinlich von *excorticare* stammt. Für das, was nach diesen Ausscheidungen übrig bleibt, ist aber noch immer strengste Berücksichtigung auch der Lautform zu fordern; insbesondere darf bei Zusammensetzungen nicht einseitig nur ein Teil in Betracht gezogen werden: *s'enrichir* z. B. ist, wenn man es schon als neues Wort gegenüber *enrichir* ansehen will, *sich bereichern*, nicht *reich werden* (S. 59), übrigens nur ein typisches Beispiel für die vielen Fälle, wo der Verf. den Bewusstseinsinhalt des Wortbildners zur Zeit der Schöpfung eines neuen Wortes ungenügend analysiert. Auf diese Analyse kommt aber alles an; wer sie in jedem einzelnen Falle mit der erforderlichen Genauigkeit vornimmt, dem wird es weder beifallen, *pot à vin*, *moyen âge*, *d'abord* etc. unter die Phrasen einzuordnen¹⁾, noch auch jede einzelne durch Bedeutungswandel zustandegekommene neue Bedeutung einer Lautform als ein selbständiges Wort anzusehen; diese Ansicht hat bekanntlich Paul bereits vor nunmehr 19 Jahren mit guten Gründen gegen Steinthal zurückgewiesen und auch Meyer-Lübke *RGr.* II § 389 ist mit Recht der Meinung, dass höchstens die Herübernahme von Wörtern aus einer grammatischen Kategorie in die andere als Wortbildungsmittel gelten könne. Der Bewusstseinszustand des Sprechenden ist eben ein anderer bei der Bildung eines neuen Wortes und wieder ein anderer bei der An-

¹⁾ Die Annahme Darmesteters, dass sie aus *locutions par juxtaposition* hervorgegangen seien (s. dagegen *Zs. f. rom. Phil.* 22, 311 ff.), hat dem Verf., der immer nur den gegenwärtigen Sprachzustand für seine Gruppierung im Auge hat, gewiss ferne gelegen, so gut er sie auch nach *Syst.* S. 57 zu kennen scheint.

wendung eines bereits früher gebildeten. Im ersten Falle ist eine Realvorstellung gegeben, zu welcher der entsprechende Lautvorstellungscomplex erst aus bereits vorhandenen, andere Realvorstellungen (Merkmale) bezeichnenden Lautvorstellungscomplexen durch oft sehr verwickelte psychische Prozesse geformt werden muss, im zweiten Falle bietet sich ein bereits früher gebildetes, geformtes Wort als Lautvorstellungscomplex einfach auf associativem Wege der Apperception dar: es wird nicht geschaffen, sondern wiedergeschaffen. Und was für einzelne Wörter gilt, das gilt auch für Phrasen wie für die Sprechthätigkeit überhaupt: die productive Thätigkeit des Sprechenden verläuft ganz anders als die reproductive. Mit der letztern hat es die Stilistik vor allem zu thun: wie einer die vorhandenen Sprachmittel gebraucht, das giebt den Hauptmassstab für die Wertung seines Stils; kann auch das productive Element dabei nicht ausser Betracht bleiben, so ist es doch klar, dass die Stilistik darin für ihre Zwecke eine Anleihe bei der Wort- und Wortfügungslehre macht, soweit sich diese mit der Entstehung der Wörter und Wortgefüge befassen; die Selbständigkeit jener Disciplinen wird dadurch nicht angetastet. Und vollends die Elementarstilistik (die der Verf. nach *Wortb.* S. V allein im Auge hat), die zum freien und richtigen Gebrauch der vorhandenen Ausdrucksmittel führen soll, hat doch mit der Schaffung neuer Ausdrucksmittel gar nichts zu thun. Für sie ist richtig, was der Verf. *Syst.* S. 47 sagt, dass der lateinkennende Franzose [nicht bloss dieser] „über alle Lautverwandtschaft hinaus *municipal* zu *ville*, *combustion* zu *brûler*, *cécité* zu *aveugle*, *cynégétique* zu *chasse* gruppiere“; falsch aber ist es, wenn *Wortb.* S. 7 als eines der Mittel, durch welche substantivische Ausdrücke aus ihren Bildungselementen entwickelt werden, die Entlehnung angeführt wird, weil „trotz der Verschiedenheit des Stammes die Zugehörigkeit allgemein empfunden“ werde. Aus allem bisher Gesagten dürfte wohl zur Genüge hervorgehen, dass es ein vergebliches Bemühen ist, auch nur die drei in der *Wortb.* behandelten Disciplinen in ein System zwingen zu wollen, und vollends in ein logisches System. Alles, was billigerweise verlangt und auch durchgeführt werden kann, ist die Betrachtung aller Spracherscheinungen von einem Gesichtspunkt aus; damit ist die auch vom Verf. gewünschte Vereinheitlichung des Sprachunterrichts vollauf gewährleistet; dieser Gesichtspunkt kann aber, wie nach Steinthal und Paul wohl eigentlich nicht mehr besonders betont zu werden brauchte, durchaus nur der psychologische, nie und nimmer der logische sein; letzterer schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil er die Gefühlsseite der Sprache gänzlich ausser Betracht lässt. Zu welchen Gewaltthatigkeiten das logische

750

—

Abstract

—

FRANK

—

—

—

200

—

10

er hat die Schwierigkeiten zu überwinden gesucht, die einem jeden in den Weg treten, wenn er seine grammatische Schultheorie in der Praxis anwenden will. Mittelschullehrer, selbst begabtere Mittelschüler, kommen wohl am häufigsten in die Lage, die hier herrschende Inconsequenz und Unvollkommenheit bitter zu fühlen, und empfinden am ehesten das Bedürfnis nach einem übersichtlichen festen System, dass die erdrückende Mannigfaltigkeit der Sprache in klare, abgerundete und für alles zutreffende Formeln fasst. Und so muss ein jeder Schritt in dieser Richtung freudig begrüsst werden; das Richtige soll Aufnahme finden, das viele Unrichtige und Zweifelhafte, das jedenfalls, im Anfang, mit unterlaufen muss, Anstoss zu neuem tiefer eindringendem Studium geben.

Die Schwierigkeiten sind in der Grammatik der bekannten modernen Sprachen fast überall dieselben, sodass die Resultate Sv.' zum grossen Teil Giltigkeit für alle beanspruchen. Einiges freilich, und darunter manches von dem besten, was er uns bietet, gilt speziell für das Französische, so das meiste über die Rolle, die Pausen und Satzbetonung für den Sinn spielen. Wenn seine Beobachtungen in diesem Punkt auch nicht Anspruch machen und Anspruch machen wollen, ein vollständiges System zu bilden, so bieten sie doch auch so ein schätzenswertes Material. Dieses Gebiet kann ja nicht wie alle andern mit geschriebenem und gedrucktem Stoff arbeiten, es stützt sich lediglich auf das gesprochene Wort, das nur schwer zu analysiren ist, da die Beobachtung fortwährend zwischen Inhalt und Form geteilt sein muss — es ist deshalb besonders schwierig und bis jetzt so gut wie gar nicht bearbeitet.

Der Verf. geht von der oft erkannten Thatsache aus, dass nicht alles, was einen vollständigen Sinn giebt, ein Satz ist, und so beseitigt er diesen, um die Mitteilung (communication) als oberste Spracheinheit aufzustellen. Dieser Ausdruck ist nun, wie der Verf. selbst einsieht, auf der einen Seite zu weit, indem man auch durch Geberden, inarticulirte Laute u. s. w. Mitteilungen machen kann. Andererseits zu eng. Denn man wird nach französischem Sprachgebrauch ebensowenig wie nach deutschem die so wichtigen Formen der Frage, des Befehls — ferner Kose- und Scheltnamen, Ausrufe wie „*enfin vous êtes habillée!*“ „*tant pis!*“ etc. unter diesem Namen subsumiren wollen. Dass dabei das Hauptgewicht auf Äusserliches gelegt wird, zeigt sich sehr deutlich darin, dass auch Gedanken, die ja so oft in Worte und Sätze gekleidet sind, ohne je für den Zweck der Mitteilung bestimmt zu sein und für die dann genau dieselben Regeln und Gesetze gelten, wie für die wirklich gesprochene Sprache (— sogar in Bezug auf Pausen und Satzbetonung —) ausgeschlossen sind, abgesehen von den Monologen,

Referate und Rezensionen. Eugen Herzog.

zu mit heftigem Temperament bei heftigen Gemüts-
schwüngen. — und es ist doch nur Spitzfindigkeit zu
sagen, dass dieselben „deux volontés peuvent être censées
une à l'autre“. Anstatt also einen neuen terminus
introduzieren, der den Übelstand hat, sich mit dem, was
zu gewöhnlichen Leben darunter versteht, nicht zu
kennen wir doch lieber den alten behalten, bei dem wir
zu Übelstand schon durch jahrelangen Gebrauch ab-
kommen. Wir werden also sagen, dass es unausbaubare
und ausbaubare Sprachformen oder Sätze giebt,
wobei solche verstehen, die nach den üblichen Begriffen
ist ein Prädikat (— nicht notwendig ein Verb —) ent-
steht ja zwischen beiden der bedeutende Unterschied,
dass erstere durch allerhand hinzutretende Bestimmungen zu
künstreicheren Ganzen ausgebildet und durch Ab-
nahme des modus und tempus in verschiedenem Sinn variiert
werden, ein Unterschied den Sv. selbst an einem Beispiel
Zusammenhang trefflich illustriert hat (über *bonjour*
besseren wenig wie die Morphologie sich mit den un-
terschiedlichen Wortarten abgeben kann, kann die Syntax (im engeren
Sinne) mit den unausbaubaren Sprachformen etwas an-

gesamten „communications“ teilt der Verf. in „procédés“
ein, Ausdrücke, die ich nach seinem Sinn zu übersetzen
möchte ich sie mit „Prozesse“ und „Begriffsbestimmungen“
Anch dies befriedigt wohl schwerlich; wieviel giebt
es oder nur gezwungen da hineinpasst, man denke
an Sätze wie *das Buch ist nicht zu finden*, an irrealen
Sätzen mit Hilfszeitwörtern des Modus (*ich will reiten*
ich nager etc.) Dann giebt es Sätze, die entschieden
nicht enthalten. Der Verf. zeigt an dem Beispiel *mon*
du bois, dass ein Satz bald das eine, bald das andere
bedeutet (44); nehmen wir aber beispielsweise an, dass jemand
einen Bekannten beim Holzhauen entdeckt und er-
klärt *ton frère coupe du bois!* so liegt offenbar beides
vor: wenn man eine Sängerin hört und giebt das Urteil ab:
elle chante, womit man einerseits den gegenwärtigen zeit-
lichen Akt meint, andererseits ein allgemeines Urteil
über die Sängerin) fällt. Ähnlich sei ein *braves Kind!*
etc. etc. Jedenfalls zeigen diese Beispiele, dass die
unterschiedlichen im modernen Frz. — viel zu verschwommen
und unbestimmt gehalten Kategorien eine so wichtige Rolle spielen

In einem speziellen Fall scheint der Verf. zu glauben, dass dieser Unterschied Wichtigkeit besitze, nämlich für den Unterschied zwischen part. pr. und Gerundiv: *les chevaux hennissants* (auf relat. beruhend) aus *les chevaux hennissant* (auf proc. beruhend). Doch wenn dies Sv. für das heutige Frz. allgemein aufstellen will, was allerdings aus seinen Worten nicht klar hervorgeht, so ist er im Irrtum. Es richtet sich die Verteilung nach ganz äusserlichen Merkmalen, vergl. (Ausruf auf einem Kirchhof): *O fleurs éclatantes, fleurs vivantes, où il y a un peu de nos morts* (Zola *Jean Gourd.* 189.); *Les promeneurs qui suivent les quais jettent un regard effaré sur ces toiles volantes...* (ebd. 173). *Dans les clartés frissonnantes du matin* (ebd. 200); alles „faits de procédé“ mit *ces allées de menues colonnes enfermant un petit jardin* (Maup. *Vie err.* 79) *je lève les yeux vers la haute montagne dominant la ville* (ebd. 81) „faits de relation“. Nur in dem Fall und in der Richtung wird von dem zu erwartenden abgewichen, dass, wenn besonders deutlich hervorgehoben sein soll, dass ein Tun oder Sein als „procédé“ gedacht ist, Gerundiv steht, wo sonst part. pr. eintreten würde.

Ein wohlthuender Fortschritt ist es, dass der Verf. in *nous sommes allés à Paris* mit der alten unhaltbaren Auffassung bricht, dass *à Paris* ein Umstand des Ortes ist (complément de lieu meist = „fait de procédé“ nach Sved.) und uns zeigt, dass es sich um ein Objekt handelt (= régime; terminus ad quem nach Sved. — S. 71); glücklich ist auch die Einteilung in *unités usuelles* und *unités accidentelles* (wenn auch die Bezeichnung vielleicht nicht gut gewählt ist) z. B. bei Adjektiv + Substantiv (*un tableau noir* im Gegensatz zu *une pierre noire*), eine Unterscheidung, die man längst bei den sogen. attributiven Relativsätzen gemacht hat (deklarativ und restriktiv), während man doch vernünftiger Weise bei dem sogen. adjektivischen Attribut damit hätte beginnen sollen S. 87; sehr gut die Unterscheidung der Satzglieder in *aktuelle* und *solche, die erst aktualisiert werden* (S. 93ff.).

Als ganz verfehlt jedoch ist zu bezeichnen, dass in Fällen, in denen ein Objekt mit einer Präposition eingeleitet wird, der Verfasser aus Verb + Präposition eine Einheit machen will, S. 73 ff., gewissermassen die Proportion aufstellt *renonce à: renonce à cette récompense = cherchez: cherchez cet objet*. Der beste Beweis für das Schiefe dieser Auffassung ist, dass im Falle, wo aus irgend einem Grund das Objekt nicht genannt ist, sondern als bekannt vorausgesetzt wird, es *renonce* heisst, nicht *renonce à*, analog mit *cherchez, et vous trouverez* (Sved. S. 25), auch wenn der Fall sich ereignen sollte, dass das objektlose Verb selten in demselben Sinn gebraucht wird, wie das mit Objekt versehene. Mit demselben

die Individuen mit lebhaftem Temperament bei heftigen Gemütsbewegungen entfahren, — und es ist doch nur Spitzfindigkeit zu behaupten, dass bei denselben „deux volontés peuvent être censées s'adresser l'une à l'autre“. Anstatt also einen neuen terminus technicus einzuführen, der den Übelstand hat, sich mit dem, was man sich im gewöhnlichen Leben darunter vorstellt, nicht zu decken, werden wir doch lieber den alten behalten, bei dem wir uns denselben Übelstand schon durch jahrelangen Gebrauch abgewöhnt haben. Wir werden also sagen, dass es unausbaubare Sprachformen und ausbaubare Sprachformen oder Sätze giebt, unter letzteren solche verstehen, die nach den üblichen Begriffen der Grammatik ein Prädikat (— nicht notwendig ein Verb —) enthalten; es besteht ja zwischen beiden der bedeutende Unterschied, dass nur Letztere durch allerhand hinzutretende Bestimmungen zu einem immer kunstreicheren Ganzen ausgebildet und durch Abänderungen in modus und tempus in verschiedenem Sinn variiert werden können, ein Unterschied den Sv. selbst an einem Beispiel in anderem Zusammenhang trefflich illustriert hat (über *bonjour* H. 27.). Ebensowenig wie die Morphologie sich mit den unflektierten Wortarten abgeben kann, kann die Syntax (im engeren Sinn = Satzlehre) mit den unausbaubaren Sprachformen etwas anfangen.

Die gesamten „communications“ teilt der Verf. in „procédés“ und „relations“, Ausdrücke, die ich nach seinem Sinn zu übersetzen glaube, wenn ich sie mit „Prozesse“ und „Begriffsbestimmungen“ wiedergebe. Auch dies befriedigt wohl schwerlich; wieviel giebt es, das nicht oder nur gezwungen da hineinpasst, man denke an negative Sätze wie *das Buch ist nicht zu finden*, an irrealen

Modus (*ich will reiten*) giebt es Sätze, die entschieden erf. zeigt an dem Beispiel *mon* bald das eine, bald das andere beiseite an, dass jemand Holzhausen entdeckt und er-
bois! so liegt offenbar beides hört und giebt das Urteil ab: erseits den gegenwärtigen zeit-
 erseits ein allgemeines Urteil

Ähnlich sei ein braves Kind! gen diese Beispiele, dass die Fra — viel zu verschwommen eine so wichtige Rolle spielen

In einem speziellen Fall scheint der Verf. zu glauben, dass dieser Unterschied Wichtigkeit besitze, nämlich für den Unterschied zwischen part. pr. und Gerundiv: *les chevaux hennissants* (auf relat. beruhend) aus *les chevaux hennissant* (auf proc. beruhend). Doch wenn dies Sv. für das heutige Frz. allgemein aufstellen will, was allerdings aus seinen Worten nicht klar hervorgeht, so ist er im Irrtum. Es richtet sich die Verteilung nach ganz äusserlichen Merkmalen, vergl. (Ausruf auf einem Kirchhof): *O fleurs éclatantes, fleurs vivantes, où il y a un peu de nos morts* (Zola *Jean Gourd.* 189.); *Les promeneurs qui suivent les quais jettent un regard effaré sur ces toiles volantes...* (ebd. 173). *Dans les clartés frissonnantes du matin* (ebd. 200); alles „faits de procédé“ mit *ces allées de menues colonnes enfermant un petit jardin* (Maup. *Vie err.* 79) *je lève les yeux vers la haute montagne dominant la ville* (ebd. 81) „faits de relation“. Nur in dem Fall und in der Richtung wird von dem zu erwartenden abgewichen, dass, wenn besonders deutlich hervorgehoben sein soll, dass ein Tun oder Sein als „procédé“ gedacht ist, Gerundiv steht, wo sonst part. pr. eintreten würde.

Ein wohlthuender Fortschritt ist es, dass der Verf. in *nous sommes allés à Paris* mit der alten unhaltbaren Auffassung bricht, dass *à Paris* ein Umstand des Ortes ist (complément de lieu meist = „fait de procédé“ nach Sved.) und uns zeigt, dass es sich um ein Objekt handelt (= régime; terminus ad quem nach Sved. — S. 71); glücklich ist auch die Einteilung in *unités usuelles* und *unités accidentelles* (wenn auch die Bezeichnung vielleicht nicht gut gewählt ist) z. B. bei Adjektiv + Substantiv (*un tableau noir* im Gegensatz zu *une pierre noire*), eine Unterscheidung, die man längst bei den sogen. attributiven Relativsätzen gemacht hat (deklarativ und restriktiv), während man doch vernünftiger Weise bei dem sogen. adjektivischen Attribut damit hätte beginnen sollen S. 87; sehr gut die Unterscheidung der Satzglieder in *aktuelle* und *solche, die erst aktualisiert werden* (S. 93ff.).

Als ganz verfehlt jedoch ist zu bezeichnen, dass in Fällen, in denen ein Objekt mit einer Präposition eingeleitet wird, der Verfasser aus Verb + Präposition eine Einheit machen will, S. 73 ff., gewissermassen die Proportion aufstellt *renonce à: renonce à cette récompense = cherchez: cherchez cet objet*. Der beste Beweis für das Schiefe dieser Auffassung ist, dass im Falle, wo aus irgend einem Grund das Objekt nicht genannt ist, sondern als bekannt vorausgesetzt wird, es *renonce* heisst, nicht *renonce à*, analog mit *cherchez, et vous trouverez* (Sved. S. 25), auch wenn der Fall sich ereignen sollte, dass das objektlose Verb selten in demselben Sinn gebraucht wird, wie das mit Objekt versehene. Mit demselben

In einem speziellen Fall scheint der Verf. zu glauben, dass dieser Unterschied Wichtigkeit besitze, nämlich für den Unterschied zwischen part. pr. und Gerundiv: *les chevaux hennissants* (auf relat. beruhend) aus *les chevaux hennissant* (auf proc. beruhend). Doch wenn dies Sv. für das heutige Frz. allgemein aufstellen will, was allerdings aus seinen Worten nicht klar hervorgeht, so ist er im Irrtum. Es richtet sich die Verteilung nach ganz äusserlichen Merkmalen, vergl. (Ausruf auf einem Kirchhof): *O fleurs éclatantes, fleurs vivantes, où il y a un peu de nos morts* (Zola *Jean Gourd.* 189.); *Les promeneurs qui suivent les quais jettent un regard effaré sur ces toiles volantes...* (ebd. 173). *Dans les clartés frissonnantes du matin* (ebd. 200); alles „faits de procédé“ mit *ces allées de menues colonnes enfermant un petit jardin* (Maup. *Vie err.* 79) *je lève les yeux vers la haute montagne dominant la ville* (ebd. 81) „faits de relation“. Nur in dem Fall und in der Richtung wird von dem zu erwartenden abgewichen, dass, wenn besonders deutlich hervorgehoben sein soll, dass ein Tun oder Sein als „procédé“ gedacht ist, Gerundiv steht, wo sonst part. pr. eintreten würde.

Ein wohlthuender Fortschritt ist es, dass der Verf. in *nous sommes allés à Paris* mit der alten unhaltbaren Auffassung bricht, dass *à Paris* ein Umstand des Ortes ist (complément de lieu meist = „fait de procédé“ nach Sved.) und uns zeigt, dass es sich um ein Objekt handelt (= régime; terminus ad quem nach Sved. — S. 71); glücklich ist auch die Einteilung in *unités usuelles* und *unités accidentelles* (wenn auch die Bezeichnung vielleicht nicht gut gewählt ist) z. B. bei Adjektiv + Substantiv (*un tableau noir* im Gegensatz zu *une pierre noire*), eine Unterscheidung, die man längst bei den sogen. attributiven Relativsätzen gemacht hat (deklarativ und restriktiv), während man doch vernünftiger Weise bei dem sogen. adjektivischen Attribut damit hätte beginnen sollen S. 87; sehr gut die Unterscheidung der Satzglieder in *aktuelle* und *solche, die erst aktualisiert werden* (S. 93ff.).

Als ganz verfehlt jedoch ist zu bezeichnen, dass in Fällen, in denen ein Objekt mit einer Präposition eingeleitet wird, der Verfasser aus Verb + Präposition eine Einheit machen will, S. 73 ff., gewissermassen die Proportion aufstellt *renonce à: renonce à cette récompense = cherchez: cherchez cet objet*. Der beste Beweis für das Schiefe dieser Auffassung ist, dass im Falle, wo aus irgend einem Grund das Objekt nicht genannt ist, sondern als bekannt vorausgesetzt wird, es *renonce* heisst, nicht *renonce à*, analog mit *cherchez, et vous trouverez* (Sved. S. 25), auch wenn der Fall sich ereignen sollte, dass das objektlose Verb selten in demselben Sinn gebraucht wird, wie das mit Objekt versehene. Mit demselben

die Individuen mit lebhaftem Temperament bei heftigen Gemütsbewegungen entfahren, — und es ist doch nur Spitzfindigkeit zu behaupten, dass bei denselben „deux volontés peuvent être censées s'adresser l'une à l'autre“. Anstatt also einen neuen terminus technicus einzuführen, der den Übelstand hat, sich mit dem, was man sich im gewöhnlichen Leben darunter vorstellt, nicht zu decken, werden wir doch lieber den alten behalten, bei dem wir uns denselben Übelstand schon durch jahrelangen Gebrauch abgewöhnt haben. Wir werden also sagen, dass es unausbaubare Sprachformen und ausbaubare Sprachformen oder Sätze giebt, unter letzteren solche verstehen, die nach den üblichen Begriffen der Grammatik ein Prädikat (— nicht notwendig ein Verb —) enthalten; es besteht ja zwischen beiden der bedeutende Unterschied, dass nur Letztere durch allerhand hinzutretende Bestimmungen zu einem immer kunstreicheren Ganzen ausgebildet und durch Abänderungen in modus und tempus in verschiedenem Sinn variiert werden können, ein Unterschied den Sv. selbst an einem Beispiel in anderem Zusammenhang trefflich illustriert hat (über *bonjour* S. 27.). Ebensowenig wie die Morphologie sich mit den unflektierten Wortarten abgeben kann, kann die Syntax (im engern Sinn = Satzlehre) mit den unausbaubaren Sprachformen etwas anfangen.

Die gesamten „communications“ teilt der Verf. in „procédés“ und „relations“, Ausdrücke, die ich nach seinem Sinn zu übersetzen glaube, wenn ich sie mit „Prozesse“ und „Begriffsbestimmungen“ wiedergebe. Auch dies befriedigt wohl schwerlich; wieviel giebt es, das nicht oder nur gezwungen da hineinpasst, man denke an negative Sätze wie *das Buch ist nicht zu finden*, an irreale Perioden, Verba mit Hilfszeitwörtern des Modus (*ich will reiten lernen, je sais nager* etc.) Dann giebt es Sätze, die entschieden beides vereinigt enthalten. Der Verf. zeigt an dem Beispiel *mon frère coupe du bois*, dass ein Satz bald das eine, bald das andere sein kann (S. 44); nehmen wir aber beispielsweise an, dass jemand den Bruder seines Bekannten beim Holzhauen entdeckt und erstaunt ausruft: *ton frère coupe du bois!* so liegt offenbar beides darin; oder wenn man eine Sängerin hört und giebt das Urteil ab: *elle chante très bien*, womit man einerseits den gegenwärtigen zeitlich begrenzten Akt meint, andererseits ein allgemeines Urteil (= *sie ist eine gute Sängerin*) fällt. Ähnlich *sei ein braves Kind!* und vieles andere. Jedenfalls zeigen diese Beispiele, dass die Grenze — zu mindest im modernen Frz. — viel zu verschwommen ist, als dass die beiden Kategorien eine so wichtige Rolle spielen könnten.

Klöpfer, Dr. Clemens, Beiträge zur französischen Stilistik. [Neusprachliche Abhandlungen aus den Gebieten der Phraseologie, Realien, Stilistik und Synonymik unter Berücksichtigung der Etymologie. 4. Heft.] Dresden und Leipzig, Koch, 1898. 8°. 47 S.

Die vorliegende Arbeit giebt in drei Kapiteln (Wiedergabe des deutschen Hauptwortes im Frz. — Stilistische Eigentümlichkeiten aus der Kasuslehre. — Der deutsche bestimmte und unbestimmte Artikel dem Frz. gegenüber) eine Übersicht über gewisse Verschiedenheiten des frz. und deutschen Stiles, durch zahlreiche Beispiele erläutert. Diese hat der Verf. grossenteils so gesammelt, dass er auffällige Stellen aus frz. Schriftstellern in korrektes, idiomatisches Deutsch übersetzte und die gefundenen Unterschiede in verschiedene Paragraphen zusammenstellte z. B. Subjektives und Objektives; Abstraktes und Konkretes etc. Und so wird das Studium der Arbeit jedem Deutschen sehr gute Dienste leisten, der in die bedauernswerte Lage kommt, häufig Übersetzungen aus seiner Muttersprache ins Frz. zu machen. Auch die Syntax und die philosophische Sprachbetrachtung wird manches Brauchbare darin finden. Manchmal freilich ist die Einreihung eines Beispiels in eine der vom Verf. aufgestellten Kategorien durch ungenaue Übersetzung zustande gekommen (z. B. S. 9 *la postérité trouve la beauté de son âme à côté de ses emportements et ses faiblesses . . . neben seiner Reizbarkeit und Schwäche*), hie und da auch durch fehlerhaften deutschen Ausdruck (S. 25 *die Ertragung dieser Anstrengung*); auch sind oft Fälle ganz verschiedenen Charakters bunt durcheinander gewürfelt, z. B. im Abschnitt Subjektives und Objektives (S. 3 *l'opinion*, die Meinung, die wir hegen, die Meinung, die andere von uns hegen . . . weiter unten: *l'amour* die Liebe, geliebter Gegenstand . . . *la bonté*, die gute Beschaffenheit . . ., Gutherzigkeit, Herzensgüte . .). Doch würde ich dem Verf. daraus keinen Vorwurf machen, da das Buch ja hauptsächlich praktischen Zwecken dient und fürs Nachschlagen eine Einteilung nach ganz äusserlichen Merkmalen viel Vorteil bietet. Freilich wäre dann auch erwünscht gewesen, dass der Verf. seine Beispiele mehr oder ausschliesslich der neueren und neuesten Litteratur entnommen hätte.

EUGEN HERZOG.

Recht müsste man aus *reminisci* + Genitivendung; *uti* + Ablativendung eine Einheit machen. Wahr ist vielmehr, dass die moderne Grammatik aus *à cette récompense* eine bestimmte Form von *cette récompense* wird machen müssen, die unter bestimmten Umständen gebraucht wird, um eine bestimmte Beziehung auszudrücken, also in diesem Fall die Sache, auf die verzichtet wird, oder bei *donner* die Person, der gegeben wird, während der Gegenstand, der gegeben wird, durch eine andere, präpositionslose, Form ausgedrückt wird; wobei sich allerdings die Wahl der Form nach dem Standpunkt der elementaren (nicht-historischen) Grammatik, nicht nach dem Sinn, sondern nach der Gewohnheit richtet. Dadurch geschieht es allerdings, dass ungefähr dieselbe Beziehung bei verschiedenen Verben verschieden ausgedrückt wird, wie das vom Verf. angeführte Beispiel *Pierre nuit à Paul* neben *Pierre lèse Paul* zeigt; das ist aber nicht auffälliger als wenn das Lateinische in einem Fall *edere carnem*, im andern *vesci carne* sagt. Das Frz. tritt hier gar nicht im Gegensatz zum Lat. (S. 162). Mit der Auffassung des Verf. sind auch Fälle wie *je lui obéis, j'y pense, j'en parle* absolut unvereinbar.

Wäre dieser Irrtum bei einiger Berücksichtigung der historischen Grammatik geradezu unmöglich gewesen, so möchte ich andererseits hier darauf hinweisen, wie sehr ein gutes, vollständiges System der elementaren Syntax für die historische Betrachtung der Syntax förderlich wäre. Die vorkommenden Wortformen sind für jede wissenschaftlich untersuchte Sprache bereits zusammengestellt worden und haben so die feste Grundlage der historischen Forschung gebildet. Und so kann auch die historische Erforschung der Satzformen nie auf Vollständigkeit und Abschluss rechnen, solange nicht jene, hier ungleich schwerere Arbeit die Zusammenstellung alles Bestehenden in ein für den Stand eines gegebenen Zeitpunktes richtiges System geschaffen ist. Um so dringender ist das Bedürfniss nach einem solchen; einem jeden aber, der daran arbeitet, sei die Lektüre des hier besprochenen Werkchens wärmstens empfohlen. Es zeigt ihm neben manchem Brauchbaren und Trefflichen, wie leicht selbst ein feinsinniger und scharfdenkender Kopf, der Svedelius ohne Zweifel ist, auf Abwege gerät, wenn er sich zu schematisch an das auf geringes Material aufgebaute Gebilde hält, statt sich zunächst einen möglichst vielseitigen Vorrat zu sammeln.

EUGEN HERZOG.

Klöpfer, Dr. Clemens, Beiträge zur französischen Stilistik. [Neusprachliche Abhandlungen aus den Gebieten der Phraseologie, Realien, Stilistik und Synonymik unter Berücksichtigung der Etymologie. 4. Heft.] Dresden und Leipzig, Koch, 1898. 8°. 47 S.

Die vorliegende Arbeit giebt in drei Kapiteln (Wiedergabe des deutschen Hauptwortes im Frz. — Stilistische Eigentümlichkeiten aus der Kasuslehre. — Der deutsche bestimmte und unbestimmte Artikel dem Frz. gegenüber) eine Übersicht über gewisse Verschiedenheiten des frz. und deutschen Stiles, durch zahlreiche Beispiele erläutert. Diese hat der Verf. grossenteils so gesammelt, dass er auffällige Stellen aus frz. Schriftstellern in korrektes, idiomatisches Deutsch übersetzte und die gefundenen Unterschiede in verschiedene Paragraphen zusammenstellte z. B. Subjektives und Objektives; Abstraktes und Konkretes etc. Und so wird das Studium der Arbeit jedem Deutschen sehr gute Dienste leisten, der in die bedauernswerte Lage kommt, häufig Übersetzungen aus seiner Muttersprache ins Frz. zu machen. Auch die Syntax und die philosophische Sprachbetrachtung wird manches Brauchbare darin finden. Manchmal freilich ist die Einreihung eines Beispiels in eine der vom Verf. aufgestellten Kategorien durch ungenaue Übersetzung zustande gekommen (z. B. S. 9 *la postérité trouve la beauté de son âme à côté de ses emportements et ses faiblesses . . . neben seiner Reizbarkeit und Schwäche*), hie und da auch durch fehlerhaften deutschen Ausdruck (S. 25 *die Ertragung dieser Anstrengung*); auch sind oft Fälle ganz verschiedenen Charakters bunt durcheinander gewürfelt, z. B. im Abschnitt Subjektives und Objektives (S. 3 *l'opinion*, die Meinung, die wir hegen, die Meinung, die andere von uns hegen . . . weiter unten: *l'amour* die Liebe, geliebter Gegenstand . . . *la bonté*, die gute Beschaffenheit . . ., Gutherzigkeit, Herzensgüte . .). Doch würde ich dem Verf. daraus keinen Vorwurf machen, da das Buch ja hauptsächlich praktischen Zwecken dient und fürs Nachschlagen eine Einteilung nach ganz äusserlichen Merkmalen viel Vorteil bietet. Freilich wäre dann auch erwünscht gewesen, dass der Verf. seine Beispiele mehr oder ausschliesslich der neueren und neuesten Litteratur entnommen hätte.

EUGEN HERZOG.

Neuere Schulschriften.

A. Allgemeines.

**Winkler. Max. Zur für analytisch-direkte Methode die Lehrerschaft be-
rühmte.** Vortrag, gehalten am 8. allgemeinen deutschen
Neupädagogenstag in Wien. Mährisch-Osterau bei R. Papen-
schütz 1888.

Leser wird leicht derjenige als nicht mehr auf der Höhe der Zeit
stehend angesehen, der sich der analytisch-direkten Methode gegenüber
noch scheuernd oder wenigstens zuwartend verhält. In solcher Zeit ist
es bedauerlich, wenn jemand sich erhebt, um an der Hand praktischer
Erfahrungen vor den übertriebenen Erwartungen, die man nach vielen
Erfahrungen von dieser Methode hegen kann, zu warnen und die Be-
wegung zur Umgestaltung des neu sprachlichen Unterrichts auf ein
mässiges Mass zurückzuführen. Einer der Berufenen, der die ganze
Frage gründlich erörtert hat, ist Herr Prof. Winkler, der in seinem am
8. deutschen Neupädagogenstag in Wien gehaltenen Vortrag auch ein-
mal diejenigen hat zu Worte kommen lassen, die sich nicht anstehen
den nach vorwärtsdrängenden Neuerern haben anschliessen können.

Was der Redner gegen die Grundlagen, auf denen die analytisch-
direkte Methode fuss, beibringt, ist einleuchtend. Es heisst die Natur
verkennen, wenn man behauptet, unsere Schüler könnten die Fremd-
sprache in der Weise lernen, wie die kleinen Kinder ihre Muttersprache.
Es lehrt dann die unermesslich häufige Wiederholung und vor allem die
Notwendigkeit, sich verständlich zu machen, die von dem früh er-
wachenden persönlichen Willen des Kindes hervorgerufen wird. Diese
beiden Hauptsachen vermag weder eine grosse zu erregende oder wach
zu erhaltende Lust am Unterricht noch der Zwang der Schule auf die
Form zu ersetzen. Ein „unbewusstes Aneignen“ der Fremdsprache ist
unmöglich, obwohl dass man Schüler, die sich 9—12 Jahre in der Denk-
welt ihrer Muttersprache bewegt haben, zum unmittelbaren französischen
Verständnis bringen könnte. Ferner ist es, wie Herr Prof. W. ebenfalls
bedeutend bemerkt, schliesslich für den Schüler von geringer Bedeutung,
ob er die zu behandelnden Gegenstände auf einem Bilde vor sich sieht,
ob er sich in der Thatsache umgeben, wie das Klassenzimmer, oder ob
er sich durch seine bereits erlangte Erfahrung bekannt sind. (p. 18).
Die Hauptsache bleibt immer eine häufige Wiederholung. Dadurch lernt
der Schüler. Ausserdem wendet sich der Verf. gegen die Gepflogenheit
der neuere Methode, der Schüler mit Stoff von vorn herein zu über-
schütten. Er weist darauf hin, dass der Grundsatz wieder schärfer betont wird,
dass der Schüler nur das zu hören, was er nach dem Gange des Unterrichts
verstehen kann. Besonders dass sich ein Gespräch ohne unregelmässige
Hülfen im Französischen kaum führen; falsch ist es aber, zu glauben,
dass man die Formen zu beherrschen, gerade nötige unregelmässige Formen
helfen durchdringen zu lassen zu lassen. Gerade die besten
Erfahrungen, wie sie im Unterricht erfahren hat, an einem
Hilfsmittel, das von dem grössten Anstoss, und mit Recht, denn
es ist nicht zu vermeiden, warum die Form gerade so und nicht
so anders sein sollte. Der Lehrer kann aber nicht bei

all den einzelnen Formen eine Erklärung geben und ein Verweis auf später befriedigt diese Schüler nicht. Dass aber die Analogie in der analytischen Methode nicht intensiv genug geübt werde, hat der Verf. ebenfalls betont (p. 17). Im Verlauf seines Vortrages wendet er sich besonders gegen die jetzige Art des Präparierens, welche die Schüler so sehr in Versuchung zum Abschreiben und so zur Täuschung führe. Wenn man auch seinen Ausführungen im allgemeinen zustimmen muss, so ist doch das dagegen vorgeschlagene Mittel nur *ex tempore* vorzuübersetzen, deswegen nicht durchaus zu billigen, weil alsdann die schwachen aber fleissigen Schüler zu sehr gegenüber den befähigten aber lässigen benachteiligt werden. Da aber Herr Prof. Winkler der alten Uebersetzungsmethode durchaus nicht das Wort redet, ist er, wie die am Ende aufgestellten Thesen beweisen, zu den „gemässigten Reformern“ zu zählen, die das Gute der alten mit dem Guten der neuen Methode zu verbinden streben.

Lange, Dr. Paul, *Beobachtungen und Erfahrungen auf dem Gebiete der Anschauungsmethode im franz. Unterricht*, Wien 1897, Hölzel's Verlag.

Der Verf. hat auf der Jahresversammlung des Sächsischen Gymnasiallehrervereins 1897 in geistvoller Weise geschildert, wie er zu einem überzeugten Anhänger der neueren Methode geworden ist, nachdem er sie zwei Jahre lang unter vorwiegender Verwendung Hölzelscher Bilder in der Quarta und Untertertia des Wurzener Gymnasiums angewendet hat. Allerdings war die geringe Schülerzahl (23 bzw. 20 und 17) eine günstige Vorbedingung, die sich wohl nicht überall, besonders nicht in grossen Städten, finden dürfte. Die durchaus sachlichen, aber fesselnden Ausführungen geben ein treffendes Bild von dem Lehrgang und dem aussergewöhnlichen Lehrgeschick des Verf. Auch seine Bedenken verhehlt er nicht. Nach den bisher günstigen Ergebnissen ist es interessant später zu erfahren, wie sich dieselben weiterhin gestaltet haben, wenn dem Unterricht nur 2 Stunden wöchentlich zugemessen sind. Die Schrift ist ein äusserst wertvoller Beitrag zu den Erfahrungen in der Anschauungsmethode und allen Fachgenossen aufs wärmste zu empfehlen.

Oft ist bei der Hochflut von neuen Erscheinungen der Lehrer der neueren Sprachen in Verlegenheit, welches Buch er im Notfalle zur Einführung vorschlagen soll.

Dr. Knigge's *Beilage zum Jahresbericht des Mariengymnasiums zu Jever* (49 S. 8°. 1897) ist den Kollegen von Gymnasien und Realgymnasien ein zuverlässiger Berater. Es werden die Werke von Bierbaum, Börner, Fleischhauer, Knebel-Probst, Kühn-Fischer, Mangold-Coste, Ohlert, Ploetz-Kares, Ricken, Strien, Ulbrich zusammengestellt und sachgemäss verglichen. Leider fehlt Peters' treffliches Werk. Der Verf. hat vollkommen Unparteilichkeit walten und die Vorzüge und Schwächen der einzelnen Werke gebührend hervortreten lassen. Es ist eine verdienstliche Arbeit.

Neuere Schulschriften.

A. Allgemeines.

Winkler, Alex, *Hat die analytisch-direkte Methode die Lehrerschaft befriedigt?* Vortrag, gehalten am 8. allgemeinen deutschen Neuphilologentag in Wien. Mährisch-Ostrau bei R. Papascheck 1898.

Jetzt wird leicht derjenige als nicht mehr auf der Höhe der Zeit stehend angesehen, der sich der analytisch-direkten Methode gegenüber noch ablehnend oder wenigstens zuwartend verhält. In solcher Zeit ist es bedeutsam, wenn jemand sich erhebt, um an der Hand praktischer Erfahrungen vor den übertriebenen Erwartungen, die man nach vielen Äusserungen von dieser Methode hegen kann, zu warnen und die Bewegung zur Umgestaltung des neusprachlichen Unterrichts auf ein richtiges Mass zurückzuführen. Einer der Berufenen, der die ganze Frage gründlich erörtert hat, ist Herr Prof. Winkler, der in seinem am 8. deutschen Neuphilologentag in Wien gehaltenen Vortrag auch einmal diejenigen hat zu Worte kommen lassen, die sich nicht allenthalben den rasch vorwärtsdrängenden Neuerern haben anschliessen können.

Was der Redner gegen die Grundlagen, auf denen die analytisch-direkte Methode fusst, beibringt, ist einleuchtend. Es heisst die Natur verkennen, wenn man behauptet, unsere Schüler könnten die Fremdsprache in der Weise lernen, wie die kleinen Kinder ihre Muttersprache. Es fehlt dazu die unermesslich häufige Wiederholung und vor allem die Notwendigkeit, sich verständlich zu machen, die von dem früh erwachenden persönlichen Willen des Kindes hervorgerufen wird. Diese beiden Hauptsachen vermag weder eine grosse zu erregende oder wach zu erhaltende Lust am Unterricht noch der Zwang der Schule auf die Dauer zu ersetzen. Ein „unbewusstes Aneignen“ der Fremdsprache ist unmöglich, ebenso, dass man Schüler, die sich 9—12 Jahre in der Denkweise ihrer Muttersprache bewegt haben, zum unmittelbaren französischen Denken bringen könnte. Ferner ist es, wie Herr Prof. W. ebenfalls treffend bemerkt, schliesslich für den Schüler von geringer Bedeutung ob er die zu besprechenden Gegenstände auf einem Bilde vor sich sieht, oder ob sie ihn thatsächlich umgeben, wie das Klassenzimmer, oder ob sie ihm durch seine bereits erlangte Erfahrung bekannt sind. (p. 18). Die Hauptsache bleibt immer eine häufige Wiederholung. Dadurch lernt der Schüler. Ausserdem wendet sich der Verf. gegen die Gepflogenheit der neueren Methode, die Schüler mit Stoff von vorn herein zu überschütten; es wird Zeit, dass der Grundsatz wieder schärfer betont wird, dem Schüler nur das zu bieten, was er nach dem Gange des Unterrichts begreifen kann. Freilich lässt sich ein Gespräch ohne unregelmässige Zeitwörter im Französischen kaum führen; falsch ist es aber, zu glauben, dass es ein Vorteil sei, beliebige, gerade nötige unregelmässige Formen bunt durcheinander als Vokabeln lernen zu lassen. Gerade die besten Schüler nehmen, wie Ref. selbst im Unterricht erfahren hat, an einem solchen Aneignungsverfahren den grössten Anstoss, und mit Recht, denn sie vermögen nicht einzusehen, warum die Form gerade so und nicht den regelmässigen analog lauten soll. Der Lehrer kann aber nicht bei

all den einzelnen Formen eine Erklärung geben und ein Verweis auf später befriedigt diese Schüler nicht. Dass aber die Analogie in der analytischen Methode nicht intensiv genug geübt werde, hat der Verf. ebenfalls betont (p. 17). Im Verlauf seines Vortrages wendet er sich besonders gegen die jetzige Art des Präparierens, welche die Schüler so sehr in Versuchung zum Abschreiben und so zur Täuschung führe. Wenn man auch seinen Ausführungen im allgemeinen zustimmen muss, so ist doch das dagegen vorgeschlagene Mittel nur ex tempore vorzuübersetzen, deswegen nicht durchaus zu billigen, weil alsdann die schwachen aber fleissigen Schüler zu sehr gegenüber den befähigten aber lässigen benachteiligt werden. Da aber Herr Prof. Winkler der alten Uebersetzungsmethode durchaus nicht das Wort redet, ist er, wie die am Ende aufgestellten Thesen beweisen, zu den „gemässigten Reformern“ zu zählen, die das Gute der alten mit dem Guten der neuen Methode zu verbinden streben.

Lange, Dr. Paul, *Beobachtungen und Erfahrungen auf dem Gebiete der Anschauungsmethode im franz. Unterricht*, Wien 1897, Hölzel's Verlag.

Der Verf. hat auf der Jahresversammlung des Sächsischen Gymnasiallehrervereins 1897 in geistvoller Weise geschildert, wie er zu einem überzeugten Anhänger der neueren Methode geworden ist, nachdem er sie zwei Jahre lang unter vorwiegender Verwendung Hölzelscher Bilder in der Quarta und Untertertia des Wurzener Gymnasiums angewendet hat. Allerdings war die geringe Schülerzahl (23 bzw. 20 und 17) eine günstige Vorbedingung, die sich wohl nicht überall, besonders nicht in grossen Städten, finden dürfte. Die durchaus sachlichen, aber fesselnden Ausführungen geben ein treffendes Bild von dem Lehrgang und dem aussergewöhnlichen Lehrgeschick des Verf. Auch seine Bedenken verhehlt er nicht. Nach den bisher günstigen Ergebnissen ist es interessant später zu erfahren, wie sich dieselben weiterhin gestaltet haben, wenn dem Unterricht nur 2 Stunden wöchentlich zugemessen sind. Die Schrift ist ein äusserst wertvoller Beitrag zu den Erfahrungen in der Anschauungsmethode und allen Fachgenossen aufs wärmste zu empfehlen.

Oft ist bei der Hochflut von neuen Erscheinungen der Lehrer der neueren Sprachen in Verlegenheit, welches Buch er im Notfalle zur Einführung vorschlagen soll.

Dr. Knigge's *Beilage zum Jahresbericht des Mariengymnasiums zu Jever* (49 S. 8°. 1897) ist den Kollegen von Gymnasien und Realgymnasien ein zuverlässiger Berater. Es werden die Werke von Bierbaum, Börner, Fleischhauer, Knebel-Probst, Kühn-Fischer, Mangold-Coste, Ohlert, Ploetz-Kares, Ricken, Strien, Ulbrich zusammengestellt und sachgemäss verglichen. Leider fehlt Peters' treffliches Werk. Der Verf. hat vollkommen Unparteilichkeit walten und die Vorzüge und Schwächen der einzelnen Werke gebührend hervortreten lassen. Es ist eine verdienstliche Arbeit.

Der *Führer durch die französische und englische Litteratur*, 2. Nachtrag (Wolfenbüttel, J. Zwissler 1897) befriedigt ebenfalls, jedoch in viel weiterem Umfange als das voranstehende Werk, das Bedürfnis des Neuphilologen, über die neuesten Erscheinungen im Fache orientiert zu sein. Er enthält die neuen Veröffentlichungen an Schulausgaben, Lehr- und Übungsbüchern, sowie sonstigen Hilfsmitteln für den Lehrer und die Schule aus den Jahren 1894—96. Wenn es auch hie und da vorkommt, dass die vielfach hinzugefügten, von verschiedenen Verf. ausgehenden Urteile nicht ganz übereinstimmen, so wird dadurch doch nicht das Verdienst einer derartigen Zusammenstellung geschmälert. Es wäre zu wünschen, dass wenigstens jede Schulbibliothek ein Exemplar des Führers nebst seinen Nachträgen enthielte.

B. Lehr- und Übungsbücher.

I. Für Gymnasien und Realgymnasien.

Peters, J. B., *Französische Schulgrammatik*, 3. verbess. Doppelaufgabe, Leipzig 1896, Aug. Neumanns Verlag 1,40 M. nebst *Übungsbuch* dazu, 2. verbess. Doppelaufg. (Leipzig 1897).

Aus langjähriger Praxis entstanden, verrät das Lehrbuch auf jeder Seite den feinen Beobachter, der es verstanden hat, in überaus knapper, klarer und musterhaft anschaulicher Weise das Nötige auf wenigen Seiten zusammenzufassen. Die Beispiele sind durchgehends aufs glücklichste gewählt, die Anordnung des Stoffes, die die gewöhnliche Scheidung in Formenlehre und Syntax meidet, ist darum nicht weniger gelungen und die Drucklegung unübertrefflich. Das Buch verdient, in den weitesten Kreisen bekannt zu werden.

Auch das Übungsbuch ist vom Verf. in derselben glücklichen Weise nach gesunden pädagogischen Grundsätzen verfasst worden. Belehrendes aus den verschiedensten Gebieten, vornehmlich allerdings dem geschichtlichen, wechselt ab mit Wendungen aus dem täglichen Leben. Überall findet sich in den deutschen Stücken eine tadellose Sprache, die nirgends verrät, dass sie zur Übersetzung gebildet sind. Mit Recht hat der Verf. noch mehrfach an Einzelsätzen festgehalten, daneben giebt es aber zahlreiche zusammenhängende Stücke, die denselben Stoff behandeln. In den französischen Musterstücken herrschen die Einzelsätze vor. Die am Schlusse zur allgemeinen Wiederholung stehenden 12 grösseren deutschen Stücke zeigen nur zusammenhängenden Text.

So bietet das Werk ein treffliches Unterrichtsmittel, das allen berechtigten Forderungen der Gegenwart entspricht.

Breymann, H., *Französisches Lehr- und Übungsbuch für Gymnasien*. 2. Aufl. 1. Teil. München und Leipzig bei R. Oldenbourg 1898.

Das schätzenswerthe Buch wird den neuen Lehrplänen gerecht. Es ist überall Nachdruck darauf gelegt, dem Schüler Geschick in der mündlichen Verwendung der Sprache anzuerziehen. Daher hat der Verf. die Einzelsätze ganz vermieden und nur zusammenhängende Muster

und Übungsstücke gegeben. Bei diesen entsteht naturgemäss immer die Schwierigkeit, ein reiches Material des betreffenden Kapitels zur Anschauung zu bringen. Im Allgemeinen ist diese Schwierigkeit recht gut gelöst worden. Nur z. B. im § 123, wo Relativa und Interrogativa behandelt werden sollen, sind die letzteren nur mit einem Beispiel (*que*) in dem Stücke *Le soufflet* vertreten, während für das Relativum sich zahlreiche Beispiele finden. Allerdings wird ein solcher Mangel stets ausgeglichen dadurch, dass das Fehlende in den dem Musterstück folgenden grammatischen Übungen nachgetragen wird. Der Verf. legt mit Recht grosses Gewicht auf das Verbum und hat es daher nach einer kurzen Vorschule über Laut und Schrift an die Spitze des Übungsbuches gestellt. Dort nimmt es knapp 20 Seiten Text ein, auf denen allerdings das Hauptsächlichste über das Hauptwort, die Stellung der pronominalen Objekte und anderes vorausgenommen und in gelegentlichen Anmerkungen gegeben werden musste, da es dem Verf. widerstrebt hat, die einzelnen Kapitel der Grammatik zu zerreißen. Nur einmal hat er sich dazu entschlossen, indem er die Hauptmasse der unregelmässigen Verben erst folgen lässt, nachdem alle anderen Hauptsachen der Formenlehre behandelt sind. Das Wesentliche für die Satzlehre wird auf reichlich 20 Seiten am Schlusse des Übungsbuches gegeben. Der Stoff zeigt Mannigfaltigkeit, schreitet allerdings ziemlich rasch vom Leichterem zum Schwereren fort.

Im grammatischen Teil ist alles Nötige mit Kürze und Klarheit gegeben, die Beispiele sind trefflich gewählt und die Übersichtlichkeit ist Dank der ausgezeichneten Drucklegung überall vorzüglich. Die 2. Aufl. ist durch ein Wörterverzeichnis bereichert worden, das die Verwendbarkeit des sorgfältig gearbeiteten Buches in der Hand des Schülers noch bequemer machen wird.

Baumgartner, Grammaire française für Mittelschulen, 2. verbess. Auflage, Zürich 1896, Verlag von Orell Füssli. 1,25 M.

Abgesehen von den geringen Hinzufügungen über die Hervorhebung der Satzglieder und die Verkürzung der Nebensätze ist so gut wie nichts gegenüber der 1. Auflage geändert, weshalb es genügt, auf die Besprechung derselben in Zs. 19, p. 235 ff. hinzuweisen.

Ohlert, A., Lese- und Lehrbuch d. franz. Spr., Ausgabe A, Unterstufe (brosch. 0,60 M., geb. 1.—), Mittel- und Oberstufe (brosch. 1,60 M., geb. 2. —), deutsch-franz. Übungsbuch zu Ausg. A u. B. Alle Bücher in 2. Aufl., Hannover, 1896. Verlag von Karl Meyer (Gust. Prior).

Der Verf. ist der eifrige Vorkämpfer für eine Einheits- und Reformschule, dessen Ansichten allerdings nicht wenige und recht beachtenswerthe Gegner gefunden haben. (Vergl. Humanistisches Gymnasium 1896, p. 166 ff.) Wie in allen neueren franz. Lehrgängen, ist auch hier das franz. Musterstück und später die Lektüre in die Mitte des Unterrichts gestellt.

Die Unterstufe betont das religiöse Element recht stark. Wir begegnen nicht nur dem Vaterunser, sondern auch mehreren Gebeten (hoffentlich hat der Verf. nicht die Idee gehabt, dass deutsche Kinder französisch beten lernen sollten), häufigen Sprüchen aus der heiligen Schrift, überhaupt einer oft wiederkehrenden Hinweisung auf Gott. So beifallswerth dies im allgemeinen ist, so kann doch leicht darin zu viel gethan werden, zumal wenn, wie es hier geschieht, das moralische Element auch in den anderen Stücken das Übergewicht hat; stehen doch am Anfang und am Ende des Buches Stücke, die mit *Dieu* betitelt sind. Den lehrhaften Charakter des Ganzen erhöhen noch die nicht selten eingestreuten Sprichwörter und Maximen. All dies, sparsam gegeben, erhöht gewiss den Reiz eines Schulbuches; hier aber merkt man die Absicht und man wird verstimmt. Der Religion möge man doch ja ihre Weihe lassen. Der franz. Unterricht braucht hier nicht zu helfen. Da aber alle diese religiösen Stücke dem Französischen wörtlich entlehnt werden mussten und eine Änderung für den Schulgebrauch nicht zulassen, so war unvermeidlich, dass viele Formen, die der Anfänger noch nicht verstehen kann, zeitig auftreten und daher als Vokabeln gelernt und behalten werden müssen. Sogleich das erste Stück giebt eine reiche Blumenlese; aus seinem knapp 6 Zeilen langen Inhalt sei Folgendes erwähnt: *Il y a un Dieu. Il est au ciel, il est en tous les lieux. Il a fait le ciel, les mers . . . tout ce qui vit dans les airs, dans les eaux . . . Il voit tout, il sait tout, il peut tout. Il voit ceux qui font le mal et ceux qui font le bien. La voix du coeur est sa voix.* Sogar vor poetischen Unregelmässigkeiten schreckt der Verf. im Anfang nicht zurück. Im zweiten Stück, einem Gebet, heisst es: *Mon Dieu, bénissez mon sommeil et me donnez un gai réveil!* Nun soll allerdings, wie aus des Verf. methodischer Anleitung zum Unterricht im Franz. hervorgeht, nicht vorn im Lesebuche begonnen werden, sondern es sollen, nachdem ein Lautierkursus und die Einführung in die Schriftsprache vorüber sind, aus dem Lesebuche verschiedene Stücke herausgegriffen und zunächst durch Interlinearversion und dann durch wirkliches Deutsch dem Schüler zum Verständnis gebracht werden. Daneben sollen die Vokabeln und sonstigen Formen vom Schüler in ein Büchlein eingetragen und dies vom Lehrer fleissig kontrollirt werden. So entsteht eine recht erhebliche Menge von Schreibwerk, das man doch besonders im Anfange thunlichst zu vermeiden sucht. Als erstes Stück wird zur grammatischen Erörterung No. 7 gewählt, dann folgen No. 44 und 83. Vermutlich könnte man auch andere nehmen. Jedenfalls werden dem Schüler in buntem Wechsel die einfachsten neben recht verwickelten Ausdrucksformen vorgeführt, und wenn sein Gedächtnis nicht sehr sicher ist, wird er oft auf die Hilfe des Lehrers angewiesen sein. Es scheint mir ausserdem nicht unbedenklich, ein Lehrbuch nicht von Anfang an mit den Schülern durchzuarbeiten. Diese sind nur zu leicht geneigt, das Überschlagene als überflüssig anzusehen und zudem liegt wohl die Gefahr nahe, dass sie eine solche sprunghafte Lektüre auch auf andere Bücher ausdehnen. Ferner ist es recht zweifelhaft, ob die Schüler mit ausdauernder Begeisterung sich die verschiedenen Formen, z. B. des Imperfects (das ihnen zuerst vorgeführt werden soll), aus einer ganzen Anzahl von Lese-

Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 20. März).

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Litteratur. 2. Bd. Alphabetisches nach Schlagworten sachlich geordnetes Verzeichnis v. ca. 15000 Aufsätzen, die während des Jahres 1897 in ca. 400 zumeist wissenschaftl. Zeitschriften deutscher Zunge erschienen sind, nebst Ergänzn. zum Jahrg. 1896. Hrsg. unter Mitwirkung von DD. E. Roth u. M. Grolig v. E. Dietrich. 4°. (VIII, 232 S. m. 1 Tab.) L., F. Andrä's Nachf. 10 —

Jordell, D. Répertoire bibliographique des principales revues françaises I. Paris. Nilsson, 210 S. 8°.

Klussmann, Dr. Rud.: Systematisches Verzeichnis der Abhandlungen, welche in den Schulschriften sämtlicher an dem Programmtausche teilnehmenden Lehranstalten erschienen sind. Nebst 2 Registern. 3. Bd. 1891—1895. gr. 8°. (VII, 342 S.) Leipzig, B. G. Teubner. 8—

Forestié E. — Histoire de l'imprimerie et de la librairie à Montauban; Bibliographie montalbanaise. Grand in-8°, 400 p. et grav. Montauban, E. Forestié. 10 francs. (1898).

Macary. — Etude sur l'origine et la propagation de l'imprimerie à Toulouse au XV^e siècle. In 8°, 10 p. Paris, Imp. nationale. [Extrait du Bulletin historique et philologique (1898)].

B[onneson], P., A travers les autographes. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. VI, S. 136—143].

Brun, P., A travers les manuscrits de Tallemant des Réaux. [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. V, S. 538—553. VI, S. 103—119].

Catalogue général des manuscrits français de la Bibliothèque nationale; par Henri Omont. Avec la collaboration de C. Couderc, L. Auvray et Ch. de La Roncière. (Ancien Saint-Germain français.) II (n^{os} 17059-18676 du fonds français), par H. Omont et L. Auvray. In-8°, xvi-517 p. Paris, Leroux. (1898.)

Friedel. — Mission de M. Friedel en Espagne. [In: École pratique des Hautes Études. sect. de. sc. hist. et phil. Annuaire 1899. S. 73—85].

Mazzoni, G. et Jeanroy, A., Un nouveau manuscrit du roman de Troie et de l'histoire ancienne avant César. [In: Romania XXVII, S. 574 bis 581].

Mérimée, Prosper, La Correspondance générale de P. M. p. *Maurice Tourneux*. [In: Rev. d'Hist. litt. de la France VI, S. 55—71].

Meyer, P., Note sur un vieux registre commercial des archives de Forcalquier, rédigé en provençal et daté des années 1330 à 1332. [In: Acad. des Inscr. et Belles-Lettres. Comptes-rendus 1898. S. 110—112].

Stein, H., La collection Dufresne et les archives lorraines. In: Le Bibliographe moderne 1898, No. 3].

2. Encyclopädie, Sammelwerke, Gelehrten Geschichte.

Gröber, Prof. Dr. Gust.: Grundriss der romanischen Philologie. II. 3. Abtlg. 3. Lfg. gr. 8°. (S. 257—384.) Strassburg, K. J. Trübner. 2 —

Ztschr. f. frz. Spr. u. Litt. XXI³.

als Endungen und mit Recht, denn das Futurum ist im heutigen Französisch eine einfache Zeitform, und nicht mehr eine zusammengesetzte. Das wird auch in II, 1 p. 65 ausdrücklich bemerkt. Es scheint mir daher nicht ratsam, in I, 2, § 45 die Bildung des Futurs auf eine Linie zu stellen mit den übrigen Zeiten, bei denen *avoir* auftritt. Auch der Ausdruck „zusammengesetzte Zeiten“ hat vor den Verf. keine Gnade gefunden. Sie schreiben stets „umschreibende Zeiten.“ Es wäre besser, wenn die Bezeichnung der Umschreibung, die sicherlich z. B. im Englischen bei *I am going* etc. vorliegt und im französischen Verbum höchstens in Formen wie *je vais le faire* für *je le ferai* zu sehen ist, der Gestaltung des Satzes im Franz. vorbehalten bliebe, jenen Wendungen mit *est-ce que*, *qu'est-ce qui (que)* etc.

Im Einzelnen habe ich folgendes zu bemerken: Bei den Genusregeln (I, 1,16 unter II B) sind alle die wegzulassen, die wegen der zahlreichen Ausnahmen praktisch unbrauchbar sind. Bei der Aufzählung der Adverbien, die *de* hinter sich haben, fehlt *combien*, dagegen befremdet die Zurechnung von *que*, *quoi* und *quelque chose* an dieser Stelle (vergl. auch I, 2,85).

Am wenigstens glücklich ist in der Syntax das Kapitel von der Wortstellung im Satze behandelt. Einmal (I, 1,28) wird gesagt, dass in Fragesätzen die Pronomina *je* etc. hinter das Verbum zu treten hätten. Dasselbe geschieht aber auch noch in anderen Sätzen und auf diese war an jener Stelle mindestens hinzuweisen. Auch bei diesem Kap. führen die Verf. neue Ausdrucksweisen ein; sie unterscheiden zwischen einfacher, nachdrücklicher und umschreibender Inversion. Leider vermisst man in den Regeln über die Anwendung dieser 3 Stellungsweisen die festen Richtlinien. Eine Regel wie diese (I, 2, 9): „Die nachdrückliche Inversion ist in der Regel nötig, wenn das Subjekt ein Substantiv oder ein anderes als eins der oben angeführten Fürwörter ist“ ist für den Schüler wertlos, zumal jenes „in der Regel“ nicht weiter erläutert wird. I, 2,11 in § 11 ist es unverständlich, wie der Satz *Que la lumière soit!* als Beispiel für die einfache Inversion (Stellung des Subj. hinter dem Verb) gelten soll. Bei der Nennung der Hervorhebungswendung (I, 2,7) ist seltsamer Weise nur *c'est . . . qui* angegeben und das häufigere *c'est . . . que* nicht erwähnt. Allerdings wird ein Beispiel dafür in den Mustersätzen gebracht. Wenn die Verf. als ihren obersten Grundsatz aufgestellt haben, den Schüler so zu führen, dass er möglichst nichts Unfranzösisches schreibe, so dürften sie I, 2, § 19 beim Kap. der Präpositionen nicht sagen: „à ist das üblichste Wort, *dans* hat den gleichen Sinn.“ Gerade der Sinn ist häufig bei diesen Präpositionen verschieden. Bei *chez* ist gesagt, es stehe nur, wo von der Behausung die Rede sei. Wenn auch in den Beispielen einmal *chez les Égyptiens* vorkommt, so wäre doch in der Regel selbst die Hinzufügung eines solchen Beispiels hinter *chez mon oncle* zu wünschen, um die Starrheit der Regel zu mildern. Seite 32 unten wird *on dirait* durch „man könne glauben“ übersetzt. Richtiger sagt man wohl dafür: „man sollte meinen“. § 53 muss es augenscheinlich Subjekt statt Objekt heißen in der Regel: „Ein Nebensatz, welcher mit *que* eingeleitet ist, kann durch den Infinitiv

- Andersson, H.**, Altération et chute de l'*r* en français [Aus: Nyfilologiska Sällskapets i Stockholm Publikation. Upsala, Almquist und Wiksells. 1898. S. 149—170].
- Berger, H.**, Die Lehnwörter in der französischen Sprache ältester Zeit. Leipzig, O. R. Reisland. 348 S. 8°.
- Berghold, K.**, Ueber die Entstehung der Nasalvokale im Altfranzösischen. Diss. Leipzig 1898. 50 S. 8°.
- Eiselein, A.**, Darstellung der lautlichen Entwicklung der französischen Lehnwörter lateinischen Ursprungs. Diss. Würzburg 1898. 76 S. 8°. [Auch: Rom. Forsch. X]
- Elfrath, H.**, Die Entwicklung lateinischer und romanischer Dreikonsonanz im Altfranzösischen. Diss. Marburg 1898. 72 S. 8°. [Auch = Rom. Forsch. X, S. 755—826].
- Grammont, M.**, *Gruem* [In: Rev. d. l. rom. XLI, 433 f.]
- Jodin, A.**, Etude sur les noms de nombre (Origines et Principaux dérivés); In-8°, 53 pages. Paris, Chevalier-Marescq et C°.
- Klahn, W.**, Ueber die Entwicklung des lateinischen primären und secundären *mn* im Französischen. Diss. Kiel 1898. 66 S. 8°.
- Rydberg, Doz. Gust.**: Zur Geschichte des französischen *ə*. II. Übersicht der geschichtl. Entwicklung des *ə* in alt- und neufranzösischer Zeit. Die vorlitterar. Entwicklung der frz. Monosyllaba. gr. 8°. (II und S. 203—408.) Leipzig, O. Harrassowitz. 5 —
- Wolfsdorf, W.**, Einfluss der Schrift auf die Aussprache des Neuf Französischen. Diss. Bonn 1898. 98 S. 8°.

-
- Huguet, E.**, Notes sur le Néologisme chez Victor Hugo (suite et fin) [In: Rev. de phil. fr. et de litt. XII, 4 S. 241—274].
- Mühlefeld, K.**, Einführung in die französische Wortbildungslehre, Phraseologie und Stilistik nach dem System der Vorstellungsverwandtschaft. gr. 8°. (VI, 92 S.) L. Renger. 2 —
- StAAF, E.**, Le suffixe *-ime*, *-ième* en français [Särtryck ur Nyfilologiska Sällskapets i Stockholm Publikation 1898. S. 103—132].
- Wahlund, C.**, Cent mots nouveaux ne figurant pas dans les Dictionnaires de Langue ou d'Argot français. Modernismes en *-isme* et en *-iste*. Upsala, Almquist u. Wiksells 1898. 36 S. gr. 8°. [Studier i modern språkvetenskaps utg. af nyfilologiska Sällskapet i Stockholm I, 1].

-
- Gade, H.**, Ursprung und Bedeutung der üblicheren Handwerkzeugnamen im Französischen. Kieler Dissertation. 1898. 76 S. 8°.
- Nigra, C.**, Note etimologica e. lessicali. Seconda serie. [In: Archivio glottol. ital. XIV, S. 353—384].

-
- Duvau, L.**, Notes de syntaxe comparée. In-8°, 4 pages. Paris, Impr. nationale. Extrait des Mémoires de la Société de linguistique de Paris (t. 10).
- Galloo, E.**, Aller voir si j'y suis [In: Mod. Lang. Notes XIV, Sp. 128].
- Schöningh, Th.**, Die Stellung des attributiven Adjektivs im Französischen. Kieler Dissertation. Paderborn 1898. 64 S. 8°. [Auch: Neuphilologische Studien VII].
- Wilson, R. H.**, Bemerkungen zu Mod. Lang. Notes XIV, 1—8: The Infinitive with subject accusative in Marguerite de Navarre. [In: Mod. Lang. Notes XIV, Sp. 124—127].
- Walker, Ch.**, The infinitive with subject accusative in Marguerite de Navarre. [In: Mod. Lang. Not. XIV, 1. Sp. 1—8].

naître, croître vorgeführt werden. Es finden sich nur die Formen *connu, plu, connaître*; auch die folgenden Fragen bieten nichts mehr. Das 81. Stück soll *voir* und *s'asseoir* enthalten. Es kommen die Formen *je vois, tu vois* und *voir* vor. Das andere Verbum ist nicht vorhanden. Auch in der zweiten Hälfte, *Promenade* betitelt, kommt *s'asseoir* nicht vor. Selbstverständlich kann der Lehrer auch die fehlenden Formen durch Umgestaltung des Stückes zur Verwendung gelangen lassen; er hat aber auch andererseits ein Recht darauf; dass das Lehrbuch die zu behandelnden Erscheinungen des grammatischen Pensums in genügender Fülle dem Schüler anschaulich mache.

Endlich noch einige Worte über den Inhalt der Lesestücke. Die Anekdote wechselt mit Stücken belehrenden Inhalts aus Geschichte, Geographie, Naturgeschichte und anderen Gebieten. Man kann dem Gebotenen, das in der Form entschieden durchaus gutes, einwandfreies Französisch bringt, völlig zustimmen. Indes berührt es eigentümlich, wenn II, 2, p. 133 ein kleiner Schüler bei Beginn eines Briefes an seine Schwester sagt: *je serai très court aujourd'hui*, während schliesslich sein Brief mehr als 2 volle Druckseiten lang wird. In demselben Hefte, S. 151 ist sicher nur durch Versehen des deutschen Verfassers eine Kleinigkeit, die aber im Grunde von der höchsten Wichtigkeit ist, in das deutsche Schulbuch aus einer vermutlich französischen Vorlage übergegangen. Es steht dort: die Länder, welche Frankreich begrenzen, sind folgende: Im Nordosten das Königreich Belgien und das Grossherzogtum Luxemburg, im Osten Elsass-Lothringen, die Schweiz und das Königreich Italien, im Süden das Königreich Spanien.“ In logisch richtiger Darstellung müsste entweder für Elsass-Lothringen das deutsche Reich stehen oder für Belgien, Italien, Spanien deren Grenzprovinzen. Im Stücke finden wir aber ganz die jetzt in Frankreich beliebte Anschauung, die sich in allen dortigen Schulbüchern verbreitet findet. Elsass-Lothringen wird jenseits der Vogesen als eine Art besonderer Staat angesehen, der nur sozusagen und bis auf Widerruf mit dem deutschen Reiche vereint sei. Auch fast alle franz. Karten zeigen diese Auffassung. Durch solche und viele andere Mittel suchen die französischen Behörden von Generation zu Generation in die Schuljugend den Gedanken einzupflanzen, dass Elsass-Lothringen eigentlich auch jetzt noch zu Frankreich gehöre. Wir Deutschen haben es wahrhaftig nicht nötig, solche Ansichten auch in unserer Jugend zu nähren.

Die deutschen Übungssätze, die erst vom 2. Lernjahr ab benutzt werden sollen, sind nur zur Wiederholung bestimmt und schliessen sich an die französischen Stücke an. Sie sind alle sehr kurz und nur in losem Zusammenhang miteinander. Der Wortschatz enthält in allen Heften hin und wieder Wörter, welche ein Schüler einer deutschen Mittelschule nicht zu wissen braucht und die auch ohne Schädigung des Inhalts meistens weggelassen werden könnten.

Es schien mir nötig, bei einem Werke, das einem in weiten Kreisen geschätzten Verfasser seinen Ursprung verdankt, auch die weniger günstigen Seiten genauer hervorzuheben, damit bei einer zu erwartenden neuen Auflage das an sich gute Werk auch von diesen Mängeln noch befreit werden könne.

Barès, J. S., L'Ortografie simplifiée et les autres réformes nécessaires. In-18 jésus, 430 pages. Paris, imprimerie Barnagaud; 18, rue du Mail. 3 fr. (1898).

Naud, L., Les Difficultés orthographiques. *Nouvelle édition*, entièrement refondue. T. 1^{er}: Dictionnaire des difficultés orthographiques et des homonymes. In-8°, 145 p. Paris, bureaux du Courrier des examens, 3, rue d'Alençon. (1899). [Bibliothèque du Courrier des examens des postes, télégraphes et téléphones].

Charles, J. N. et *L. Schmitt*, Dictionnaire classique français-allemand et allemand-français; II: Allemand-français. In-8° carré à 3 col., xvi-1,113 p. Paris, Delagrave.

Delboulle, A., Historique des mots: invaincu, offenseur, baser, gastronomie [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. V, S. 626—628].

Hatzfeld, A., *A. Darmesteter*, *A. Thomas*, Dictionnaire général de la langue française du commencement du xvii^e siècle jusqu'à nos jours, précédé d'un traité de la formation de la langue. Paris, Delagrave. [L'ouvrage sera publié en 30 fascicules, du prix de 1 fr. chacun. On souscrit à l'ouvrage complet au prix de 30 fr.]

Levy, Emil, Provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Berichtigungen und Ergänzungen zu Raynouards Lexique roman. 8. Hft. gr. 8°. (2. Bd. XIII u. S. 385—512.) L., O. R. Reisland. 4 —

Thibaut, M. A., Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. 140. Auflage. Vollständig umgearbeitet von *H. Wüllenweber*. Braunschweig. G. Westermann 1898.

Villatte, Césaire, Parisismen. Alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen des Pariser Argot. Ein Suppl. zu allen franz.-deutschen Wörterbüchern. 5. Aufl. gr 8°. (XVI, 326 S.) Berlin, Langenscheidt. geb. 5.60

4. Metrik, Stilistik, Rhetorik.

Chamard, H., L'invention de l'Ode et le différend de Ronsard et de du Bellay [In: Rev. d'Hist. litt. de la France VI, S. 21—54].

Noack, Dr. Fritz, Der Strophenausgang in seinem Verhältnis zum Refrain und Strophengrundstock in der refrainhaltigen altfranzösischen Lyrik. Nebst 66 unveröffentlichten afr. Refrainliedern aus Pariser Hss., hrsg. v. E. Stengel. (163 S.) [In: Ausgaben und Abhandlungen 98. Heft]. 5 —

Piaget, A., Le Chemin de vaillance, de Jean de Courey, et la non-élision de l'e final des polysyllabes aux XIV^e et XV^e siècles. [In: Romania XXVII, S. 582—607].

Saran, F., Zur romanischen und deutschen Rhythmik. [In: Beiträge zur Gesch. d. deutschen Spr. XXIV, S. 72—84].

Vising, J., Den fransk-klassiska stilens uppkomst. Göteborg, Wettergren & Kerber. 31 S. 8°. Pris 75 öre [Särtryck ur Göteborgs Högskolas Festskrift tillägnad Konsul O. Ekman].

5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

Cantagrel, L., Eléments de la prononciation française, avec l'indication des altérations produites par les dialectes du Midi. In-16, 58 p. Montpellier. imprim. Firmin et Montane. (1898).

Donnadieu, Fr., L'enseignement du français et les idiomes provinciaux. 49 S. 8°. Bézier. Impr. Sapte 1898.

Dottin, G., Glossaire des parlers du Bas-Maine (département de la Mayenne). In-8°, CXLVIII-688 p. et carte. Paris, Welter. 15 francs.

und die so geschickt zusammengestellte deutsche Übungsstücke bieten als die von G. Ploetz. Alle diese Vorzüge, welche die Lehrbücher desselben Verfassers für Gymnasien aufweisen, sind auch hier zu finden. Sie sind noch vermehrt durch eine Zugabe von Vorübungen zu jedem Kapitel, die dem Lehrer bequem Stoff bieten für die Veranschaulichung der Regeln. Für Sprechübungen ist ebenfalls ausgiebig gesorgt, so dass die Fachgenossen ein sicher zum Ziel führendes Werk vorfinden. Vielleicht würde es sich empfehlen, künftig noch einige weitere Musterstücke von Briefen geschäftlichen Inhalts und von Anzeigen einzufügen, um der aufs Praktische abzielenden Richtung der Realschulen noch mehr entgegen zu kommen.

Dr. Feist, *Lehr- und Lesebuch der franz. Sprache*. Buchhandlung des Waisenhauses, Halle a. S. II. Mittelstufe 1897, III. Oberstufe 1898.

F. hat seinem Buche die Bezeichnung „für praktische Ziele“ angefügt. Im Wesentlichen hat er dabei die Realschulen im Auge gehabt, obgleich wohl auch in Gewerbeschulen das Buch mit Erfolg verwendet werden mag. Im Lehrbuch für die Mittelstufe werden in 25 Lektionen die unregelmässigen Zeitwörter neben den für die Stufe nötigen Regeln aus Formenlehre und Syntax gegeben. Es erscheint ganz beifallswert, die unregelmässigen Verben in Verbindung mit anderen Stoffen einzuüben. Wenn auch keine bestimmte Reihenfolge bei der Heranziehung dieser letzteren (Pronomina, Participialkonstruktionen etc.) eingehalten wird, so ist doch auf diesen Punkt wenig Gewicht zu legen. Ein Lesebuch mit Stoffen aus den verschiedensten Gebieten unterstützt den Lehrgang. Zweien von den Gedichten sind Noten beigelegt, und am Ende finden sich Muster für Briefe und Geschäftsanzeigen.

Die Grammatik, die viele gut gewählte Beispiele und manches Phraseologische bringt, ist bei aller Kürze mit allem Nötigen und für den Schüler Wünschenswerten ausgestattet. Auch der Konversation ist allenthalben Rechnung getragen. Alles greift aufs beste in einander, so dass die Schüler sehr wohl dazu gelangen können, kleine freie Aufsätze im Anschlusse an die einzelnen Lektionen zu schreiben. Hindeutungen darauf sind ebenfalls vorhanden.

Der 3. für die Oberstufe bestimmte Teil ist in gleich trefflicher Weise angeordnet; den praktischen Beispielen für Handelskorrespondenz ist noch mehr Rechnung getragen und ausserdem ist eine geschickte Auswahl der häufigsten Synonymen beigegeben. Überall sind die tatsächlichen Bedürfnisse des Schülers berücksichtigt. Das Werk ist eine fleissige, sorgsame Arbeit, die ohne grosse Anpreisung viel Tüchtiges und Beifallswertes vereinigt. Es ist angelegentlich zu empfehlen.

Schaefer, W., *Beschleunigte Einführung in die franz. Sprache*. Velhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig 1896; 2 M. —

Man sollte kaum glauben, dass bei der gegenwärtig herrschenden Sintflut von Lehrbüchern besonders auf neuphilologischem Gebiet noch einer kommen könnte, der etwas Neues brächte. Dies ist aber Herrn

- Daugé, C.*, Sente Quiteyre, tragedie, dus actes de bers gascons; In-8°, 48 p. Ayre, imp. Labrousche. (1898). [Bibliothèque Gaston-Febus].
- Langevin, E.*, L'Orme au Roi. Dans le patois de Fontenay le Marmion (Calvados). [In Bulletin des parlers normands. Aout- octobre 1898. S. 131 f.]
- Langlade*, Lou Cant dau latin; la Passioun; la Mort et la Renaissença de la França. In-8°. 15 p. Montpellier, imp. Hamelin frères.
- Laurès, J.*, Lou Campestre (poésies languedociennes). Avec une lettre de Frédéric Mistral et une préface de l'auteur. 2^e édition, augmentée de cinq nouveaux poèmes et de diverses poésies. In-16, 347 p. Montpellier, impr. Hamelin frères. (1898).
- Milo*, Canten nouvè, pastouralo en tres ate e en vers emé cant; par le chanoine Milo. In-16, 128 pages. Avignon, imprim. Aubanel frères. (1898). [Tira a despart dou Gau, journau prouvençau].
- Moisant*, Les Prônes et autres saillies du curé d'Ari relatés en Patois d'Andrieu (Calvados), (suite) [In: Bulletin des parlers normands. Aout- octobre 1898. S. 135 ff.].
- Pouesios diversos* del sieur Bonnet, de Béziers, p. p. F. Donnadien. 34 S. 8°. Béziers 1898.
- Rigal, P.*, Annetou, pouèmo en ciès cants. In-16, 79 pages. Agen, Impr. agenaise. 1 fr. 50. (1898).
- Rivière, M.*, Lou Piajou. Coup de zie umouruestsicou. [In: Rev. d. l, rom. XLI, 402—410].

-
- Chablot, F.*, La fête de mai. Coutumes neuchâteloises et vaudoises. [In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde. II, 1. S. 14—29].
- Ferrand, A.*, Paladins et Gascons (légendes épiques, poèmes, contes sérieux et autres); Bordeaux, Feret et fils. 3 fr. 50.
- Gelin, H.*, Etudes de folk-lore et d'ethnographie. Les Oraisons populaires en Poitou. In-8°, 16 pages. Ligugé (Vienne), imprim. Bluté; aux bureaux du Pays poitevin. (1898). [Bibliothèque du Pays poitevin].
- Légendes de sorcellerie. Personnes changées en bêtes; Fées et Sorciers; Retour des galipotes à la forme humaine; Cas de dédoublement de la personnalité; par H. Gelin. In-8°, 12 p. Ligugé (Vienne), impr. Bluté; aux bureaux du Pays poitevin. (1898). [Bibliothèque du Pays poitevin].
- Küffner, G. M.*, Die Deutschen im Sprichwort. Heidelberger Doktorarbeit. Buchdruckerei I. G. Biller, Ludwigshafen a. Rh. 93 S. 8°.
- Muret, E.*, „Vaudai“ et „cagou“. [In: Schweizerisches Arch. f. Volkskunde II (1898), 2. S. 180—182].
- Noëls jurassiens* p. p. A. d'Aucourt. [In: Schweizerisches Arch. f. Volkskunde II, 1 S. 41—54].
- Pélissier, L.-G.*, Nouveaux documents sur la bête du Gévaudan. [In: Annales du Mioli XI, S. 69—82].
- Stébillot, P.*, Légendes locales de la Haute-Bretagne. Première partie: le Monde physique. In-18 Jésus, xi-191 pages. Nantes, Société des bibliophiles bretons et de l'histoire de Bretagne. (1899).

-
- Pasqué, Ernst u. Ed. v. Bamberg*: Auf den Spuren des französischen Volksliedes. Dichtung und Wahrheit. gr. 8°. (VI, 237 S.) Frankfurt a. M., Literar. Anstalt. 4 —; geb. 4.80.
- Ulrich, J.*: Französische Volkslieder ausgewählt und erklärt. L., Renger. XXXII, 176 S. 8°.

III. Für Mädchenschulen.

Rahn, *Héditha*, Neues Lehr- und Lesebuch der franz. Sprache für höhere Mädchenschulen und verwandte Anstalten. I, 1896 (für das 1. Schuljahr) II, 1897 (für das 2. u. 3. Schulj.), Leipzig, Reisland.

Das Buch huldigt einem gemässigten Fortschritt. Es ist durchgehends das Bestreben vorhanden, nur das, was aus dem Lehrgang selbst sich ergibt, zu verwerten. Auf diese Weise wird thunlichst vermieden, dass das Gedächtnis der Schülerinnen mit Dingen belastet wird, für welche die Erklärung erst später folgen kann. Freilich ist es bei der Anordnung des Buches nicht überall möglich, dies ganz streng zu befolgen. Mit Recht betont der Verf. frühzeitig das Verb und seine Formen; dadurch kommt aber die Deklination erst I, p. 60 zur Behandlung, während schon p. 34 sich Formen wie *du loup* nötig machen. Immerhin ist eine derartige Voraussage selten. Dem geringen Fassungsvermögen der kleinen Schülerinnen wird durch eine langsame und sehr ausführliche Vorführung des grammatischen Stoffes Rechnung getragen. Dieser findet sich sowohl in den Lektionen, als auch für sich selbst zusammengestellt. Dadurch aber, dass ziemlich viel Stoff in den einzelnen Lektionen vereinigt ist, und diese in Unterabteilungen zerfallen, wird die Übersicht erschwert. Der Verf. hat den Lesestoff durchgehends dem Standpunkte der Kinder angemessen gewählt; er legt von vorn herein Nachdruck auf die Konversation und schreitet im 2. Jahre bereits zu kleinen Aufsätzen fort, für die er Anleitung giebt. Dabei wird zeitig auf Abfassung von Briefen Bedacht genommen. Im 3. Jahre, gegen Ende, findet sich eine sehr gut verwendbare Zusammenstellung von täglichen Redewendungen, auch eine Speisekarte und Anzeigen aus Zeitungen fehlen nicht. Die Präparationen sind überall reichlich gegeben, auch für die Übersetzung aus dem Deutschen ist von Anfang an gesorgt. Zuerst sind es teils enger, teils loser zusammenhängende Sätze, im 2. Jahr werden es zusammenhängende Stücke.

Das Werk scheint wohl geeignet, die Lust der Mädchen am Französischlernen nicht nur zu erwecken, sondern auch festzuhalten und der Lehrer wird an dem Buche eine gute Stütze im Unterricht haben.

Ebner-Meyer, *Franz. Lesebuch* für Schulen und Erziehungsanstalten. Ausgabe B, Franz. Lese- und Lehrbuch, 2. Teil (2. u. 3. Unterrichtsjahr) von Dr. W. Knörich, Hannover und Berlin 1897, Karl Meyer (Gust. Prior), geh. 2,50 M., geb. 3. —.

Der erste Titel entspricht nicht mehr genau der Anlage des Buches, denn es ist nur für Mädchenschulen berechnet, wie aus der Auswahl der Lesestücke hervorgeht. Diese ist sehr geschickt getroffen und enthält Stücke aus den verschiedensten Gebieten. Einigen Gedichten sind die Melodien beigegeben. Auf Rechnen in französischer Sprache ist vielleicht ein zu starkes Gewicht gelegt. Erfreulicher Weise begegnet man auch mehrfach Stücken heiteren Inhalts. Mit der Lektüre die Grammatik zu verbinden, ist dadurch erleichtert, dass den grammatischen Regeln zahlreiche Stellen des Lesebuchs beigegeben sind, an denen man

Weston, Ywain and Gawain und Le Chevalier au Lion (conclusion) [In: *The modern Quaterly of Langu. and Lit.* I,3].

Azambuza, G., d' Pourquoi le roman à la mode est-il immoral? et pourquoi le roman moral n'est-il pas à la mode? étude sociale et littéraire. In-16, 62 pages. Paris, Bloud et Barral. 60 cent. (1898). [Sciences et Religion. Etudes pour le temps présent].

Bach-Sisley, J. — Evolution de la chanson; Précédée d'un portrait en vers par Ernest Chebroux. In-16, 77 p. Nice, impr. Anglés. Paris et Nice, "le Petit Poète", édit. 2 fr. (1898).

Banner, Max, Das französische Theater der Gegenwart. 8°. (VII, 199 S.) L., Renger. 4 —; geb. 5 —

Bargetzi, K. F., Dido in der Geschichte und in der Dichtung. Progr. Wien 1898. 18 S. 8°.

Doumic, R., Etudes sur la littérature française. 3^e série: la Manie de la modernité; les Voyages de Montesquieu; la Préface de Cromwell; les Lettres de Mérimée; Une apothéose du naturalisme; l'Œuvre d'Alphonse Daudet; M. Pierre Loti; M. René Bazin; les Idées du comte Tolstoï sur l'art; les Méfaits de la vigne; M^{me} Matilde Serao; M. Maurice Barrès; MM. Paul et Victor Margueritte. In-16, 319 pages. Paris, Perrin et C^e.

Ebner, J., Beitrag zu einer Geschichte der dramatischen Einheiten in Italien. Diss. München 1898. 31 S. 8°.

Filon, A., De Dumas à Rostand. Esquisse du mouvement dramatique contemporain. In-18, XIII-302 p. Paris, Colin et C^e. (1898).

Legouvé, E., Dernier travail, derniers souvenirs. Paris. Hetzel 1898.

Lenient, C., La Comédie en France au XIX^e siècle. 2 vol. in-16. T. 1^{er}, 370 p.; t. 2, 360 p. Paris, Hachette et C^e. (1898). [3 fr. 50 le vol. — Bibliothèque variée].

Maigron, L., Le roman historique à l'époque romantique. Paris. Hachette 1898. Thèse.

Öftering, M. S., Die Geschichte der „Schönen Irene“ in den modernen Litteraturen. Diss. München 1897. 56 S. u. 1 Tabelle. 8°.

Paquier, J., L'université de Paris et l'humanisme au début du XVI^e siècle. — Jérôme Aléandre. [In: *Rev. des Questions hist.* LXV, S. 144 bis 185].

Picot, E., Des Français qui ont écrit en italien au XVI^e siècle [In: *Rev. des bibliothèques* VIII, 3—5].

Pinotti, F., La letteratura francese moderna. Roma, 1898. 16°. 326 pp. 3 M.

Toldo, P., Comédies du XVI^e siècle où l'inspiration classique et italienne est le plus sensible [In: *Rev. d'Hist. littér. de la Fr.* V, S. 554—603].

Voretzsch, C., Gaudys Kaiserlieder und die *Napoleondichtung*. [Sonderabdruck aus den Preussischen Jahrbüchern. Bd. 95. Heft 3. S. 412 bis 496].

b. Monographien.

Adam de Le Hale. — Essai sur la vie et les œuvres littéraires du trouvère Adam de Le Hale (thèse); par *Henry Guy*. In-8°, LVIII-605 p. Foix, imprim. Gadrat aîné. Paris, Hachette et C^e. (1898).

Balzac à Limoges; par A. Fray Fournier. In 8°, 19 pages et planche. Limoges, V. Ducourtieux. (1898). [Extrait du Bibliophile limousin.]

A propos d'*Olivier Basselin* et de l'édition des Vaux de Vire (1821) de Louis Dubois; par *Armand Gasté*. In-8°, 4 p. Caen, Delesques. [Extrait du Bulletin de la Société des antiquaires de Normandie (t. 18)].

6. Litteraturgeschichte. a. Gesamtdarstellungen.

- Histoire de la langue et de la littérature françaises*, des origines à 1900, ornée de planches hors texte en noir et en couleur, publiée sous la direction de L. Petit de Julleville. T. 7: XIX^e Siècle. Période romantique (1800-1850). Fascicules 61 et 62. In-8°, pages 401 à 560 et grav. Paris, Colin et C^e. [L'ouvrage complet formera 8 volumes].
- Histoire littéraire de la France*, ouvrage commencé par des religieux bénédictins de la congrégation de Saint-Maur et continué par des membres de l'Institut (Académie des inscriptions et belles-lettres). T. 32: Suite du xiv^e siècle. In-4°, xxxi-653 p. Paris, Impr. nationale. (1898).
- Pallen, Condé B.*: Epochs of literature. 8°. (X, 201 S.) Freiburg i/B., Herder.
- Splettstösser, W.*, Der heimkehrende Gatte und sein Weib in der Weltliteratur I. Diss. Berlin 1898. 69 S. 8°.
- Görres, F.*, Neue Forschungen zur Genovefa-Sage. Beiträge zur Kirchen- und Kulturgeschichte des Rheinlandes. [In: Annalen des hist. Vereins f. d. Niederrhein. 66. Heft. (1898). S. 1—39].
-
- Arbois de Jubainville, H. d'*, Cours de littérature celtique. T. 6: la Civilisation des Celtes et celle de l'épopée homérique. In-8°, xvi-418 p. Paris, Fontemoing. 1899.
- Bergmann, W.*, Studien zu e. kritischen Dichtung der südgallischen Predigtliteratur des 5. und 6. Jahrh. 1. Tl. L., Dieterich. 7 —
- Crescini, V.*, Le „razos“ provenzali e le prose della „Vita Nuova“ [In: Giornale storico della letteratura italiana XXXII, S. 463f.]
- Hervieux, L.*, Les Fabulistes latins, depuis le siècle d'Auguste jusqu'à la fin du moyen âge. T. 4: Etudes de Cheriton et ses dérivés. In-8°, VIII-483 p. Paris, Firmin-Didot et C^e. (1896).
- Jeanroy, A.*, La poésie provençale du Moyen âge I. Les origines [In: Rev. d. deux mondes 15 janvier 1899 S. 349—385].
- Kölbing, E.*, Ein Beitrag zur Kritik der romantischen Sagas [In: Publications of the Mod. Language Assoc. of America XIII, 4 S. 543 bis 559].
- Lot, F.*, Nouvelles études sur la provenance du cycle arthurien. I. Glastonbury et Avalon. [In: Romania XXVII, S. 539—573].
- Marchot, F.*, Le Roman breton en France au moyen âge. Freiburg (Schweiz). B. Veith. 94 S. 8°. M. 1,20.
- Mussafia, A.*, Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden. V. Akad. Wien 1898. 74 S. 8°.
- Paris, G.*, Etudes sur la littérature du moyen-âge. Le roman d'aventure [In: Cosmopolis XI. Sept. 1898. S. 760—778].
- Pirenne, H.*, Villes, Marchés et Marchands au moyen âge. In-8°, 12 p. Nogent-le-Rotrou, impr. Daupley-Gouverneur. [Extrait de la Revue historique (année 1898)].
- Pfeffer, P.*, Beiträge zur Kenntnis des altfranzösischen Volkslebens, meist auf Grund der Fabliaux. Progr. Karlsruhe 1898. 31 S. 4°.
- Teuber, V.*, Die Entwicklung der Weihnachtsspiele seit den ältesten Zeiten bis zum XVI. Jahrhundert. Programm. Komotau 1898. 32 S. 8°.
- Thuemmel, C.*, Mittelalterliche Volkssagen als Ausdruck religiös-politischer Kämpfe [Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge hrsgb. von R. Virchow. Heft 294].
- Tobler, A.*, Zur Legende vom heiligen Iulianus. III. (Fortsetzung) [In: Archiv f. d. Stud. d. neueren Sprachen CI, S. 339—364].

Weston, Ywain and Gawain und Le Chevalier au Lion (conclusion) [In: *The modern Quaterly of Langu. and Lit.* I,3].

Azambuza, G., d' Pourquoi le roman à la mode est-il immoral? et pourquoi le roman moral n'est-il pas à la mode? étude sociale et littéraire. In-16, 62 pages. Paris, Bloud et Barral. 60 cent. (1898). [Sciences et Religion. Études pour le temps présent].

Bach-Sisley, J. — Evolution de la chanson; Précédée d'un portrait en vers par Ernest Chebroux. In-16, 77 p. Nice, impr. Anglès. Paris et Nice, "le Petit Poète", édit. 2 fr. (1898).

Banner, Max, Das französische Theater der Gegenwart. 8°. (VII, 199 S.) L., Renger. 4—; geb. 5—

Bargetzi, K. F., Dido in der Geschichte und in der Dichtung. Progr. Wien 1898. 18 S. 8°.

Doumic, R., Etudes sur la littérature française. 3^e série: la Manie de la modernité; les Voyages de Montesquieu; la Préface de Cromwell; les Lettres de Mérimée; Une apothéose du naturalisme; l'Œuvre d'Alphonse Daudet; M. Pierre Loti; M. René Bazin; les Idées du comte Tolstoï sur l'art; les Méfaits de la vigne; M^{me} Matilde Serao; M. Maurice Barrès; MM. Paul et Victor Margueritte. In-16, 319 pages. Paris, Perrin et C^e.

Ebner, J., Beitrag zu einer Geschichte der dramatischen Einheiten in Italien. Diss. München 1898. 31 S. 8°.

Filon, A., De Dumas à Rostand. Esquisse du mouvement dramatique contemporain. In-18, XII-302 p. Paris, Colin et C^e. (1898).

Legouvé, E., Dernier travail, derniers souvenirs. Paris. Hetzel 1898.

Lenient, C., La Comédie en France au XIX^e siècle. 2 vol. in-16. T. 1^{er}, 370 p.; t. 2, 360 p. Paris, Hachette et C^e. (1898). [3 fr. 50 le vol. — Bibliothèque variée].

Maigron, L., Le roman historique à l'époque romantique. Paris. Hachette 1898. Thèse.

Öftering, M. S., Die Geschichte der „Schönen Irene“ in den modernen Litteraturen. Diss. München 1897. 56 S. u. 1 Tabelle. 8°.

Paquier, J., L'université de Paris et l'humanisme au début du XVI. siècle. — Jérôme Aléandre. [In: *Rev. des Questions hist.* LXV, S. 144 bis 185].

Picot, E., Des Français qui ont écrit en italien au XVI siècle [In: *Rev. des bibliothèques* VIII, 3—5].

Pinotti, F., La letteratura francese moderna. Roma, 1898. 16°. 326 pp. 3 M.

Toldo, P., Comédies du XVI^e siècle où l'inspiration classique et italienne est le plus sensible [In: *Rev. d'Hist. littér. de la Fr.* V, S. 554—603].

Voretzsch, C., Gaudys Kaiserlieder und die *Napoleondichtung*. [Sonderabdruck aus den Preussischen Jahrbüchern. Bd. 95. Heft 3. S. 412 bis 496].

b. Monographien.

Adam de Le Hale. — Essai sur la vie et les œuvres littéraires du trouvère Adam de Le Hale (thèse); par *Henry Guy*. In-8°, LVIII-605 p. Foix, imprim. Gadrat aîné. Paris, Hachette et C^e. (1898).

Balzac à Limoges; par A. Fray Fournier. In 8°, 19 pages et planche. Limoges, V. Ducourtieux. (1898). [Extrait du Bibliophile limousin.]

A propos d'*Olivier Basselin* et de l'édition des Vaux de Vire (1821) de Louis Dubois; par *Armand Gasté*. In-8°, 4 p. Caen, Delesques. [Extrait du Bulletin de la Société des antiquaires de Normandie (t. 18)].

für den, der sich dieser Behandlungsweise zuwenden will. Sie werden auf Verlangen vom Verleger kostenfrei zugesendet. Es ist unzweifelhaft, dass durch Rede und Gegenrede der Unterricht weit lebhafter zu gestalten ist, als in der einfach übersetzenden Weise; doch kann man nicht so weit gehen, mit dem Verf. zu glauben, dass das, was in jener Weise dem Schüler eingeprägt sei, nun „fürs ganze Leben sitze“. Fortwährende Übung ist auch hier, wie bei allen Unterrichtsweisen und -gegenständen das Hauptbedingnis für den dauernden Besitz des Erworbenen.

Der Verf. geht zunächst von der Besprechung des Klassenzimmers aus, verwendet im Anfang nur sparsam neue Fragewendungen, geht dann zu den Körperteilen, der Kleidung und ihren Farben über und bringt dann zugleich mit den Zahlen (bis 10) die Einführung in die Konjugation. Dann erst, in der 11. Übung beginnt er die Besprechung der Bilder, die den Winter, den Bauernhof, den Sommer und den Wald darstellen. Auch hier sind, wie anderwärts, kurze Gedichte, denen zum Teil die Melodie beigegeben ist, eingestreut. Derselbe Verf. hat nicht nur die 4 genannten Bilder von Hölzel (Ausgabe B), sondern auch die von Strübing-Winkelmann (Ausgabe A) behandelt. Es ist ein höchst empfehlenwertes, verdienstliches Werkchen, das von weiser pädagogischer Beschränkung und sehr geschickter Durchführung zeugt.

Ganz anders angelegt ist die *Description des tableaux d'enseignement* von Lucien Génin und Joseph Schamanek, die sich auf sämtliche Hölzelschen Bilder erstrecken (Verlag von Ed. Hölzel, Wien; 0,80 M.) Sie sind eine verkürzte Umarbeitung der Zs. XVII, 180 besprochenen Ausgabe und geben zunächst eine nach den einzelnen Teilen der Bilder zergliederte Beschreibung derselben und schliessen daran je ein Vokabular, das in kurzen Sätzen den dargebotenen Stoff nach den Stichwörtern (z. B. *Végétaux, animaux, personnes*) sachlich geordnet enthält. Die Fülle der Wörter ist gross und manche dürften darunter sein, welche unsere Schüler nicht zu wissen brauchen. Die Beschreibung setzt bereits eine umfassende Kenntnis der Sprache beim Schüler voraus. Dem Lehrer ist gänzlich freie Hand gelassen in der Verwendung des gebotenen Stoffes. Die Beschreibung ist in der Form vorzüglich. Sie wendet sich nicht nur den konkreten Gegenständen auf den Bildern zu, sondern erhebt sich auch hie und da zwanglos zu naheliegenden abstrakten Erörterungen. Alles in allem möchte diese Behandlung der Bilder mehr denen zu empfehlen sein, die mit reiferen Schülern die Übungen vornehmen.

Dr. Lefèvre (*Les quatre Saisons*, Cöthen 1897, bei Otto Schulze, 1 M.) hat seinen Schilderungen die Strassburger Bilder zu Grunde gelegt. Sein Werk, das bereits, wenn auch etwas anders, in der *Franco-Gallia* XII, 6, 8, 11, 12, XIII, 1 abgedruckt worden ist, beruht zum grossen Teil auf eigener Erprobung im Unterricht. Der Verf. mag einen selbständigen grammatischen Unterricht nicht entbehren. Hat der Schüler sich durch diesen die notwendigsten Elemente an zusammenhängenden Lestücken angeeignet, dann haben nach der Erfahrung des Verf. die Bilderbesprechungen vortreffliche Dienste geleistet. Sie sind für Sexta bis Quarta lateinloser und Quarta und Tertia des Gymnasiums und Realgymnasiums berechnet. Am Schlusse findet sich ein vollständiges Wörterverzeichnis, eine sehr wertvolle Zugabe. Der Verf. beschränkt sich nicht

septième anniversaire de la naissance de Molière, sur la scène de la Comédie-Française].

Montaigne. — *Schmieder, J.*, Die pädagogischen Anschauungen Montaignes. Diss. Leipzig 1898. 63 S. 8°.

Montalembert, d'après son journal et sa correspondance; par le R. P. *Lecanuet*, prêtre de l'Oratoire. T. 2: la Liberté d'enseignement (1835—1850). In-8°, xi-519 p. et portrait. Paris, Poussielgue. (1898).

Alfred de Musset bibliothécaire du ministère et lauréat de l'Académie; par *Maurice Clouard*. In-8°, 24 p. Auxerre, impr. Lanier. Paris, aux bureaux de la Nouvelle Revue, 28, rue de Richelieu. (1899). [Extrait de la Nouvelle Revue].

Pascal. — *A. Gazier*, La vie de Pascal, écrite par *M^{me} Périer*, sa soeur [In: Rev. d'Hist. litt. de la France V, S. 509—537].

L'Abbé Prévost. — Un romancier français au XVIII^e siècle. L'Abbé Prévost: sa vie, ses romans (thèse). par V. Schröder. In-8°, XIII-366 p. Paris, Hachette et C°. 7 fr. 50. (1898).

Rabelais. — Rabelais et l'œuvre de Jules Garnier. Ouvrage complet en 10 livraisons de 16 planches et 32 pages de texte chacune. Livraisons 1 à 10. In-4° à 2 col., 320 p. et 160 planches. Paris. Bernard et C°. (1898). [Prix de l'ouvrage terminé : 75 fr.]

Rabelais and the French Universities by Tilley [In: The Modern Quaterly of Langu. and Lit. I,3].

— *Coutaud*, La Pédagogie de Rabelais. Avec une preface par Gabriel, Compayré. In-8°, xi-284 p. Paris, libr. de la France scolaire, 13 boulevard Montparnasse. 4 francs. (1899.)

Racine. — *Deltour, F.*, Les Ennemis de Racine au xvi^e siècle. 6^e édition, revue et corrigée. In-16, xix-393 p. Paris. Hachette et C°. 3 fr. 50. (1898). [Bibliothèque variée].

Un poète vendômois: *Pierre-Honoré Robbé de Beauveset* (1714-1794); par *Pierre Dufay*. In-8°, 25 p. Vendôme, imp. Empaytaz. (1898). [Extrait du Bulletin de la Société archéologique du Vendômois (4^e trimestre, 1898)].

✓ *Rousseau, J. J.* — *Noïkow, P. M.*, Das Aktivitätsprincip in der Pädagogik Jean Jacques Rousseaus. Diss. Leipzig 1898. 160 S. 8°.

✓ *Rousseau, J. J.* — Natur- und Gesellschaftsprinzip in Rousseaus Pädagogik. Diss. Leipzig 1898. VII, 129 S. 8°.

Sales, Fr. de, Introduction à l'histoire du sentiment religieux en France au XVII^e siècle p. *F. Strowski*. Thèse. Paris 1898. 424 S. 8°.

Vauvenargue. — *Hafferberg, R. C.*, Die Philosophie Vauvenargues'. (Ein Beitrag zur Geschichte der Ethik.) Diss. Jena 1898. 55 S. 8°.

De Viau. — *Garrisson, Ch.*, Théophile et Paul de Viau. Etude historique et littéraire. Paris, A. Picard. 240 S. 8. fr. 6.

Villon. — Un récidiviste au xv^e siècle: François Villon, discours prononcé à la séance de rentrée de la Société de jurisprudence de Toulouse, le 21 novembre 1898, par M. Joseph Rozès. In-8°, 30 p. Toulouse, Rivière. (1898).

Voltaire. — Monsieur de Voltaire républicanisé; par J. Félix. In-8°, 27 pages. Rouen, imp. Gy. (1898).

Paul Verlaine et ses contemporains; par 'Un témoin impartial'. Etude précédée d'une biographie et d'un portrait inédit par E. Bonnet. In-16, 78 p. Paris, imprim. de l'Ecole professionnelle d'imprimerie; bibliothèque de l'Association, 17, rue Guénégaud. (12 décembre.) (1897).

Zola's. Emil, Mädchen- und Frauengestalten. Gezeichnet v. Gfr. Sieben. Erläutert, v. Armin Schwarz. 8°. (91 S.) Budapest, G. Grimm. 2 —

vom Alter der *Sainte Chapelle*, vom berühmten Architekten Monsard, von den Arten des Pariser Pflasters und von vielem anderen. Das Eingehen auf solche Einzelheiten macht natürlich öfter technische Ausdrücke nötig, die zu lesen zwar interessant ist, die der Schüler aber im Allgemeinen kaum je braucht. Für den Lehrer aber ist die Beschreibung wertvoll und zweckdienlich. Die übrigen Bilder und die Sprachlehre sind bereits Zs. XIX, p. 239 ff. besprochen.

Génin und Schamanek, *Paris*, mit einem verkleinerten Hölzel'schen Bild in Farbendruck und einer Planskizze, Wien bei Hölzel.

Diese Schilderung der Stadt ist reichhaltiger als alle übrigen. In musterhafter Form und echt französischem Stil, der hie und da zur Erhöhung des Reizes auch etwas Pariser Argot einfließt, wird der ungeheure Stoff geschickt vorgeführt. Nach einem geschichtlichen Überblick, der zugleich die Entstehung der Stadt kurz behandelt, wird zunächst das Hölzelsche Bild in freier und geschmackvoller Weise beschrieben. Dann reihen sich noch 16 Kapitel an, unter denen ich nur, um den reichen Inhalt zu zeigen, hervorhebe: *Voirie, Parcs, Eglises, Musées, Parisiens et Parisiennes* (ein durchaus französischen esprit athmender Brief), *Les Cris de Paris, L'Instruction, Circulation, Environs de Paris*. Den Schluss bildet eine Anleitung zum Gebrauch, die die Verwendung dieses vorzüglichen Hilfsmittels noch bequemer machen wird. Alles in Allem: ein klassisches Werk.

Holtermann, Karl, *Französische Sprechübungen* im Anschluss an Gegenstände des täglichen Lebens zum Gebrauch für höhere Schulen. Münster i. W. 1896, Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung. 1 M.

Da es in den mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten nicht nötig ist, immer ein Bild zur Besprechung vor Augen zu haben, hat der Verf. in sehr beifallswerter Weise Gespräche zusammengestellt, die von dem Schulzimmer, dem Hause, der Familie ausgehen und sich schliesslich auf die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und die Sozialreform erstrecken. Man muss das Geschick des Verf., auch solch schwierige Stoffe in einer für Schüler angemessenen Form zu behandeln, bewundern. Das Buch ist ein treffliches Hilfsmittel zur Belebung des Unterrichts und zur Erziehung der Schüler zum geläufigen, mündlichen Ausdruck. Eine Zusammenstellung der üblichen für den Klassenunterricht nötigen Redewendungen sowie von Sprichwörtern mit ihrer Übersetzung erhöht den Wert des Büchleins.

Lewin, Herm., *Zwei kulturgeschichtliche Bilder in franz. und englisch. Bearbeitung*. Marburg 1896, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 0,80 M.

Die durch den Gebrauch vom Verf. erprobte Darstellung ist dem Standpunkte der Schüler angemessen. Zunächst erfolgt die Beschreibung der Bilder; daran schliessen sich die Fragen mit den entsprechenden Antworten. Ausblicke auf die Verhältnisse in den früheren Jahrhunderten, auf den Bildungsgang des damaligen Bürgers, die Zustände

- le Courcy*. Le Chemin de vaillance et l'hiatus de l'e final des poly-
syllabes aux XIV^e et XV^e siècles [Romania XXVII, S. 582—607].
- res du gouvernement des rois* a XIIIth century French version.
Egidio Colonna's treatise De regimine principum. Now first
published from the Kerr Ms. together with introduction and notes
and full-page facsimile by *Samuel Paul Molenaer*. New York. The
Macmillan Company. XLII, 461 S. 8^o.
- Mare au Diable*. — *Taylor, L. E.*, Note to la Mare au Diable [In:
Mod. Lang. Notes XIV, Sp. 127f.].
- Michel, Jean*. — Note sur le Mystère de la résurrection attribué à Jean
Michel, par *G. Maccon*. Paris, Techener, 1898, in-8, 21 p. [Extr.
du *Bulletin du Bibliophile*].
- Arthonopeus van Bloys*. Uitgeg. door A. van Berkum 2^e ged.
(97—150 en 1—40). f. 1.50 [In: Bibliotheek van midelnederlandsche
Letterkunde, onder redactie van J. Verdam en J. te Winkel. Gron.,
J. B. Wolters. gr. 8^o].
- Artsel*. — *Tobler, A.*, Drei kleine provenzalische Rätselaufgaben [In:
Arch. f. d. Stud. d. neueren Sprachen CI S. 397—398].
- Robert de Rains*. — *Mann, W.*, Die Lieder des Dichters Robert de
Rains, genannt La Chievre. Diss. Halle 1898. 38 S. 8^o.
- Roland*. — Mort (la) de Roland. Traduction du passage célèbre de la
Chanson de Roland par Joseph Merlent. In-8^o, 7 p. Arras, imp. Sueur
Charruey. [Extrait de la Revue de Lille (1899)].
- Seven, Sages*. — A study of the romance of the Seven Sages with special
reference to the Midelle Englisch versions by *Killis Campbell* [In:
Publications of the Modern language Assoc. of America XIV, I.
S. 1—10].
- Storie Nerbonesi*. — *Becker, Ph. Aug.*, Der Quellenwert der Storie
Nerbonesi. Wilhelm Korneis und Mönch Wilhelm. Übersetzung des
9. Tls. der Karlamagnussaga und Auszüge aus Ulrichs v. Türheim
Willehalm. Lex. 8^o. (75 S.) Halle, M. Niemeyer. 2 —
- Vie provençale de sainte Marguerite*. d'après les manuscrits de Toulouse
et de Madrid p. p. *A. Jeanroy*. [In: Annales du Midi XI, S. 5—55].
- Wistasse le Moine*. — The treatment of Nature in W. le M. p. W. W.
Comfort [In: Mod. lang. Notes XIII, 8. Sp. 313—515].
-
- Cent poètes lyriques*, précieux ou burlesques du XVII^e siècle, avec, en
guise de préface, un poème de Jean Richepin. Publié, avec notices,
par *Paul Olivier*. In-16, xix-580 p. Paris, Havard fils. 4 fr. (1898).
- Une *correspondence* inédite de *Louis Racine* et de *Brosse* [In: Rev.
d'Hist. littér. de la Fr. V, S. 604—625].
- Pièces tirées* de la collection Godefroy [In: Rev. d. l. rom. XLI,
411—432].
- Scènes, Récits et Portraits* tirés des écrivains français des XVII^e et
XVIII^e siècles, publiés avec un avertissement, des notices et des notes
par M. L. Brunel. Petit in-16, viii-335 p. avec 20 grav. d'après les
documents contemporains. Paris, Hachette et C^o. 2 francs. (1898).
[Classiques français].
-
- Amyot*. — *Jäger, J.*, Zur Kritik von Amyots Übersetzung der Moralia
Plutarchs. Diss. Heidelberg 1899. 107 S. 8^o.
- Alfred de Vigny*. — Note critique sur un poème d'A. de V. p. *J. Castaigne*
[In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. VI, S. 134f.].
- Argenson (d')*. — La France au milieu du xviii^e siècle (1747-1757),
d'après le journal du marquis d'Argenson. Extraits publiés, avec

D. Hilfsmittel zum französischen Unterricht

Kahle und Rasch, *Französisches Lesebuch für Mittelschulen mit sachlichen Anmerkungen und einem Wörterbuch*, Cöthen 1897, Verlag von Otto Schulze.

Das Buch bringt fast durchweg neue Stücke in glücklicher Auswahl. Sie sind allen Gebieten entnommen und vorwiegend den Schriftstellern unseres Jahrhunderts entlehnt. Auch der Briefstil ist nicht vernachlässigt, sogar der Telegrammstil wird in einigen Beispielen vorgeführt. Im poetischen Teile finden sich mehrere Lieder von Béranger und anderen, die zum eisernen Bestande unserer Schulbücher gehören, daneben aber giebt es noch genügend Neues. Den Schluss bilden einige muntere Lieder, denen die Noten beigegeben sind. Das Buch kann bestens empfohlen werden.

Goerlich, Ewald, *Freie französische Arbeiten, Musterstücke und Aufgaben*, II. Teil, Leipzig 1896, in der Rengerschen Buchhandlung (Gebhardt u. Wilisch).

Dieser 2. Teil dürfte denselben einmütigen Beifall finden, der dem ersten s. Z. zu Teil geworden ist. Die Trennung in Beschreibungen, Aufsätze aus der Geschichte und solche aus der Litteratur ist sehr sachgemäss, und die angegebenen Musterstücke ebenso wie die Dispositionen werden vielfach Anregung und Erleichterung gewähren. Mit der Wahl der Themen kann man sich nur einverstanden erklären, und die Fülle des gebotenen Stoffes lässt dem Lehrer die grösste Freiheit. Das Buch wird jedem Lehrer unentbehrlich sein, der in der Lage ist, seine Schüler Aufsätze machen zu lassen.

Ulrich, W., *Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische behufs Einübung der unregelmässigen Verben*, 2. Aufl., Leipzig 1896, Aug. Neumanns Verlag (Fr. Lukas), 90 Pfg.

Das praktische Büchlein kann allen denen warm empfohlen werden, die einen neuen Stoff zur Einübung des wichtigen Kapitels der unregelmässigen Verben wünschen. Die Sätze sind meistens kurz und stellen mässige Anforderungen an die Vokabelkenntnis der Schüler. Sehr beifallswert ist die Einrichtung, am Ende der einzelnen Stücke Gruppen von Wörtern hinzuzufügen, die mit den behandelten Verben etymologisch zusammenhängen. In der neuen Aufl. sind noch 30 Erzählungen und Fabeln angefügt, welche sich sehr wohl auch noch zur Konversation eignen.

Teichmann, *Praktische Methode, Französisch*, Erfurt, Verlag von Hugo Güther (3 M., elegant geb. 3,75 M.).

Das Buch enthält eine von jenen Gesprächssammlungen, die unter Verschmähung, in diesem Falle sogar in offener Ablehnung alles grammatischen Beiwerks nur ihr Augenmerk darauf richten, den sie Anwendenden durch massenhafte Übung zum Verstehen und Sprechen der Fremdsprache zu bringen. Die ersten 50 Gespräche bestehen aus je

- oblong, 323 p. Paris, Lemerre. 6 fr. (1899). [Petite Bibliothèque littéraire].
- Le Sage*. — Théâtre Turcaret; Crispin rival de son maître. In-32, 190 pages. Paris, Pflüger. 25 cent. (1898). [Bibliothèque nationale, n° 132].
- Molière*. — *Kern, F.*, Molières femmes savantes neuarabisch bearbeitet von Muhammad Bey 'Osman Galâl. Unter dem Titel Innisâ 'U-L' Alimât. Transkribiert, übersetzt, eingeleitet und mit einem Glossar versehen. Diss. Jena 1898. 149 S. 8°.
- Œuvres complètes de Molière. T. 3. In-16, 472 pages. Paris, Hachette et C°. 1 fr. 25. (1898).
- Le Misanthrope Suivie de notes et variantes. Petit in-18, 88 p. Paris, Hachette et C°. 40 cent. (1898).
- Le Tartuffe, ou l'Imposteur, comédie. *Edition* publiée conformément au texte des Grands Ecrivains de la France, avec une analyse et des notes philologiques et littéraires, par R. Lavigne. In-16, 176 p. Paris, Hachette et C°. 1 fr. (1899).
- Théâtre choisi. Avec une notice sur le théâtre de Molière, des études littéraires et des notes par E. Bouilly, A. Gasté, A. Henry, P. Jacquinet et M. Léna. In-12, 1,080 p. Belin frères. Paris.
- Montesquieu*. — Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence. Publiées avec introduction, variantes, commentaires et tables par Camille Jullian, 2^e édition, revue. Petit in-16, xxxviii-304 p. Paris, librairie Hachette et C°. 1 fr. 80. (1898). [Classiques français].
- Prévost*. — Histoire de Manon Lescaut et du chevalier Des Grieux. Avec 2 eaux-fortes par Paul Le Nain. In-32, vii-367 p. Paris, Fasquelle. [Petite Bibliothèque Charpentier].
- Rousseau, J. J.*, Œuvres complètes 2 vol. in-16. T. 1^{er}, xx-414 p.; t. 4. 463 p. Paris, Hachette et C°. 1 fr. 25. (1898). [Les Principaux Ecrivains français].
- Ségur (de)*. — Œuvres poétiques; par le marquis de Ségur (Sainte Cécile; la Maison David et Nathan; Poésies diverses.) In-8°, 332 p. Lagny, imp. Colin. Paris, lib. Retaux. (1899).
- D'Urfé, Honoré*. — Index de l'Astrée par Saint-Marc-Girardin p. p. P. B. [In: Rev. d'Hist. litt. de la France V, S. 629—646].
- Voltaire*. — Siècle de Louis XIV. Publié avec une introduction historique et critique, une liste des enfants de Louis XIV et de ses ministres, des notes, un index, par Emile Bourgeois. 3^e édition, avec un index entièrement refondu et des gravures du temps, accompagnées d'un commentaire. Petit in-16, LXIV-893 p. Paris. Hachette et C°. 2 fr. 75. (1898). Classiques français].
- Choix de lettres de Voltaire. Publié avec une introduction et des notes par L. Brunel. 4^e édition. Petit in-16, x-463 p. Paris. Hachette et C°. 2 fr. 25. (1899). [Classiques français].
- Une lettre de Voltaire à l'abbé Pezzana p. p. *E. Boury* [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. VI, S. 133f.].
- Verlaine, P.*, Œuvres complètes. Poèmes saturniens; Fêtes galantes; Bonne chanson; Sagesse; Jadis et Naguère. T. 1^{er}. In-16, 436 pages. Paris, Vanier. 6 fr. (1899).

8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

- Alscher, R.*, Tagebuch des französischen Unterrichtes in der dritten Classe nach Dir. J. Fetter's Lehrgang der französischen Sprache. Progr. Wien 1898. 28 S. 8°.

- Bargetzi, K. F.**, Ueber die Ferialcurse der französischen Sprache in Paris und Genf. Progr. Wien 1898. 16 S. 8°.
- Baerwald, Rich.**, Neue und ebenere Bahnen im fremdsprachlichen Unterricht. Eine method. Untersuchg. auf der Grundlage prakt. Unterrichtsversuche. gr. 8°. (IV, 139 S.) Marburg, N. G. Elwert's Verl. 2.40
- Eignet sich der Unterricht im Sprechen und Schreiben fremder Sprachen f. die Schule? gr. 8°. (III, 75 S.) Ebd. 1.20
- Beer, R.**, Ferialkurse über neufranzösische Sprache und Litteratur an der Universität Genf [In: Die Nation. 1898. No. 6].
- Bihler, H.**, Die historische Sprachforschung im französischen Unterrichte der Gymnasien. Progr. Freiburg 1898. 17 S. 4°.
- Breul, K.**, The teaching of modern foreign languages in our secondary schools. Cambridge, University Press, 1898, 86 S. 12°. 2 sh.
- Dietrich, A.**, Zur Hebung des fremdsprachlichen Unterrichts [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXIV, S. 65f.].
- Entwurf eines Lehrplanes** für den französischen Unterricht in Sexta, Quinta, Quarta im Anschluss an K. Kühns Lehrbücher. Beiträge zum Jahresberichte der Bockenheimer Realschule zu Frankfurt a. M. Ostern 1898. VI, 74 S. 8°.
- Fritsch, O.**, Ein Beitrag zur Pflege des mündlichen Ausdrucks. Progr. Karlsruhe. 1898. 32 S. 4°.
- Gerhardt, O.**, Wie erlernen in Frankreich die eingeborenen Nicht-Franzosen das Französische? (Schluss). [In: Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymn. und Realschulen. 57. Heft].
- Gouin, F.** — L'Art d'enseigner et d'étudier les langues. Langage objectif. Les Séries domestiques et champêtres. Publication du cours de langue étrangère donné en 1885 à l'Ecole normale des instituteurs de la Seine, sous les auspices du ministre de l'instruction publique. Texte français. Fascicule 1^{er}. In-16, x-146 p. Paris, Fischbacher. (1899).
- Gruber, Dr. Hugo**: Wie lernt man eine moderne fremde Sprache? 2. Aufl. gr. 8°. (96 S.) B., H. Steinitz.
- Hubert, B.**, Der französische Unterricht nach der analytisch direkten Methode. Vortrag. L., Rossberg. — 40
- Kuhff, P.**, Les langues vivantes parlées. Deuxième partie: la Méthode. In-18 Jésus, XL-368 pages. Paris, librairie de la Société d'éditions scientifiques, 4, rue Antoine-Dubois. 6 fr. (1898).
- Müller, H.**, Erste liste der vom kanon-ausschuss des allgemeinen deutschen neuphilologischen verbandes als f. den schulunterricht, „bedingungslos brauchbar“ anerkannten schulausgaben französischer schriftsteller. (Abgeschlossen Pfingsten 1898.) Mitgeteilt v. dem vorsitzenden des kanon-ausschusses M. gr. 8°. (15 S.) Marburg, N. G. Elwert's Verl. — 40
- Němeček, A.**, Entwurf einer methodischen Entwicklung des französischen Schulunterrichts in Verbindung mit einer Übersichtstabelle der gesamten Verbalformen. Progr. Trautenau 1898. 36 S. 8°.
- Neumüller, H.**, Zur Organisation und Methode des französischen Unterrichts an lateinischen höheren Lehranstalten. Progr. Oberrealschule. Oldenburg 1898. 18 S. 4°.
- Roden, A. v.**, Die Verwendung v. Bildern zu französischen u. englischen Sprechübungen. Methodische Ansichten und Vorschläge. gr. 8°. (75 S.) Marburg, N. G. Elwert's Verl. 1.20.
- Schmid, D.**, Der deutsche Unterricht an der Realschule und die neueren Sprachen; mit stetem Hinblick auf das Gymnasium und die classischen Sprachen. Progr. Göding 1897. 26 S. 8°.

Vetter, Behandlung von Hölzel's Wandbild „l'hiver“ [In: Neues Correspondenz-Blatt für die Gel.- und Realsch. Württembergs. 5. Jahrg. 9. Heft].

Voretsch, K., Die neue Prüfungsordnung für die württembergischen Neophilologen [Beilage zur Allgem. Zeitung. 15. Nov. 1898].

— Zu der neuen Prüfungsordnung für das realistische Lehramt [In: Schwäbische Kronik, des Schwäbischen Merkurs zweite Abteilung. 31. Dezember 1898. No. 306.

9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

a. Grammatiken, Übungsbücher etc.

Amédée le F. — Abrégé de la Grammaire française, à l'usage des écoles dirigées par les Frères de la Sainte-Famille. 9^e édition. In-16, 164 pages. Lyon, impr. Vitte. (1899).

Augé, C. — Troisième livre de grammaire. Quinze cents exercices. Livre du maître. In-12, 886 pages avec 220 grav. Paris, Larousse. 4 fr.

Augé, C. — Troisième Livre de grammaire. (Onze cents exercices). Livre de l'élève. In-12, 408 p. avec 120 grav. Paris. Larousse. 1 fr. 50.

Bauer, Joh., Th. Link u. A. Ullrich: Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Schlüssel gr. 8^o. (104 S.) München, J. Lindauer. 1.50. [Wird nur direkt an Lehrer abgegeben].

Bechtel, A., Enseignement par les yeux (leçons de choses) basé sur les tableaux muraux d'Ed. Hoelzel. Édition destinée à l'enseignement primaire supérieur. 2. éd. gr. 8^o. (X, 147 S.) Wien, E. Hölzel. 2.40

Berlitz, M. D., Méthode Berlitz. L'enseignement des langues modernes. Edition illustrée. pour les enfants. Partie française. Édition européenne. 2. tirage. gr. 8^o. (110 S.) B., S Cronbach. 2.50

Bernhard, Karl, 3500 kurze Sätze und Formen zur Einübung der französischen unregelmässigen Konjugation, f. die Hand der Schüler zusammengestellt. gr. 8^o. (74 S.) St., K. Aue. 1 —

Billet, H., — Petit Dictionnaire étymologique des mots français tirés du grec, à l'usage des élèves de l'enseignement moderne. In-16, XVII-202 pages. Paris, Croville-Morant; libr. Gédalge. 2 francs. (1898).

Brachet, A., et *J. Dussouchet*. — Grammaire française abrégée (Théorie et Exercices), rédigée conformément aux programmes officiels de l'enseignement secondaire des jeunes filles, de l'enseignement moderne et de l'enseignement primaire supérieur. 6^e édition, revue. In-16, 374 p. Paris, imp. Lahure; lib. Hachette et C^e. 1 fr. (1898).

— Nouveau Cours de Grammaire française, rédigé conformément aux programmes officiels, à l'usage de l'enseignement secondaire; Cours supérieur. 8^e édition, revue et augmentée. In-16, II-508 p. Paris, Hachette et C^e. 2 fr. 50. (1898).

Brocardi, H — Grammaire italienne comparée avec la grammaire française. 6^e édition, soigneusement revue et améliorée par M. Pagazani, enrichie de plusieurs centaines d'exemples et d'un petit cours de versions et de thèmes. In-16, 300 p. Nice, Ventre. (1898).

Croisad. — Cours de langue française, à l'usage des pensionnats et des écoles libres de jeunes filles, rédigé conformément aux programmes officiels (Grammaire et Conjugaison; Orthographe et Vocabulaire; Exercices de récitation, d'observation et de rédaction). Cours moyen et supérieur. In-16, 321 p. Paris, Hatier.

Debierne-Rey M^{me}. — Dictées de grammaire; par M^{me} Debierne-Rey. 22^e édition, revue et corrigée d'après la dernière édition du Dictionnaire de l'Académie. In-12, 252 pages. Paris, Pigoreau.

autoren sucht, nicht nur kein teureres Haupt missen, sondern die geschilderten Individualitäten zeigen scharf umrissene Charakterköpfe mit fein ausgeprägten Zügen und es fehlt auch nicht an dem zu Uebergängen und allgemeinen Erörterungen nötigen Luftraume zwischen den vielen Namen und Zahlen, so dass der Eindruck des allzu eng Zusammengepferchten, den Atem Benehmenden nirgend aufkommt. Wenn dieser Vorzug auf einer weisen Oekonomie des Raumes, auf einem richtigen Blicke für das Wesentliche und einer beherzten Fernhaltung alles Unbedeutenden beruht, so zeugt die grosse Verlässlichkeit des Materials in Bezug auf thatsächliche Richtigkeit dafür, dass der Verfasser nicht nur die besten Hilfsschriften am Eingange namhaft gemacht, sondern auch wirklich verwertet hat. Wenn wir nun daran gehen, einzelnes anzuführen, was uns bei der Lektüre auffiel, was vielleicht bei einer sicher zu gewärtigenden zweiten Auflage vermerkt werden könnte, so soll dies mehr unser Interesse an dem Buche bekunden, als einen Tadel enthalten.

Mysterien werden auch noch nach 1548 (vgl. S. 26) aufgeführt, so in Maine z. B. (Neuillé sur Vicoin) nach 1598; die Aufführung von Mysterien und Mirakeln beschränkte sich seit 1550 allerdings auf die von der Hauptstadt entfernteren Provinzen; das Verbot von 1548 galt eben nur für die Hauptstadt und unausgesprochener Weise wohl auch für den ganzen Gerichtsbezirk des Pariser Parlaments, so dass thatsächlich in den Provinzen das geistliche Schauspiel sein Dasein weiter fristen konnte. — Das Wesentlichste der *Sottie* (S. 28) macht der satirische Gehalt und das Vorkommen von „Narren“ oder närrischen Personificationen in derselben aus, während in den *Farces* die satirische Tendenz fehlt und wirkliche Personen vorkommen. — Eine Aufführung der *Enfants sans souci* und anderer Gesellschaften bestand (S. 29) aus vier Teilen: Narrenspiel (*Sottie*), lustige Predigt (*Sermon joyeux*), Moralität und Farce. — Das Geburtsjahr Cl. Marots fällt in das Jahr 1495 oder 1496, keineswegs ins Jahr 1497 (S. 32); seine Fehde mit Sagon durfte nicht stillschweigend übergangen werden, bei der Anführung der Dichtungsarten, in denen Marot excellierte, durfte auch das *Coq à l'asne* nicht fehlen. — Bei Louise Labé vermissen wir das Wesentlichste, dass bei der Belagerung von Perpignan ein junger Ritter ihre Liebe gewann, die sie ihm dreizehn Sommer bewahrt und dass in diesen Jahren (1542—55) ihre vierundzwanzig liebeglühenden Sonette entstanden sind. — Das Geburtsjahr Fr. Rabelais schwankt zwischen 1483 und 1495, so dass z. B. Petit de Julleville sich (*Hist. de la Langue et de la Litt. fr.* T. III p. 30) für 1490 entscheidet. Es ist zweifellos, dass Rabelais (S. 35) nicht nur die Pfarre von Meudon, sondern auch die von Saint Christophe de Jambet (denn auch diese war ihm übertragen worden!) am 9. Jan. 1553 wieder abtrat, wie man aus den bei Marty-Laveaux III S. 417 abgedruckten Urkunden entnehmen kann. Er starb übrigens nicht in Meudon, sondern (wenigstens nach der Meinung Colletets) in Paris, in der Rue des Jarzins in dem Pfarrbezirk von Saint-Paul, in dessen Friedhof er auch beerdigt wurde. — Der so decidierten Erklärung Montaignes als Sceptiker möchten wir denn doch die Worte E. Faguet's *Seizième siècle*, (Paris 1894 p. 377) zu erwägen geben: . . . „*mais je ne crois pas qu'on puisse tenir Montaigne pour un pur sceptique. Ce scepticisme de Montaigne est*

- Leçons de la langue française; par les Frères des écoles chrétiennes. Cours supérieur (ancien cours moyen). Livre de l'élève. In-16, 568 p. Paris, Poussielgue. [Enseignement primaire].
- Lehmann, J. u. Ernst Lehmann*, Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache nach der Anschauungsmethode und nach einem ganz neuen Plane, mit Bildern. 1. Teil. L'intuition d'après la nature et d'après des images, exercices de lecture, de conversation et de grammaire. 18. Aufl. gr. 8°. (XV, 239 S.) Mannheim, J. Bensheimer's Verl. 2.70; geb. 3 —.
- Le Nestour, Paul*, Deutsch-französischer Familien-Briefsteller. Muster v. Privatbriefen jeder Art mit gegenüberstehender französischer Übersetzung. 12°. (178 S.) Stuttgart, P. Neff Verl. 1.50
- Mittel, Margarete*, Der französische Unterricht in der höheren Mädchenschule nach den Bestimmungen vom 31. V. 1894. gr. 8°. (54 S.) Berlin, R. Gaertner. 1 —
- Morigni*. — Recueil de compositions françaises, à l'usage des classes de grammaire de l'enseignement secondaire moderne (sixième, cinquième, quatrième, troisième) et des pensionnats de jeunes filles. In-16, viii-64 p. Paris, Poussielgue. (1899). [Alliance des maisons d'éducation chrétienne].
- Motti, Prof. Pietro*, Grammatica elementare della lingua francese scritta secondo il mododo del Prof. C. M. Sauer. (Metodo Gaspey-Otto-Sauer.) 2 ed. gr. 8°. (VIII, 190 S.) Heidelberg, J. Groos. Geb. 2 —
- Mugica, Pedro de*, bungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen in fremde Sprachen. Den „Fliegenden Blättern“ entnommen. gr. 8°. (102 S.) Berlin, W. Spemann. 2.40
- Notions usuelles d'étymologie, suivies d'exercices pratiques, à l'usage des classes de l'enseignement moderne et des cours complémentaires et supérieurs de l'enseignement primaire. In-18, 108 p. Paris, impr. Maurin; procure générale des Frères, 27, rue Oudinot.
- Petit Système métrique; par les Frères des écoles chrétiennes. Cours moyen. Deuxième partie. Livre du maître. Petit in-18, iv-87 p. Tours' Mame et fils. Paris, Poussielguet.
- Plattner, Ph.*, Ausführliche Grammatik der französischen Sprache. Eine Darstellung des modernen französ. Sprachgebrauchs mit Berücksichtigung der Volkssprache. I. Tl.: Grammatik der französ. Sprache für den Unterricht. gr. 8°. (XV, 464 S.) Karlsruhe, J. Bielefeld's Verl. 4.80; geb. 5.20
- Ploetz, Gust.*, Methodisches Lese- und Übungsbuch zur Erlernung der französischen Sprache. 2. Tl.: Syntax. 4. Aufl. gr. 8°. (VIII, 220 S.) B., F. A. Herbig. 1.50
- Régimbeau, P.*, Syllabaire Régimbeau. Lecture; Ecriture; Orthographe. Nouvelle Méthode simplifiant l'enseignement de la lecture par la décomposition du langage en sons purs et en sons articulés. In-16, 32 p. avec. vign. Paris, Hachette et Co. 20 cent. (1898).
- Reum, Albr.*, Französische Stilübungen für den ersten Aufsatzunterricht. 8°. (VIII, 152 S.) Bamberg, C. C. Buchner Verl. 1.50
- Reuter, M.*, Französische Grammatik. Für höhere Lehranstalten bearb. nach Art einer Grammatik in Beispielen. 3. Aufl. der „Hauptregeln etc.“ gr. 8°. (VIII, 133 S.) Stuttgart, Muth. 2.20
- Ricquier, L.*, Méthode de lecture à haute voix et de récitation, à l'usage des maisons d'éducation. 6. édition, revue et corrigée, In-12, 96 pages. Paris, Delagrave.
- Schild, P.*, Elementarbuch der französischen Sprache, nach den Grundsätzen der Anschauungsmethode und unter Benutzung der Hölzel-

- sehen Wandbilder. Basel, E. Birkhäuser. 2. Aufl. I. T. 1897. II. T. 1898.
- Schilling, F.*, Die Übersetzungen ins Deutsche, namentlich aus dem Französischen. Progr. Liegnitz 1898. 11 S. 4°.
- *Schulgrammatik*, französische, f. höhere Lehranstalten. Von C. Ehrhart, Plank und G. Lachenmaier. 1. Tl. gr. 8°. Stuttgart, P. Neff Verl. 1. Lachenmaier, :G.: Elementarbuch der französischen Sprache für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. (XII, 244 S.) 2.40;
- Seelig, Max*, Methodisch geordnetes französisches Vokabularium zu den Hölzel'schen Anschauungsbildern (Frühling, Sommer, Herbst, Winter, Bauernhof, Gebirge, Wald, Stadt, Paris, Wohnng.). 2. Aufl. 12°. (128 S.) Bromberg, F. Ebbecke. Kart. —75
- Sensine, H.*, L'emploi des temps en français. Méthode à l'usage des étrangers, avec 90 exercices pratiques 2^{ème} édition revue et augmentée. Lausanne, F. Payot. 1898.
- Tridon-Péronneau*. — Nouveau Recueil de compositions françaises, comprenant le développement de tous les sujets dictés à Paris dans les dernières sessions, à l'usage des candidats aux baccalauréats classique et moderne, à la licence ès lettres et au brevet supérieur. 3^e édition. In-16, vi-224 p. Paris, Hachette et Co. 1 fr. (1898).
- Wilke, Edm.*, und *Dénervaud*, Anschauungsunterricht im Französischen mit Benutzung v. Hölzels Bildern. 2. Aufl. I. Le printemps. gr. 8°. (IV, 16 S.) Leipzig, R. Gerhard. —30
- Zeller, Alf.*, Grande grammaire française raisonnée à l'usage de Hollandais. 1. livr. Amst. J. H. de Bussy (1—15). gr. 8°. Compl. in 30 afl à f. 0.15.

b. Litteraturgeschichte, Schulausgaben, Lesebücher.

- Bernardin de Saint - Pierre*. — Paul et Virginie. Illustrations de Maurice Leloir. Grand in-8°, xxix-233 p. Paris, Picard et Kaan. [Bibliothèque d'éducation récréative. — Collection Picard.]
- Boisseau, G.*, Le Livre du premier âge. Enseignement intuitif et simultané (Lecture, Ecriture, Orthographe, Calcul et Dessin). Petit in-4°, 64 p. avec 160 grav. Paris, imprim. et libr. Delalain frères. 90 cent.
- Cahen, A.*, Morceaux choisis des auteurs français, publiés avec des notices et des notes. Cours élémentaire (1^{re} et 2^e années). xvi^e, xvii^e, xviii, et xix^e siècles. (Prose et Poésie.) *Nouvelle édition*, revue et augmentée. In-16, vi-571 p. Paris, Hachette et Co. 3 fr. 50.
- Corneille*, Le Menteur, Publiée conformément au texte de l'édition des Grands Ecrivains de la France, avec notice, analyse et notes philologiques et littéraires, par L. Petit de Julleville. Petit in-16, 181 p. Paris, Hachette et Co. 1 fr. (1898). [Classiques français].
- Fablier (le) des écoles, ou Choix de fables des fabulistes français, avec une explication morale et des notes destinées à en rendre la lecture plus facile et plus utile aux enfants; par M. J. J. Porchat, *Nouvelle édition*, revue. In-32, 140 p. Paris, Delagrave. (1899).
- Fugere, L. et G.*, Morceaux choisis de prose et de vers des classiques français, à l'usage de la classe de sixième, recueillis et annotés. *Nouvelle édition*, revue et augmentée d'extraits des auteurs des xviii^e et xix^e siècles par G. Fugère. 4^e édition. In-16, xi-244 p. Paris. Delalain frères. 1 fr. 50.
- Génin, Lucien*, et *Jos. Schamanek*, Conversations françaises sur les tableaux d'Ed. Hoelzel. II—IV. 2 éd. gr. 8°. (Mit je 1 Farbdr.) Wien, E. Hölzel. à — 50 II. L'été. (12 S.) — III. L'automne. (12 S.) — IV. L'hiver. (12 S.)

Hébert, M. u. Brunnemann, Jours d'épreuve. Ein Lesestoff zur Einführung in die Umgangssprache und die Lebensverhältnisse des französischen Volkes. Für den Schulgebrauch hrsg. von *E. Pitschel*. Leipzig, P. Spindler. 152 S. und Plan von Paris. Hierzu Wörterbuch von *E. Pitschel*.

Johannesson, Max, Französisches Lesebuch. Unter- und Mittelstufe. gr. 8°. (XIV, 388 S.) B., E. S. Mittler & Sohn. 4 —; geb. 4.50

Lacroix, A. M. A., Petit Manuel de lecture, ou Leçons graduées pour apprendre à lire en très peu de temps. 22^e édition, augmentée des Principes d'écriture, revue et corrigée par M. Poirson. In-16, 72 p. Bourg, Genin et C^e. 40 cent. (1899).

Mérimés, Prosper, Colomba. Im Anzug zum Schulgebrauch hrsg. von Dr. *Gg. Buchner*. Mit e. Wörterverzeichnis. 8°. (IV, 101 S.) München, J. Lindauer. — 80; 1 —

Meunier, G., Histoire de la littérature française. Petit in-16, 192 pages. Paris, F. Alcan. 60 cent. [Bibliothèque utile, 118].

Molière. Foreign Classics for English Readers by *Mrs. Oliphant* and *F. Tarvier*. X, 192 S. 8°. London, W. Blackwood.

Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller. Nr. 5—9. 8°. Gotha, F. A. Perthes. Geb. 5. Sarcey, Francisque: Le siège de Paris. Impressions et souvenirs. Für den Schulgebrauch bearb. von Dr. Erich Meyer. (V, 100 S. m. 1 Karte u. 1 Plan.) 1.40; Wörterbuch. (32 S.) — 20. — 6. Taine, Hippolyte: Napoléon Bonaparte. Aus: Les origines de la France contemporaine. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. Bruno Herlet. (VIII, 150 S.) 1.50; Wörterbuch. (57 S.) — 50. — 7. Bruno, G.: Le tour de la France par deux enfants. Als erste französ. Lektüre f. den Schulgebrauch bearb. v. Prof. Dr. J. Haas. (138 S.) 1.20. — 9. Racine: Athalie (1691.) Für den Schulgebrauch bearb. v. Gymn.-Prof. Dr. Ignaz Harczyk. (XXXII, 122 S.) 1.20; Wörterbuch. (16 S.) — 20.

Pitt Press Series. X. *B. Saintine* Picciola, editet with introduction and notes by *A. R. Ropes* M. A. Cambridge: At the University Press. London: C. J. Clay and Sons. 1899. Extra Fcap. 8°. Cloth. p. p. 1—X and 1—248.

Pitt Press Series. Boileau l'Art Poétique edited with Introduction and Notes by D. Nichol Smith, M.A. Cambridge: At the University Press. London: C. J. Clay and Sons. 1898. Extra Fcap. 8°. Cloth. pp. I—XXXII and 1—104. Price 2s. 6d.

Prosateurs modernes. 14. u. 15. Bd. 8°. Wolfenbüttel, J. Zwissler. 14. Wershoven, Prof. Dr. F. J.: Français illustres. Biographien. Für den Schulgebrauch m. Anmerkgn. u. Wörterbuch hrsg. (IV, 99 und 49 S.) — 80; kart. 1 —. — 15. May-Bartlett: La belle-mère. Für den Schulgebrauch mit Anmerkgn. u. e. Wörterbuch bearb. von Dir. Dr. Günther. (III. 68 S.) — 50; kart. — 60.

Recueil de morceaux choisis de prose et de vers du xvi^e au xix^e siècle précédé d'une introduction sur le moyen âge, à l'usage des écoles d'enseignement primaire supérieur et des écoles normales primaires; par *F. L. Marcou*, professeur à l'Ecole normale supérieure d'enseignement primaire de Saint-Cloud. In-18 jésus, 676 p. Paris, Garnier frères. (1899.)

Rousset: Le blocus et la capitulation de Metz. . . Aus R.'s histoire de la guerre franco-allemande in Auszügen zum Schulgebrauch hrsg. v. *Heinr. Gassner*. Mit Wörterverzeichnis und einer Karte. 8°. (IV, 72 S.) München, J. Lindauer. — 80; geb. 1 —

- Sammlung französischer und englischer Textausgaben zum Schulgebrauch.** XVIII. Bd. 8°. L., Renger. In Leinw. kart. Prosa, ausgewählte, des XVIII. u. XIX. Jahrh. II. Tl. V. Hugo. — G. Sand. (84 S.) — 70
- Sammlung französischer und englischer Textausgaben zum Schulgebrauch.** XIX. und XX. Bd. 8°. Leipzig, Renger. XIX. Prosa, ausgewählte, des XVIII. u. XIX. Jahrh. III. Tl. Toepffer. — Mérimée. — Souvestre. — Gautier. — Sandeau. — Laboulaye. — Feuillet. — Erkmann-Chatrian. (102 S.) — 80. — XX. Dasselbe. IV. Tl. About. — Sarcey. — Malot. — Daudet. — Coppée. — Ohnet. — Loti. (96 S.)
- Schulbibliothek, französische und englische.** Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe A: Prosa. 115—118. Bd. 8°. Leipzig, Renger. Geb. in Leinw. 115. Bruno, G.: *Le tour de la France*. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Ludw. E. Rolfs. (VI, 112 S. m. 1 Karte). 1.20. — 116. Duruy, Vict.: *Règne de Louis XVI et la révolution française*. [Aus: „Histoire de France.“] Mit e. Karte und e. Plane v. Paris. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Herm. Müller. (XII, 196 S.) 2 —. — 117. Deschaumes, Edm.: *Journal d'un lycéen de 14 ans pendant le siège de Paris (1870—1871)*. Auswahl. Mit 3 Kartenskizzen, einem Plan v. Paris und einer Karte der Umgeb. von Paris. Zum Schulgebrauch hrsg. v. R. Kron. (X, 158 S.) 2 —
118. Mirabeau: *Discours choisis*. Für den Schulgebrauch erklärt von Otto Klein. (X, 78 S. m. Bildnis.) 1 —. Wörterbuch zum 96. Bd. 8°. Ebd. 96. Grimm, frères: *Contes choisis*. Bearb. v. Oberlehr. Dr. O. Hofer. (27 S.) — 25. dasselbe. Reihe C. (Für Mädchenschulen.) Prosa und Poesie. 28. Bd. 8°. Ebd. In Leinw. kart. 28. Fleuriot, Mlle. *Zénaïde: Plus tard ou le jeune chef de famille*. Für den Schulgebrauch bearb. v. Frdr. Meyer. (103 S.) 1.10.
- Saure, Heinr.**, Französisches Lesebuch f. höhere Mädchenschulen. 2. Tl. Wörterbuch. gr. 8°. (IV, 141 S.) Frankfurt a. M., Kesselring. 1.20
- Scharfenort, v.**, *La vie pratique*. Sammlung französ. Aufsätze aus dem Bereiche des tägl. Lebens für Reise und Selbstunterricht. 12°. (VI, 210 S.) B., A. Bath. 2.80
- Taine, H.**, *Les origines de la France contemporaine*. Für den Schulgebrauch hrsg. v. Gust. Rolin. 1. Tl.: Einleitung und Text. 2. Tl.: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. 8°. (XV, 200 S.) L., G. Freitag. Geb. 1,60.
- Textausgaben** französischer und englischer Schriftsteller für den Schulgebrauch. Verl. v. G. Kühnemann, Dresden. Bd. 34. *La guerre franco-allemande 1870—1871*. nach Chuquet, Rousset u. A. hrsgb. mit Anmerkungen und einem Wörterb. von F. J. Wershoven. Mit 3 Karten.
- Verdunoy et Thierry.** — *Les Auteurs français*. 5^e édition. T. 2: XVIII. Siècle; XIX^e Siècle. In-18 jésus, 504 p. Poitiers, impr. Blais et Roy, Paris et Lyon, Brigue. (1899.) [Baccalauréat de l'enseignement classique et moderne].
- Voltaire.** — *Histoire de Charles XII, roi de Suède*. Edition classique par M. l'abbé Lemoine. In-16, xxxii-291 p. Paris, Poussielgue. (1898.) [Alliance des maisons d'éducation chrétienne].

Berichtigung.

Bd. XX³ S. 245 Z. 2 l. dat. sing. und gen. plur.

- Sammlung französischer und englischer Textausgaben zum Schulgebrauch. XVIII. Bd. 8°. L., Renger. In Leinw. kart. Prosa, ausgewählte, des XVIII. u. XIX. Jahrh. II. Tl. V. Hugo. — G. Sand. (84 S.) — 70
- Sammlung französischer und englischer Textausgaben zum Schulgebrauch. XIX. und XX. Bd. 8°. Leipzig, Renger. XIX. Prosa, ausgewählte, des XVIII. u. XIX. Jahrh. III. Tl. Toepffer. — Mérimée. — Souvestre. — Gautier. — Sandeau. — Laboulaye. — Feuillet. — Erkmann-Chatrian. (102 S.) — 80. — XX. Dasselbe. IV. Tl. About. — Sarcey. — Malot. — Daudet. — Coppée. — Ohnet. — Loti. (96 S.)
- Schulbibliothek, französische und englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe A: Prosa. 115—118. Bd. 8°. Leipzig, Renger. Geb. in Leinw. 115. Bruno, G.: Le tour de la France. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Ludw. E. Rolfs. (VI, 112 S. m. 1 Karte). 1.20. — 116. Duruy, Vict.: Règne de Louis XVI et la révolution française. [Aus: „Histoire de France.“] Mit e. Karte und e. Plane v. Paris. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Herm. Müller. (XII, 196 S.) 2 —. — 117. Deschaumes, Edm.: Journal d'un lycéen de 14 ans pendant le siège de Paris (1870—1871). Auswahl. Mit 3 Kartenskizzen, einem Plan v. Paris und einer Karte der Umgeb. von Paris. Zum Schulgebrauch hrsg. v. R. Kron. (X, 158 S.) 2 —
118. Mirabeau: Discours choisis. Für den Schulgebrauch erklärt von Otto Klein. (X, 78 S. m. Bildnis.) 1 —. Wörterbuch zum 96. Bd. 8°. Ebd. 96. Grimm, frères: Contes choisis. Bearb. v. Oberlehr. Dr. O. Hofer. (27 S.) — 25. dasselbe. Reihe C. (Für Mädchenschulen.) Prosa und Poesie. 28. Bd. 8°. Ebd. In Leinw. kart. 28. Fleuriot, Mlle. Zénaïde: Plus tard ou le jeune chef de famille. Für den Schulgebrauch bearb. v. Frdr. Meyer. (103 S.) 1.10.
- Saure, Heinr., Französisches Lesebuch f. höhere Mädchenschulen. 2. Tl. Wörterbuch. gr. 8°. (IV, 141 S.) Frankfurt a. M., Kesselring. 1.20
- Scharfenort, v., La vie pratique. Sammlung französ. Aufsätze aus dem Bereiche des tägl. Lebens für Reise und Selbstunterricht. 12°. (VI. 210 S.) B., A. Bath. 2.80
- Taine, H., Les origines de la France contemporaine. Für den Schulgebrauch hrsg. v. Gust. Rolin. 1. Tl.: Einleitung und Text. 2. Tl.: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. 8°. (XV, 200 S.) L., G. Freitag. Geb. 1,60.
- Textausgaben französischer und englischer Schriftsteller für den Schulgebrauch. Verl. v. G. Kühnemann, Dresden. Bd. 34. La guerre franco-allemande 1870—1871. nach Chuquet, Rousset u. A. hrsgb. mit Anmerkungen und einem Wörterb. von F. J. Wershoven. Mit 3 Karten.
- Verdunoy et Thierry. — Les Auteurs français. 5^e édition. T. 2: XVIII. Siècle; XIX^e Siècle. In-18 jésus, 504 p. Poitiers, impr. Blais et Roy, Paris et Lyon, Briguet. (1899.) [Baccalauréat de l'enseignement classique et moderne].
- Voltaire. — Histoire de Charles XII, roi de Suède. Edition classique par M. l'abbé Lemoine. In-16, xxxii-291 p. Paris, Poussielgue. (1898). [Alliance des maisons d'éducation chrétienne].

Berichtigung.

Bd. XX² S. 245 Z. 2 l. dat. sing. und gen. plur.

Referate und Rezensionen.

Paul, Hermann. *Prinzipien der Sprachgeschichte.* Dritte Auflage. Halle a. S. M. Niemeyer 1898, gr. 8°. X und 396 S.

Von 288 Seiten der ersten Auflage ist das Buch, unter gleichzeitiger Vergrößerung des Seitenumfanges, auf 368 in der zweiten und 396 in der dritten gekommen. Schon diese Ziffern geben zu erkennen, dass der Unterschied der letzten Auflage von der zweiten nicht so stark ist als der zwischen den beiden ersten bestehende. Mit der zweiten Auflage kam uns ein fast neues Buch zu. Überall Veränderungen und gleichzeitig Erweiterungen, so dass der Umfang auf das Anderthalbfache der ersten Ausgabe stieg. Die Abänderungen und Zufügungen der neuen Auflage halten sich in bescheidenen Grenzen. Das meiste Neue erscheint im vierten¹⁾ Kapitel „Wandel der Wortbedeutung“ und im achten „Kontamination“. Es sei mir verstattet, zum letzteren ein paar Bemerkungen zuzufügen. Paul definiert „Kontamination“ als den „Vorgang, dass zwei synonyme oder irgendwie verwandte Ausdrucksformen sich gleichzeitig ins Bewusstsein drängen, so dass keine von beiden rein zur Geltung kommt, sondern eine neue Form entsteht, in der sich Elemente der einen mit Elementen der andern mischen.“ Die „Kontamination“ (Mischung, Verschränkung) begegnet ebensowohl auf syntaktischem als auf lautlichem Gebiet. Nicht nur zwei Wörter von gleicher, ähnlicher oder gegensätzlicher Bedeutung können lautlich miteinander vermengt werden: auch zwei Redensarten können durcheinander geraten. Im Französischen hat die Vermengung von „*je me souviens de ce fait*“ und „*je me rappelle ce fait*“ zu „*je me rappelle de ce fait*“ geführt, im Deutschen ist „ich erinnere mich dieser Thatsache“ mit „ich besinne mich auf diese Thatsache“ zu „ich erinnere mich auf . . .“ verschränkt worden. Nach Paul spielt die Kontamination auf dem Gebiete der Syntax eine „noch bedeutendere Rolle“ als auf lautlichem. Das gebe ich zu. Es scheint mir aber, als ob der Verf. die Bedeutung der Kontamination für das letztere Gebiet doch nicht hoch genug anschlage. So liesse sich z. B. über die gegenseitige Beeinflussung der Verwandt-

¹⁾ Nicht „dritten“, wie es fälschlich in der Vorrede heisst.

der Aussprache nach getrennt werden können oder nicht“ nur mit der von Mätzner, Franz. Gr.³ S. 35. 1. aufgestellten Beschränkung: „Undiphthongierte Vokale bedingen zwei Silben“ gelten lässt. Wir wollen darüber nicht weiter sprechen, dass in den Bemerkungen mit Rücksicht auf die Klassenstufe vielfach unserer Ansicht nach entbehrliche Worterklärungen Platz gefunden haben. Einzelnes ist auch da anders zu fassen, z. B. 6,8: „*changer de qc.* eine Aenderung eintreten lassen, etwas an Stelle eines anderen setzen“. Das erstere lässt *de qc.* unberücksichtigt, das zweite scheint eine Erklärung von *de* anzustreben, das aber damit keineswegs erklärt ist. — 11,13: „*Je l'entends qui joue* ich höre ihn spielen, ich höre, wie er spielt.“ Statt eine Uebersetzung zu geben, wäre es angemessener gewesen, den hier in Betracht kommenden Sprachgebrauch zu erörtern; die Uebersetzung kann jeder leicht selbst finden. — 13,11: „*Marc eût vu le ciel entr'ouvert, qu'il n'aurait pas été plus vivement tenté.* Hätte M. den Himmel offen gesehen, er wäre nicht ärger in Versuchung geführt worden. Der zweite Teil des konzessiven (? konditionalen) Satzgefüges ist zum Nebensatze geworden, der durch *que* eingeleitet wird.“ Nach Tobler in *Zeitschrift für das Gymnasialwesen* 1883 Juniheft ist dieses *que* durch „während“ zu erklären, der Herausgeber übersetzt, als ob der Text lautete: *Marc eût-il vu etc.* 16,28: „*crier la faim* vor Hunger nach Brot schreien.“ besser: über grossen Hunger klagen; es war an das aus La Fontaine, *la cigale et la fourmi* bekannte *crier famine* zu erinnern. 53,4: „*en admettant que* zugegeben dass;“ es konnte vielmehr darauf aufmerksam gemacht werden, dass danach der Konjunktiv folgt. 57,20: „*crier au miracle* viel Aufhebens machen, sich sehr wundern“ ist zwar aus Sachs unter *crier* entnommen, passt aber nicht als Uebersetzung für die Stelle des Textes, die etwa eine Uebersetzung verlangt wie: man glaubte vor einem Wunder zu stehen.

Lieferung 114 B. 1898. *Guerre de 1870/71 Récits mixtes.* Par Chuquet, Hérisson, Bézier, Halévy, Mme Boissonnas, Dous-saint. In Auszügen mit Anmerkungen (Anhang 46 S. geh.) zum Schulgebrauch herausgegeben von Professor Dr. Arnold Krause. Mit einem Uebersichtskärtchen. V und 118 S. geb. 1 M. Wörterb. dazu 41 S. geh. 20 Pf.

Eine Reihe von Erzählungen, die einzelne Abschnitte, Szenen und Episoden des deutsch-französischen Krieges zum Gegenstande haben, ist in der Absicht zusammengestellt, dem Schüler der höheren und mittleren Klassen eine nicht zu schwierige, zugleich anregende und belehrende Lektüre zu bieten. Die Ausführung dieser Absicht kann als wohl gelungen bezeichnet werden, wohl aber ist es vielleicht am Platze darauf hinzuweisen, dass nun die in Schulausgaben dieser Art gebotene Auswahl ausreichen dürfte und es jetzt geboten erscheint, vor einem *embarras de richesses* zu warnen. Von den auf dem Titel genannten Verfassern stammen die 7 Abschnitte: *Sedan, le voyage de l'impératrice, en ballon, lettre par ballon monté, Tours, lettres d'un blessé, la retraite de l'armée de l'est.*

wenig auseinandergerissen werden; ihre lautlichen Beziehungen sind durch Kontamination zu stande gekommen, die ich schon *Wochenschr. klass. Philol.* 1892, 397 in einer Besprechung der Persson'schen Schrift als „einen von ältester Zeit an höchst einflussreichen Faktor in der Sprachgeschichte“ bezeichnet habe; s. ferner Bloomfield *Indo-germ. Forsch.* IV 66 ff., Brugmann *Grundr. vergl. Gramm.* I² 426.

Ich wünsche der dritten Auflage des trefflichen Buchs recht viele aufmerksame Leser, der künftigen vierten aber einen Index.

GIESSEN.

BARTHOLOMAE.

Nitzsche, M., *Über Qualitätsverschlechterung französischer Wörter und Redensarten.* Eine semasiologische Untersuchung. Diss., Leipzig-Reudnitz, Druck von August Hoffmann, 1898. 64 S. 8^o.

Die vom Verf. behandelte Erscheinung — die Herabsetzung des Gefühlswertes von Wörtern (die Redensarten zieht der Verf. zum ersten Male heran) — ist unter allen semasiologischen¹⁾ Problemen am frühesten bemerkt und teils dilettantisch, teils wissenschaftlich in mehr oder minder ausführlicher Weise schon oft behandelt worden, ausser in den vom Verf. genannten Schriften schon 1783 von Nemeitz (*Berl. Monatsschr.*, Juli), ebenda von Stosch, 1793 von Hillmer (*Bemerkungen u. Vorschläge zur Berichtigung der deutschen Sprache*, S. 92), ferner von G. Manno (*Della fortuna delle parole*, 1838), W. Wackernagel (1859 u. 1860, in Pfeiffers *Germania* IV u. V), Ed. Müller (*Zur engl. Etymologie*, 1865), E. Littré (*Études et glanures*, Kap. I: *Pathologie verbale*, 1880), O. Kares (*Poesie u. Moral im Sprachschatz*, 1882), C. Müller (*Zs. f. d. deutschen Unterricht*, 1889), K. Schmidt (*Die Gründe des Bedeutungswandels*, Progr. 1894), R. Thomas (*Blätter f. d. Bayr. Gymn.-Wesen*, 1894 u. 1896), K. Erdmann (*Vorstellungs- und Gefühlswert der Worte*, *Beil. zur Allgem. Zeit.*, 1896, Nr. 222 u. 223), J. Stöcklein (*Bedeutungswandel der Wörter*, 1898, Kap. VI u. VII), endlich in der *Köln. Zeit.* Nr. 1046 (6. Nov. 1898), und wohl noch öfter in alter und neuer Zeit.

Während sich aber alle diese Arbeiten, soweit sie nicht überhaupt als beiläufige Bemerkungen aufzufassen sind, und jedenfalls soweit das Französische in Betracht kommt, nur nebenher und in grösserem Rahmen mit dem früher sogenannten „pejorativen Zuge in der Entwicklung der Wortbedeutung“ beschäftigen, will der Verf. eine

¹⁾ Ich gebrauche diesen Terminus im folgenden überall in dem Sinne „auf den Bedeutungswandel bezüglich“, um mich nicht von der jetzt üblichen Auffassung, die auch die des Verfs. ist, zu entfernen; ebenso Bedeutungslehre = Lehre vom Bedeutungswandel; welche Unzukömmlichkeiten dieser Usus mit sich führt, gedenke ich später an anderem Orte zu zeigen und auch einen Vorschlag zur Abhülfe zu machen; vorläufig verweise ich auf meine Besprechung von Pauls *Prinzipien*, 3. Aufl., in der *Zs. f. rom. Phil.* XXIII 538—53.

eingehende Specialuntersuchung über das im Titel angedeutete Thema liefern. Dies ist an und für sich sehr dankenswert, und auch das ist durchaus anzuerkennen, dass der Verf. seine Aufgabe mit Geschick angefasst und, insofern es von seinem Standpunkte aus möglich war, — seine Abhandlung soll ausdrücklich „in erster Linie eine philologische und keine psychologische sein“, — auch gut für eine künftige Lösung, die allerdings nur vom psychologischen Standpunkte aus erfolgen kann, vorbereitet hat. Vor allem

1. durch eine, absolut genommen, sehr reichhaltige, in gewissen, gleich zu berührenden Beziehungen sogar zu reichhaltige Beispielsammlung, die freilich bei gründlicher Ausnützung der Quellen, welche dem Verf. zu Gebote standen, noch bedeutend reicher hätte ausfallen können: so fehlen, um nur einige typische Beispiele zu nennen, *ladre*, *tartufe*, *harpagon*, *lovelace*, *néron*, *Arabe*, *esclave*, *vandale*, (sämtlich bei Franz, *Bedeutungswandel im Frz.*), *frivole* (bei Tobler, *Zs. f. Völkerpsych.* VI 409), *cagot*, *cafard* (bei Morgenroth, *Zs. f. frz. Spr.* XV 21), *reliques*, *case* (bei Lehmann, *Bedeutungswandel im Frz.*), und auch die Durcharbeitung von Villattes *Parisismen*, die (ungenannt; überhaupt nennt der Verf. bedauerlicherweise nur selten seine Quellen) benutzt zu sein scheinen, hätte noch gar manches ergeben, was sich, wie von den obigen Fällen *ladre* bis *néron*, *frivole*, nur schwer oder gar nicht in des Verfs. Kategorien gefügt und also deren Vermehrung bedingt hätte; ich setze ferner, zumeist aus den oben S. 3 angeführten Schriften, nur ganz beiläufig noch her: *afr. ennemi*, *aversiers* Teufel, *châtiment*, *fable*, *braire* (v. Menschen, von *b. yanen* aus), *astrologie*, *damoiseau*, *triacleur*, *Marguerite* böse Sieben (s. J. Meier, *Beil. zur Allg. Zeit.* 1899, Nr. 131 S. 5), *bourgeois* im Munde der Socialisten, *démon*, *idole*, *simple* einfältig. Aber diese Lücken haben verhältnismässig wenig zu bedeuten; was der Verf. geboten hat, genügt jedenfalls vollauf als Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen auf diesem Gebiete, und die nötigen Ergänzungen werden sich finden. Wichtiger ist, dass an nicht wenigen Stellen ein Zuviel vorhanden ist, ein Zuviel mindestens angesichts der Deutung, welche der Verf. den hieher gehörigen Erscheinungen angedeihen lässt. Es handelt sich a) um Fälle wie *mercenaire* Söldling > feil, käuflich (S. 19), *mesquin* junger Mann, Diener > gering, dürftig (S. 19), *malotru* Unglücklicher > ungeschickt, grob, tölpelhaft (S. 20), *chétif* Gefangener > elend, feig (S. 20), *étrange* Ausländer, Fremder > sonderbar, seltsam (S. 13), etc. Der Irrtum, der hier (abgesehen von andern, noch später zu besprechenden Mängeln methodischer Art), zu Tage tritt, beruht darauf, dass der Verf., hierin übrigens nur seinen sämtlichen Vorgängern folgend, keine genaue Scheidung zwischen Wortbildung und Bedeutungswandel vornimmt. Von Bedeutungswandel kann doch nur die Rede sein, wenn gleichzeitig die Form des Wortes (soweit es sich nicht um den, das Wort als solches bekanntlich nicht treffenden Lautwandel handelt)

unverändert bleibt; zur Form des indogerman. Wortes aber (und nur mit diesem haben wir es hier zu thun) gehören auch die Formdispositionen, die dem Worte beim Eintritt in den Satz angeheftet werden; „so empfängt z. B.“, um das bereits *Zs. f. rom. Phil.* XXII 326 Gesagte auf unsern Fall anzuwenden, „ein neugebildetes Wort *rouge-gorge* beim Eintritt in den Satz *la r. est un oiseau*²⁾ die Kategorie als Subjektwort und Subst.; es ist in künftigen Sätzen wieder der Anwendung als Subjektwort, aber auch als Objektwort, nominales Prädikatswort, mit *de* als Attributswort fähig, es kann einen Plural bilden, etc.; verwehrt aber ist ihm die Anwendung als „ursprüngliches Subjektbestimmwort (wozu ich die Adj. und adj. Numeralia, Participia und Pronomina rechne, s. a. a. O. S. 324 f.), „weil es dann, im Gegensatz zu den bisherigen Fällen, seine Kategorie als Subst. aufgeben müsste“, also z. B. nicht mehr der Verbindung mit dem Artikel fähig wäre. Tritt aber eine solche kategoriale Verschiebung ein, so liegt nicht mehr blosser Bedeutungswandel, sondern schon Wortbildung vor, und Fälle wie die oben angeführten müssen daher, selbst wenn sich die frühere substantivische Bedeutung nachweisen lässt, was z. B. bei *étrange* jedoch meines Wissens nicht der Fall ist, ausgeschlossen werden, während *étrange qui est d'un autre pays* > *qui est en dehors de l'ordinaire* (beidemale Adj.) ganz in der Ordnung ist. *Juiffer* betragen (S. 14), *Jean-bête*, *Jean-fesse* (S. 17), *momentanée*, *horizontale*, *marchande de sourires* (S. 44), etc., vollends sind wie auch die Flüche S. 45 f. (*tudieu* etc.) ganz klare Neubildungen, die schon bei ihrer Schöpfung ungünstige Bedeutung haben. — b) In einer andern Reihe von Fällen, nämlich bei ganzen Redensarten, liegt teils ebenfalls Neubildung mit vom Anfang an ungünstiger Bedeutung vor (vgl. S. 14 *tomber dans la Grèce* Falschspieler werden, von *la Grèce* die Welt der Falschspieler abgeleitet, S. 23 *faire le saint* frömmeln, S. 24 *faire son Joseph* blöde thun und das offenbar darnach gebildete *faire sa Joséphine* faire la prude, S. 33 *c'est un triste sire*, S. 39 *elle est entre deux âges*, S. 40 *il a l'esprit troublé*, S. 40 *aimer à lever le coude, se donner une culotte*, etc. etc.), teils ein einfacher Vergleich, bei dem die ungünstige Bedeutung (wie z. B. auch schon in *faire le saint* etc.) durch ein andres Wort der Phrase ausgedrückt ist als durch dasjenige, welchem der Verf. die Gefühlssenkung zuschreibt: vgl. S. 14 *soûl comme un Polonais*, S. 21 *jurer comme un charretier*, S. 24 *gris comme un cordelier*, S. 38 *bête comme un chou*. Steht auch ausser Zweifel, dass die Wörter *Polonais* etc. aus solchen Verbindungen bisweilen nicht intakt hervorgehen und dann in Phrasen wie *boire comme un Polonais* eintreten können, wo man allerdings schon von einer schlechten Bedeutung von *Polonais* reden darf, da aus *boire* allein nicht ohne weiteres die Bedeutung unmässig trinken zu erschliessen ist, — steht

²⁾ *Rouge-gorge* war ursprünglich Femininum.

eingehende Specialuntersuchung über das im Titel angedeutete Thema liefern. Dies ist an und für sich sehr dankenswert, und auch das ist durchaus anzuerkennen, dass der Verf. seine Aufgabe mit Geschick angefasst und, insofern es von seinem Standpunkte aus möglich war, — seine Abhandlung soll ausdrücklich „in erster Linie eine philologische und keine psychologische sein“, — auch gut für eine künftige Lösung, die allerdings nur vom psychologischen Standpunkte aus erfolgen kann, vorbereitet hat. Vor allem

1. durch eine, absolut genommen, sehr reichhaltige, in gewissen, gleich zu berührenden Beziehungen sogar zu reichhaltige Beispielsammlung, die freilich bei gründlicher Ausnützung der Quellen, welche dem Verf. zu Gebote standen, noch bedeutend reicher hätte ausfallen können: so fehlen, um nur einige typische Beispiele zu nennen, *ladre*, *tartufe*, *harpagon*, *lovelace*, *néron*, *Arabe*, *esclave*, *vandale*, (sämtlich bei Franz, *Bedeutungswandel im Frz.*), *frivole* (bei Tobler, *Zs. f. Völkerpsych.* VI 409), *cagot*, *cafard* (bei Morgenroth, *Zs. f. frz. Spr.* XV 21), *reliques*, *case* (bei Lehmann, *Bedeutungswandel im Frz.*), und auch die Durcharbeitung von Villattes *Parisismen*, die (ungenannt; überhaupt nennt der Verf. bedauerlicherweise nur selten seine Quellen) benutzt zu sein scheinen, hätte noch gar manches ergeben, was sich, wie von den obigen Fällen *ladre* bis *néron*, *frivole*, nur schwer oder gar nicht in des Verfs. Kategorien gefügt und also deren Vermehrung bedingt hätte; ich setze ferner, zumeist aus den oben S. 3 angeführten Schriften, nur ganz beiläufig noch her: *afr. ennemi*, *aversiers* Teufel, *châtiment*, *fable*, *braire* (v. Menschen, von *b. yanen* aus), *astrologie*, *damoiseau*, *triacleur*, *Marguerite* böse Sieben (s. J. Meier, *Beil. zur Allg. Zeit.* 1899, Nr. 131 S. 5), *bourgeois* im Munde der Socialisten, *démon*, *idole*, *simple* einfältig. Aber diese Lücken haben verhältnismässig wenig zu bedeuten; was der Verf. geboten hat, genügt jedenfalls vollauf als Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen auf diesem Gebiete, und die nötigen Ergänzungen werden sich finden. Wichtiger ist, dass an nicht wenigen Stellen ein Zuviel vorhanden ist, ein Zuviel mindestens angesichts der Deutung, welche der Verf. den hieher gehörigen Erscheinungen angedeihen lässt. Es handelt sich a) um Fälle wie *mercenaire* Söldling > feil, käuflich (S. 19), *mesquin* junger Mann, Diener > gering, dürftig (S. 19), *malotru* Unglücklicher > ungeschickt, grob, tölpelhaft (S. 20), *chétif* Gefangener > elend, feig (S. 20), *étrange* Ausländer, Fremder > sonderbar, seltsam (S. 13), etc. Der Irrtum, der hier (abgesehen von andern, noch später zu besprechenden Mängeln methodischer Art), zu Tage tritt, beruht darauf, dass der Verf., hierin übrigens nur seinen sämtlichen Vorgängern folgend, keine genaue Scheidung zwischen Wortbildung und Bedeutungswandel vornimmt. Von Bedeutungswandel kann doch nur die Rede sein, wenn gleichzeitig die Form des Wortes (soweit es sich nicht um den, das Wort als solches bekanntlich nicht treffenden Lautwandel handelt)

unverändert bleibt; zur Form des indogerman. Wortes aber (und nur mit diesem haben wir es hier zu thun) gehören auch die Formdispositionen, die dem Worte beim Eintritt in den Satz angeheftet werden; „so empfängt z. B.“, um das bereits *Zs. f. rom. Phil.* XXII 326 Gesagte auf unsern Fall anzuwenden, „ein neugebildetes Wort *rouge-gorge* beim Eintritt in den Satz *la r. est un oiseau*²⁾ die Kategorie als Subjektwort und Subst.; es ist in künftigen Sätzen wieder der Anwendung als Subjektwort, aber auch als Objektwort, nominales Prädikatswort, mit *de* als Attributwort fähig, es kann einen Plural bilden, etc.; verwehrt aber ist ihm die Anwendung als „ursprüngliches Subjektbestimmwort (wozu ich die Adj. und adj. Numeralia, Participia und Pronomina rechne, s. a. a. O. S. 324 f.), „weil es dann, im Gegensatz zu den bisherigen Fällen, seine Kategorie als Subst. aufgeben müsste“, also z. B. nicht mehr der Verbindung mit dem Artikel fähig wäre. Tritt aber eine solche kategoriale Verschiebung ein, so liegt nicht mehr blosser Bedeutungswandel, sondern schon Wortbildung vor, und Fälle wie die oben angeführten müssen daher, selbst wenn sieh die frühere substantivische Bedeutung nachweisen lässt, was z. B. bei *étrange* jedoch meines Wissens nicht der Fall ist, ausgeschlossen werden, während *étrange* qui est d'un autre pays > qui est en dehors de l'ordinaire (beidemal Adj.) ganz in der Ordnung ist. *Juiffer* betrügen (S. 14), *Jean-bête*, *Jean-fesse* (S. 17), *momentanée*, *horizontale*, *marchande de sourires* (S. 44), etc., vollends sind wie auch die Flüche S. 45 f. (*tudieu* etc.) ganz klare Neubildungen, die schon bei ihrer Schöpfung ungünstige Bedeutung haben. — b) In einer andern Reihe von Fällen, nämlich bei ganzen Redensarten, liegt teils ebenfalls Neubildung mit vom Anfang an ungünstiger Bedeutung vor (vgl. S. 14 *tomber dans la Grèce* Falschspieler werden, von *la Grèce* die Welt der Falschspieler abgeleitet, S. 23 *faire le saint* frömmeln, S. 24 *faire son Joseph* blöde thun und das offenbar danach gebildete *faire sa Joséphine* faire la prude, S. 33 *c'est un triste sire*, S. 39 *elle est entre deux âges*, S. 40 *il a l'esprit troublé*, S. 40 *aimer à lever le coude, se donner une culotte*, etc. etc.), teils ein einfacher Vergleich, bei dem die ungünstige Bedeutung (wie z. B. auch schon in *faire le saint* etc.) durch ein andres Wort der Phrase ausgedrückt ist als durch dasjenige, welchem der Verf. die Gefühlssenkung zuschreibt: vgl. S. 14 *soûl comme un Polonais*, S. 21 *jurer comme un charretier*, S. 24 *gris comme un cordelier*, S. 38 *bête comme un chou*. Steht auch ausser Zweifel, dass die Wörter *Polonais* etc. aus solchen Verbindungen bisweilen nicht intakt hervorgehen und dann in Phrasen wie *boire comme un Polonais* eintreten können, wo man allerdings schon von einer schlechten Bedeutung von *Polonais* reden darf, da aus *boire* allein nicht ohne weiteres die Bedeutung unmässig trinken zu erschliessen ist, — steht

²⁾ *Rouge-gorge* war ursprünglich Femininum.

dies auch ausser Zweifel, so kann doch eine Verschlechterung des Gefühlswertes nur bei solchen Redensarten zugegeben werden, welche vorher eine günstige oder indifferente Bedeutung hatten: S. 42 *Dieu vous assiste, c'est bien, allez vous asseoir*, etc. — Nach diesen notwendigen Ausscheidungen kann nunmehr

2. zur Auseinandersetzung mit den „Bedingungen oder Faktoren“ geschritten werden, die nach des Verfs. Darstellung bei der Qualitätsverschlechterung von Einfluss sind. Er zählt (S. 12) folgende auf: 1. Nationaler Gegensatz, 2. Socialer, 3. Religiöser, 4. Bildungs-Gegensatz, 5. Ästhetische Anschauungen, 6. Euphemismus, 7. Ironie, 8. a) Konventionalismus, b) Individualismus. Sicher ist wiederum, dass alle diese Faktoren auch bei einer künftigen psychologischen Bearbeitung des Themas eine Rolle spielen müssen; ebenso sicher aber ist — dies kann schon jetzt gesagt werden —, dass sich ihre relative Wichtigkeit einerseits und ihr Zusammenhang mit den sprachgeschichtlichen Thatsachen anderseits sehr erheblich anders gestalten werden als in der Darstellung Nitzsches. Die Begründung dieser Behauptung kann ich hier nicht in extenso geben, denn dies würde uns sofort mitten in die verwickeltsten principiellen Fragen hineinführen; auch welche Ergänzungen die Reihe dieser Faktoren in Zukunft erfahren muss, kann hier nicht a priori erörtert werden; ich will statt dessen lieber versuchen, an der Hand einiger Beispiele zu zeigen, wie die vorwiegend „philologische“ d. h. einzelsprachliche Forschung nunmehr, von des Verfs. und seiner Vorgänger Aufstellungen ausgehend, der, wie gesagt, nur von der Psychologie zu erwartenden Lösung des Problems vorarbeiten kann und muss. — Zunächst und vor allem a) durch die von den klassischen Philologen schon seit längerer Zeit auch auf dem Gebiete der Bedeutungslehre erfolgreich gehandhabte Methode der Einzeluntersuchung in dem Sinne, dass die Geschichte einzelner Fälle, bei denen die Bedingungen der Überlieferung günstig liegen, möglichst vollständig aufgeheilt wird. Nur so kann der vorschnellen Einreihung von Einzelfällen in grosse Kategorien — eine Klippe, um die der Verf. durchaus nicht immer herumgesehelt ist — vorgebeugt werden. Dass z. B. die Bedeutung Giftbissen von *boucon* < it. *boccone* Bissen nichts mit nationalem Gegensatz zu thun hat, wird durch die einfache Feststellung bewiesen, dass auch *boccone* in der Bedeutung *pillola velenosa* vorkommt, so zwar, dass *dare il boccone a (uno)* für *avvelenare* gebraucht wird; ebenso ist die Geschichte von *grec* Falschspieler ganz anders geartet, als es nach dem Verf. (S. 14) den Anschein gewinnt: Littré giebt hier gewiss die richtige Entwicklung: un grec, un homme habile dans la connaissance du grec; fig., être grec en qch., y être habile, trop habile; un grec, un homme qui floute au jeu; so auch der *Dict. général*, den der Verf. gar nicht benutzt zu haben scheint. Im Falle *boucon* genügt es noch, das ital. Wörterbuch zu befragen, um eine falsche Einreihung zu vermeiden und zu erfahren, dass es sich um

einen Euphemismus handelt; bei *grec* aber wird man schon auf Forschungen in der Litteratur selbst angewiesen, denn die Ermittlung des treibenden Faktors bei der Veränderung des Gefühlswertes hängt hier direkt von der Aufdeckung der Umstände ab, unter denen das Wort die neue Bedeutung gewonnen hat. Liegt hier Ironie zu Grunde?, spielte der Umstand eine Rolle, dass die Falschspieler, welche die Veranlassung zur Bedeutungsänderung von *grec* wurden, zufällig Griechen waren? — diese Fragen können nur durch eingehende historische Untersuchung gelöst werden. Vielleicht wird man ja gerade bei *grec* zu keinem bindenden Resultate gelangen; gewiss aber giebt es Fälle genug, wo sich ein solches erreichen lässt, und nur die so erzielten Ergebnisse können als wissenschaftlich wertvoll angesehen werden. Dass wir uns auf dem Gebiete der Bedeutungslehre in einer so traurigen Lage befänden, wie es der Verf. (S. 3) glauben machen will („alles ist hier veränderlich, unsicher, fliegend, mehr oder minder der individuellen Auffassung unterworfen; Gesetze gelten hier ebensowenig wie für andre Kultur- und Geschichtswissenschaften“ — eine sonderbare Anschauung, die er übrigens von Franz [*Bedeutungswandel im Franz.*] übernommen hat), kann ich nicht zugeben; auch in der (historischen) Phonetik, für die Nietzsche Gesetze gelten lässt, liegen die Dinge nicht anders als in der Bedeutungslehre; von Gesetzen in dem (naturwissenschaftlichen) Sinne, dass sich aus der Ursache progressiv stets die Wirkung vorausberechnen liesse, ist auch dort nicht die Rede, sondern nur von gewissen Regelmässigkeiten, die noch dazu nur in ganz bestimmter räumlicher Ausdehnung und zu ganz bestimmten Zeiten eintreten; von der Erkenntnis einer psychischen Kausalität des Lautwandels ist man derzeit noch viel weiter entfernt als von der einer psychischen Kausalität des Bedeutungswandels. Denn dem Bedeutungsforscher stehen mindestens die gleichen, wenn nicht sogar mehr Mittel der Erkenntnis zu Gebote wie dem Lautforscher; er hat dieselbe Litteratur zur Verfügung, denselben Umkreis der gesprochenen Dialekte, und ausserdem noch den Vorteil, dass er sich nicht so sehr an Ort und Zeit zu binden braucht, sondern sein Material, wenn in der einen Sprache die Überlieferungsverhältnisse ungünstig liegen, öfter und sicherer aus andern Sprachen ergänzen kann, als es dem Lautforscher möglich ist, der sich ausserdem auch bei den litterarischen Quellen immer erst durch die Schrift zum Laute durcharbeiten muss. Nur ist in der Bedeutungslehre streng methodisches Vorgehen natürlich ebenso geboten, wie in der Lautlehre. Es ist z. B. durchaus unstatthaft, wie dies der Verf. zu wiederholten Malen thut, zwischen die zwei zu verknüpfenden Bedeutungen eine dritte einzuschieben, die nach einer andern Richtung direkt aus der Grundbedeutung entwickelt ist, und dann die jüngste Bedeutung aus jener dritten abzuleiten,³⁾ oder umgekehrt eine wirkliche oder

³⁾ Hierher gehören z. B. die bereits oben S. 154 in anderem Zusammenhange erwähnten Fälle *mercenaire* etc., an deren Stelle vielmehr *mercenaire*

fingierte Grundbedeutung direkt mit einer abgeleiteten Bedeutung zu verknüpfen, wenn zwischen jener und dieser eine dritte Bedeutung liegt: man vgl. oben das über *grec* Gesagte und *Polonais* Pole > *P.* Trunkenbold, zwischen denen *soûl comme un P.* und *boire comme un P.*, jenes als Erklärungsmittel, dieses als Mittelphrase, stehen, während der Verf. die beiden Phrasen auf eine Stufe stellt. — Diese methodischen Mängel und der Wunsch ihres Verschwindens führen unmittelbar auf zwei weitere Forderungen, mit deren Erwähnung mir das vorläufig in methodischer Beziehung zu Verlangende erschöpft scheint: α) man halte sich in möglichst sicherer Entfernung von der etymologischen Bedeutung; ich meine dabei nicht Fälle wie *putain*, für das Littré eine nach neuerer Forschung imaginäre Grundbedeutung und der Verf. von dieser aus, Littré folgend, (S. 18) eine Gefühlsenkung konstruiert hat,⁴⁾ sondern solche wie *paillard* (S. 20), wo es doch zum mindesten zweifelhaft ist, ob jemals die Bedeutung „jemand der auf dem Stroh schläft“ vorgelegen habe, und nicht vielmehr (vgl. das pejorative Suffix) sogleich die mit verächtlichem Gefühlston behaftete Bedeutung „gueux“, die sich dann weiter zu „personne portée à la lubricité“ senkte; — β) die letzte Forderung, die übrigens wiederum (vgl. oben S. 156) von den klassischen Philologen und auch auf dem Gebiete des Französischen wenigstens von Lehmann schon längst gelegentlich erfüllt und nur zufolge dem Zwecke, den der Verf. verfolgte, möglichst viele Beispiele zu bieten, bei ihm wieder in den Hintergrund gedrängt worden ist, kann kurz so formuliert werden: Man stelle alle auf den Bedeutungswandel, sei es einzelner Worte, sei es ganzer Redensarten und Sätze, bezüglichen Untersuchungen stets in der Weise an, dass man den ganzen Zusammenhang, die ganze Situation, welche zu der besonderen Verwendung der Ausdrucksmittel Anlass gegeben hat, in vollen Betracht ziehe; dabei

Adj. „qui travaille pour de l'argent > qui n'agit qu'en vue du salaire > à qui l'on fait faire tout ce qu'on veut pour de l'argent“; so hängen ferner afr. *mesquin* garçon und nfr. *mesquin* qui manque d'ampleur gar nicht miteinander zusammen; das eine ist im Mittelalter aus dem Arabischen (*maskiz* arm) entlehnt, das substantiviert wurde und nur in Patois fortlebt; das andre ist zuerst 1611 bei Cotgrave belegt und Lehnwort aus dem Ital. (*meschino* ärmlich, das seinerseits auf die arabische Grundbedeutung zurückgeht); hier hat sich also die Gefühlssenkung im Ital. (oder Arabischen; ich kann dies jetzt nicht konstatieren) vollzogen, und das Frz. hat nur das Resultat als Lehnwort übernommen.

⁴⁾ *Putain* Obliquus zu *pute*, dies aber nicht < *puta(m)* Mädchen, sondern < *putida(m)* puante; die von Littré citierte Stelle, wo *putain* die Bedeutung *Magd* haben soll („les mauvais qui quidierent le rei servir à gré, E garçons e putains unt Saint Thomas hué“ *Th. le mart.* 46, 12. Jh.) spricht im Gegenteil für *putain* prostituée, und Littrés Deutung war offenbar von seiner Etymologie beeinflusst; auch die Zusammenstellung mit *garçons* kann nichts für ihn beweisen, vgl. Littré selbst s. v. *garçon*: „il y eut un temps dans le moyen âge où garçon prit une acception très-défavorable, et devint une grosse injure, signifiant *coquin*, *lâche*“.

kommt es, wie besonders Stöcklein in seinen *Untersuchungen zur Bedeutungslehre* (Progr. Dillingen 1895, jetzt, 1899, auch bei Lindäuer in München erschienen) nachdrücklich betont und in seiner 1898er Schrift (s. oben S. 153) auch praktisch bethätigt hat, vor allem auf die Aufsuchung solcher Fälle an, wo der Satzzusammenhang geeignet ist, Licht auf die Bedeutungsentwicklung der Wörter und Phrasen zu werfen; dies gilt sowohl für mündliche als für litterarische Quellen; wo man auf die letzteren angewiesen ist, wird, um wieder zu dem eigern Thema der Gefühlssenkung zurückzukehren, ausser dem Satzzusammenhang natürlich auch die moralische, religiöse, nationale, sociale, ästhetische etc. Anschauungsweise und Stellung des Autors, die sich in seinem Stil offenbart, ebenso sehr zu berücksichtigen sein wie bei der Ausnützung mündlicher Quellen. In der vorläufigen, freilich, wie sich bereits gezeigt hat und bei künftiger Nachprüfung noch weiter zeigen wird, im einzelnen vielfacher Berichtigung bedürftigen Gruppierung des Materials nach solchen Gesichtspunkten hat der Verf. diesem Bedürfnisse ja ebenfalls Rechnung getragen, und es wäre nur zu wünschen gewesen, dass er dabei — b) mehr Fühlung mit seinen Vorgängern genommen, beziehungsweise das früher nicht nur auf seinem engern Gebiete, sondern auf dem der Bedeutungslehre überhaupt Geleistete vollständiger gesammelt und für seine Zwecke herangezogen hätte. Auch diesen Mangel teilt er übrigens mit seinen sämtlichen Vorgängern: es scheint unter den Bedeutungsforschern nachgerade Mode geworden zu sein, immer nur auf einige, oft recht wenige, frühere Arbeiten Rücksicht zu nehmen, und die Vorteile, welche eine Centralisation der Forschung gerade in diesem Zweige der Sprachwissenschaft zu bieten imstande ist, preiszugeben. Und so liest man denn, wenn man mit der einschlägigen Litteratur vertraut ist, mit Verwunderung, wie der Verf. — etwa 17 Jahre nach F. Heerdegens *Untersuchungen zur latein. Semasiologie*, 10 Jahre nach M. Hechts *Griechischer Bedeutungslehre*, 8 Jahre nach O. Heys *Semasiologischen Studien* und Heerdegens *Lat. Semasiologie* (Neubearbeitung von Reisigs 1839 erschienenem Kapitel über Semasiologie in dessen Vorlesungen), 5 Jahre nach F. Schröders Programm *Zur griechischen Bedeutungslehre*, 3 Jahre nach Stöckleins oben Z. 1 genannter Arbeit, 2 Jahre nach R. Thomas' Aufsatz (s. oben S. 153), O. Heys *Rückblick und Ausblick über die Semasiologie* (*Archiv f. lat. Lexikogr.* IX 193—230) und M. Pokrovskys *Studien über Methoden der Semasiologie* (vgl. auch die Schriften von C. Müller und K. Schmidt oben S. 153)⁵⁾ — auf S. 3 behauptet: „bis jetzt hat die Semasiologie noch keine eingehende wissenschaftliche Bearbeitung bezüglich der allgemeinen principiellen Fragen erfahren“. Hätte Nitzsche diese zum Teil sehr eingehenden Bearbeitungen gerade

⁵⁾ M. Bréals *Essai de Sémantique* gehört zufolge dem Begriffe, den Bréal von der Bedeutungslehre hat, nicht hieher; vgl. oben S. 153 Anm. 1.

der Principienfragen gekannt, so wäre ihm so mancher Irrtum in der zu den schwächsten Partien seiner Abhandlung zählenden Einleitung (S. 3—13) erspart geblieben, und er hätte wahrscheinlich auch sein doch recht oberflächliches Urteil über die Untersuchung von Morgenroth in dieser *Ztschr.* XV¹ 1—23 anders gestaltet, die mit zu dem Besten zählt, was über semasiologische Fragen bisher geschrieben worden ist. Auch dass der Verf. die oben S. 153 genannten Aufsätze von K. Erdmann nicht benutzt hat, ist sehr zu bedauern und kann nur dadurch ausgeglichen werden, dass gerade diese neben Nitzsches, wie ich zusammenfassend wiederholen zu können mich freue, trotz der hervorgehobenen Mängel doch recht verdienstlicher Arbeit bei den nunmehr hoffentlich bald beginnenden, oben S. 156 geforderten Einzeluntersuchungen in hervorragendem Masse berücksichtigt werden.

LEIPZIG.

O. DITTRICH.

Berghold, K. *Über die Entstehung der Nasalvokale.* (Leipz. Dissert.) Leipzig, Kreysing. 1898. 8^o. 50 S.

Klahn, W. *Über die Entwicklung des lateinischen primären und sekundären mn im Französischen.* (Kieler Dissert.) Kiel, Peters. 1898. 8^o. 70 S.

Staaff, E. *Le suffixe -ime, -ième en français.* (Särtryck ur Nyfilologiska Sällskapets i Stockholm Publikation 1898.) S. 101—132.

Die Frage der Nasalvokale, einmal ins Rollen gebracht, scheint nicht so bald zur Ruhe zu kommen. Die Arbeit von Uschakoff hat zunächst das Gute gehabt, dass sie G. Paris, den Hauptvertreter der Hypothese von der Entstehung der Nasalvokale in zeitlich verschiedenen Perioden, veranlasst hat, seinen Standpunkt zu präzisieren. (*Rom.* 1898 S. 300.) Die verschiedenen Argumente, die Uschakoff hier gegen diese Hypothese ins Feld führt, werden einer kritischen Besprechung unterzogen. Namentlich von Wert ist, dass G. P. in überzeugender Weise darthut, dass den Schreibungen und Reimen, auf die die Gegner seiner Ansicht sich bisher stützten, jede Beweiskraft fehlt. Andererseits kann sich auch G. P. nicht mehr den Vorteilen verschliessen, die die Annahme eines gleichzeitigen Impulses zur Nasalisierung hat. Nur habe dieser Impuls nicht überall gleichweitgehende Folgen gehabt. Bloss bei *a*, *e* sei gleich anfangs starke Nasalisierung eingetreten, *i*, *u*, *ü* aber unfähig, voll nasaliert zu werden, hätten sich mit oralem Vokal + Anusvara begnügt, wie es noch jetzt pruz. und frz. Mundarten aufweisen. Der Trieb nach vollständiger Parallelität hätte schliesslich auch hier volle Nasalisierung eintreten lassen, nur seien statt nasaler extremer Vokale, die dem französischen Sprachorgan unmöglich seien, die nächstliegenden *ẽ*, *õ* eingetreten.

So klein nun auch das Zugeständnis des Meisters zu sein scheint,

die Entscheidung der Frage ist noch schwieriger geworden, da nunmehr alle Argumente aus der Sprachgeschichte selbst beseitigt sind. Ich suchte allerdings in meiner Rezension von Uschakoffs Arbeit (*Zs. f. rom. Phil.* XXII 539), bei deren Abfassung ich leider G. P.' scharfsinnigen Artikel noch nicht kannte, die Verschiedenheit der Endkonsonanten in afrz. *mains* und *anz* im Sinne der Suchier'schen Hypothese auszunützen; ich weiss nun allerdings nicht, wie die Gegner derselben sich zu diesen Ausführungen verhalten, aber soviel ist klar, dass auch, wenn sie meine Begründung der Verschiedenheit annehmen, sie sie leicht mit ihrer Ansicht in Einklang bringen können, falls sie nur die neue Formulierung von G. P. acceptieren. Andererseits glaube ich aber auch, die wichtigsten zwei Bedenken, die sie gegen die Suchier'sche Theorie ins Feld führen können, — das eigentümliche Verhalten der Assonanzen und die Unmöglichkeit, *ĩ*, *ũ* zu sprechen — durch die Hinweise auf den Wiener Dialekt und durch meine lautphysiologischen Ausführungen (ebda. S. 540 f.) entkräftet zu haben.

Nun ist es aus dem oben Gesagten klar, dass das Kampffeld einstweilen vollständig dem historisch-linguistischen Gebiet entrückt und auf das lautphysiologisch-phonetische verschoben ist. So scheint es nun ein glücklicher Zufall, dass gerade von dieser Seite her die Arbeit Bergholds uns Aufklärung verspricht. — Die Dissertation macht den Forschern, die sich bis jetzt mit der Frage beschäftigten, den Vorwurf, dass sie das Wann der Nasalierung zum Gegenstand ihrer Untersuchungen machen, ohne sich zunächst über das Wie die nötige Klarheit verschafft zu haben. Er bespricht nun die lautphysiologischen und psychologischen Voraussetzungen der oralen Vokale, dann der nasalen Konsonanten, endlich der Nasalvokale und kommt zu dem Schluss, dass man sich die Entstehung der Nasalvokale aus Vokal + Nasal (die Entstehung derselben aus Nasal + Vokal wird gänzlich bei Seite gelassen) so zu denken habe, dass „an die Stelle des ursprünglichen Nacheinander von Vokal + Nasal ein teilweises Miteinander tritt“. Man sieht also, dass Verf. eine Beschreibung des Vorgangs giebt, die auf jede Assimilationserscheinung passt. Die Auffassung der Nasalierung als Assimilation ist ja nichts Neues, und ich finde, dass, wenn man es bei diesem „herkömmlichen Satz bewenden lässt“ (S. 8), man ebensoviel sagt wie der Verf. in seinen ganzen Ausführungen. Nun verfolgt Berghold allerdings die Ursache des Lautwandels ins psychologische Gebiet zurück; ich gestehe, dass ich dem Verf. hierin nicht zu folgen vermag. Die Schlüsse, die man hier zu ziehen vermag, sind alle erst aus den lautphysiologischen Vorgängen abgeleitet, so dass es ein *circulus vitiosus* wäre, daraus wieder auf das Wesen der Nasalierung zu schliessen; dagegen liegt die Gefahr nahe, dass man, wenn die lautphysiologische Beschreibung ungenau oder unvollständig war, unheilvolle Verwirrung anrichtet. Thatsächlich versucht Verf., theoretisch alle Möglichkeiten dieses „Miteinander“ und der späteren Entwicklung desselben darzustellen, ohne irgendwie nach-

zuweisen, dass sie auch wirklich so vorkommen. Im Schluss seiner theoretischen Ausführungen wendet er sich dann gegen Storm, dessen Beschreibung ihm nicht in sein System passt; dort heisst es nämlich, dass die schwache Artikulation des Nasals die erste Stufe der Nasalisierung gewesen sei. Verf. meint nun: „Schwache Artikulation heisst doch: die Zunge artikuliert schwach und das Gaumensegel artikuliert schwach, mit andern Worten, der Bewegungsumfang beider Artikulationen wird geringer“. Mit Verlaub: das heisst es gar nicht; wenn man von Artikulation eines Nasals spricht, denkt man wohl zunächst nur an die absperrende Thätigkeit der Zunge oder Lippen. Und dass schwache Artikulation in diesem Sinn zur Nasalisierung führt, kann man, glaub' ich, mit gutem Grund annehmen. Versperrt beim *n* in *lent* die Zunge nicht mehr ganz den Mundweg, so entsteht *leēt* oder *leēt*, je nach dem, was von der Bewegung der Zunge noch übrig geblieben ist; daraus kann sich durch Assimilation *lēt* entwickeln. Gerade dies Verhalten ist sehr geeignet, die zahlreichen nasalen Diphthonge *āū* oder *āi* aus *a N*, *ēi* oder *āi* aus *e N*, *ōū* oder *āū* aus *o N* zu erklären. Gerade diese werden durch die Annahmen Bergholds gar nicht erklärt. Ich will damit noch nicht behaupten, dass gerade frz. *main*, *plein* unter die genannten Fälle gehört. Wenn uns aber der Verf. das *ai* in *aimet* u. s. w. so erklärt, dass „nasaliertes *a* vorliegt, dem unmittelbar ein in seiner Zungenartikulation stark reduziertes *n* folgt, an welches sich dann ein etwas kräftigeres *m* oder *n* anschliesst“, so ist er uns nicht nur den Beweis für diese Behauptung schuldig geblieben, sondern er hat nicht einmal versucht, sie mit seinem ganzen System in Einklang zu bringen. Nehmen wir aber eine derartige schwache Artikulation in *lent* als erste Stufe der Nasalisierung an — gleichgiltig ob dadurch ein Nasaldiphthong hervorgerufen wurde oder nicht — so wäre das ziemlich parallel mit *saīt* > *saut*, *fakt* > *faxt*, *fajt*; es würde sich ungefähr mit der von G. P. angenommenen Anusvara decken.

Sehen wir nun, was seine Arbeit zur Beantwortung der uns hier hauptsächlich interessierenden Zeitfrage beiträgt. Er sowohl wie Klahn gehen von den interessanten Beobachtungen und Experimenten Czermaks aus (*Sitz.-Ber. d. W. Ak. — M. Nat. Kl.* 1857, p. 7). Czermak zeigt dort, dass bei der Aussprache des *i*, *u*, auch *o* die Muskel des Gaumensegels sich in einem Spannungszustand befinden, so dass der Luftweg zur Nasenhöhle vollständig abgesperrt wird; bei *a* sind sie schlaff, *e* steht in der Mitte. Klahn und Berghold schliessen daraus, dass dadurch im ersten Falle die Nasalisierung erschwert werde. Trotzdem nimmt Berghold die Resultate Uschakoffs an und behauptet am Schluss, der Prozess der Nasalisierung (bei allen Vokalen) sei so alt wie die frz. Sprache selbst, Klahn ist der Ansicht, dass selbst zur Zeit Palsgraves Nasalisierung von *i* und *ü* noch nicht stattgefunden habe. Sehen wir uns die Erfahrungen Czermaks an. Auch ohne experimentelle Bestätigung haben wir Deutsche das deut-

liche Gefühl, dass bei der alphabetischen Aussprache des *i*, *u*, *o*, *e* eine gewisse, stärkere oder schwächere, Spannung im Gaumensegel eintritt, welche wir bei *a* nicht empfinden. Wir empfinden diesen Spannungszustand nicht nur am Gaumensegel, sondern auch im artikulierenden Teile der Zunge; die Vokale sind eben das, was Sweet *narrow* nennt (vgl. zur leichteren Übersicht: Elementarb. des gespr. Engl. ³ S. 14). Hätte Czermak statt der deutschen Laute englische gesprochen oder nur statt der alphabetischen langen Vokale die kurzen der norddeutschen Aussprache, so hätte er vermutlich ganz andere Resultate erhalten. Will man aber trotzdem seine Resultate verwerten, so müsste man zunächst beweisen können, dass im Vulgärlat. ähnlich wie im Deutschen *i*, *u* (*ü*) *narrow* und *a*, *e* *wide* gesprochen wurden. Könnte man dies beweisen, so erschiene mir noch nicht ohne weiteres klar, warum die Nasalierung im ersten Fall erschwert sein sollte. Man könnte höchstens auf einen Gedanken kommen, wobei zu erinnern ist, dass zwei sonst gleiche Vokale, der eine *narrow*, der andere *wide* gesprochen, sich für das Ohr erheblich unterscheiden und dass die frz. Nasalvokale, heute wenigstens, alle *narrow* gesprochen werden; man könnte nämlich begreifen, warum bei *i*, *ü* der orale und nasale Vokal gleiche Qualität hatten, bei *a*, *e* nicht, was dann die Assonanzverhältnisse ausgezeichnet erklären würde. Doch genug der Luftgebilde.

Klahn sucht in seiner Arbeit den Nachweis zu liefern, dass lat. *mn* und *m'n* in jeder Stellung im frz. *m* gegeben haben. Ich stimme ihm vollständig bei. Nur *fenne* neben *femme* macht Schwierigkeiten. Verf. scheint die Form für eine bloße *licentia poetica* zu halten; das glaube ich nicht.¹⁾ Dazu ist die Form zu weit verbreitet, begegnet bei zu rein reimenden Dichtern, und es wäre auffällig, warum sich eine derartige Freiheit, auch bei minder rein reimenden Dichtern, nicht bei *homme* findet, wo sie gewiss auch brauchbar gewesen wäre. Man könnte vielleicht annehmen, dass in einzelnen Mundarten²⁾ *mn* sich unter dem dissimilierenden Einfluss des *f* abweichend entwickelt habe. — *Ditain* S. 30, 38 (*dictamnu*) ist Anlehnung an *plantain* etc.; *dain* (*damnu*) vielleicht Anlehnung an das Gegenteil *g(a)ain* (vgl. das Sprichwort *d'injuste gain juste dain*), *colome* (-umna), das der Verf. anzweifelt, ist mir in Macé de la Char. 688, 10 236, 10 326, 17 689 etc., Handschr. P, begegnet. Besonders dankenswert ist, dass der Verf. nochmals nachweist, dass in der Formel betonter Vokal + *m* oder

¹⁾ Es ist nicht richtig, dass die Schreibung *fenne* sich lediglich im Reim auf *renne* findet, vgl. *Erec* 4019 Handschrift H. Von Beispielen wäre noch hinzuzufügen *forsane* : *fame* Ren. 12 281, *femme* : *pane* Mont. R. *fabl.* II. 167, vergl. Försters Anmerk. zur citierten Stelle.

²⁾ Herr Prof. Meyer-Lübke hatte die Liebesswürdigkeit mich aufmerksam zu machen, dass *n*-Formen auch heute in den Dialekten der Champagne und Franche-Comté verbreitet sind, vergl. M.-L. I, § 526 und Montbéliard, wo *fān(ə)* neben *ām(ə)* [*homine*].

n + *o* im Altfrz. Nasalisation eingetreten ist, so dass jetzt ein Zweifel daran nicht mehr möglich ist. Der Schwund derselben dürfte wohl von dem Moment an eingetreten sein, wo in der Umgangssprache das *o* fiel und *m*, *n* sich nicht mehr am Beginn der zweiten, sondern am Schluss der ersten Silbe befand. Im Zusammenhang mit diesen Erörterungen opponiert nun Klahn sehr lebhaft gegen die Suchier'sche Theorie; inwieweit er sich auf Czermaks Experimente stützt und daraus Folgerungen zieht, haben wir schon erwähnt. Sein anderes Hauptargument ist Palsgrave, der nur bei *a*, *e*, *o* von Nasalierung spricht; was das für ein Gewicht bei einem Mann haben soll, der in seiner phonetischen Transkription die Vokale von 1. *dev* (du) *peuple* (peuple) *evzil* (exil) *sirkevn spesioun* (circumspection) *evmble* (humble) 2. *fay* (fait) *lointayn*, *sovuerayno* (souveraine) mit je demselben Zeichen schreibt, weiss ich nicht. Dass er aber nicht nur *i* nasal hörte, sondern auch mit einem Laut sprach, der dem von *main* ziemlich nahe kommt, geht daraus hervor, dass er *boudayn*, *poussein* schreibt. Klahn will das zwar als Suffixtausch erklären, aber 1. müsste man entsprechende Formen auch anderswo finden können, 2. schreibt derselbe Palsgrave an anderen Orten wieder *boudin*, *poucin*. Aber nicht nur das, er schreibt auch *levtrayn* (lutrin), einmal *cuisseyn*, einmal *coessyn* für coussin, zweimal *escrain*, einmal *escrayn*, einmal *escrin* für écriin; und was am meisten beweist, er führt S. 833 eine Strophe an, wo *matin* auf *mayn* reimt. Die Laute von frz. *vin* und engl. *wine* dürften für sein ungeübtes Ohr eine gewisse Ähnlichkeit gehabt haben, und so stellt er weiter keine Regeln für die Aussprache auf. Was die Trüblaute betrifft, so ist noch weniger auffallend, dass er keinen klaren Begriff davon hatte, da er sie nicht mit seiner Muttersprache vergleichen kann, wie ja noch heute die Engländer nicht gut zu stande bringen, *ü* und *ö* zu sprechen. Doch möchte ich auf eines aufmerksam machen. Aus den oben erwähnten Schreibungen ist eines klar, dass er nicht *sirkōspesiō* oder *sirkomspesiō* gesprochen hat, wie wir ja zunächst erwarten; das hätte er *-oun-*, *-om-* umschrieben. Nun spricht er S. 33 davon, dass vor *mb*, *mp*, *msp* Nasalierung einträte und giebt als Beispiel neben *plomb*, *colomb* auch *circumspection* an; wie das anders erklären, als dass ihm hier ausnahmsweise die Aussprache *ō* aufgefallen sei? Man muss also Uschakoff ganz Recht geben, der mit Palsgraves Zeugnis nicht weiter operieren wollte, abgesehen davon, dass es nichts für das centralfrz. beweist, da Ansätze wie *chaumbre*, *taunt*, *mianne*, *moun* (mon) darauf hinweisen, dass er sein Frz. etwa von Südwestfranzosen gelernt hat.

Auch Staaff kommt flüchtig auf die Frage von den Nasalen zu sprechen. Nfrz. *-ième* erklärt er als lautgesetzliche Entwicklung von *īme*, behauptet also die Existenz einer nasalen Affektion bei *i*. Er meint zwar, auch mit dem G. Paris'schen Ansatz: oraler Vokal + Anusvara zum Ziel zu kommen, doch weist er, um die Behauptung,

es gäbe für den Franzosen kein *ĩ*, *ũ*, zu entkräften, auf den Dialekt von Franche-Montagne hin, wo durch das Zeugnis Grammonts ganz deutlich die Existenz eines wirklich nasalen *ĩ*, *ũ* erwiesen ist.

Staaff hat das Verdienst, Marchots Etymologie des Ordinalsuffixes -ime, wohl endgiltig beseitigt und seinerseits eine recht befriedigende gegeben zu haben. In der That, man sieht nicht ein, wie man gerade darauf verfallen sein sollen, das Ordinalsuffix bei den lateinischen Numeralen *undecimus*, *duodecimus* zu entlehnen; Staaff geht also die Dialektformen durch und weist nach, dass der Vokal des Suffixes immer mit dem von *decem* etc. parallel geht, besonders beweisend ist das wallonische. Er kommt zum Schluss, dass wir zunächst regelmässige Entwicklung zu **ondime*, **dodhime*, **tredhime*, **quatordime* etc. anzunehmen haben, worauf dann statt *d*, *dh* das *z* der Kardinalzahl eingeführt wurde. Von diesen 6 Zahlwörtern (11—16) auf -ime, die erweisbar die ältern waren, ist das Suffix dann auf die andern übertragen worden. Nur eines: wenn Staaff behauptet, dass in einigen südöstlichen Dialekten, wo unter andern Formen auch -oime erscheint, auch dieses sich aus -eime < *ecimu* entwickelt hat, so scheint er mir im Unrecht zu sein. Denn einerseits finden wir gerade *doime* nirgends, andererseits findet sich im Dialekt des Macé de la Ch., der *è* + Pal. zu *ĩ* werden lässt, nicht nur -oime neben -ei(s)me, -iesme, sondern auch *baptoisme* Handschrift P, 1420, 4007, 6859 etc. Die Erklärungen, die Staaff für *moime* (*même*), *karoime* gegeben hat, gehen hier nicht an, und wir werden nicht umhin können, darin entweder wirklich das Suffix -esimu oder Einmischung der Endung -oin, -oine (-ain, -aine < *ēnu*), die ja in südlichen Denkmälern zu treffen ist,³⁾ zu erkennen.

Weniger glücklich scheint mir der zweite Teil der Arbeit, die Aufstellung *ime* > *ĩme* > *ĩme* > *ième*. Die andern Fälle, wo *ième* aus *ime* entstanden sein sollte, seien entweder durch Ausgleich verschwunden (*cime* nach *cimet*, *cimeau*) oder es sind gelehrte Wörter. Es wird jetzt öfter versucht, auffallende Wandlungen, die kein Analogon haben, so zu erklären, dass man sie gerade in ihrer speciellen Umgebung für lautgesetzlich ausgiebt, die widersprechenden Fälle, die bei dieser Beschränkung noch bleiben, durch Analogie nach verwandten Formen zu beseitigen. Derartige Behauptungen haben einen Vorteil — sie lassen sich schwer widerlegen — und einen Nachteil — sie lassen sich schwer beweisen —. Wenn die lautphysiologische Voraussetzung wahrscheinlich gemacht wird, so kann man immerhin das als Beweis gelten lassen, dass eben eine andere Erklärung nicht zu finden ist. Aber die Erfüllung dieser Bedingung ist Staaff gerade nicht recht gelungen: der Übergang von *ĩ* zu *m* sei schwer, es hätte sich ein Gleitelaut eingeschoben; aber man sieht

³⁾ *Ducs d. Norm.* 39 639, 42 282. *Macé de la Ch.* sehr häufig. — Auch Görlich und Knösel führen ein paar Beispiele an.

dass „ein Schwanken mittelalterlicher Texte den Verdacht nahe legt, dass zuweilen mit *o* in *or* ein ü-haltiges *o* gemeint war“. Wer sich nun die Karte XI bei Suchier ansieht, der wird sich überzeugen können, dass Arras durchaus in der Gegend („von Lille bis Bourges“, Suchier, Grundr. I, 600) liegt, die freies *o* vor *r* in *eu* übergehen lässt. Zum Ueberfluss führe ich noch als urkundliche Belege aus dem Artois, speziell Aire, dem Ponthieu und dem Vermandois an: Substantiva auf —*óre* > —*eur*; wie z. B. *oneur* (in den artesischen Urkunden aus Aire, A 7, aus dem Jahre 1241, s. *Bibl. de l'Ec. des Ch.* XXXI, S. 262), *anchisseurs* (A 9, a. a. O.) etc.; *deseure*, *eure*, *ailleurs* etc.; Comparativsuffix —*ore* > —*eur*: *seigneur*, *grengneur*, *pieur*, *maieur*, *meilleur* u. s. w. (s. N. de Wailly, *Bibl. de l'Ec. des Ch.* XXXII, 309; G. Raynaud, ib. XXXVII, 25; Fritz Neumann, Zur Laut- und Flexionslehre des Afz., S. 45 f.). Mit *pluseurs* verhält es sich natürlich nicht anders, und ich will, um jeden Zweifel zu heben, aus den artesischen Urkunden aus Aire: *pluseurs* (E 11, aus dem Jahre 1272, *Bibl. de l'Ec. des Ch.* XXXI, S. 266) und *pluseurs* (S 82, aus dem Jahre 1298, a. a. O. S. 290) citiren. Desshalb meine ich nach wie vor, dass das von den drei Hss. gebotene *pluseurs* zu belassen war.

6. Herr L. bemerkt, dass ich noch etliche andere Inkonssequenzen in seiner Vereinheitlichung der Sprache hätte hervorheben können. Daran habe ich nie gezweifelt und ich sage auch auf S. 34 ausdrücklich, dass ich mich begnügen müsse „bloss einen Theil der zweifellosen Fehler und Inkonssequenzen, die mir gelegentlich aufgefallen sind, . . . anzuführen.“ Dass Tobler bereits die Inkonssequenz bezüglich des Artikels gerügt hatte, gebe ich selber auf S. 37 von vornherein an; ich erkläre aber auch zugleich, wesshalb die Fälle nicht ohne Interesse für die Beurteilung der Arbeit des Herausgebers sind und mir daher im Verein mit anderen Stellen, auf die noch von keiner Seite aufmerksam gemacht worden war (*öil* und *oje*, S. 38), einer näheren Beleuchtung wert schienen.

7. „So viel Worte, so viel Unrichtigkeiten“ ruft mir Herr L. bezüglich meiner Bemerkungen über *par amours* (auf S. 30) zu. Der Leser kann leicht erkennen, dass sich Herr L. wieder nicht die Mühe gegeben hat mich zu verstehen. Ich habe also gesagt, dass an sieben Stellen alle drei Hss. übereinstimmend *par amours* lesen, und habe dann noch eine achte Stelle angeführt, wo zwar nicht alle drei Hss., aber doch P und A, die ja verschiedenen Familien angehören, *par amours* sichern. Herr L. hat nun an allen acht Stellen *par amour* eingesetzt, also lieber acht gemeinsame Fehler der verschiedenen Familien angehörenden Hss. angenommen, als sich bei *par amours* zu beruhigen. Ich habe gesagt, dass ich das nicht richtig finde, selbst wenn an einer andern Stelle *par amour* durch den Reim gesichert sei, denn *par amour* und *par amours* seien völlig gleichbedeutend und würden von den Dichtern je nach dem Bedürfnisse des Reims u. s. w. völlig unterschiedslos gebraucht. Die Reime stützten oft sogar einander widersprechende Spracherscheinungen, hier handle es sich aber um vollständig gleichbedeutendes und gleichberechtigtes, das ohne weiteres neben einander geduldet werden müsse. Herr L. entgegnet mir, dass, ausser an

setzung einer allgemeinen phonetischen Vorbildung angewendet, fast mühelos zu einer richtigen Lautartikulation führen müssen und Lehrenden und Lernenden eine mit dem unbewaffneten Ohre und Auge nicht erreichbare Kontrolle gestatten. Die von Zünd-Burguet genannten, fast durchweg Rousselots Erfindungsgeiste zu verdankenden Apparate werden durch Zeichnungen veranschaulicht; ausserdem wird an einer Anzahl Beispielen dargelegt, zu welcher Art von Beobachtungen eigener und fremder Lautartikulation sie dienen und wie sie zu handhaben sind. Es sind von Aufnahmeapparaten: der künstliche Gaumen, den man sich mit einfachsten von Zünd nach Rousselot beschriebenen Mitteln selbst herstellen kann, und der zur Kontrolle der Zungenartikulationen dient; drei Kautschukballons von verschiedener Grösse, die ebenfalls gestatten, die Zungenstellung, ausserdem aber den Druck von Zunge gegen Gaumen, von Lippe zu Lippe u. s. w. zu beobachten; eine mit einer Membrane überzogene Kapsel, mit deren Hülfe man Lippenvorstülpungen, Kehlkopfbewegungen und Kehlkopfschwingungen beobachten kann; eine Nasenbirne zur Feststellung, ob Luft der Nase entweicht oder nicht; ein Aufnahmetrichter, der zur Beobachtung der Stärke des ausgestossenen Luftstromes bestimmt ist; dann als Registrierapparate: ein Signal, das Stimmlosigkeit und Stimmhaftigkeit ankündigt, und ein Anzeiger (*cadran-indicateur*), der angiebt, ob eine richtige Zungenstellung bei Vokalen, ein genügender Druck oder genügende Expiration bei Konsonanten u. s. w. vorliegt oder nicht. Neben diesen Angaben fliessen einige Betrachtungen und Bemerkungen unter, die wir besonders der Beachtung unserer Schulphonetiker und *maîtres phonétiques* empfehlen, z. B. S. 9 die Betrachtung über erweichtes *n*, oder S. 12 der Satz: *On a publié dans ces derniers temps nombre de phrases et de discours entiers, accompagnés de notes musicales et destinés à enseigner la musique du langage. On en trouve dans presque tous les livres de phonétique. Or, de ces nombreuses notations, sont arbitraires et comme telles à rejeter, toutes celles qui se basent sur l'oreille*; S. 32: *il n'y a rien d'absolu dans la production des sons du langage. Presque tous peuvent être prononcés de deux ou plusieurs manières sans que notre oreille ne soit ni choquée ni même avertie*, und endlich S. 33 der Abschnitt über die sog. phonetische Schrift mit der das Transcriptionssystem der *maîtres phonétiques* sehr richtig charakterisierenden Stelle: *Le plus imparfait (Transscriptionssystem) me paraît être celui qui se compose de toutes espèces de caractères et artifices typographiques. Cette graphie, au lieu d'être claire et simple, ce qu'une écriture phonétique devrait être, est très confuse et par trop compliquée. Elle n'a pour ainsi dire pas de vie propre, et chaque fois qu'elle se trouve en présence d'un son non prévu, elle est obligée d'aller chercher hors d'elle un nouveau signe afin de pouvoir le représenter graphiquement.* — Man findet

in der kleinen Schrift mehr Anregungen und wirklichen Fortschritt, als in einer ganzen Sammlung von Bänden der sich ewig wiederholenden Anhänger der tausendköpfigen *Association phonétique*.

MARBURG.

KOSCHWITZ.

K. Quiehl, *Französische Aussprache und Sprachfertigkeit*. Phonetik sowie mündliche und schriftliche Uebungen im Klassenunterrichte. 3. Aufl. Marburg, Elwert. 1899. 8°. VIII. 188 S.

Über die neue Auflage des Quiehlschen Buches müssen wir zu unserm Bedauern in derselben Weise urteilen, wie über Beyers neue Auflage seiner französischen Phonetik (s. *Ztschr.* XX² [1898] S. 159 ff.). Das 1889 zuerst erschienene Werk verdiente damals volles Lob; auch die Ausgabe von 1893 konnte noch beifällig beurteilt werden; die neue Ausgabe entspricht jedoch nicht mehr dem gegenwärtigen Wissensstande, trotz der Mühe, die sich Quiehl um die Besserung seines Buches gegeben. Was wir a. a. O. S. 159 f. in Bezug auf Beyer gesagt haben, könnten wir hier für Quiehl wörtlich wiederholen. Unsere Elementar- und Schulphonetik muss endlich die Kinderschuhe ablegen; und wenn sie dem dauernd widerstrebt, die Fühlung mit streng wissenschaftlicher (philologischer und naturwissenschaftlicher) Forschung immer mehr verliert, dann wird man sie schliesslich ins alte Eisen werfen müssen. Denn die alte vorphonetische, auf Vor- und Nachsprechen beruhende Unterweisung der fremden Laute ist ebensoviel oder mehr wert als eine schlecht beratene Schulphonetik, die Dinge auf die Schule bringt, die vom wissenschaftlichen Standpunkte aus als unreif oder irrig anzusehen sind.

Wie Beyers Buche fehlt auch dem Quiehls ein einheitlicher Plan. Man weiss oft nicht, soll mit dem Werke eine neue Elementar- oder Schulphonetik gegeben werden, oder sollen nur die Lehrer des Französischen darüber Belehrung erhalten, wie sie ihre phonetischen Kenntnisse am besten auf der Schule verwenden. Für eine systematische Schulphonetik bringt Quiehl zu wenig, und an vielen Stellen setzt er von seinen Lesern voraus, dass sie wenigstens ein Büchlein wie Passys *Sons du français* kennen. Wenn aber diese Voraussetzung einmal gemacht wird, dann begreift man wieder nicht, warum den Lesern Dinge auseinandergesetzt werden, die sie aus diesem Büchlein erlernt haben müssen. Quiehl befindet sich hier vielfach in demselben Falle wie Klinghardt, der in seinen *Artikulations- und Hörübungen* (vgl. meine Anzeige in den *Jahresber. über die Fortschr. der roman. Phil.* IV, 35 ff.) gleichfalls die phonetischen Kenntnisse seiner Amtsgenossen weit unterschätzt, sie bei den meisten unter ihnen sogar „gleich null“ ansetzt. Wäre diese

Ansicht richtig, dann entstände die Frage: wohin sind die zahlreichen Schüler der romanistischen, anglistischen und germanistischen Universitätsdozenten gekommen, die schon seit den siebziger Jahren darauf hielten, dass ihre Hörer auch phonetisch durchgebildet waren; wer hat die elementarphonetischen Werke von Sievers, Vietor, Beyer, Passy etc. gekauft, die immer in neuen Auflagen erscheinen, und wie erklärt sich die bei Breymann, *Phonetische Litteratur* (s. *Ztschr.* XIX², 216 ff.) aufgezählte schulphonetische Litteratur? So unerfahren, wie Klinghardt und Quiehl es voraussetzen, ist die Mehrzahl unserer neuphilologischen Oberlehrer in Wirklichkeit nicht, und unsere Schulphonetiker sollten sich endlich auch daran gewöhnen, ihren Kollegen etwas mehr an phonetischen Kenntnissen zuzutrauen und ihnen nicht immer wieder mit denselben Anfangsgründen aufzuwarten.

Ein weiterer Fehler, den wir an Quiehl zu rügen haben, ist, dass er in seiner neuen Ausgabe vollständig in das Fahrwasser der *maîtres phonétiques* geraten ist.¹⁾ Da diese neue Neusprachler-Gattung (Neuphilologen können wir sie mit dem besten Willen nicht nennen, weil philologische Kenntnisse bei ihnen weder gefordert noch vorausgesetzt werden) in den romanistischen Fachkreisen trotz unseres Vorstellungsversuches in dieser *Ztschr.* XX² 176 f. immer noch nicht genügend bekannt ist, so wollen wir uns hier bemühen, ihre Kennzeichen kurz zusammenzustellen, und bei der Gelegenheit prüfen, wie weit Quiehl den Gepflogenheiten dieser Genossenschaft nachgekommen ist.

Die Eigenschaft eines *Maître phonétique* erwirbt man durch Beitritt zur *Association phonétique internationale* bez. durch Abonnement auf das Organ dieser Gesellschaft, den schon benannten *Maître phonétique* (vgl. *Ztschr.* XX², 178). Wer auf das Organ abonniert, wird *eo ipso* als Bundesmitglied betrachtet und aufgezählt, auch wenn er nur aus Wissensdrang die Möglichkeit gewinnen will, sich über den Inhalt des Blattes und die Tendenzen der Genossenschaft zu unterrichten. Wer in dem Blatte angegriffen wird und sich verteidigen will, muss gleichfalls beitreten; Entgegnungen von Nichtmitgliedern werden nicht aufgenommen. So erscheint denn in der Mitgliederliste der *Association* gelegentlich auch ein Mann, der unter die *maîtres phonétiques* kommt, wie Saulus unter die Propheten. Der Inhalt der monatlich erscheinenden Hefte besteht, soweit ich nach

¹⁾ In dem Januarheft des *Maître phonétique* von 1897 erscheint Quiehl unter Nr. 178, in dem von 1899 unter Nr. 225. Das Verzeichnis der Mitglieder ist in diesen Heften nach den Ländern geordnet; die Länder werden aber nicht wie üblich nach dem Alphabet, sondern nach einer Art Rangordnung aufgeführt. Und danach erscheint das an Phonetikern arme Frankreich an erster, England an zweiter, und Deutschland, die Wiege der Phonetik, das der phonetischen Genossenschaft die meisten Mitglieder liefert, an dritter Stelle: eine kleine Aufmerksamkeit des französischen Herausgebers für uns Deutsche, die unseren *Maîtres phonétiques* aber keine Schmerzen zu machen scheint.

deren mir gelegentlich in die Hände kommenden Nummern urteilen kann,²⁾ zunächst aus einem geschäftlichen, finanziellen Teile, der für die Redaktion der wichtigste zu sein scheint und darum auch die erste Stelle einnimmt; dann aus Bemerkungen, in denen allerlei Neuigkeiten oder auch ein paar Wortspiele mitgeteilt werden von der Trefflichkeit des folgenden (a. a. O. Jan. 1897, S. 38): *Quels sont les trois départements qui détestent le plus le beurre? — Aisne, Aube, Eure.* Dass hinter *Aube* eine Pause gemacht werden muss, *haine au beurre* (ohne Pause) und *Aisne, Aube, Eure* also keineswegs gleich gesprochen wird, scheint die *Maîtres* nicht weiter zu berühren. In diesem Teile haben wir offenbar auch die gemeinsame Quelle für die geistreichen Wortspiele, die Rambeau und J. Passy in ihrer *Chrestomathie* (s. *Ztschr.* XX² 176) und Quiehl, der mit diesem von ihm nicht erwähnten und benutzten Werke hier einmal zusammentrifft, S. 56 Anm. mitteilen. Die Rambeau-Passyschen, Quiehlschen und auch das eine von Beyer, *Phonetik*², neu zum Abdruck gelangte Wortspiel teilen mit dem aus dem *Maître* citierten die Eigenheit, dass sie oft nur mit vielem guten Willen als solche anerkannt werden können. Rambeau-J. Passy sehen dies von den ihren selber ein; Beyer scheint bei seiner Scherzfrage: *En quoi les demoiselles aux anges ressemblent-elles? (Elles ont aussi deux l)* die Aussprache von *l* (*elle*) und *aile* (in Paris meist *ël* und *el*) für durchaus identisch zu halten, was sie eben nur sein können. Und Quiehl hätte a. a. O. darauf aufmerksam machen sollen, dass bei seinem Wortspiele *thé au logis* (*te o lɔʒi*) und *théologie* (*te ɔ lɔʒi*) einen verschiedenen *o*-Laut haben, und dass in den Versen:

Gall |, amant de la reine,
Alla | (tour magnanime!)

andere Pausen und Tonhöhen vorliegen als in den damit gleichgestellten:

Galamment | de l'arène
A la Tour-Magne | à Nîmes.

Der Urquell dieser geistvollen Bereicherung der schulphonetischen Litteratur liegt in Büchern wie H. Lajoie's *Nouveau manuel de l'homme d'esprit ou nouveau recueil de calembours, bons mots, fines saillies* etc. (Paris o. J., Béchét), in dem wir auch richtig einige der R. P.'schen uralten Calembours wiederfinden. Den Interessenten sei diese Fundgrube bestens empfohlen: Wortspiele ähnlich dem R. P.'schen (*Chrestomathie* S. 35): *Quelle est la Sainte qui n'a pas besoin de jarretières? — Sainte Sébastienne (Sainte ses bas se tiennent)* fehlen auch dort nicht und dürften die Freude unserer Schulkjugend bilden. — Zuweilen werden in diesem Teile des *Maître phonétique* wohl auch störrische Phonetiker, die der Zunft nicht an-

²⁾ Das englische Seminar zu Marburg besitzt den Vorzug, auf den *Maître* abonniert zu sein.

gehören, in Rezensionen unsanft zurecht gewiesen und vor der gesamten Genossenschaft gebrandmarkt, oder es erhält ein litterarisch thätig gewesener *Maître* in ihm die ihm gebührende Belobigung, oder endlich es taucht hier eines jener für die *Maîtres* charakteristischen Lautgesetze auf, von denen man nicht weiss, von wannen sie kommen und wohin sie gehen werden. Man erfährt nicht, auf Grund welcher historischer, vergleichender, experimenteller Forschung und auf Grund der Beobachtung welcher Sprachzeugen sie herrühren, sie sind einfach da, werden dekretiert, und jeder gute *Maître phonétique* hat darauf zu schwören. Sie bestehen so lange, bis sich (für das Französische) Rousselot ihrer annimmt und auf Grund exakter Forschung feststellt, dass sie nicht haltbar sind, oder bis sich ein Romanist findet, der auf Grund historischer Erwägungen oder auf Grund methodischer, empirischer Nachforschung nachweist, dass sie nicht zutreffen. Die unbequemen Beobachtungen dieser Störenfriede werden dann ganz allmählich angenommen, wenn es schlechterdings nicht anders geht; aber Gemeingut werden sie unter den Genossen erst dann, wenn eines ihrer Häupter sie, gewöhnlich ohne Quellenangabe, in einer neuen Ausgabe eines phonetischen Büchleins der Annahme würdigt. Die *Maîtres* citieren dann mit Vorliebe das betreffende Elementarbuch als die Quelle der neuen Weisheit. Auf diesem Wege ist denn widerwillig die nach dem Erscheinen meiner *Parlers Parisiens* und meiner Broschüre *Zur Aussprache in Genf und in Frankreich* nicht mehr recht zu leugnende Erkenntnis auch zu den *Maîtres* gelangt, dass es mit der Einheitlichkeit der französischen Aussprache nicht so herrlich bestellt ist, wie man vorher bei ihnen annahm. Bei unserm Autor (S. 4) ist diese Erkenntnis allerdings noch nicht völlig zum Durchbruch gekommen. Auf diese Weise stellte sich allmählich auch bei den *Maîtres* wieder die alte Erkenntnis ein, dass die immer und die nur gelegentlichen unsilbigen *u*, *i*, *ü* doch wohl nicht ohne weiteres als Vollkonsonanten angesehen werden dürfen (vgl. meine Bedenken gegen dieses Verfahren *Ztschr.* XX², 172). In diesem Punkte finden wir Quiehl (vgl. S. 33 und Anm.) im Zustande der Mauserung; ganz will es ihm noch nicht gelingen einzusehen, dass die Bezeichnung Halbvokal oder Halbkonsonant für diese Laute bis auf weiteres das Verständigste ist. Seitdem Rousselot auf experimentellem Wege unumstösslich nachgewiesen, dass die genannten Laute keineswegs nach stimmlosen Konsonanten immer stimmlos, sondern ebenso oft auch ganz stimmhaft oder zum Teil stimmhaft, zum Teil stimmlos gesprochen werden, hat auch diese Beobachtung langsam sich wenigstens bei einigen *Maîtres* Bahn gebrochen, zu denen Quiehl (nach S. 34 Anm.) allerdings noch nicht gehört. Ganz ebenso bei der ehemals als Regel behaupteten Assimilation eines stimmlosen Wortauslautes an stimmhaften Wortanlaut im selben Satzgliede (vgl. Quiehl S. 82 f.).³⁾ Endlich hat sich auch bei

³⁾ Quiehl erklärt a. a. O. den Übergang von stimmlosem *s* zu stimm-

den *Maîtres phonétiques* allmählich die Erkenntnis immer weiter verbreitet, dass es mit der viel behandelten straffen Artikulation der schwachtonischen oder ganz unbetonten Vokale (die beiden Rubriken unterscheiden die *Maîtres* einstweilen noch nicht) doch nicht so weit her ist. Man kann ordentlich beobachten, wie diese einst so straffen Vokale mit jedem Elementarbuch dieser Schule schlaffer werden. Auch bei Quiehl ist in dieser Beziehung ein Fortschritt nicht zu verkennen. Er berichtet S. 25 Anm., dass *e*, *ø*, *α*, *ə* in unbetonter Silbe (nebenbei bemerkt ist *ə* normal nur in unbetonter Stellung üblich) auch mit nicht ganz straffer Zunge gebildet werden. Er hätte getrost auch noch (geschlossenes) *o* und *æ* hinzufügen können. Von offenen und halboffenen *i*, *u*, *ü* wissen die *Maîtres* immer noch nichts und wollen sie nichts wissen (s. *Ztschr.* XX², 188); sie finden von diesen Lauten weder in gedeckter Ton- silbe noch in freier Vortonstellung etwas, nicht einmal in gedeckter Vortonstellung. Rätselhaft bleibt dabei, wie P. Passy und Genossen das von ihnen geliebte *oʒordüi* (*aujourd'hui*) erklären, in denen das nach ihren Gesetzen zu erwartende straffe geschlossene *u* (weil unbetont und gedeckt) nach ihrem eigenen Eingeständnis zu offenem *o* geworden ist. Rätselhaft bleibt, wie Rousselot ganz unabhängig von mir auf experimentalphonetischem Wege zur Feststellung des Vorhandenseins offener oder halboffener *i*, *u* und *ü* im Französischen gelangte; wie ich dazu kam, allein und mit Zeugen (z. B. Zbinden in Genf) so häufig diese Laute zu hören (s. die Belege in den *Parlers Parisiens*), obgleich ich doch von Kindheit an diese Laute zu unterscheiden gewöhnt bin und sie im Französischen gar nicht suchte. Rätselhaft bleibt auch, warum die Franzosen, wenn sie schon unbetonte geschlossene *α* und *e* nicht respektieren, vor *o*, *i*, *u*, *ü* mit einer solchen Hochachtung Halt machen sollten, die ihnen nicht die geringste Schläfheit ihrer Artikulation an unbetonter Stelle gestattet, u. dgl. m. Ich hoffe immer noch, dass auch noch diese Erkenntnis einmal in den *Maître phonétique* siegreich einzieht. Es ist wohl nur etwas schwer, die so oft behauptete Straffheit fallen zu lassen; und dann ist auch den Mitarbeitern am *M. Ph.* schwer beizukommen: denn, wer ein rechter Genosse ist, der liest eben nur das Verbandsorgan und allenfalls noch die verwandt fühlenden „Neueren Sprachen“, vermeidet aber ängstlich alle wissenschaftlichen Zeitschriften, auch die hier vorliegende. Wir können wie Beyer (*Ztschr.* XX², 161) auch Quiehl von diesem Vorwurfe nicht frei sprechen, die *Ztschr. f. frz. Spr.* nicht zu lesen; wenigstens

haftem (*z*) vor anlautendem *b*, *d*, *g* damit, dass bei diesen Anlauten „der Stimmton schon hörbar ist, noch ehe der Luftstrom den Verschluss durchbricht.“ „Tritt nun dieser Stimmton (der bei diesen drei Konsonanten bei geschlossenem Munde ertönt) zu *s* hinzu, (das während des *b*-, *d*-, *g*-Verschlusses nicht mehr ertönen kann) so entsteht *z*.“ — Der Stimmton muss natürlich in einem solchen Angleichungsfalle bereits ertönen, ehe der Verschluss des folgenden Konsonanten eingetreten ist.

merken wir so gut wie nichts von der Verwendung ihrer Artikel, und einmal (S. 77, Anm.) ist sie so citiert, dass man annehmen muss, der Verfasser kenne nur einen Sonderabzug aus ihr. Auch noch manche andere traditionelle Weisheit werden sich die *Maîtres*, und Quiehl mit ihnen abgewöhnen müssen. Denn wie mir Rousselot mitteilte, haben ihm seine Apparate verraten, dass auch die französischen auslautenden stimmhaften Verschlusslaute die Neigung haben, wenigstens in ihrem letzten Teile stimmlos zu werden; der Hauchlaut, der nach anlautenden stimmlosen Verschlusslauten im Französischen immer fehlen, den wir Deutsche aber alle besitzen sollen, erscheint uns beiden gleichfalls nicht in seiner herkömmlichen Daseinsbestimmung über alle Anfechtungen erhaben: wir meinen, auch den Franzosen bleibe nichts anderes übrig, als im Augenblicke der Explosion die im Munde vorher angesammelte Luft auszustossen. Und aus etwas anderem besteht zumeist der deutsche Expirationshauch nach stimmlosen Konsonanten auch nicht. Von dem Knacklaut, der *coqueluche* der deutschen *Maîtres* (vgl. *Ztschr.* XX², 192 f.), der nun, Gott sei Dank, auch bei Quiehl den Franzosen nicht mehr gänzlich aberkannt wird (S. 30 Z. 3/2 v. u.), lässt sich schliesslich ebenfalls erhoffen, dass er, wieder zum harmlosen festen Stimmeinsatz geworden, etwas von der ungeheuren Bedeutung verlieren wird, die er in letzter Zeit gewonnen hat. Einstweilen befindet sich Quiehl zu uns noch etwas im Gegensatze (vgl. *Ztschr.* a. a. O. und Quiehl S. 30 f. und 94 f.). Quiehl sieht den Grund der französischen Konsonanten- und Vokalbindung in dem leisen Stimmeinsatz der Vokale dieser Sprache; setze man in *leur enfant* den Vokal *ā* leise ein, so sei nichts Trennendes zwischen *r* und *ā* vorhanden und *r* müsse gemäss den Gesetzen der Silbentrennung zum Anlaut der zweiten Silbe werden, gerade wie im Deutschen innerhalb eines Wortes bei konsonantisch anlautenden Silben. Dass diese Auffassung unrichtig ist, beweisen Sprachen wie das Englische, in denen ebenfalls (nach den Lehren der Elementarphonetiker) ein leiser Stimmeinsatz bei den Anlautvokalen vorhanden und dennoch eine Bindung im französischen Sinne ungebräuchlich ist. Das Fehlen eines festen Stimmeinsatzes (Knackgeräusches) ist im Französischen in *leur enfant* u. ä. vielmehr die Folge der Bindung; die Bindung selbst aber durch die enge Zusammengehörigkeit der beiden Worte (und sonstigen Satzgliedteile oder Sprechworte) und das rasche Tempo der Sprache veranlasst, die die Laute an der Silbengrenze behandelt wie die Laute im Wortinnern. Ist man davon unterrichtet, dass sowohl im Worte als innerhalb eines Satzgliedes an der Wortgrenze Vokal- und Konsonantenbindung d. i. im Grunde genommen Pausenlosigkeit üblich ist, so bleibt dem Knacklaut oder Kehlkopfverschlusslaut als Domäne nur noch der Anlautvokal nach Pause, also am Anfang eines Satzes oder selbständigen Satzgliedes, übrig, und hier ertönt er, bei emphatischer Aussprache, im Französischen so gut wie im Deutschen. Bei gewöhnlicher Aussprache ist er oft auch beim deutschen Vokalan-

den *Maîtres phonétiques* allmählich die Erkenntnis immer weiter verbreitet, dass es mit der viel behandelten straffen Artikulation der schwachtonischen oder ganz unbetonten Vokale (die beiden Rubriken unterscheiden die *Maîtres* einstweilen noch nicht) doch nicht so weit her ist. Man kann ordentlich beobachten, wie diese einst so straffen Vokale mit jedem Elementarbuch dieser Schule schlaffer werden. Auch bei Quiehl ist in dieser Beziehung ein Fortschritt nicht zu verkennen. Er berichtet S. 25 Anm., dass *e*, *ø*, *α*, *ə* in unbetonter Silbe (nebenbei bemerkt ist *ə* normal nur in unbetonter Stellung üblich) auch mit nicht ganz straffer Zunge gebildet werden. Er hätte getrost auch noch (geschlossenes) *o* und *œ* hinzufügen können. Von offenen und halboffenen *i*, *u*, *ü* wissen die *Maîtres* immer noch nichts und wollen sie nichts wissen (s. *Ztschr.* XX², 188); sie finden von diesen Lauten weder in gedeckter Ton- silbe noch in freier Vortonstellung etwas, nicht einmal in gedeckter Vortonstellung. Rätselhaft bleibt dabei, wie P. Passy und Genossen das von ihnen geliebte *oʒordüi* (*aujourd'hui*) erklären, in denen das nach ihren Gesetzen zu erwartende straffe geschlossene *u* (weil unbetont und gedeckt) nach ihrem eigenen Eingeständnis zu offenem *o* geworden ist. Rätselhaft bleibt, wie Rousselot ganz unabhängig von mir auf experimentalphonetischem Wege zur Feststellung des Vorhandenseins offener oder halboffener *i*, *u* und *ü* im Französischen gelangte; wie ich dazu kam, allein und mit Zeugen (z. B. Zbinden in Genf) so häufig diese Laute zu hören (s. die Belege in den *Parlers Parisiens*), obgleich ich doch von Kindheit an diese Laute zu unterscheiden gewöhnt bin und sie im Französischen gar nicht suchte. Rätselhaft bleibt auch, warum die Franzosen, wenn sie schon unbetonte geschlossene *α* und *e* nicht respektieren, vor *o*, *i*, *u*, *ü* mit einer solchen Hochachtung Halt machen sollten, die ihnen nicht die geringste Schläfheit ihrer Artikulation an unbetonter Stelle gestattet, u. dgl. m. Ich hoffe immer noch, dass auch noch diese Erkenntnis einmal in den *Maître phonétique* siegreich einzieht. Es ist wohl nur etwas schwer, die so oft behauptete Straffheit fallen zu lassen; und dann ist auch den Mitarbeitern am *M. Ph.* schwer beizukommen: denn, wer ein rechter Genosse ist, der liest eben nur das Verbandsorgan und allenfalls noch die verwandt fühlenden „Neueren Sprachen“, vermeidet aber ängstlich alle wissenschaftlichen Zeitschriften, auch die hier vorliegende. Wir können wie Beyer (*Ztschr.* XX², 161) auch Quiehl von diesem Vorwurfe nicht frei sprechen, die *Ztschr. f. frz. Spr.* nicht zu lesen; wenigstens

haftem (*z*) vor anlautendem *b*, *d*, *g* damit, dass bei diesen Anlauten „der Stimmton schon hörbar ist, noch ehe der Luftstrom den Verschluss durchbricht.“ „Tritt nun dieser Stimmton (der bei diesen drei Konsonanten bei geschlossenem Munde ertönt) zu *s* hinzu, (das während des *b*-, *d*-, *g*-Verschlusses nicht mehr ertönen kann) so entsteht *z*.“ — Der Stimmton muss natürlich in einem solchen Angleichungsfalle bereits ertönen, ehe der Verschluss des folgenden Konsonanten eingetreten ist.

merken wir so gut wie nichts von der Verwendung ihrer Artikel, und einmal (S. 77, Anm.) ist sie so citiert, dass man annehmen muss, der Verfasser kenne nur einen Sonderabzug aus ihr. Auch noch manche andere traditionelle Weisheit werden sich die *Maîtres*, und Quiehl mit ihnen abgewöhnen müssen. Denn wie mir Rousselot mitteilte, haben ihm seine Apparate verraten, dass auch die französischen auslautenden stimmhaften Verschlusslaute die Neigung haben, wenigstens in ihrem letzten Teile stimmlos zu werden; der Hauchlaut, der nach anlautenden stimmlosen Verschlusslauten im Französischen immer fehlen, den wir Deutsche aber alle besitzen sollen, erscheint uns beiden gleichfalls nicht in seiner herkömmlichen Daseinsbestimmung über alle Anfechtungen erhaben: wir meinen, auch den Franzosen bleibe nichts anderes übrig, als im Augenblicke der Explosion die im Munde vorher angesammelte Luft auszustossen. Und aus etwas anderem besteht zumeist der deutsche Expirationshauch nach stimmlosen Konsonanten auch nicht. Von dem Knacklaut, der *coqueluche* der deutschen *Maîtres* (vgl. *Ztschr.* XX², 192 f.), der nun, Gott sei Dank, auch bei Quiehl den Franzosen nicht mehr gänzlich aberkannt wird (S. 30 Z. 3/2 v. u.), lässt sich schliesslich ebenfalls erhoffen, dass er, wieder zum harmlosen festen Stimmeinsatz geworden, etwas von der ungeheuren Bedeutung verlieren wird, die er in letzter Zeit gewonnen hat. Einstweilen befindet sich Quiehl zu uns noch etwas im Gegensatze (vgl. *Ztschr.* a. a. O. und Quiehl S. 30 f. und 94 f.). Quiehl sieht den Grund der französischen Konsonanten- und Vokalbindung in dem leisen Stimmeinsatz der Vokale dieser Sprache; setze man in *leur enfant* den Vokal *ā* leise ein, so sei nichts Trennendes zwischen *r* und *ā* vorhanden und *r* müsse gemäss den Gesetzen der Silbentrennung zum Anlaut der zweiten Silbe werden, gerade wie im Deutschen innerhalb eines Wortes bei konsonantisch anlautenden Silben. Dass diese Auffassung unrichtig ist, beweisen Sprachen wie das Englische, in denen ebenfalls (nach den Lehren der Elementarphonetiker) ein leiser Stimmeinsatz bei den Anlautvokalen vorhanden und dennoch eine Bindung im französischen Sinne ungebräuchlich ist. Das Fehlen eines festen Stimmeinsatzes (Knackgeräusches) ist im Französischen in *leur enfant* u. ä. vielmehr die Folge der Bindung; die Bindung selbst aber durch die enge Zusammengehörigkeit der beiden Worte (und sonstigen Satzgliedteile oder Sprechworte) und das rasche Tempo der Sprache veranlasst, die die Laute an der Silbengrenze behandelt wie die Laute im Wortinnern. Ist man davon unterrichtet, dass sowohl im Worte als innerhalb eines Satzgliedes an der Wortgrenze Vokal- und Konsonantenbindung d. i. im Grunde genommen Pausenlosigkeit üblich ist, so bleibt dem Knacklaut oder Kehlkopfverschlusslaut als Domäne nur noch der Anlautvokal nach Pause, also am Anfang eines Satzes oder selbständigen Satzgliedes, übrig, und hier ertönt er, bei emphatischer Aussprache, im Französischen so gut wie im Deutschen. Bei gewöhnlicher Aussprache ist er oft auch beim deutschen Vokalan-

6. Litteraturgeschichte. a. Gesamtdarstellungen.

- Histoire de la langue et de la littérature françaises*, des origines à 1900, ornée de planches hors texte en noir et en couleur, publiée sous la direction de L. Petit de Julleville. T. 7: XIX^e Siècle. Période romantique (1800-1850). Fascicules 61 et 62. In-8°, pages 401 à 560 et grav. Paris, Colin et C°. [L'ouvrage complet formera 8 volumes].
- Histoire littéraire de la France*, ouvrage commencé par des religieux bénédictins de la congrégation de Saint-Maur et continué par des membres de l'Institut (Académie des inscriptions et belles-lettres). T. 32: Suite du XIV^e siècle. In-4°, xxxi-653 p. Paris, Impr. nationale. (1898).
- Pallen, Condé B.*: Epochs of literature. 8°. (X, 201 S.) Freiburg i/B., Herder.
- Splettstösser, W.*, Der heimkehrende Gatte und sein Weib in der Weltliteratur I. Diss. Berlin 1898. 69 S. 8°.
- Görres, F.*, Neue Forschungen zur Genovefa-Sage. Beiträge zur Kirchen- und Kulturgeschichte des Rheinlandes. [In: Annalen des hist. Vereins f. d. Niederrhein. 66. Heft. (1898). S. 1—39].
-
- Arbois de Jubainville, H. d'*, Cours de littérature celtique. T. 6: la Civilisation des Celtes et celle de l'épopée homérique. In-8°, xvi-418 p. Paris, Fontemoing. 1899.
- Bergmann, W.*, Studien zu e. kritischen Dichtung der südgallischen Predigtliteratur des 5. und 6. Jahrh. 1. Tl. L., Dieterich. 7 —
- Crescini, V.*, Le „razos“ provenzali e le prose della „Vita Nuova“ [In: Giornale storico della letteratura italiana XXXII, S. 463f.]
- Hervieux, L.*, Les Fabulistes latins, depuis le siècle d'Auguste jusqu'à la fin du moyen âge. T. 4: Etudes de Cheriton et ses dérivés. In-8°, VIII-483 p. Paris, Firmin-Didot et C°. (1896).
- Jeanroy, A.*, La poésie provençale du Moyen âge I. Les origines [In: Rev. d. deux mondes 15 janvier 1899 S. 349—385].
- Kölbing, E.*, Ein Beitrag zur Kritik der romantischen Sagas [In: Publications of the Mod. Language Assoc. of America XIII, 4 S. 543 bis 559].
- Lot, F.*, Nouvelles études sur la provenance du cycle arthurien. I. Glastonbury et Avalon. [In: Romania XXVII, S. 539—573].
- Marchot, F.*, Le Roman breton en France au moyen âge. Freiburg (Schweiz). B. Veith. 94 S. 8°. M. 1,20.
- Mussafia, A.*, Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden. V. Akad. Wien 1898. 74 S. 8°.
- Paris, G.*, Etudes sur la littérature du moyen-âge. Le roman d'aventure [In: Cosmopolis XI. Sept. 1898. S. 760—778].
- Pirenne, H.*, Villes, Marchés et Marchands au moyen âge. In-8°, 12 p. Nogent-le-Rotrou, impr. Daupley-Gouverneur. [Extrait de la Revue historique (année 1898)].
- Pfeffer, P.*, Beiträge zur Kenntnis des altfranzösischen Volkslebens, meist auf Grund der Fabliaux. Progr. Karlsruhe 1898. 31 S. 4°.
- Teuber, V.*, Die Entwicklung der Weihnachtsspiele seit den ältesten Zeiten bis zum XVI. Jahrhundert. Programm. Komotau 1898. 32 S. 8°.
- Thuemmel, C.*, Mittelalterliche Volkssagen als Ausdruck religiös-politischer Kämpfe [Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge hrsgb. von R. Virchow. Heft 294].
- Tobler, A.*, Zur Legende vom heiligen Iulianus. III. (Fortsetzung) [In: Archiv f. d. Stud. d. neueren Sprachen CI, S. 339—364].

Sprachen“ fort und sind endlich in dieser Zeitschrift ganz aufgegangen, in deren Charakter dadurch eine Mischung eintrat; denn die „Neueren Sprachen“ sind ein pädagogisches, genauer ein der Verbreitung der sog. Schulreform gewidmetes Blatt, das von Haus aus die wissenschaftliche Phonetik wie die wissenschaftliche Grammatik, Metrik, Litteraturgeschichte u. s. w. nur vom Standpunkte ihrer Verwertbarkeit für die Schule zu berücksichtigen hat. Während aber die mit wissenschaftlichen Bestrebungen erfüllten deutschen phonetischen Blätter eingingen, blüht und wächst der *Maître phonétique*, und zwar nicht zum mindesten durch die Anteilnahme der deutschen Oberlehrer, die unter Volksschullehrern, Lehrerinnen und Handlungsbeflissenen als Mitglieder der Passyschen Genossenschaft zahlreich auftreten, deren Weisheit ihnen, so sollte man meinen, durchaus entbehrlich sein müsste. Wie ist diese Erscheinung bei unseren so standesstolzen Oberlehrern zu erklären? Liegt darin nur das Eingeständnis der Mitglieder, dass ihre phonetischen Kenntnisse über die wissenschaftlich nicht vorgebildeter Lehrer nicht hinausgehen? Oder muss man diese Erscheinung in Zusammenhang bringen mit dem vor dem Hamburger Neuphilologen-Kongress aufgetauchten Gedanken, zu den Neuphilologenkongressen auch alle mit dem Unterrichte in den neueren Sprachen beschäftigten Mädchen- und Volksschullehrer und -Lehrerinnen einzuladen?

Jedenfalls bildet das einigende Band unter den *Maîtres phonétiques* nur der pädagogische Teil des Programms dieser Gesellschaft: aber gerade diese pädagogische Seite finden wir in den uns zu Gesicht gekommenen Heften des *Maître phonétique* gar nicht oder höchst spärlich vertreten. Dagegen gehört neuerdings der Wiederabdruck dieses Programms zu den äusserlichen Kennzeichen eines echten *Maître*. Auch unser Verfasser verfehlt nicht, dieser Sitte zu huldigen (vgl. S. 19 f.); man erfährt sogar bei ihm den neuen Zusatz: „Ce programme indique les *tendances générales* de l'Association, non l'opinion individuelle de chaque membre,“ womit die Einheitlichkeit unter den *Maîtres* wieder etwas aufgehoben wird. Ueber dieses Programm haben wir uns bereits bei anderer Gelegenheit (*Ztschr.* XX² 176 f.) ausgesprochen. Von den höheren Zielen des fremdsprachlichen Unterrichts ist darin keine Rede, nur die praktische Spracheinpackung schwebt dem Programm als Ideal vor. Aber auch selbst wenn wir uns auf den gleichen Standpunkt stellten, mussten wir früher doch gegen den Satz (*le maître*) *se servira d'une transcription phonétique, qui sera employée à l'exclusion de l'orthographe traditionnelle pendant la première partie des cours* wenigstens in dieser Allgemeinheit protestieren. Wir dachten dabei allerdings zunächst nur an das Unternehmen Passy-Beyers, auch die französische Elementargrammatik (Form- und Satzlehre) unter Zugrundelegung transskribierter Texte unterrichten zu wollen. Bei Quiehl finden wir diesen Programmpunkt korrigiert und die Trans-

laut nicht oder kaum vernehmbar. Die unterscheidende Rolle des zu übertriebenem Ansehen aufgebauchten Knacklautes ist also eine recht bescheidene, und es ist mir immer noch fraglich, ob es überhaupt der Mühe lohnt, unsere Jugend mit diesem Laute zu quälen. Im ganzen hat die Elementar- und Schulphonetik unserer *Maîtres* in Bezug auf die französischen Artikulationsbestimmungen so gut wie nichts vorgebracht, das neu und nicht irrig wäre. Um wenigstens etwas zu bieten, haben sich deshalb die führenden Genossen auf Beobachtung der Umgangssprache geworfen und suchten deren lautliche Eigenheiten im Gegensatz zu der überlieferten Orthoepie festzustellen. Aber auch hier muss ihnen bestritten werden, dass sie viel mehr gefunden haben, als schon bei den früheren Grammatikern und Orthoepikern — wenn auch von anderem Gesichtspunkte aus — angegeben war. Wir haben uns *Ztschr.* XX², 162 Anm. das Vergnügen gemacht, dies für einige Steckpferde der Passyschen Schulphonetik nachzuweisen, und könnten diesen Nachweis leicht weiter ausdehnen. Bei Quiehl begegnet man S. 85 dem dort widerlegten Irrtum wieder, als seien die Formen einer nachlässigen Umgangssprache: *quekfua* für *quelquefois*, *kək šōz* für *quelque chose* dadurch entstanden, dass man den Zusammentritt von *lkf*, *lkš* (nach Ausfall des tonlosen *e*) habe vermeiden wollen. Man darf auch nicht *kəkfuə* mit dem vulgären *kestüdi* (oder *kəstüdi*) für *kəsktüdi* zusammenstellen, wo allerdings der zwischen den Dentalen *s* und *t* befindliche Gaumenlaut *k* infolge rascher Artikulation nicht zur Geltung kommt. — Unser Urteil über die Gesamtleistung der *Maîtres phonétiques* mag hart klingen, wenn man in ihrem Mitgliederverzeichnis auch die Namen Sievers, Trautmann, Bell, Sweet etc. vorfindet: aber diese Männer sind *maîtres honoraires*, stammen aus einer Zeit, wo die sinnige Bezeichnung *maître phonétique* noch nicht erfunden war, und ihre Namen müssen hier dieselbe Rolle spielen, wie die wilden Männer, Riesenjungfrauen und Zwerge auf der bemalten Aussenleinwand der Schaubuden unserer Jahrmärkte.

Das Organ der *Maîtres* besitzt noch einen weiteren Teil: die *Partie des élèves*. Hier unterhalten sich die Genossen damit, dass sie irgend welche Texte ihrer eigenen Sprache in der buntscheckigen Orthographie der *Association* niederschreiben: eine Beschäftigung, die, wenn wir die Quiehlschen Ansichten adoptieren, für Quintaner recht nützlich ausfallen kann. Wir brauchen diesem Teile keine weitere Aufmerksamkeit zuzuwenden. — Der Rest der Nummern des *Maître phonétique* ist wieder dem Geschäfte *sans phrase* gewidmet.

Hierbei fällt es schwer, die folgende Betrachtung zu unterdrücken. Die wissenschaftliche Techmersche *Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft* hat sich nicht halten können. Vieters *Phonetische Studien* mussten ihr Sonderdasein aufgeben; sie lebten dann eine Zeit lang kümmerlich als Anhang zu den „Neueren

Sprachen“ fort und sind endlich in dieser Zeitschrift ganz aufgegangen, in deren Charakter dadurch eine Mischung eintrat; denn die „Neueren Sprachen“ sind ein pädagogisches, genauer ein der Verbreitung der sog. Schulreform gewidmetes Blatt, das von Haus aus die wissenschaftliche Phonetik wie die wissenschaftliche Grammatik, Metrik, Litteraturgeschichte u. s. w. nur vom Standpunkte ihrer Verwertbarkeit für die Schule zu berücksichtigen hat. Während aber die mit wissenschaftlichen Bestrebungen erfüllten deutschen phonetischen Blätter eingingen, blüht und wächst der *Maître phonétique*, und zwar nicht zum mindesten durch die Anteilnahme der deutschen Oberlehrer, die unter Volksschullehrern, Lehrerinnen und Handlungsbeflissenen als Mitglieder der Passyschen Genossenschaft zahlreich auftreten, deren Weisheit ihnen, so sollte man meinen, durchaus entbehrlich sein müsste. Wie ist diese Erscheinung bei unseren so standesstolzen Oberlehrern zu erklären? Liegt darin nur das Eingeständnis der Mitglieder, dass ihre phonetischen Kenntnisse über die wissenschaftlich nicht vorgebildeter Lehrer nicht hinausgehen? Oder muss man diese Erscheinung in Zusammenhang bringen mit dem vor dem Hamburger Neuphilologen-Kongress aufgetauchten Gedanken, zu den Neuphilologenkongressen auch alle mit dem Unterrichte in den neueren Sprachen beschäftigten Mädchen- und Volksschullehrer und -Lehrerinnen einzuladen?

Jedenfalls bildet das einigende Band unter den *Maîtres phonétiques* nur der pädagogische Teil des Programms dieser Gesellschaft: aber gerade diese pädagogische Seite finden wir in den uns zu Gesicht gekommenen Heften des *Maître phonétique* gar nicht oder höchst spärlich vertreten. Dagegen gehört neuerdings der Wiederabdruck dieses Programms zu den äusserlichen Kennzeichen eines echten *Maître*. Auch unser Verfasser verfehlt nicht, dieser Sitte zu huldigen (vgl. S. 19 f.); man erfährt sogar bei ihm den neuen Zusatz: „Ce programme indique les *tendances générales* de l'Association, non l'opinion individuelle de chaque membre,“ womit die Einheitlichkeit unter den *Maîtres* wieder etwas aufgehoben wird. Ueber dieses Programm haben wir uns bereits bei anderer Gelegenheit (*Ztschr.* XX² 176 f.) ausgesprochen. Von den höheren Zielen des fremdsprachlichen Unterrichts ist darin keine Rede, nur die praktische Spracheinpackung schwebt dem Programm als Ideal vor. Aber auch selbst wenn wir uns auf den gleichen Standpunkt stellten, mussten wir früher doch gegen den Satz (*le maître*) *se servira d'une transcription phonétique, qui sera employée à l'exclusion de l'orthographe traditionnelle pendant la première partie des cours* wenigstens in dieser Allgemeinheit protestieren. Wir dachten dabei allerdings zunächst nur an das Unternehmen Passy-Beyers, auch die französische Elementargrammatik (Form- und Satzlehre) unter Zugrundelegung transskribierter Texte unterrichten zu wollen. Bei Quiehl finden wir diesen Programmpunkt korrigiert und die Trans-

7. Ausgaben, Erläuterungsschriften, Uebersetzungen.

- Les Carlovingiennes.* Vie de saint Léger et Cantilène de sainte Eulalie; par *Adolphe Kraft*. Textes romans, origines latines et traductions. In-8°, viii-35 p. Paris, Leroux. (1899).
- Chartes françaises* du XIII. siècle, tirée des Archives de l'hôpital de Seclin (Nord) [In: Rev. d. l. rom. XLI, 381—401].
- Dichtungen, zwei altfranzösische:* La Chastelaine de Saint Gille. Du Chevallier au barisee. Neu hrsg. mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar v. O. *Schultz-Gora*. Halle, M. Niemeyer. 3 —
-
- Alfonsus, P.*, Le castoiment d'un père à son fils. Traduction en vers français. Ed. nouvelle, publiée par M. Roesle. München, Th. Ackermann. 1.60
- Die Altprovenzalische Liederhandschrift N²* (Fortsetzung) hrsgb. von A. *Pillet* [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. CI, S. 365—389].
- Aucassin u. Nicolette.* Mit Paradigmen u. Glossar v. *Herm. Suchier*. 4. Aufl. gr. 8°. (XI, 121 S.) Paderborn, F. Schöningh.
- Guillem Augier Novella.* — *Müller, J.*, Die Gedichte des Guillem Augier Novella, eines provenzalischen Trobadors aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts. Diss. Halle 1898. 32 S. 8°.
- Aymeri de Narbonne.* — *Wilson Drane Crabb*. Culture history in the chanson de geste Aymeri de Narbonne. Dissert. Chicago. 1898. 96 S. 8°.
- Bernard Amoros.* — Le Chansonier de Bernard Amoros p. p. *E. Stengel* [In: Rev. d. l. rom. XLI, 340—380].
- Cisterzienserinnenregel.* — Kollation der Guignard'schen Cisterzienserinnenregel von *W. Foerster* [In: Rom. Forsch. S. 827—834].
- Les échecs amoureux.* — *Sieper, Ernst*: Les échecs amoureux. Eine altfranzös. Nachahmg. des Rosenromans und ihre engl. Übertragg. (VII, 251 S.) Subskr.-Pr. n 5.20; Einzelpr. 6 — [In: Litterarhistor. Forschungen hrsg. v. J. Schick u. M. Frh. von Waldberg IX. Heft].
- Fierabras.* — *Wh. Stokes*, Stair Fortibras. The Irish version of Fierabras (conclusion) [In: Rev. celtique XIX, No. 4].
- Froissart's Pastourelles* p. *F. I. A. Davidson* [In: Modern Language Notes XIII, 8. Sp. 459—461].
- Gesta Karoli Magni ad Carcassonam et Narbonam.* Lateinischer Text u. provenzal. Übersetzg. m. Einleitung v. F. Ed. Schneegans. (IX, 270 S.) 8 [In: Romanische Bibliothek XV].
- Girart de Viane.* — *Lichtenstein, weil. Oberlehr. Gust.*: Vergleichende Untersuchung üb. die jüngeren Bearbeitungen der Chanson de Girart de Viane. Im Anh.: Kapitelüberschriften der Dresdener Hs. O 81, hrsg. v. *E. Stengel*. (72 S.) n 2.40. — [Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie. Veröffentlicht von E. Stengel. 97. u. 98. Hft. gr. 8°. Marburg, N. G. Elwert's Verl].
- Gui de Bourgogne.* — *Feustell, W.*, Beiträge zur Textkritik des „Gui de Bourgogne“. Diss. Greifswald 1898. 120 S. 8°.
- Huon de Bordeaux.* — Aventures merveilleuses de Huon de Bordeaux, pair de France, et de la belle Esclarmonde, ainsi que du petit roi de féerie Auberon, mises en nouveau langage par *Gaston Paris*. In-4°, viii-319 p. et grav. en coul. Mesnil (Eure), impr. Firmin-Didot et Co. Paris, libr. de la même maison. (1898.)
- Jacques Milet.* *Häpke, G.*: Kritische Beiträge zu Jacques Milet's dramatischer Istoire de la destruction de Troye la Grant. Marburg, N. G. Elwert's Verl.

heissen: an unrechter Stelle angewandter) Bindung erkennen wir den ungebildeten Menschen,“ so ist mit dem gleichen Rechte die Behauptung zu verteidigen: „An ungenügender Bindung erkennt man den ungebildeten Menschen.“ Die Nichtbindung gehört zu den Passyschen Steckenpferden; es liegt aber für unsere deutschen Lehrer nicht die geringste Veranlassung vor, dieses nun auch ihrerseits zu reiten.

Eine weitere Eigentümlichkeit der *Maîtres phonétiques* besteht darin, dass sie auf das in ihrem Organ verwendete Transskriptionssystem schwören, das Talbert nicht mit Unrecht als eine Aeusserung des von ihm entdeckten und behandelten *morbus foneticus* bezeichnete, und ausserdem, dass fast jeder Schulreformer, der dieses sog. System ausserhalb des Organs anwendet, immer wieder zu freiwilligen oder unfreiwilligen Aenderungen greift. Auch bei Quiehl finden wir diese Eigentümlichkeit wieder: er verwendet im ganzen die Lautbezeichnungen des Musterorgans, gestattet sich aber doch, schwedisches *ø* (= geschlossenem *œ*) durch deutsches *ö*, Passys *y* durch *ü* zu ersetzen, und dadurch wieder mit sich selbst in Widerspruch zu geraten. Er fürchtet nämlich, dass die Schüler bei ihren Transskriptionen zu leicht in Irrtümer verfallen, wenn man ihnen Lautbezeichnungen mit unterscheidenden Strichen zumutet: sie könnten zu leicht den Unterscheidungsstrich vergessen, also ein geschlossenes *o* für offenes (*ø*, *ò*), ein geschlossenes *e* für offenes (*é*, *è*) etc. setzen. Wenn man dieses befürchtet, dann darf man auch keine *ō* und *û*, keine *ẽ*, *œ*, *ã* (neben *e*, *æ*, *a*), keinen Doppelpunkt zur Längenbezeichnung, keinen Akut zur Kennzeichnung einer Ton silbe verwenden. Werden aber diese diakritischen Hilfsmittel zugelassen, warum denn nicht auch Böhmers „ für hohe Vokale (*ø*, *q*, *é*), den althergebrachten Längenstrich, warum nicht *ñ*, *š*, *ž*? Wir können demnach Herrn Quiehl auch zu seiner Zeichenwahl nicht Glück wünschen.

Ein Erkennungszeichen für den *maître phonétique* ist auch die Wahl seiner Quellen und die Art seiner Citate. Die älteren und neueren Grammatikerzeugnisse, die Schriften der Orthoepiker und gemässigten Orthographiereformer, die Erzeugnisse der historischen Sprachforschung, der wissenschaftlichen Phonetik und der Dialektologie werden ignoriert oder schlüpfen nur mehr zufällig einmal unter (vgl. oben und *Ztschr.* XX², 161; *Jahresber. über die Fortschr. d. roman. Phil.* IV, 31 ff.). Seine Hauptquellen sind das Genossenschaftsorgan: der *Maître phonétique*, und die Elementarwerke der Genossen, die bei besonders eifrigen und begeisterten *Maîtres* mit den schmückendsten Beiwörtern versehen werden (vgl. *Ztschr.* XX², 159 und 169). Bei unserem Verfasser ist diese Geschmacklosigkeit vermieden. Aber seine Lektüre ist keine ausgedehntere, als bei den *Maîtres* sonst üblich, und die Genossen werden auch bei ihm mit besonderer Vorliebe angeführt. Der *M. P.* wird S. 4 Anm. von ihm angezogen zum Erweis der nicht ganz neuen Thatsache, dass wir in

- notice bibliographique, par Armand Brette, et précédés d'une introduction par Edme Champion. In-18 jésus, xxxv-414 p. Paris, Colin et C^e. 4 francs. (1898.)
- Bernardin de Saint-Pierre*, ses démêlés avec le „Journal de Paris“ et la Décade philosophique p. *Largemain* [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. VI, 120—132].
- Bossuet*. — Extraits des œuvres diverses. Avec des notices et des notes. Texte revu sur les manuscrits et sur les éditions originales par Gustave Lanson. In-18 jésus, 697 p. Paris, Delagrave. (1899).
- Œuvres oratoires. Extraits des grands écrivains, par l'abbé Verdunoy. In-16, 96 p. Paris et Lyon, Delhomme et Brigueat. 60 cent. (1899).
- Bourdaloue*. — Deux nouvelles lettres. Publiés et annotés par le P. Henri Chérot. In-8^o, 31 p. Paris, Retaux. (1898).
- Boileau*: Die Dichtkunst. Getreu übers. v. Pet. Lang. Mit Boileau's Bildniss. 12^o. (62 S.) Frankfurt a/M., Gebr. Knaner. — 80
- Chartier, Alain*, Le Curial, texte français du XV. siècle avec l'original latin publiés d'après les manuscrits par *F. Heukenkamp*. Halle a. S. M. Niemeyer XLV, 56 S. 8^o.
- Constant, Benj.*: Adolphe. Roman. Deutsch bearb. v. Jos. Ettlinger. (151 S.) 2 — [Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes No. 1197—1199].
- Corneille, P.*, Théâtre choisi. Avec notices et annotations par Paul Desjardins, (Le Cid; Horace; Cinna; Polyeucte; le Menteur; Nicomède.) Scènes détachées et Extraits des autres œuvres. In-18 jésus, LI-745 p. Paris, Colin et C^e. (1898).
- Cinna, tragédie. Publiée conformément au texte de l'édition des Grands Ecrivains de la France, avec des notices, une analyse et des notes grammaticales, historiques et littéraires, par L. Petit de Julleville. Nouvelle édition. In-16, 159 pages. Paris, Hachette et C^e. 1 fr. (1898).
- Cyrano de Bergerac*. — Œuvres comiques. Voyage dans la Lune; Histoire des Etats du Soleil; Histoire des oiseaux. 2 vol. in-32 de 160 p. chacun. T. 1^{er} et 2. Paris, Pfluger. (1898). [25 cent. le vol. — Bibliothèque nationale, nos 188, 189].
- Delavigne, C.*, Louis XI, tragédie en cinq actes, en vers. In-8^o à 2 col., 39 p. Paris, Stock. (1898). [Représentée pour la première fois à Paris, sur le Théâtre-Français, le 11 février 1832].
- Gilbert*. — Poésies. In-32, 160 pages. Paris. Pfluger. 25 cent. [Bibliothèque nationale, n^o 243].
- Hugo, V.*, Œuvres posthumes. Les Années funestes (1852-1870). Edition définitive, d'après des documents originaux. In-16, 207 pages. Paris, Hetzel et C^e; librairie May. 2 fr.
- La Bruyère*. — Les Caractères, ou les Mœurs de ce siècle, précédés du Discours sur Théophraste, suivis du Discours à l'Académie française. Publiés avec une notice biographique, une notice littéraire, un index analytique et des notes par G. Servois et A. Rébelliau. 5^e édition, revue. Petit in-16, XLII-571 p. Paris. Hachette et C^e. 2 fr. 50. (1898). [Classiques français].
- La Fontaine*. — Fables de la Fontaine. Précédées d'une notice biographique et littéraire et accompagnées de notes revues et complétées, d'après l'édition d'E. Géroze, par M. E. Thirion. Nouvelle édition revue. Petit in-16, 415 p. Paris, Hachette et C^e. 1 fr. 60. [Classiques français].
- Leconte de Lisle*. — Œuvres de Leconte de Lisle. Derniers poèmes. In-16

wie *table, coudre, prisme* „bevorzugen“ (eine Behauptung, die sehr der Einschränkung bedarf), wird (Beyer und) Passy erwähnt als Zeugen dafür, dass „auch Gebildete ganz allgemein nicht nur *kät person*, sondern auch *kät āfā*“ sagen. Hier fragt sich wieder, wer ist nach Ansicht dieser Gewährsmänner ein „Gebildeter“; sehr hoch greift P. hier wie gewöhnlich bei dieser Begriffsbestimmung nicht. Besonders unglücklich sind die Anführungen Quiehls auf S. 84. Passy lässt in seinem *Français parlé* seinen Vater, den Neuillyer Patriarchen und Friedensapostel, und G. Paris als Redner auftreten, mit einer Aussprache, die er selber ihnen beizulegen für gut befindet. Man muss dabei beachten, dass es Passy offenbar eine Freude macht, die Ausländer, von denen man korrekteste Aussprache verlangt und verlangen muss, eine Vulgäraussprache zu lehren, die, von ihnen angewendet, sie zu komischen Figuren macht. Die von P. als normal gelehrten Abschleifungen gestattet sich nicht einmal ein gebildeter Einheimischer in ihrer Gesamtheit und mit der von P. gelehrten Regelmässigkeit, die er vermutlich selbst nicht befolgt. Nun sieht man aus Äusserungen der P.'schen Familienmitglieder, dass Vater Passy mit der ihm von seinem Sohne Paul beigelegten Aussprache keineswegs immer einverstanden ist; von G. Paris hat man in meinen *Parlers Parisiens*² eine Wiedergabe der Aussprache, die er selbst für seinen Vortrag für richtig und von ihm innegehalten erklärt. In diesen *Parlers Parisiens* kann man ausserdem lesen: „M. G. Paris et M. Joret . . . trouvaient également que M. Passy avait donné à son texte figuré un caractère par trop familier.“ Thut nichts; nicht die wirkliche oder von ihnen gewollte Aussprache dieser Redner, sondern die ihnen von P. beigelegte Aussprache wird von Quiehl a. a. O. (als Zeugnis für das verstummende *l* von *il*) angezogen. S. 99 ff. entlehnt Quiehl wieder seine Beispiele für Bindung und Nichtbindung Passys *Français parlé*, das nur, wenn man von der Tendenz ausgeht, möglichst wenig Bindungen vorfinden zu wollen, geschickt gewählt ist. — Nach Passy weist den besten Rekord Beyer auf (*Maître P.* No. 247), der 8 Mal als Zeuge angerufen wird. S. 14 zur Bekräftigung der uns Laien selbstverständlich erscheinenden Ansicht, dass man auf der Schule zwar die (gesicherten!) Ergebnisse der Phonetik verwenden, aber keine wissenschaftliche Phonetik treiben solle; S. 71 Anm. für eine richtige Beobachtung über den verschiedenen akustischen Eindruck kurzer Silben, wobei die von Rousselot in seinen *Modifications* niedergelegte Beobachtung, dass nur von blosssem Gehör aufgestellte Quantitätsbestimmungen ganz allgemein zu täuschen pflegen, vielleicht gleichfalls eine Berücksichtigung verdiente. S. 87 Anm. werden nach Beyers Vorgang unter den Zeugen für die verschiedenen Auffassungen des französischen Wortaccentes Schwan-Pringsheim, Rousselot, Wulff nicht, und Diez — an fünfter Stelle hinter Littré, G. Paris und selbst hinter Brachet, seinem Popularisator, genannt. An den übrigen Stellen erscheint Beyer mit einem Büchertitel oder

- Bargetzi, K. F.**, Ueber die Ferialcourse der französischen Sprache in Paris und Genf. Progr. Wien 1898. 16 S. 8°.
- Baerwald, Rich.**, Neue und ebenere Bahnen im fremdsprachlichen Unterricht. Eine method. Untersuchg. auf der Grundlage prakt. Unterrichtsversuche. gr. 8°. (IV, 139 S.) Marburg, N. G. Elwert's Verl. 2.40
- Eignet sich der Unterricht im Sprechen und Schreiben fremder Sprachen f. die Schule? gr. 8°. (III, 75 S.) Ebd. 1.20
- Beer, R.**, Ferialkurse über neufranzösische Sprache und Litteratur an der Universität Genf [In: Die Nation. 1898. No. 6].
- Bihler, H.**, Die historische Sprachforschung im französischen Unterrichte der Gymnasien. Progr. Freiburg 1898. 17 S. 4°.
- Breul, K.**, The teaching of modern foreign languages in our secondary schools. Cambridge, University Press, 1898, 86 S. 12°. 2 sh.
- Dietrich, A.**, Zur Hebung des fremdsprachlichen Unterrichts [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXIV, S. 65f.].
- Entwurf eines Lehrplanes** für den französischen Unterricht in Sexta, Quinta, Quarta im Anschluss an K. Kühns Lehrbücher. Beiträge zum Jahresberichte der Bockenheimer Realschule zu Frankfurt a. M. Ostern 1898. VI, 74 S. 8°.
- Fritsch, O.**, Ein Beitrag zur Pflege des mündlichen Ausdrucks. Progr. Karlsruhe. 1898. 32 S. 4°.
- Gerhardt, O.**, Wie erlernen in Frankreich die eingeborenen Nicht-Franzosen das Französische? (Schluss). [In: Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymn. und Realschulen. 57. Heft].
- Gouin, F.** — L'Art d'enseigner et d'étudier les langues. Langage objectif. Les Séries domestiques et champêtres. Publication du cours de langue étrangère donné en 1885 à l'Ecole normale des instituteurs de la Seine, sous les auspices du ministre de l'instruction publique. Texte français. Fascicule 1^{er}. In-16, x-146 p. Paris, Fischbacher. (1899).
- Gruber, Dr. Hugo**: Wie lernt man eine moderne fremde Sprache? 2. Aufl. gr. 8°. (96 S.) B., H. Steinitz.
- Hubert, B.**, Der französische Unterricht nach der analytisch direkten Methode. Vortrag. L., Rossberg. — 40
- Kuhff, P.**, Les langues vivantes parlées. Deuxième partie: la Méthode. In-18 jésus, XL-368 pages. Paris, librairie de la Société d'éditions scientifiques, 4, rue Antoine-Dubois. 6 fr. (1898).
- Müller, H.**, Erste liste der vom kanon-ausschuss des allgemeinen deutschen neuphilologischen verbandes als f. den schulunterricht, „bedingungslos brauchbar“ anerkannten schulausgaben französischer schriftsteller. (Abgeschlossen Pfingsten 1898.) Mitgeteilt v. dem vorsitzenden des kanon-ausschusses M. gr. 8°. (15 S.) Marburg, N. G. Elwert's Verl. — 40
- Němeček, A.**, Entwurf einer methodischen Entwicklung des französischen Schulunterrichts in Verbindung mit einer Übersichtstabelle der gesamten Verbalformen. Progr. Trautenau 1898. 36 S. 8°.
- Neumüller, H.**, Zur Organisation und Methode des französischen Unterrichts an lateinischen höheren Lehranstalten. Progr. Oberrealschule. Oldenburg 1898. 18 S. 4°.
- Roden, A. v.**, Die Verwendung v. Bildern zu französischen u. englischen Sprechübungen. Methodische Ansichten und Vorschläge. gr. 8°. (75 S.) Marburg, N. G. Elwert's Verl. 1.20.
- Schmid, D.**, Der deutsche Unterricht an der Realschule und die neueren Sprachen; mit stetem Hinblick auf das Gymnasium und die classischen Sprachen. Progr. Göding 1897. 26 S. 8°.

Lydlære echte *Maîtres* nicht zu lesen pflegen. — Doch wir wollen in Aufzählung der angezogenen Genossen nicht fortfahren⁴⁾: die angegebenen Beispiele werden zum Nachweis unserer Behauptung genügen, dass die Mitglieder der *Ass. phon.* eine besondere Vorliebe für gegenseitiges Citieren besitzen und so nach Kräften zur gegenseitigen Erhöhung ihrer Berühmtheit und zum Vertrieb ihrer Bücher beitragen. Im Hintergrunde sahen wir auch hier hinter den angezogenen kleineren Leuchten der Genossenschaft P. Passy wie den Prinzen von Arkadien in der bekannten Offenbachschen Operette immer wieder zum Vorschein kommen.

Doch wir wollen Quiehl Gerechtigkeit widerfahren lassen: er nennt als Quellen und Säulen der von ihm vorgetragenen Ansichten nicht ausschliesslich gewöhnliche *Maîtres*; er berücksichtigt auch einigermaßen die *maîtres honoraires*, von denen sechs (von 29), Vietor 6 Mal, Trautmann 2 Mal, Sievers, W. Foerster, Storm und Rousselot je 1 Mal erscheinen. Storm ist dabei (S. 26) die Beobachtung entlehnt, dass die Engländer französisches *pas* als ihr *paw*, *patte* als ihr *pat* auffassen. Wie sollten sie anders? Sie nehmen eben zum Vergleich ihre artikulatorisch nächststehenden Laute. Es wäre gänzlich verfehlt, deshalb dem französischen hohen *a* in *patte* den Laut des englischen *a* in *pat* und dem tiefen französischen *a* den Laut von *aw* in *paw* zuzuschreiben. Der arme Rousselot muss wieder mit seinem Apparat (vgl. *Littbl. f. germ. u. rom. Phil.* 1894, S. 129) erscheinen, mit dem wahrscheinlich der von ihm benutzte Verdinsche Registrierapparat gemeint ist, und dieser eine Ausdruck beweist allein hinreichend, dass Rousselot unserem Verfasser allzu sehr Respektsperson geblieben ist, als dass er ihm hätte nähertreten wollen. Dieses platonische Respektsverhältnis den *maîtres honoraires* gegenüber ist in den Elementarbüchern der Schulphonetiker unserer Genossenschaft das gewöhnliche. Nur zu Vietor herrscht wie bei Quiehl, so auch sonst, eine etwas grössere Hingezogenheit. Leider ist aber Vietor gerade auf den Gebieten der französischen Lautlehre unselbständig und ebenfalls von Passy abhängig. — Neben diesen Autoritäten findet man bei Quiehl auch einige deutsche Schulreformer citiert, die der phonetischen Genossenschaft nicht sämtlich angehören: Dörr (Maitre No. 233), auf dessen 1886 erschienene Abhandlung: *Die Aufgaben der modernen Philologie in der Gegenwart* Quiehl sich beruft zur Verstärkung der schon ein Decennium vorher nicht mehr neuen Ansicht, dass ein neuphilologischer Lehrer auch phonetische Kenntnisse besitzen müsse; W. Hartmann, der als Autorität für Sprachübungen auf Grundlage der Anschauung angesehen wird; Kron, der mit einem kritischen Aufsatz und seinem *Petit Parisien* erscheint, während sein Konkurrent Stier (vgl. *N. Spr.* VI, 601 ff. u. 672 ff.),

⁴⁾ Es erscheinen von ihnen noch u. a. Klinghardt (Maitre No. 220), Michaelis (No. 381), Walter (No. 332), Wendt (No. 480).

der kein Schulreformer ist, keiner Erwähnung gewürdigt wird; A. Lange, als Vertreter der Ansicht, man müsse den fremdsprachlichen Unterricht mit dem Französischen beginnen (S. 10), und als Vater der Beobachtung: „Das richtige Verstummen und Lautwerdenlassen des *a*-Lautes ist eines der Hauptmerkmale einer guten französischen Aussprache“, die man heute wohl als einen Gemeinplatz ansehen darf; Rossmann (von dem ich nicht weiss, ob er mit dem Maître No. 415 identisch ist), von dessen *Lesebuch* wieder ein angehängenes Wb. mit Passy-Aussprache rühmend erwähnt wird, und der, wie Maître Kühne in seinem *Lesebuch* gleichfalls mit Liedern und Noten aufwarten kann. Von Schulreformern oder wenigstens Gönnern der Schulreform, die nicht zugleich *maîtres* sind, werden endlich noch Münch und Wätzoldt erwähnt. Im ganzen muss man auch hier feststellen, dass die Heranziehung der deutschen Reformer mit grosser Liberalität vor sich geht, ein paar Citate weniger den Wert des Quiehlschen Buches nicht beeinträchtigt hätten.

Es muss aber endlich auch anerkannt werden, dass der Verfasser, abweichend von der Gepflogenheit mancher anderen *Maîtres* und Schulreformer, auch ausserhalb dieser Kreise stehende Männer gelegentlich und nicht immer nur ablehnend berücksichtigt. Wir finden bei ihm auch den sonst immer übersehenen K. Sachs und dessen Wb. wenigstens an zwei Stellen anerkennend berücksichtigt, und auch K. Plötz kommt einmal, wenn auch nicht ganz ohne Tadel, zu Worte. Es ist immerhin ein Fortschritt, wenn unsere deutschen phonetischen Sprachlehrer sich wieder darauf zu besinnen beginnen, dass es auch in Deutschland und schon in früherer Zeit Schulmänner gab, die um die Erkenntnis der französischen Aussprache Verdienste besitzen. Mir selber wird 6 Mal der Vorzug einer Erwähnung zu teil, und es zeigt sich, dass der Verfasser meine Broschüre *Zur Aussprache* etc. aufmerksam gelesen hat, meine *Parlers Parisiens* wenigstens vom Hörensagen oder aus Rezensionen, auch den Titel meiner *Neufranzösischen Formenlehre* kennt, dagegen von meiner *Grammatik der neufranzösischen Schriftsprache*, von meinen Artikeln und Rezensionen in dieser *Ztschr.* (deren Inhalt er überhaupt nicht verwertet) keinen Gebrauch zu machen beliebte. Zweimal ist Quiehl mit meinen wirklichen oder vermeintlichen Aufstellungen nicht einverstanden, und er stellt mir in beiden Fällen eine von mir ganz unerwartete Autorität gegenüber: — Fräulein G. Paul. Dieses Fräulein ist offenbar identisch mit dem Fräulein Georgine Paul „secrétaire de rédaction du Maître phonétique“, von der die P. Passy und Michaelis in ihrem *Dictionnaire phonétique* S. XI erzählen und von der ich in dieser *Ztschr.* XX², 186 wohl nicht mit Unrecht annahm, dass auch sie zu der vielköpfigen Familie Passy gehöre. Unter den *maîtresses phonétiques*, die im Januarheft 1899 des *M. P.* aufgezählt werden, befindet sich Fräulein Georgine nicht, dagegen ein Fräulein Alice und ein Fräulein Marie Paul. Von den

litterarischen Arbeiten des Fräulein Georgine, sei es auch nur auf dem Gebiete der Elementarphonetik, ist mir sonst nichts bekannt geworden: innerhalb des Kreises der phonetischen Sprachmeister scheint ihr eine grosse Zukunft bevorzustehen. Auf S. 61 Anm. finde ich bei Quiehl die Behauptung: „In *Les Parlers Parisiens* sagt Koschwitz, dass die Aussprache *-asiō* (mit geschlossenem *a*) den meisten Franzosen schlecht klingt.“ Ich würde dem Verfasser zu Danke verpflichtet sein, wenn er mir auch die Stelle nachweisen wollte, wo ich diesen Ausspruch thue. In der Einleitung der *Parl. Par.* spreche ich von dieser Endung überhaupt nicht; in den Bemerkungen, die ich der Aussprachangabe meiner Sprachzeugen vorausschicke, stelle ich einfach fest, wie diese sich zu dieser bald *äsiō* (mit kurzem hohen *a*), bald *asiō* (mit qualitativ und quantitativ mittlerem *a*), bald *asiō* (mit kurzem oder mittelzeitigem tiefen *a*), bald endlich *āsiō* mit langem (selbst überlangem) tiefen *a* gesprochenen Endung verhalten; dabei erwähne ich u. a. auch, dass Renan die Aussprache *āsiō* überhaupt nicht zu kennen versicherte (S. 57²). In meiner Abhandlung *Zur Aussprache* S. 12 fasse ich das Ergebnis meiner Beobachtungen über die verschiedenen Aussprachen der Endung *ation* dahin zusammen: „Die grosse Mehrheit der gebildeten Franzosen kennt jedenfalls diese Aussprache (mit tiefem *a*) nicht, und selbst die gebildeten Pariser haben eine gewisse Scheu vor zu langem (tiefen) *a* in dieser Endung.“ Dass den meisten Franzosen *asiō* (mit tiefem *a*) schlecht klingt, wird also auch hier nicht gesagt. Aber diese Äusserung wird mir nun einmal von Frl. Paul im *M. P.* 1896 S. 87 beigelegt und daran die von Quiehl mit unverkennbarem Wohlgefallen citierte Äusserung geknüpft: „Dans les terminaisons *-ation, -assion* j'emploie toujours *a* (d. i. tiefes *a*); c'est ainsi que j'ai toujours entendu prononcer. L'idée que cela puisse sonner si mal à l'oreille de la plupart des Français me semble un peu grotesque.“ Wenn Fräulein Paul besser gelesen oder verstanden hätte, so hätte sie nicht gegen dies von ihr selbst aufgestellte Phantom zu kämpfen brauchen. Aber ihre Sache steht noch schlimmer. Hat Fräulein Paul wirklich nur immer *ation* mit tiefem *a* gehört, so geht es ihr dabei zweifellos wie ihrem Antipoden Renan, der nie ein *ation* mit langem tiefen *a* gehört haben will, d. h. beide haben schlecht gehört, sei es aus mangelhafter akustisch-phonetischer Begabung, sei es weil sie nicht genügend auf die betreffende Aussprache geachtet haben. Die Lautspione nach dem Herzen Klinghardts (vgl. *Krit. Jahresbericht* IV, 36), die immer und überall nur auf den Lautklang, nicht auf den Inhalt des zu ihnen oder in ihrer Gegenwart Gesprochenen achten, sind eben noch gar zu selten, und selbst dem auf Lautbeobachtung ausgehenden Phonetiker begegnet es nur allzu leicht, dass er über dem Inhalt die Lautartikulation vernachlässigt. Wir sind weit entfernt, Fräulein Paul hieraus einen Vorwurf zu machen, doch müssen wir leider wenigstens nachträglich bestätigen,

- schen Wandbilder. Basel, E. Birkhäuser. 2. Aufl. I. T. 1897. II. T. 1898.
- Schilling, F.*, Die Übersetzungen ins Deutsche, namentlich aus dem Französischen. Progr. Liegnitz 1898. 11 S. 4°.
- *Schulgrammatik*, französische, f. höhere Lehranstalten. Von C. Ehrhart, Plank und G. Lachenmaier. 1. Tl. gr. 8°. Stuttgart, P. Neff Verl. 1. Lachenmaier, :G.: Elementarbuch der französischen Sprache für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. (XII, 244 S.) 2.40;
- Seelig, Max*, Methodisch geordnetes französisches Vokabularium zu den Hölzel'schen Anschauungsbildern (Frühling, Sommer, Herbst, Winter, Bauernhof, Gebirge, Wald, Stadt, Paris, Wohnng.). 2. Aufl. 12°. (128 S.) Bromberg, F. Ebbecke. Kart. — 75
- Sensine, H.*, L'emploi des temps en français. Méthode à l'usage des étrangers, avec 90 exercices pratiques 2^{ième} édition revue et augmentée. Lausanne, F. Payot. 1898.
- Tridon-Péronneau*. — Nouveau Recueil de compositions françaises, comprenant le développement de tous les sujets dictés à Paris dans les dernières sessions, à l'usage des candidats aux baccalauréats classique et moderne, à la licence ès lettres et au brevet supérieur. 3^e édition. In-16, vi-224 p. Paris, Hachette et Co. 1 fr. (1898).
- Wilke, Edm.*, und *Dénervaud*, Anschauungsunterricht im Französischen mit Benutzung v. Hölzels Bildern. 2. Aufl. I. Le printemps. gr. 8°. (IV, 16 S.) Leipzig, R. Gerhard. — 30
- Zeller, Alf.*, Grande grammaire française raisonnée à l'usage de Hollandais. 1. livr. Amst. J. H. de Bussy (1—15). gr. 8°. Compl. in 30 afl à f. 0.15.

b. Litteraturgeschichte, Schulausgaben, Lesebücher.

- Bernardin de Saint - Pierre*. — Paul et Virginie. Illustrations de Maurice Leloir. Grand in-8°, xxix-233 p. Paris, Picard et Kaan. [Bibliothèque d'éducation récréative. — Collection Picard.]
- Boisseau, G.*, Le Livre du premier âge. Enseignement intuitif et simultané (Lecture, Ecriture, Orthographe, Calcul et Dessin). Petit in-4°, 64 p. avec 160 grav. Paris, imprim. et libr. Delalain frères. 90 cent.
- Cahen, A.*, Morceaux choisis des auteurs français, publiés avec des notices et des notes. Cours élémentaire (1^{re} et 2^e années). xvi^e, xvii^e, xviii, et xix^e siècles. (Prose et Poésie.) *Nouvelle édition*, revue et augmentée. In-16, vi-571 p. Paris, Hachette et Co. 3 fr. 50.
- Corneille*, Le Menteur, Publiée conformément au texte de l'édition des Grands Ecrivains de la France, avec notice, analyse et notes philologiques et littéraires, par L. Petit de Julleville. Petit in-16, 181 p. Paris, Hachette et Co. 1 fr. (1898). [Classiques français].
- Fablier (le) des écoles, ou Choix de fables des fabulistes français, avec une explication morale et des notes destinées à en rendre la lecture plus facile et plus utile aux enfants; par M. J. J. Porchat, *Nouvelle édition*, revue. In-32, 140 p. Paris, Delagrave. (1899).
- Fugère, L. et G.*, Morceaux choisis de prose et de vers des classiques français, à l'usage de la classe de sixième, recueillis et annotés. *Nouvelle édition*, revue et augmentée d'extraits des auteurs des xviii^e et xix^e siècles par G. Fugère. 4^e édition. In-16, xi-244 p. Paris, Delalain frères. 1 fr. 50.
- Génin, Lucien*, et *Jos. Schamanek*, Conversations françaises sur les tableaux d'Ed. Hölzel. II—IV. 2 éd. gr. 8°. (Mit je 1 Farbdr.) Wien, E. Hölzel. à — 50 II. L'été. (12 S.) — III. L'automne. (12 S.) — IV. L'hiver. (12 S.)

welcher genauen Artikulation ein *o* aufhört und ein *u* beginnt, und ebenso von physikalischem (akustischem) Standpunkte aus gegenwärtig unmöglich zu entscheiden, wann die akustische Wirkung eines (sehr geschlossenen) *o* und bereits die eines (sehr offenen) *u* vorliegt. Phonetiker nehmen daher oft auch für Tonstellen einen Grenzlaut von *o/u* an, den man wohl auch in Passys (*u*) = *o* très fermé zu erkennen hat. Bei einem unsilbig, d. i. sehr rasch gesprochenen *u/o* muss sich diese Unterscheidungsunmöglichkeit naturgemäss noch steigern, und da sich die benachbarten Vokale artikulatorisch zu nähern suchen, namentlich bei so enger Verbindung, wie sie im französischen *oi* (*ua*, *qa*) besteht, so liegt es auf der Hand, dass ein *u* vor *a* sich gern nach *o* hinneigen wird, das auf dem Wege von *u* zu *a* liegt. Jede schlaaffe Artikulation von *u* nähert sich dem *o*-Laute, und es giebt ebensowohl ein unsilbiges *o*, wie ein unsilbiges *u*. Die (von Thurot u. a. gemachte) Folgerung, ein unsilbiger Laut, der den einen als *o*, den anderen als *u* ertöne, müsste durchaus ein halbkonsonantisches *u* sein, ist wissenschaftlich nicht haltbar. Es wäre sogar ein artikulatorisches und phonetisches Wunder, wenn ein so rasch gesprochener Laut wie *u* immer mit der strafferen Zungenstellung eines wirklichen *u* zu stande käme. Der konsonantische (oder richtiger halbkonsonantische) Charakter des *u* (und auch *i*) beruht ferner keineswegs darauf, dass bei diesen Lauten eine grösste Engenstellung der betr. Vokale erreicht wird, wie man gewöhnlich vorgetragen findet, sondern vielmehr darauf, dass bei ihnen der Vokal eben nicht zur vollen Artikulationsreinheit gelangt. Es ist nach alledem eine kindliche Rechthaberei, wenn man für französisches *oi* nur eine Aussprache *ua* anerkennen will, zumal wenn man auch der nicht abzuleugnenden und in meinen *Parl. Par.* wiederholt belegten Thatsache Rechnung trägt, dass unter rhetorischem Accente in *oi* auch das erste vokalische Element (geschriebenes *o*) das Übergewicht erhalten kann und dann, bei dem nun fallend gewordenen Diphthongen, ein unanfechtbares *o* (in *óa*) oder selbst *q* (also *qa*) ertönt. Von einem philologisch gebildeten Manne aber, der über Aussprache und Phonetik seine Amtsgenossen zu unterrichten unternimmt, hätte man erwartet, dass er die naiven Äusserungen des Frl. Paul entweder überging oder doch wenigstens auf den ihnen gebührenden Wert oder Unwert zurückführte.

Aber die Wege haben sich verändert, die zu der Bedeutung eines Kenners der französischen Aussprache führen. Wenn früher, in der Zeit, wo es noch keine Schulphonetik und keine *maîtres phonétiques* gab, ein deutscher Oberlehrer es unternahm, über Aussprache zu schreiben, so fühlte er sich verpflichtet, sich im Auslande in jahrelangem emsigen Bemühen ein eigenes Urteil zu bilden. Damals hielt z. B. Plötz noch seinem Mitbewerber Schmitz in einer Polemik vor, dass er nur „ein Jährchen“ in Paris verbracht habe und sich schon auf Grund dessen zu einem Urteil berufen fühle. Und wie unermüdlich

hier die deutsche romanische Philologie ist schließlich
 17. Januar mit deutscher Sprachwissenschaft allein
 deutscher Wissenschaft. Zusammen! Zusammen! Zusammen!
 liegt nur wenig an der Sache nach allen
 etymologischen Forschungen geübt zu werden;
 noch aktiveren künftigen Untersuchungen lassen
 eine ähnliche phonetische Terminologie einsetzen,
 erstaunlich, dass sich noch keiner unserer Schol-
 astischen „Fundgrube“ (s. *Ztschr.* XX¹. 1. Hft.) be-
 trachte freilich den Mut haben, mit dem neuen
 schenden Elementarphonetik öfters zu brechen.
 immer geworden, die Stellung eines Lehrmeisters
 obern. Wer gegenwärtig sich zu ihr empor-
 seine Studien mit der Lektüre der Passyschen
 zur Ergänzung liest er vielleicht auch noch
 e *Phonetik*, worin die Passyschen französischen
 bezeichnen, oder auch Beyers *Phonetik*, die
 zu mir schon von Passy emanzipiert. Wer
 ihm außerdem auch noch Frankes *Phrases*
 e *romanique* Passy die Aussprachebezeichnung
français parlé, J. Passy-Rambeaus *Chresto-*
maire noch die neueste Glanzleistung: P. Passy-
romanique. Man müsste nun meinen, dass
Phonetik charakter nun auch einmal andere
 e *Phonetik* Forschung fortschritte: o nein;
Phonetik nach Frankreich, nicht um ihm so oft
Phonetik sondern um in Paris bei Passy an der
Phonetik Vorlesungen zu hören oder bei ihm Privat-
Phonetik (Frankreich: Vorausbezahlung) zu nehmen, um
Phonetik derselben Quelle zu letzen. Wer dann auf
Phonetik *Phonetik* befriedigt, der braucht nicht
Phonetik *Phonetik* zu schauen; die Franzosen, die er
Phonetik *Phonetik* und die nicht so sprechen, wie er es
Phonetik *Phonetik* ihrer Sprache nichts; und ist er nun noch
Phonetik *Phonetik* und hat er damit die letzte Weihe er-
Phonetik *Phonetik* *Phonetik* Selbsteinschätzung mehr von der
Phonetik *Phonetik* *Phonetik* *Phonetik* Professoren der romanischen
Phonetik *Phonetik* *Phonetik* *Phonetik* zusammen, und seine Genossen, die
Phonetik *Phonetik* *Phonetik* *Phonetik* dies zu bestätigen, für den Fall,
Phonetik *Phonetik* *Phonetik* *Phonetik* durch Druckerschwärze verbreiten
Phonetik *Phonetik* *Phonetik* *Phonetik* Anschluss hieran feststellen zu müssen,
Phonetik *Phonetik* *Phonetik* *Phonetik* Angaben zwar in Frankreich gewesen ist,
Phonetik *Phonetik* *Phonetik* *Phonetik* wie keine auf eigener Beobachtung
Phonetik *Phonetik* *Phonetik* *Phonetik* hier in rohen Umrissen gezeichnete
Phonetik *Phonetik* *Phonetik* *Phonetik* verlassen, das wir uns vorbehalten,

gelegentlich an einem uns passend erscheinenden Beispiel auch ins kleine auszumalen. Einige Anzeichen deuten übrigens darauf hin, dass, vielleicht auch dank unseren gern verschwiegenen Anregungen, in den Reihen der *Maîtres* eine etwas bessere Selbsterkenntnis zu erwachen beginnt. Sobald sie eingesehen haben werden, dass sie nicht Vertreter einer Wissenschaft, sondern nur deren Popularisatoren sind, dass es aber auch bei dieser bescheidenen Rolle ihnen zukommt, Augen und Ohren etwas weiter zu öffnen und williger sich um Dinge zu bekümmern, die ausserhalb ihrer Genossenschaft von der philologischen und wissenschaftlich-phonetischen Litteratur geboten werden, sobald unter ihnen aufdringliche Geschäftsreklame, kindliche Rechthaberei und gegenseitige Lobhudelei aussterben oder wenigstens abnehmen sollten, dann werden auch wir ihnen wieder gern unsere Anerkennung zollen. Gegen den z. Z. in der Schulphonetik eingerissenen Unfug werden wir nicht aufhören, energischen Einspruch zu erheben.

Die Charakterisierung der *Maîtres phonétiques* hat uns verhindert, auf eine Einzelkritik des vorliegenden Werkes einzugehen, gegen dessen die Aussprachelehre behandelnden Inhalt wir an nicht wenigen Stellen Bedenken haben, und wir wollen, angesichts der Ausdehnung, die unsere Betrachtungen bereits genommen haben, das Versäumte auch nicht mehr nachzuholen suchen. Da vorläufig noch alle *Maîtres* ebenso sicher dieselben Behauptungen aufstellen, wie die Spatzen nach derselben Melodie zwitschern, so findet sich dazu gewiss ein andermal Gelegenheit. Sagen wir also kurz, dass im ersten Hauptteil Quiehl auseinandersetzt, wie er seinen Ausspracheanfangsunterricht gestaltet, indem er seine Schüler zuerst das Notwendigste über die vom Deutschen abweichenden französischen Artikulationen unter Anwendung von Lautschrift lehrt und dann erst zur üblichen Orthographie übergeht, und dass er im zweiten Hauptteil mitteilt, wie er seine praktischen Sprechübungen abhält und wie sie abzuhalten er es auch anderen empfiehlt. Es finden sich darin allerlei nützliche Betrachtungen und Winke; aber dessen, was man gegenwärtig noch für neu und nicht für selbstverständlich ansehen kann, ist doch nicht allzu viel; und an manchen Stellen muss man sich sagen: gewiss, es geht unzweifelhaft so, wie Quiehl es wünscht; es geht aber auch anders. Die Schrift hätte einen viel besseren Eindruck gemacht, wenn sie, auf die Wiederholung bekannter Dinge verzichtend, sich auf den vierten Teil ihres Umfanges eingeschränkt hätte. An dem Streben des Verfassers nach Gutem und Besseren ist nicht zu zweifeln.

MARBURG.

KOSCHWITZ.

Aucassin und Nicolette, mit Paradigmen und Glossar herausgegeben von Hermann Suchier. Vierte Auflage — Paderborn, Schöningh, 1899.¹⁾

¹⁾ Il a également paru une nouvelle version d'*Aucassin*, due à M. Bovy, Bruxelles, Schepens, 1898; je la signale volontiers ici.

gen Textors mit grösserer Vollständigkeit herangezogen. In der Züricher Bibliothek befindet sich nämlich ein *Dialogi* von 1626, welche mehrere bisher unerforschte Stücke enthält, und welche die Grundlage der Untersuchung bildet, die auf Veranlassung Morfs unterzogen wurde. Leider macht der Verfasser keine genauen Mittheilungen darüber, wie sich diese Ausgabe zu den anderen von ihm benutzten verhält und wieviel Stücke in jeder abgedruckt sind, wie viele Acte sie umfassen. Auf dem Titelblatt sind nicht bloss sechs, sondern nach meinen Notizen auch zehn Dramen Textors erwähnt. Und die 1580 bei Marnef in Paris erschienene Ausgabe, auf der meine Kenntniss der Dramen Textors beruht (Exemplar auf der Stadtbibliothek in Frankfurt), enthält ebenfalls sämtliche von Vodoz besprochene Dramen. Aber wie dem auch sei, die ausführlichen Inhaltsangaben nebst beigelegten Proben, die über ein Drittel des Buches einnehmen, sind jedenfalls sehr willkommen. Das erste Kapitel orientiert über Textors Leben, seine Wirksamkeit als Lehrer am Kolleg von Navarra und seinen persönlichen Charakter; der Johannes Textoris, über den sich die *Epistolae obscurorum virorum* lustig machen, ist übrigens nicht unser Autor, sondern ohne Zweifel, wie V. aus den Anmerkungen zu Böckings Ausgabe II, 488 hätte entnehmen können, der Baseler Gelehrte Johannes Textoris de Moernach. Ebenda S. 820 hätte er auch genauere Angaben über Ravisius Textor als Herausgeber von Huttens *Aula* finden können. In den einleitenden Worten zu dieser Ausgabe spricht Textor, wie dies von ihm nicht anders zu erwarten ist, in Ausdrücken höchster Bewunderung von dem ‚doctissimus et meum numen Budeus‘. Was Vodoz S. 27 über die angebliche Abneigung des Ravisius Textor gegen Budaeus sagt, ist schon aus inneren Gründen sehr unwahrscheinlich. In der dort citierten Briefstelle: *Budaeum . . . omni modo insecteris doctrina* — ist insectari jedenfalls in der Bedeutung ‚nacheifern‘ zu verstehen.

Das zweite Kapitel orientiert über die Pariser Schul- und Universitätsaufführungen im späteren Mittelalter und im Zeitalter des Humanismus, hauptsächlich auf Grund der Mittheilungen der Pariser Universitätsgeschichtsschreiber, doch sind auch andere Quellen herangezogen; mit Recht ist hier Textors *Dialog Calliope* ausgiebig benutzt, der die meisten Anhaltspunkte für das Verständnis des Bühnenwesens in den Kollegien gewährt. Im dritten Kapitel wird das Verhältniss dieser lateinischen Dramen zu den mittelalterlichen Gattungen der *Moralité*, *Sotie* und *Farce* genauer ins Auge gefasst, die enge Berührung mit dem mittelalterlichen Stil ist es ja auch, wodurch die Dramen unseres humanistischen Dichters für uns besonders merkwürdig werden. Uebrigens sind ja die Grenzen zwischen den erwähnten mittelalterlichen Gattungen sehr verschwommen, und es ist fraglich, ob wir berechtigt sind, die Dramen Textors nach diesen Rubriken einzuteilen. Bei den Analysen der einzelnen Bücher im

On sait de quels soins M. Suchier a entouré, dès sa première édition (1878), la jolie chantefable d'*Aucassin*. Chaque réimpression atteste un progrès nouveau dans la constitution du texte et dans les notes; nous sommes à la quatrième, qui ne sera pas la dernière, et il ne reste vraiment qu'à louer dans l'œuvre du savant maître de Halle.

Un seul point est encore obscur pour lui, c'est le lieu de provenance de la chantefable. On en a fait, jadis, une œuvre champenoise et même centrale. Il l'a de plus en plus reportée vers le Nord, et aujourd'hui, d'accord avec mes observations dans le *Moyen Age* (III, 28), il lui assigne comme berceau le Hainaut, sans doute la partie orientale de cette province (Charleroi-Thuin). C'est tout ce que l'étude phonétique et morphologique du texte permet, en somme, d'avancer.

J'ai dit que les notes avaient été avantageusement complétées. Peut-être M. Suchier pourrait-il y faire la part plus large encore à des rapprochements suggérés par le wallon. C'est, de ce côté, en effet qu'il pourra pousser plus avant ses investigations, puisque la grammaire d'*Aucassin* le laisse dans un doute quant à son lieu d'origine et que l'anonymat de l'œuvre achève de le rendre hésitant. C'est ainsi qu'à côté des analogies qu'il invoque (s. v. *faelé*; *a pur l'estrain*; *houler*, *waumonnee*) il en est d'autres, qui mériteraient quelque attention; je citerai 28,10 *Torelore* et 37,3 *astages* (liégeois *ostēdj* pour un plus ancien *ostaige*, *astaige*). *Torelore* a déjà été rapproché du fr. *turelure*. Il est à noter que le liégeois possède ce mot et l'emploie dans une locution: *tūrēlūre* è d' *mēy* pour dire: à une heure indéterminée, ce qui implique une confusion avec *hora*. Au sens plus ancien de: femme légère, il l'a conservé dans le diminutif *tur(e)lurette* (Grandgagnage, s. v. qui invoque la forme lilloise correspondante et établit une corrélation avec le sens a. frç. de guitare). On a pu dire d'une femme qu'elle était »une guitare« aussi légitimement qu'on dit d'un homme qu'il est »un violon«, et on a, de l'idée de »gaîté exubérante« passé aisément à celle de conduite légère. — Reste à savoir ce que signifie *Torelore* dans *Aucassin*. En raison de ces analogies je crois à une dénomination fantaisiste, et à rien de plus. — A propos de *houler*, il est bon de noter le liégeois *hōle* = traîner et que dans la *Geste de Liège*, 20265 on lit:

Le cuer li passat outre, à terre le *holle*
avec un sens qui convient bien à notre passage.

LIÈGE.

M. WILMOTTE.

Vodoz, D. *Le Théâtre Latin de Ravisius Textor 1470—1524.*
Winterthur. Imprimerie Geschwister Ziegler. 174 S. 8°.

Der Hauptvorzug dieses Buches vor demjenigen Massebieaus, das demselben Gegenstand gewidmet ist, besteht darin, dass hier die

dramatischen Dichtungen Textors mit grösserer Vollständigkeit herangezogen sind. Auf der Züricher Bibliothek befindet sich nämlich eine Ausgabe der *Dialogi* von 1626, welche mehrere bisher unerwähnt gebliebene Stücke enthält, und welche die Grundlage der vorliegenden Untersuchung bildet, die auf Veranlassung Morfs unternommen wurde. Leider macht der Verfasser keine genauen Mitteilungen darüber, wie sich diese Ausgabe zu den anderen von ihm aufgezählten verhält und wieviel Stücke in jeder abgedruckt sind, bei Massebieau sind nicht bloss sechs, sondern nach meinen Notizen wenigstens zehn Dramen Textors erwähnt. Und die 1580 bei Marnef in Paris erschienene Ausgabe, auf der meine Kenntnis der Dramen Textors beruht (Exemplar auf der Stadtbibliothek in Frankfurt), enthält gleichfalls sämtliche von Vodoz besprochene Dramen. Aber wie dem auch sei, die ausführlichen Inhaltsangaben nebst beigefügten Proben, die über ein Drittel des Buches einnehmen, sind jedenfalls sehr willkommen. Das erste Kapitel orientiert über Textors Leben, seine Wirksamkeit als Lehrer am Kolleg von Navarra und seinen persönlichen Charakter; der Johannes Textoris, über den sich die *Epistolae obscurorum virorum* lustig machen, ist übrigens nicht unser Autor, sondern ohne Zweifel, wie V. aus den Anmerkungen zu Böckings Ausgabe II, 488 hätte entnehmen können, der Baseler Gelehrte Johannes Textoris de Moernach. Ebenda S. 820 hätte er auch genauere Angaben über Ravisius Textor als Herausgeber von Huttens *Aula* finden können. In den einleitenden Worten zu dieser Ausgabe spricht Textor, wie dies von ihm nicht anders zu erwarten ist, in Ausdrücken höchster Bewunderung von dem ‚doctissimus et meum numen Budeus‘. Was Vodoz S. 27 über die angebliche Abneigung des Ravisius Textor gegen Budaeus sagt, ist schon aus inneren Gründen sehr unwahrscheinlich. In der dort citierten Briefstelle: *Budaeum . . . omni modo insecteris doctrina* — ist insectari jedenfalls in der Bedeutung ‚nacheifern‘ zu verstehen.

Das zweite Kapitel orientiert über die Pariser Schul- und Universitätsaufführungen im späteren Mittelalter und im Zeitalter des Humanismus, hauptsächlich auf Grund der Mitteilungen der Pariser Universitätsgeschichtsschreiber, doch sind auch andere Quellen herangezogen; mit Recht ist hier Textors Dialog *Calliope* ausgiebig benutzt, der die meisten Anhaltspunkte für das Verständnis des Bühnenwesens in den Kollegien gewährt. Im dritten Kapitel wird das Verhältnis dieser lateinischen Dramen zu den mittelalterlichen Gattungen der *Moralité*, *Sotie* und *Farce* genauer ins Auge gefasst, die enge Berührung mit dem mittelalterlichen Stil ist es ja auch, wodurch die Dramen unseres humanistischen Dichters für uns besonders merkwürdig werden. Uebrigens sind ja die Grenzen zwischen den erwähnten mittelalterlichen Gattungen sehr verschwommen, und es ist fraglich, ob wir berechtigt sind, die Dramen Textors nach diesen Rubriken einzuteilen. Bei den Analysen der einzelnen Bücher im

On sait de quels soins M. Suchier a entouré, dès sa première édition (1878), la jolie chantefable d'*Aucassin*. Chaque réimpression atteste un progrès nouveau dans la constitution du texte et dans les notes; nous sommes à la quatrième, qui ne sera pas la dernière, et il ne reste vraiment qu'à louer dans l'œuvre du savant maître de Halle.

Un seul point est encore obscur pour lui, c'est le lieu de provenance de la chantefable. On en a fait, jadis, une œuvre champenoise et même centrale. Il l'a de plus en plus reportée vers le Nord, et aujourd'hui, d'accord avec mes observations dans le *Moyen Age* (III,28), il lui assigne comme berceau le Hainaut, sans doute la partie orientale de cette province (Charleroi-Thuin). C'est tout ce que l'étude phonétique et morphologique du texte permet, en somme, d'avancer.

J'ai dit que les notes avaient été avantageusement complétées. Peut-être M. Suchier pourrait-il y faire la part plus large encore à des rapprochements suggérés par le wallon. C'est, de ce côté, en effet qu'il pourra pousser plus avant ses investigations, puisque la grammaire d'*Aucassin* le laisse dans un doute quant à son lieu d'origine et que l'anonymat de l'œuvre achève de le rendre hésitant. C'est ainsi qu'à côté des analogies qu'il invoque (s. v. *faelé*; *a pur l'estrain*; *houler*, *waumonnee*) il en est d'autres, qui mériteraient quelque attention; je citerai 28,10 *Torelore* et 37.3 *astages* (liégeois *ostêdj* pour un plus ancien *ostaige*, *astaige*). *Torelore* a déjà été rapproché du fr. *turelure*. Il est à noter que le liégeois possède ce mot et l'emploie dans une locution: *türêlûre è d' mēy* pour dire: à une heure indéterminée, ce qui implique une confusion avec *hora*. Au sens plus ancien de: femme légère, il l'a conservé dans le diminutif *tur(e)lurette* (Grandgagnage, s. v. qui invoque la forme lilloise correspondante et établit une corrélation avec le sens a. frç. de guitare). On a pu dire d'une femme qu'elle était »une guitare« aussi légitimement qu'on dit d'un homme qu'il est »un violon«, et on a, de l'idée de »gaîté exubérante« passé aisément à celle de conduite légère. — Reste à savoir ce que signifie *Torelore* dans *Aucassin*. En raison de ces analogies je crois à une dénomination fantaisiste, et à rien de plus. — A propos de *houler*, il est bon de noter le liégeois *hôle* = traîner et que dans la *Geste de Liège*, 20265 on lit:

Le cuer li passat outre, à terre le *holle*
avec un sens qui convient bien à notre passage.

LIÈGE.

M. WILMOTTE.

Vodoz, D. *Le Théâtre Latin de Ravisius Textor 1470—1524.*
Winterthur. Imprimerie Geschwister Ziegler. 174 S. 8°.

Der Hauptvorzug dieses Buches vor demjenigen Massebieaus, das demselben Gegenstand gewidmet ist, besteht darin, dass hier die

dramatischen Dichtungen Textors mit grösserer Vollständigkeit herangezogen sind. Auf der Züricher Bibliothek befindet sich nämlich eine Ausgabe der *Dialogi* von 1626, welche mehrere bisher unerwähnt gebliebene Stücke enthält, und welche die Grundlage der vorliegenden Untersuchung bildet, die auf Veranlassung Morfs unternommen wurde. Leider macht der Verfasser keine genauen Mitteilungen darüber, wie sich diese Ausgabe zu den anderen von ihm aufgezählten verhält und wieviel Stücke in jeder abgedruckt sind, bei Massebieau sind nicht bloss sechs, sondern nach meinen Notizen wenigstens zehn Dramen Textors erwähnt. Und die 1580 bei Marnef in Paris erschienene Ausgabe, auf der meine Kenntnis der Dramen Textors beruht (Exemplar auf der Stadtbibliothek in Frankfurt), enthält gleichfalls sämtliche von Vodoz besprochene Dramen. Aber wie dem auch sei, die ausführlichen Inhaltsangaben nebst beigefügten Proben, die über ein Drittel des Buches einnehmen, sind jedenfalls sehr willkommen. Das erste Kapitel orientiert über Textors Leben, seine Wirksamkeit als Lehrer am Kolleg von Navarra und seinen persönlichen Charakter; der Johannes Textoris, über den sich die *Epistolae obscurorum virorum* lustig machen, ist übrigens nicht unser Autor, sondern ohne Zweifel, wie V. aus den Anmerkungen zu Böckings Ausgabe II, 488 hätte entnehmen können, der Baseler Gelehrte Johannes Textoris de Moernach. Ebenda S. 820 hätte er auch genauere Angaben über Ravisius Textor als Herausgeber von Huttens *Aula* finden können. In den einleitenden Worten zu dieser Ausgabe spricht Textor, wie dies von ihm nicht anders zu erwarten ist, in Ausdrücken höchster Bewunderung von dem ‚doctissimus et meum numen Budeus‘. Was Vodoz S. 27 über die angebliche Abneigung des Ravisius Textor gegen Budaeus sagt, ist schon aus inneren Gründen sehr unwahrscheinlich. In der dort citierten Briefstelle: *Budaeum . . . omni modo insecteris doctrina* — ist insectari jedenfalls in der Bedeutung ‚nacheifern‘ zu verstehen.

Das zweite Kapitel orientiert über die Pariser Schul- und Universitätsaufführungen im späteren Mittelalter und im Zeitalter des Humanismus, hauptsächlich auf Grund der Mitteilungen der Pariser Universitätsgeschichtsschreiber, doch sind auch andere Quellen herangezogen; mit Recht ist hier Textors Dialog *Calliope* ausgiebig benutzt, der die meisten Anhaltspunkte für das Verständnis des Bühnenwesens in den Kollegien gewährt. Im dritten Kapitel wird das Verhältnis dieser lateinischen Dramen zu den mittelalterlichen Gattungen der *Moralité*, *Sotie* und *Farce* genauer ins Auge gefasst, die enge Berührung mit dem mittelalterlichen Stil ist es ja auch, wodurch die Dramen unseres humanistischen Dichters für uns besonders merkwürdig werden. Uebrigens sind ja die Grenzen zwischen den erwähnten mittelalterlichen Gattungen sehr verschwommen, und es ist fraglich, ob wir berechtigt sind, die Dramen Textors nach diesen Rubriken einzuteilen. Bei den Analysen der einzelnen Bücher im

dies auch ausser Zweifel, so kann doch eine Verschlechterung des Gefühlswertes nur bei solchen Redensarten zugegeben werden, welche vorher eine günstige oder indifferente Bedeutung hatten: S. 42 *Dieu vous assiste, c'est bien, allez vous asseoir*, etc. — Nach diesen notwendigen Ausscheidungen kann nunmehr

2. zur Auseinandersetzung mit den „Bedingungen oder Faktoren“ geschritten werden, die nach des Verfs. Darstellung bei der Qualitätsverschlechterung von Einfluss sind. Er zählt (S. 12) folgende auf: 1. Nationaler Gegensatz, 2. Socialer, 3. Religiöser, 4. Bildungs-Gegensatz, 5. Ästhetische Anschauungen, 6. Euphemismus, 7. Ironie, 8. a) Konventionalismus, b) Individualismus. Sicher ist wiederum, dass alle diese Faktoren auch bei einer künftigen psychologischen Bearbeitung des Themas eine Rolle spielen müssen; ebenso sicher aber ist — dies kann schon jetzt gesagt werden —, dass sich ihre relative Wichtigkeit einerseits und ihr Zusammenhang mit den sprachgeschichtlichen Thatsachen anderseits sehr erheblich anders gestalten werden als in der Darstellung Nitzsches. Die Begründung dieser Behauptung kann ich hier nicht in extenso geben, denn dies würde uns sofort mitten in die verwickeltsten principiellen Fragen hineinführen; auch welche Ergänzungen die Reihe dieser Faktoren in Zukunft erfahren muss, kann hier nicht a priori erörtert werden; ich will statt dessen lieber versuchen, an der Hand einiger Beispiele zu zeigen, wie die vorwiegend „philologische“ d. h. einzelsprachliche Forschung nunmehr, von des Verfs. und seiner Vorgänger Aufstellungen ausgehend, der, wie gesagt, nur von der Psychologie zu erwartenden Lösung des Problems vorarbeiten kann und muss. — Zunächst und vor allem a) durch die von den klassischen Philologen schon seit längerer Zeit auch auf dem Gebiete der Bedeutungslehre erfolgreich gehandhabte Methode der Einzeluntersuchung in dem Sinne, dass die Geschichte einzelner Fälle, bei denen die Bedingungen der Überlieferung günstig liegen, möglichst vollständig aufgeheilt wird. Nur so kann der vorschnellen Einreihung von Einzelfällen in grosse Kategorien — eine Klippe, um die der Verf. durchaus nicht immer herumgesehelt ist — vorgebeugt werden. Dass z. B. die Bedeutung Giftbissen von *boucon* < it. *boccone* Bissen nichts mit nationalem Gegensatz zu thun hat, wird durch die einfache Feststellung bewiesen, dass auch *boccone* in der Bedeutung pillola velenosa vorkommt, so zwar, dass *dare il boccone a (uno)* für *avvelenare* gebraucht wird; ebenso ist die Geschichte von *grec* Falschspieler ganz anders geartet, als es nach dem Verf. (S. 14) den Anschein gewinnt: Littré giebt hier gewiss die richtige Entwicklung: un grec, un homme habile dans la connaissance du grec; fig., être grec en qch., y être habile, trop habile; un grec, un homme qui filoute au jeu; so auch der *Dict. général*, den der Verf. gar nicht benutzt zu haben scheint. Im Falle *boucon* genügt es noch, das ital. Wörterbuch zu befragen, um eine falsche Einreihung zu vermeiden und zu erfahren, dass es sich um

109—124) hätten sehr gekürzt werden können, da sie nicht immer auf Quellenstudien ruhen, in der Auswahl der neueren Litteratur allzusehr den Schweizer Partikularismus verraten und, wie der Text, manches Ueberflüssige hineinziehen. Dass „die Hilfsmittel der Kanton-Bibliothek nur bescheidene waren“ (p. VI) und auch die zu Hilfe gezogenen Berater diesen Mangel nicht genügend ausgeglichen haben, merkt man ihnen an.

DRESDEN.

R. MAHRENHOLTZ.

Cordier, H. *Molière jugé par Stendhal*. Paris chez tous les libraires. 1898. 134 und XXXV S. 8^o.

Die „*fureur de l'inédit*“, über welche Brunetière seinen Spott ausgegossen hat, treibt auch in diesem hübsch ausgestatteten Schriftchen ihr Wesen. Der bekannte Vorkämpfer der Romantik Henri Beyle (Stendhal), besass nämlich eine Molière-Ausgabe in 6 Bänden von Petitot aus dem Jahre 1814, in der er vier Hauptwerke des Dichters (*Misanthrope*, *Tartuffe*, *Avare*, *Femmes savantes*) und zwei minderwertige (*Fourberies de Scapin*, *George Dandin*) mit Randnoten versehen hat. Der bekannte Balzac-Forscher Spoelberch de Lovenjoul hat dieses verschmierte Exemplar dem Herrn Cordier unvorsichtiger Weise geschenkt und letzterer natürlich nichts Eiligeres zu thun, als diese Einfälle der Augenblicksstimmung des geistvollen Skeptikers der Oeffentlichkeit zu übergeben. Damit nicht genug, werden wir auch in der langen Einleitung mit einzelnen Gedanken Beyles über Molière und Shakespeare, ungedruckten Briefen, Noten über zwei in Beyles Besitze befindliche Bände von Vauvenargues' (des frühverstorbenen Korrespondenten Voltaires) Schriften und sonstigen zerstreuten und meist bedeutungslosen Kleinigkeiten beglückt, denn — wie Verfasser sagt — *l'appétit vient en mangeant* (*Préface* p. III.). Herr Cordier sagt auch mit Recht, er habe der französischen Litteratur kein Meisterwerk hinzugefügt (*Préface* p. II.). Aber, wenn wir Moliéristen auch gewohnt sind, mancherlei über den grossen Dichter lesen zu müssen, was besser ungedruckt geblieben wäre, und wenn Molières Ruhm auch durch die Bekrittelungen anderer nicht leidet, so thut uns diese neue Publikation um Beyles willen leid. Mancher, der diesen ziemlich vergessenen Mann nur von Hörensagen kennt, möchte bei der Lektüre seiner Molière-Urteile die Lust verlieren, seine nähere Bekanntschaft zu machen. Sie zeigen nämlich, dass Geist und Witz sich nicht zur Parade kommandieren lassen, auch wenn man sonst zu beiden in innigerem Verhältnis steht. Beyle macht dem grossen Komiker Frankreichs einen Vorwurf daraus, dass er nicht genug die Lachmuskeln reize und meint, um diesem Mangel abzuhelpen, hätte Molière neben den *Tartuffe* noch einen alten frommen Bischof von 70 Jahren, der als Onkel Elmirens zurückgezogen in Paris lebe, stellen sollen (p. 50). Sehr gefährlich

figurierte Grundbedeutung direkt mit einer abgeleiteten Bedeutung zu verknüpfen, wenn zwischen jener und dieser eine dritte Bedeutung liegt: man vgl. oben das über *grec* Gesagte und *Polonais Pole* > *P.* Trunkenbold, zwischen denen *soûl comme un P.* und *boire comme un P.*, jenes als Erklärungsmittel, dieses als Mittelphrase, stehen, während der Verf. die beiden Phrasen auf eine Stufe stellt. — Diese methodischen Mängel und der Wunsch ihres Verschwindens führen unmittelbar auf zwei weitere Forderungen, mit deren Erwähnung mir das vorläufig in methodischer Beziehung zu Verlangende erschöpft scheint: α) man halte sich in möglichst sicherer Entfernung von der etymologischen Bedeutung; ich meine dabei nicht Fälle wie *putain*, für das Littré eine nach neuerer Forschung imaginäre Grundbedeutung und der Verf. von dieser aus, Littré folgend, (S. 18) eine Gefühlsenkung konstruiert hat,⁴⁾ sondern solche wie *paillard* (S. 20), wo es doch zum mindesten zweifelhaft ist, ob jemals die Bedeutung „jemand der auf dem Stroh schläft“ vorgelegen habe, und nicht vielmehr (vgl. das pejorative Suffix) sogleich die mit verächtlichem Gefühlston behaftete Bedeutung „gueux“, die sich dann weiter zu „personne portée à la lubricité“ senkte; — β) die letzte Forderung, die übrigens wiederum (vgl. oben S. 156) von den klassischen Philologen und auch auf dem Gebiete des Französischen wenigstens von Lehmann schon längst gelegentlich erfüllt und nur zufolge dem Zwecke, den der Verf. verfolgte, möglichst viele Beispiele zu bieten, bei ihm wieder in den Hintergrund gedrängt worden ist, kann kurz so formuliert werden: Man stelle alle auf den Bedeutungswandel, sei es einzelner Worte, sei es ganzer Redensarten und Sätze, bezüglichen Untersuchungen stets in der Weise an, dass man den ganzen Zusammenhang, die ganze Situation, welche zu der besonderen Verwendung der Ausdrucksmittel Anlass gegeben hat, in vollen Betracht ziehe; dabei

Adj. „qui travaille pour de l'argent > qui n'agit qu'en vue du salaire > à qui l'on fait faire tout ce qu'on veut pour de l'argent“; so hängen ferner afr. *mesquin* garçon und nfr. *mesquin* qui manque d'ampleur gar nicht miteinander zusammen; das eine ist im Mittelalter aus dem Arabischen (*maskir* arm) entlehnt, das substantiviert wurde und nur in Patois fortlebt; das andre ist zuerst 1611 bei Cotgrave belegt und Lehnwort aus dem Ital. (*meschino* ärmlich, das seinerseits auf die arabische Grundbedeutung zurückgeht); hier hat sich also die Gefühlsenkung im Ital. (oder Arabischen; ich kann dies jetzt nicht konstatieren) vollzogen, und das Frz. hat nur das Resultat als Lehnwort übernommen.

⁴⁾ *Putain* Obliquus zu *pute*, dies aber nicht < *puta(m)* Mädchen, sondern < *putida(m)* puante; die von Littré citierte Stelle, wo *putain* die Bedeutung *Magd* haben soll („les malvais qui quidierent le rei servir à gré, E guarçuns e putains unt Saint Thomas hué“ *Th. le mart.* 46, 12. Jh.) spricht im Gegenteil für *putain* prostituée, und Littrés Deutung war offenbar von seiner Etymologie beeinflusst; auch die Zusammenstellung mit *guarçuns* kann nichts für ihn beweisen, vgl. Littré selbst s. v. *garçon*: „il y eut un temps dans le moyen âge où garçon prit une acception très-défavorable, et devint une grosse injure, signifiant *coquin, lâche*“.

109—124) können sehr schätzbare wertvolle Hinweise auf die Zeit geben auf Quellenstudien führen. In der Sammlung der Handschriften „Allgemein“ allzusehr den Schweizer Handschriftenverzeichnisse verfallen und wie die Zeit manches Überflüssige hinzunehmen. Diese die Handschriften der Schweizer Bibliothek nur beschränkt waren. [] und auch die in Hilfe gezogenen Berater Herr Wappler nicht genügend berücksichtigen lassen. merkt man ihnen an.

DRESDEN

3. UNRECORDED LTR

Cordier, H. Mère jeune par Stockholm Paris chez tous les libraires. 1904. 124 und XXXV S. 40.

Die „*revue de Paris*“, über welche Brunetiére seinen Spott ausgegossen hat, treibt auch in diesem inhaltlich ausgestatteten Schriftchen ihr Wesen. Der bekannte Vorleser der Comédie Henri Beyle (Stendhal), besass nämlich eine Molière-Ausgabe in 6 Bänden von Petitot aus dem Jahre 1814 in der 4ten Hauptwerke des Dichters (*Misanthrope, Tartuffe, Amour, Femmes savantes*) und zwei minderwertige *Farberies de Scapin, George Dandin*) mit Randnoten versehen hat. Der bekannte Baume-Fürscher Spoelberch de Lovenjoal hat dieses verschönernte Exemplar dem Herrn Cordier unvorsichtiger Weise geschenkt und letzterer natürlich nichts Eiligeres zu thun, als diese Einfälle der Angewandten des geistvollen Skeptikers der Oeffentlichkeit zu übergeben. Damit nicht genug, werden wir auch in der langen Einleitung mit einzelnen Gedanken Beyles über Molière und Shakespeare, ungedruckten Briefen, Noten über zwei in Beyles Besitze befindliche Bände von Vauvargues' (des frühverstorbenen Korrespondenten Voltaires) Schriften und sonstigen zerstreuten und meist bedeutungslosen Kleinigkeiten beglückt, denn — wie Verfasser sagt — *l'appétit vient en mangeant* (*Préface* p. III.). Herr Cordier sagt auch mit Recht, er habe der französischen Litteratur kein Meisterwerk hinzugefügt (*Préface* p. II.). Aber, wenn wir Moliéristen auch gewohnt sind, mancherlei über den grossen Dichter lesen zu müssen, was besser ungedruckt geblieben wäre, und wenn Molières Ruhm auch durch die Bekrittelungen anderer nicht leidet, so thut uns diese neue Publikation um Beyles willon leid. Mancher, der diesen ziemlich vergessenen Mann nur von Hörensagen kennt, möchte bei der Lektüre seiner Molière-Urteile die Lust verlieren, seine nähere Bekanntschaft zu machen. Sie zeigen nämlich, dass Geist und Witz sich nicht zur Parade kommandieren lassen, auch wenn man sonst zu beiden in innigerem Verhältnisse steht. Beyle macht dem grossen Komiker Frankreichs einen Vorwurf daraus, dass er nicht genug die Lachmuskeln reize und meint, um diesem Mangel abzuhelpen, hätte Molière neben den Tartuffe noch einen alten frommen Bischof von 70 Jahren, der als Onkel Elmirens zurückgezogen in Paris lebe, stellen sollen (p. 50). Sehr gefährlich

der Principienfragen gekannt, so wäre ihm so mancher Irrtum in der zu den schwächsten Partien seiner Abhandlung zählenden Einleitung (S. 3—13) erspart geblieben, und er hätte wahrscheinlich auch sein doch recht oberflächliches Urteil über die Untersuchung von Morgenroth in dieser *Ztschr.* XV¹ 1—23 anders gestaltet, die mit zu dem Besten zählt, was über semasiologische Fragen bisher geschrieben worden ist. Auch dass der Verf. die oben S. 153 genannten Aufsätze von K. Erdmann nicht benutzt hat, ist sehr zu bedauern und kann nur dadurch ausgeglichen werden, dass gerade diese neben Nitzsches, wie ich zusammenfassend wiederholen zu können mich freue, trotz der hervorgehobenen Mängel doch recht verdienstlicher Arbeit bei den nunmehr hoffentlich bald beginnenden, oben S. 156 geforderten Einzeluntersuchungen in hervorragendem Masse berücksichtigt werden.

LEIPZIG.

O. DITTRICH.

Berghold, K. *Über die Entstehung der Nasalvokale.* (Leipz. Dissert.) Leipzig, Kreysing. 1898. 8^o. 50 S.

Klahn, W. *Über die Entwicklung des lateinischen primären und sekundären mn im Französischen.* (Kieler Dissert.) Kiel, Peters. 1898. 8^o. 70 S.

Staaff, E. *Le suffixe -ime, -ième en français.* (Särtryck ur Nyfilologiska Sällskapets i Stockholm Publikation 1898.) S. 101—132.

Die Frage der Nasalvokale, einmal ins Rollen gebracht, scheint nicht so bald zur Ruhe zu kommen. Die Arbeit von Uschakoff hat zunächst das Gute gehabt, dass sie G. Paris, den Hauptvertreter der Hypothese von der Entstehung der Nasalvokale in zeitlich verschiedenen Perioden, veranlasst hat, seinen Standpunkt zu präzisieren. (*Rom.* 1898 S. 300.) Die verschiedenen Argumente, die Uschakoff hier gegen diese Hypothese ins Feld führt, werden einer kritischen Besprechung unterzogen. Namentlich von Wert ist, dass G. P. in überzeugender Weise darthut, dass den Schreibungen und Reimen, auf die die Gegner seiner Ansicht sich bisher stützten, jede Beweiskraft fehlt. Andererseits kann sich auch G. P. nicht mehr den Vorteilen verschliessen, die die Annahme eines gleichzeitigen Impulses zur Nasalisierung hat. Nur habe dieser Impuls nicht überall gleichweitgehende Folgen gehabt. Bloss bei *a*, *e* sei gleich anfangs starke Nasalisierung eingetreten, *i*, *u*, *ü* aber unfähig, voll nasaliert zu werden, hätten sich mit oralem Vokal + Anusvara begnügt, wie es noch jetzt pruz. und frz. Mundarten aufweisen. Der Trieb nach vollständiger Parallelität hätte schliesslich auch hier volle Nasalisierung eintreten lassen, nur seien statt nasaler extremer Vokale, die dem französischen Sprachorgan unmöglich seien, die nächstliegenden *ẽ*, *õ* eingetreten.

So klein nun auch das Zugeständnis des Meisters zu sein scheint,

Tendering, F. *Molières Femmes Savantes im Unterricht der Prima.* Programm-Abhandlung des Real-Gymnasiums (Johanneum) in Hamburg. 1898. 18 S. 4^o.

Der Verfasser spricht sich mit sehr verständigen Gründen dagegen aus, dass der französische Lektüre-Unterricht der höheren Schulen lediglich das im modernen Französisch Geschriebene im Auge haben und der Sprach- oder Sprech-Dressur dienen solle. Vielmehr sei an der Hand der Lektüre, neben der Sprache in ihrer geschichtlichen Entwicklung, auch die Kultur- und Litteraturgeschichte vom 17. Jahrhundert bis in die neueste Zeit mit gelegentlichen Rückblicken auf das 16. Jahrhundert und einzelne Perioden des Mittelalters dem Schüler vorzuführen. Ja, am Schlusse der Schulzeit solle ein zusammenfassender Ueberblick der Litteraturgeschichte dem Schüler vermittelt werden, natürlich mit Weglassung gehäufte Namen, Zahlen und Einzelheiten und fertiger Urteile.

Geben schon diese allgemein orientierenden Gesichtspunkte eine gewinnende Vorstellung von des Verfassers pädagogischem Geschicke und wissenschaftlichem Ernste, so zeigt der nähere Nachweis, wie solche Forderungen an der Hand der *Femmes Savantes* zu erfüllen sind, von genauer Kenntnis der französischen Litteratur und Kultur und insbesondere von grösster Vertiefung in die Dichtungen Molières. Alle Seiten der *Femmes Savantes* — Sprache, Metrik, Kulturgeschichtliches, litterarische Beziehungen, Charakterzeichnung — werden in seinem Programme der Erklärung und Erläuterung gleichmässig berücksichtigt. Mit grösstem Scharfblick und Spürsinn zeigt Verfasser, wie verschiedene Stellen des Stückes den Lehrer geradezu nötigen, Hauptpunkte der französischen Litteraturentwicklung vom Rolandsliede bis zu den Romanen E. Zolas, dem Verfasser mit anerkennenswerter Vorurteilslosigkeit gerecht wird, in den Kreis der Betrachtung zu ziehen und ein abgerundetes Bild der socialen Verhältnisse des *Siècle de Louis XIV*, sowie früherer und späterer Perioden der französischen Geschichte zu geben. Möge die inhaltsreiche, anziehende Abhandlung den Schul-Kommentatoren Molières eine sachkundige Führerin sein und von den Lehrern des Französischen zu ihrem eigenen und ihrer Schüler Nutzen sorgsam gelesen und befolgt werden.

DRESDEN.

R. MAHRENHOLTZ.

✓ **Schirmacher, Käthe.** *Voltaire, eine Biographie.* Leipzig, 1898, O. R. Reisland. 556 und XX S. 8^o. M. 8.

Wer den Vorkämpfer der französischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts nicht aus zeitraubenden Quellenstudien oder aus grösseren Werken, wie Desnoiresterres' *V. et la société française au XVIII^e s.* und des Referenten *Voltaire-Biographie*, kennen lernen wollte,

ist der Rat, man solle über Molière die Urteile der Zeitgenossen befragen, auch wenn sie nichts gelten (p. 132). Gewiss wird das jeder Molière-Forscher auch ohnedies thun, aber für andere Leser möchten die Urteile eines de Visé und anderer Verkleinerer doch den Eindruck, welchen sie von des Dichters Werken empfangen haben, sehr verwirren und abschwächen. Zur Folie des Ruhmes eines Achilles hat ja Homer seinen Thersites erfunden, aber Beyle ist für die zweifelhafte Ehre, der Thersites Molières zu sein, viel zu gut.

DRESDEN.

R. MAHRENHOLTZ.

- ✓ **Rossmann, Gustav.** *Der Aberglaube bei Molière.* Programmabhandlung des Kgl. Viktoria-Gymnasiums zu Burg. 1898. 20 S.

Da die Erforschung der Realien in Molières Stücken, genau so wie die Sprache derselben, in vieler Hinsicht noch der Ergänzung bedarf, so möge die fleissige Zusammenstellung, welche Verfasser von den verschiedenen Arten der in diesen Komödien vorgetragenen abergläubischen Anschauungen giebt — Gespensterglaube, Sympathie, Vorzeichen guter und böser Art, Träume, Zeichendeutung, Astrologie, Physiognomik, Zauberei etc. — ihre gebührende Beachtung finden. Sie zeichnet sich durch Vollständigkeit und durch sachlich-nüchterne Erklärung aus, berücksichtigt auch stets die Zusammenhänge mit dem heidnischen, speciell dem altgermanischen Volksglauben. In wenigen Punkten möchte Referent nicht ganz beistimmen. So heisst es z. B. Seite 5: „Es ist nicht ausgeschlossen, dass Sganarelle im *Don Juan* an eine mildere, komische Gestalt (des *moine bourru*) denkt, denn wie käme er sonst darauf, mit Wärme (?) auszurufen: *Il n'y a rien de plus vrai que le moine bourru, et je me ferais pendre pour celui-là?*“ Wir meinen, Sganarelle betont hier mit dem zähen Eigensinn beschränkter Geister nur die Unverrückbarkeit seines

ohne über Wesen des *M. b.* etwas Genaueres trifft die an sich richtige Bemerkung: „In Molières Aberglaube recht lose und locker im dramatischen wohl für einzelne Handlungen, aber nicht für die den Ausgang des Stückes von Bedeutung ist“ bei denen *Don Juan* wohl nicht ganz zu.

weist Verfasser darauf hin, dass Vertreter des bei Molière in allen Ständen und Bildungsschichten eine Hauptträger die Personen aus dem niederen bürgerlichen Stande sind, die von schlaunen Schwindlern und Betrügern umgeben werden. Die an stofflichen Dingen reiche und geistig arme Abhandlung sei denen, welche Molière kommen in der Schule zu erklären haben, übrigens warm

R. MAHRENHOLTZ.

liche Gefühl, dass bei der alphabetischen Aussprache des *i*, *u*, *o*, *e* eine gewisse, stärkere oder schwächere, Spannung im Gaumensegel eintritt, welche wir bei *a* nicht empfinden. Wir empfinden diesen Spannungszustand nicht nur am Gaumensegel, sondern auch im artikulierenden Teile der Zunge; die Vokale sind eben das, was Sweet *narrow* nennt (vgl. zur leichteren Übersicht: Elementarb. des gespr. Engl. ³ S. 14). Hätte Czermak statt der deutschen Laute englische gesprochen oder nur statt der alphabetischen langen Vokale die kurzen der norddeutschen Aussprache, so hätte er vermutlich ganz andere Resultate erhalten. Will man aber trotzdem seine Resultate verwerten, so müsste man zunächst beweisen können, dass im Vulgärlat. ähnlich wie im Deutschen *i*, *u* (*ü*) *narrow* und *a*, *e* *wide* gesprochen wurden. Könnte man dies beweisen, so erschiene mir noch nicht ohne weiteres klar, warum die Nasalierung im ersten Fall erschwert sein sollte. Man könnte höchstens auf einen Gedanken kommen, wobei zu erinnern ist, dass zwei sonst gleiche Vokale, der eine *narrow*, der andere *wide* gesprochen, sich für das Ohr erheblich unterscheiden und dass die frz. Nasalvokale, heute wenigstens, alle *narrow* gesprochen werden; man könnte nämlich begreifen, warum bei *i*, *ü* der orale und nasale Vokal gleiche Qualität hatten, bei *a*, *e* nicht, was dann die Assonanzverhältnisse ausgezeichnet erklären würde. Doch genug der Luftgebilde.

Klahn sucht in seiner Arbeit den Nachweis zu liefern, dass lat. *mn* und *m'n* in jeder Stellung im frz. *m* gegeben haben. Ich stimme ihm vollständig bei. Nur *fenne* neben *femme* macht Schwierigkeiten. Verf. scheint die Form für eine bloße *licentia poetica* zu halten; das glaube ich nicht.¹⁾ Dazu ist die Form zu weit verbreitet, begegnet bei zu rein reimenden Dichtern, und es wäre auffällig, warum sich eine derartige Freiheit, auch bei minder rein reimenden Dichtern, nicht bei *homme* findet, wo sie gewiss auch brauchbar gewesen wäre. Man könnte vielleicht annehmen, dass in einzelnen Mundarten²⁾ *mn* sich unter dem dissimilierenden Einfluss des *f* abweichend entwickelt habe. — *Ditain* S. 30, 38 (*dictamnu*) ist Anlehnung an *plantain* etc.; *dain* (*damnu*) vielleicht Anlehnung an das Gegenteil *g(a)ain* (vgl. das Sprichwort *d'injuste gain juste dain*), *colome* (-umna), das der Verf. anzweifelt, ist mir in *Macé de la Char.* 688, 10 236, 10 326, 17 689 etc., Handschr. P, begegnet. Besonders dankenswert ist, dass der Verf. nochmals nachweist, dass in der Formel betonter Vokal + *m* oder

¹⁾ Es ist nicht richtig, dass die Schreibung *fenne* sich lediglich im Reim auf *renne* findet, vgl. *Erec* 4019 Handschrift H. Von Beispielen wäre noch hinzuzufügen *forsane* : *fame* Ren. 12 281, *femme* : *pane* Mont. R. *fabl.* II. 167, vergl. Försters Anmerk. zur citierten Stelle.

²⁾ Herr Prof. Meyer-Lübke hatte die Liebesswürdigkeit mich aufmerksam zu machen, dass *n*-Formen auch heute in den Dialekten der Champagne und Franche-Comté verbreitet sind, vergl. M.-L. I, § 526 und Montbéliard, wo *fän(ə)* neben *ām(ə)* [*homine*].

n + *o* im Altfrz. Nasalisation eingetreten ist, so dass jetzt ein Zweifel daran nicht mehr möglich ist. Der Schwund derselben dürfte wohl von dem Moment an eingetreten sein, wo in der Umgangssprache das *o* fiel und *m*, *n* sich nicht mehr am Beginn der zweiten, sondern am Schluss der ersten Silbe befand. Im Zusammenhang mit diesen Erörterungen opponiert nun Klahn sehr lebhaft gegen die Suchier'sche Theorie; inwieweit er sich auf Czermaks Experimente stützt und daraus Folgerungen zieht, haben wir schon erwähnt. Sein anderes Hauptargument ist Palsgrave, der nur bei *a*, *e*, *o* von Nasalierung spricht; was das für ein Gewicht bei einem Mann haben soll, der in seiner phonetischen Transkription die Vokale von 1. *dev* (du) *peuple* (peuple) *evzil* (exil) *sirkevn spesioun* (circumspection) *evmble* (humble) 2. *fay* (fait) *lointayn*, *sovuerayno* (souveraine) mit je demselben Zeichen schreibt, weiss ich nicht. Dass er aber nicht nur *i* nasal hörte, sondern auch mit einem Laut sprach, der dem von *main* ziemlich nahe kommt, geht daraus hervor, dass er *boudayn*, *poussein* schreibt. Klahn will das zwar als Suffixtausch erklären, aber 1. müsste man entsprechende Formen auch anderswo finden können, 2. schreibt derselbe Palsgrave an anderen Orten wieder *boudin*, *poucin*. Aber nicht nur das, er schreibt auch *levtrayn* (lutrin), einmal *cuisseyn*, einmal *coessyn* für coussin, zweimal *escrain*, einmal *escrayn*, einmal *escrin* für écrin; und was am meisten beweist, er führt S. 833 eine Strophe an, wo *matin* auf *mayn* reimt. Die Laute von frz. *vin* und engl. *wine* dürften für sein ungeübtes Ohr eine gewisse Ähnlichkeit gehabt haben, und so stellt er weiter keine Regeln für die Aussprache auf. Was die Trüblaute betrifft, so ist noch weniger auffallend, dass er keinen klaren Begriff davon hatte, da er sie nicht mit seiner Muttersprache vergleichen kann, wie ja noch heute die Engländer nicht gut zu stande bringen, *ü* und *ö* zu sprechen. Doch möchte ich auf eines aufmerksam machen. Aus den oben erwähnten Schreibungen ist eines klar, dass er nicht *sirkōspesiō* oder *sirkomspesiō* gesprochen hat, wie wir ja zunächst erwarten; das hätte er *-oun-*, *-om-* umschrieben. Nun spricht er S. 33 davon, dass vor *mb*, *mp*, *msp* Nasalierung einträte und giebt als Beispiel neben *plomb*, *colomb* auch *circumspection* an; wie das anders erklären, als dass ihm hier ausnahmsweise die Aussprache *ō* aufgefallen sei? Man muss also Uschakoff ganz Recht geben, der mit Palsgraves Zeugnis nicht weiter operieren wollte, abgesehen davon, dass es nichts für das centralfrz. beweist, da Ansätze wie *chaumbre*, *taunt*, *mianne*, *moun* (mon) darauf hinweisen, dass er sein Frz. etwa von Südwestfranzosen gelernt hat.

Auch Staaff kommt flüchtig auf die Frage von den Nasalen zu sprechen. Nfrz. *-ième* erklärt er als lautgesetzliche Entwicklung von *îme*, behauptet also die Existenz einer nasalen Affektion bei *i*. Er meint zwar, auch mit dem G. Paris'schen Ansatz: oraler Vokal + Anusvara zum Ziel zu kommen, doch weist er, um die Behauptung,

2 Jahre an den 30—40 Druckbogen ihrer Schrift arbeiten konnte (Seite X).

Im einzelnen sind folgende Behauptungen angreifbar. S. 67, „dass Voltaire wohl die Kirche, nie aber die Religion bekämpft hat.“ Aber er bekämpfte das gesamte geschichtliche Christentum, welches sich doch von der (christlichen) Religion nicht trennen lässt. S. 81. Die angebliche „Freundschaft“ der Maintenon mit Ninon de l'Enclos lässt sich zumeist nur aus Briefen der *Correspondence générale de Mme. de M.* folgern, die Lavallete mit mehr oder weniger Recht als unecht angezweifelt hat. Wenn Voltaire seinen Vaternamen Arouet in Voltaire umänderte, so ist doch dies für Beurteilung des Klatsches, er sei ein Sohn des abbé Chateauneuf gewesen, ganz unerheblich. (S. 87.) Dass Voltaire schon als Jesuitenschüler freigeistige Äusserungen bedenklicher Art gethan habe, beruht ebenso, wie die angebliche Prophezeiung des père Lejay (S. 102), auf späteren tendenziösen und zweifelhaften Berichten (Du Vernets und anderer) und ist post eventum erfunden. Zum Teil ahnt übrigens Verfasserin den Sachverhalt (S. 102). Das Verhältnis Voltaires zu Thieriot, der nur sein litterarischer Handlanger war und oft für zweifelhafte Dienste in Anspruch genommen wurde, ist (S. 120) zu ideal koloriert. Der Name „Voltaire“ ist schwerlich ein Anagramm aus Arouet le jeune, sondern nach Pfarrer Roustans und Wagnières, also zweier mit Voltaire enger befreundeter Männer, Zeugnis, von einem Landgute der Familie (Vautaire) entlehnt (S. 148). Der Handel Voltaires mit seinem Verleger Jore in Rouen wird ebenso wie der Anfang der litterarischen Fehde mit Desfontaines ganz einseitig zu Voltaires Gunsten dargestellt (S. 216 und 230). S. 225. „Unsere Zeit nennt die ‚Pucelle‘ frech und unanständig.“ Hätte Verfasserin doch lieber hervorgehoben, dass sich dieses satirische Epos weniger gegen die von Voltaire als Historiker in mancher Hinsicht hochgeschätzte Jeanne Darc, als gegen die katholische Legende der „Jungfrau von Orleans“ richtete.

S. 251. Geradezu oberflächlich und teilweise unlogisch ist folgende Definition von Voltaires „Deismus.“ „Er stellte sich Gott nicht persönlich vor, sah jedoch in ihm eine intelligente und gütige Macht, welche die Gesetze geschaffen, die Newton entdeckt.“ Für Verfasserin ist Voltaires Deismus überhaupt viel zu sehr „Gefühlsreligion.“ S. 343. Dass J.J. Rousseau „an die Existenz des glückseligen Urzustandes der Menschen nicht geglaubt, sondern ihn zum Zwecke der Deklamation konstruiert“ habe (S. 343), ist, wenn schon nur hypothetisch ausgesprochen, eine kühne Behauptung.

Von den Verwandten Voltaires wird die Denis viel zu günstig geschildert. Namentlich fiel es Friedrich dem Grossen gar nicht ein, sie mit nach Preussen ziehen zu wollen, und gerade die Aufhetzereien der „Nichte“ haben den Zwist zwischen Voltaire und dem preussischen Herrscher, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch beschleunigt.

Wo Verfasserin das Ende Voltaires schildert, hätte der Aus-

nicht ein, warum der Übergang von *i* zu *m* schwerer sein sollte, als beispielsweise der von *i* zu *p*, *b* oder auch von *i* zu *p*, *b*. Den analogen Fällen, die der Verf. anführt, schreibt er selber keine grosse Beweiskraft zu, und darin hat er recht: z. B. das altfrz. Adj. *en-crime*, *encrieme* sei deverbale von *encrimen* (wie *delivre*); man kann diese Etymologie zugeben, aber in *encrieme* eine naheliegende Anlehnung an *crieme*, *criembre* erblicken. Namentlich auffällig wäre bei Staaffs Erklärung, dass sich *dime* gehalten hat, da das Wort auch ganz gut *dième* hätte lauten können, ohne dass der Zusammenhang mit *dis* zerrissen worden wäre.

Noch eine Kleinigkeit; für das Masc. des Ordinales von 6 setzt Staaff *sist*; das mag wunder nehmen, da wir seit Diez gewohnt sind, *siste* dafür anzusetzen; so heisst es z. B. *Erec* 1697, *J. de Bl.* 1814, *Aiol* 5809, *Aim. de Narb.* 1493, 4589, *Ch. au C.* 6606, *Eust. Desch.* I, LV, 13. *Macé de la Ch.* 307, 6879 u. s. w. Aus den letztgenannten Beispielen geht hervor, dass Darmesteter unrecht hatte zu behaupten, dass die Form früh verschwunden sei (*Gr. hist.* II. 22). Wenn sich der Ansatz *sist* nur auf das von Knösel beigebrachte Beispiel *Comp.* 1348 bezieht, so ist er zu streichen. Denn in dem Vers

Le sist signe e mistrent

ist die Handschrift C metrisch nicht in Ordnung, L A hat *siste* und so ist zu lesen, da im Computus sonst nur wenige sichere Fälle von Hiatus vorkommen (1251 gehört nicht dazu), und diese sind immer „Konsonantengruppenhiatus“.

WIEN.

EUGEN HERZOG.

A. Zünd-Burguet, *La phonétique expérimentale appliquée à l'Enseignement des Langues vivantes*. Paris 1898. Alliance française. kl. 8°. 35 S.

Der Verfasser, ein Schüler Rousselots und sein Assistent an dem Laboratorium für Experimentalphonetik, das von diesem am Collège de France geleitet wird, zeigt in der vorliegenden zur Erleichterung der phonetischen Vorlesungen des Pariser französischen Ferienkursus bestimmten Broschüre, wie man die Ergebnisse und die Hilfsmittel der Experimentalphonetik der praktischen Erlernung der Aussprache dienstbar machen könne. Wir stehen hier demnach vor einer neuen Art von Schulphonetik, die nicht mehr darauf ausgeht, die in den phonetischen Elementarbüchern gelehrt normal oder für normal gehaltenen Artikulationen abermals vorzuführen, oder mehr oder minder breit abermals auseinanderzusetzen, wie man im Schulunterrichte sich bei Einlernung der für korrekt gehaltenen Artikulationen verhalten solle, sondern die einfache mechanische Hilfsmittel an die Hand giebt, die, mit einigem Geschick und unter Voraus-

Offenbar hat Raoul Allier, in Anerkennung dieses Zustandes, sich begnügt, sein Thema zu formulieren '*Voltaire et l'affaire Calas*.' Was der Herr Verfasser in den 4 Abschnitten seiner Abhandlung giebt, ist im wesentlichen dasselbe, was ich in der sorgfältigen und fleissigen Arbeit von Bernhard Wege finde: *Der Prozess Calas im Briefwechsel Voltaires*, 2 Teile, Programme des Leibniz-Gymnasiums zu Berlin, Ostern 1896 und 1897. Beide Autoren beschränken sich zunächst auf eine Vernehmung Voltaires, wie Weges präzisere Fassung des Themas schon andeutet. Nach ihren besonderen Zielen streben dann die Verfasser mit eignen Mitteln. Gemeinsam benutzen sie Coquerel, Desnoiresterres, Bengesco und Garniers Briefe, Dokumente und Schriften Voltaires. Zur kritischen Wertschätzung der Aussagen und Ansichten Voltaires hat Wege mit Recht, ausser deutschen literarischen und philologischen Beurteilern, zur Durchdringung der Materie des Prozesses theologische und juristische Kritiker hinzugezogen, auch nicht bloss Freunde Voltaires, sondern klerikale Gegner zum Worte kommen lassen. Aber Weges gewissenhafte Untersuchung ist für das oben gewünschte definitive Voltaireurteil noch ebenso unzureichend wie die kommentatorische Arbeit der Ausleger fragmentarisch. Immerhin bleibt Weges Arbeit ein sehr dankenswerter Beitrag zur Voltairekritik. In Raoul Alliers Aufsatz fallen zunächst die deutschen und die fachlichen Beurteilungen fort: der Verfasser versucht einem weiteren, nicht bloss nach wissenschaftlicher Belehrung verlangenden Leserkreise ein menschlich interessierendes Bild Voltaires inmitten seiner Zeitgenossen, soweit es sie angeht, aus den Quellen, namentlich Briefen und Dokumenten, zu zeichnen, ihnen gleichsam einen Voltairius redivivus vorzuführen, lebendig seinen Uebergang von der Gleichgültigkeit zur Aufmerksamkeit, zum erwägenden Zweifel, zur Forschung nach Beweisen, erst Argumenten, dann Dokumenten, endlich zur unumstösslichen moralischen Ueberzeugung von der Unschuld des Vaters Calas vorzuführen, auf welcher fussend er Himmel und Erde in Bewegung setzt, um seine als richtig erkannte Meinung vor aller Welt zur Anerkennung zu bringen. Hier hütet der Verfasser sich wohl davor, mit ausschweifender Phantasie Lücken der Ueberlieferung kühner auszufüllen, als es der dermalige Stand der wissenschaftlichen Voltaireforschung in Frankreich zulässt: wie er in der Wahl des Themas vorsichtig war, ist er in der Rekonstruktion seines Baues — mit gegebenen Bausteinen — besonnen, meidet eine zu gründliche Vertiefung in kritische Untersuchungen, die vielleicht manchen seiner Leser abtossen würde, und schildert wie aus naiver Divination, was er in vielleicht mühsamer Quellenforschung gefunden. So sagt er sehr geschickt zu Anfang des 3. Abschnittes: '*Wie Voltaire die Revision des Prozesses Calas und die Rehabilitierung der Familie durchsetzte, ist hier nicht zu besprechen*.' In der That wird das überhaupt jetzt noch nicht möglich sein, weil die Quellenforschung fast nur Voltaires Aussagen und Meinungen besitzt, diejenigen

schmückungen seiner letzten Tage, wie sie zumeist von kirchlicher Seite ausgingen, gedacht werden sollen. Bei allen Schwächen und Unvollkommenheiten, wünschen wir der lesbaren Schrift, um Voltaires willen, viele Leser, auch in den Kreisen der Lehrer des Französischen.

DRESDEN.

R. MAHRENHOLTZ.

Allier, R. *Voltaire et l'affaire Calas.* Revue de Paris 2, vom 15. Januar 1898, S. 409—434.

Als der vorliegende Aufsatz erschien, konnte dem unbefangenen Leser der Gedanke kommen, der Verfasser verfolge den Zweck, für die Revision des Dreyfusprozesses Stimmung zu machen. Möglich, dass eine Erwägung solcher Art die Aufnahme des Aufsatzes in eine Zeitschrift der Gegenwart unterstützte, weil er zur methodischen Prüfung sehr aktueller Zustände anleitete und die Forderung eines Verdiktes für die Revision des Verfahrens gegen Dreyfus begründen half; sicherlich aber ist schon die rein geschichtliche Erforschung der Umstände, Gesinnungen und Schriften, die den Calasprozess bilden, an und für sich angethan, den aufmerksamen Leser eine Stunde lang zu fesseln; und zwar umsomehr, je sorgfältiger, wie es bei Allier der Fall ist, die gewonnenen Resultate in ansprechender Darstellung verarbeitet sind. Gewissenhafte Quellenstudien und selbständige Beobachtung von Voltaires Verhalten, das sich von ungläubigem Staunen bis zum opferfreudigsten Interesse steigert, machen Alliers Aufsatz m. E. zu einem wertvolleren Elaborat, als ein blosser Zeitartikel im Dienst einer bestimmten Tendenz sein würde. Eine solche mag latent mitgewirkt haben, aber sie hat die objektive Forschung des Verfassers nicht alteriert. Die Besprechung des Aufsatzes auch in dieser Zeitschrift erscheint daher gerechtfertigt.

Für den Geschichtsforscher und den Voltairekritiker wird der Calasprozess noch manche Aufklärung erheischen. Sind wir doch noch weit entfernt davon, selbst in Garniers grosser Voltaire-Ausgabe, mehr zu besitzen als die ungefähr richtige chronologische Anordnung der Briefe und Dokumente, so dass wir mit ziemlicher Sicherheit den Verlauf der Fabel des Prozesses im grossen und ganzen bestimmen können. Weiter aber auch nichts. Die Erforschung des allerdings fast riesenhaften Milieus, in dem der Prozess spielt, die Rekonstruktion der Zeitmeinungen und der entscheidenden Stimmen des Volkes sowie die Bedeutung ihres Einflusses auf Entscheidungen im Laufe des Prozesses und seinen dadurch bestimmten Gang — erst diese werden uns in den Stand setzen, Voltaires Einfluss auf die Zeitgenossen in dieser Sache zu erkennen, den Wert seiner Thätigkeit bei der Revision des Calasprozesses richtig zu ermessen. Sie werden als Beiträge zu einer objektiven Voltaire-Kritik überhaupt unentbehrlich sein. Der gegenwärtige Stand der Voltaireforschung berechtigt uns noch nicht dazu, definitiv abschliessende Urteile zu formulieren.

Offenbar hat Raoul Allier, in Anerkennung dieses Zustandes, sich begnügt, sein Thema zu formulieren '*Voltaire et l'affaire Calas.*' Was der Herr Verfasser in den 4 Abschnitten seiner Abhandlung giebt, ist im wesentlichen dasselbe, was ich in der sorgfältigen und fleissigen Arbeit von Bernhard Wege finde: *Der Prozess Calas im Briefwechsel Voltaires*, 2 Teile, Programme des Leibniz-Gymnasiums zu Berlin, Ostern 1896 und 1897. Beide Autoren beschränken sich zunächst auf eine Vernehmung Voltaires, wie Weges präcisere Fassung des Themas schon andeutet. Nach ihren besonderen Zielen streben dann die Verfasser mit eignen Mitteln. Gemeinsam benutzen sie Coquerel, Desnoiresterres, Bengesco und Garniers Briefe, Dokumente und Schriften Voltaires. Zur kritischen Wertschätzung der Aussagen und Ansichten Voltaires hat Wege mit Recht, ausser deutschen litterarischen und philologischen Beurteilern, zur Durchdringung der Materie des Prozesses theologische und juristische Kritiker hinzugezogen, auch nicht bloss Freunde Voltaires, sondern klerikale Gegner zum Worte kommen lassen. Aber Weges gewissenhafte Untersuchung ist für das oben gewünschte definitive Voltaireurteil noch ebenso unzureichend wie die kommentatorische Arbeit der Ausleger fragmentarisch. Immerhin bleibt Weges Arbeit ein sehr dankenswerter Beitrag zur Voltairekritik. In Raoul Alliers Aufsatz fallen zunächst die deutschen und die fachlichen Beurteilungen fort: der Verfasser versucht einem weiteren, nicht bloss nach wissenschaftlicher Belehrung verlangenden Leserkreise ein menschlich interessierendes Bild Voltaires inmitten seiner Zeitgenossen, soweit es sie angeht, aus den Quellen, namentlich Briefen und Dokumenten, zu zeichnen, ihnen gleichsam einen Voltairius redivivus vorzuführen, lebendig seinen Uebergang von der Gleichgültigkeit zur Aufmerksamkeit, zum erwägenden Zweifel, zur Forschung nach Beweisen, erst Argumenten, dann Dokumenten, endlich zur unumstösslichen moralischen Ueberzeugung von der Unschuld des Vaters Calas vorzuführen, auf welcher fussend er Himmel und Erde in Bewegung setzt, um seine als richtig erkannte Meinung vor aller Welt zur Anerkennung zu bringen. Hier hütet der Verfasser sich wohl davor, mit ausschweifender Phantasie Lücken der Ueberlieferung kühner auszufüllen, als es der dermalige Stand der wissenschaftlichen Voltaireforschung in Frankreich zulässt: wie er in der Wahl des Themas vorsichtig war, ist er in der Rekonstruktion seines Baues — mit gegebenen Bausteinen — besonnen, meidet eine zu gründliche Vertiefung in kritische Untersuchungen, die vielleicht manchen seiner Leser abstossen würde, und schildert wie aus naiver Divination, was er in vielleicht mühsamer Quellenforschung gefunden. So sagt er sehr geschickt zu Anfang des 3. Abschnittes: '*Wie Voltaire die Revision des Prozesses Calas und die Rehabilitierung der Familie durchsetzte, ist hier nicht zu besprechen.*' In der That wird das überhaupt jetzt noch nicht möglich sein, weil die Quellenforschung fast nur Voltaires Aussagen und Meinungen besitzt, diejenigen

schmückungen seiner letzten Tage, wie sie zumeist von kirchlicher Seite ausgingen, gedacht werden sollen. Bei allen Schwächen und Unvollkommenheiten, wünschen wir der lesbaren Schrift, um Voltaires willen, viele Leser, auch in den Kreisen der Lehrer des Französischen.

DRESDEN.

R. MAHRENHOLTZ.

Allier, R. *Voltaire et l'affaire Calas.* Revue de Paris 2, vom 15. Januar 1898, S. 409—434.

Als der vorliegende Aufsatz erschien, konnte dem unbefangenen Leser der Gedanke kommen, der Verfasser verfolge den Zweck, für die Revision des Dreyfusprozesses Stimmung zu machen. Möglich, dass eine Erwägung solcher Art die Aufnahme des Aufsatzes in eine Zeitschrift der Gegenwart unterstützte, weil er zur methodischen Prüfung sehr aktueller Zustände anleitete und die Forderung eines Verdiktes für die Revision des Verfahrens gegen Dreyfus begründen half; sicherlich aber ist schon die rein geschichtliche Erforschung der Umstände, Gesinnungen und Schriften, die den Calasprozess bilden, an und für sich angethan, den aufmerksamen Leser eine Stunde lang zu fesseln; und zwar umsomehr, je sorgfältiger, wie es bei Allier der Fall ist, die gewonnenen Resultate in ansprechender Darstellung verarbeitet sind. Gewissenhafte Quellenstudien und selbständige Beobachtung von Voltaires Verhalten, das sich von ungläubigem Staunen bis zum opferfreudigsten Interesse steigert, machen Alliers Aufsatz m. E. zu einem wertvolleren Elaborat, als ein blosser Zeitartikel im Dienst einer bestimmten Tendenz sein würde. Eine solche mag latent mitgewirkt haben, aber sie hat die objektive Forschung des Verfassers nicht alteriert. Die Besprechung des Aufsatzes auch in dieser Zeitschrift erscheint daher gerechtfertigt.

Für den Geschichtsforscher und den Voltairekritiker wird der Calasprozess noch manche Aufklärung erheischen. Sind wir doch noch weit entfernt davon, selbst in Garniers grosser Voltaire-Ausgabe, mehr zu besitzen als die ungefähr richtige chronologische Anordnung der Briefe und Dokumente, so dass wir mit ziemlicher Sicherheit den Verlauf der Fabel des Prozesses im grossen und ganzen bestimmen können. Weiter aber auch nichts. Die Erforschung des allerdings fast riesenhaften Milieus, in dem der Prozess spielt, die Rekonstruktion der Zeitmeinungen und der entscheidenden Stimmen des Volkes sowie die Bedeutung ihres Einflusses auf Entscheidungen im Laufe des Prozesses und seinen dadurch bestimmten Gang — erst diese werden uns in den Stand setzen, Voltaires Einfluss auf die Zeitgenossen in dieser Sache zu erkennen, den Wert seiner Thätigkeit bei der Revision des Calasprozesses richtig zu ermessen. Sie werden als Beiträge zu einer objektiven Voltaire-Kritik überhaupt unentbehrlich sein. Der gegenwärtige Stand der Voltaireforschung berechtigt uns noch nicht dazu, definitiv abschliessende Urteile zu formulieren.

Offenbar hat Raoul Allier, in Anerkennung dieses Zustandes, sich begnügt, sein Thema zu formulieren *'Voltaire et l'affaire Calas.'* Was der Herr Verfasser in den 4 Abschnitten seiner Abhandlung giebt, ist im wesentlichen dasselbe, was ich in der sorgfältigen und fleissigen Arbeit von Bernhard Wege finde: *Der Prozess Calas im Briefwechsel Voltaires*, 2 Teile, Programme des Leibniz-Gymnasiums zu Berlin, Ostern 1896 und 1897. Beide Autoren beschränken sich zunächst auf eine Vernehmung Voltaires, wie Weges präzisere Fassung des Themas schon andeutet. Nach ihren besonderen Zielen streben dann die Verfasser mit eignen Mitteln. Gemeinsam benutzen sie Coquerel, Desnoiresterres, Bengesco und Garniers Briefe, Dokumente und Schriften Voltaires. Zur kritischen Wertschätzung der Aussagen und Ansichten Voltaires hat Wege mit Recht, ausser deutschen literarischen und philologischen Beurteilern, zur Durchdringung der Materie des Prozesses theologische und juristische Kritiker hinzugezogen, auch nicht bloss Freunde Voltaires, sondern klerikale Gegner zum Worte kommen lassen. Aber Weges gewissenhafte Untersuchung ist für das oben gewünschte definitive Voltaireurteil noch ebenso unzureichend wie die kommentatorische Arbeit der Ausleger fragmentarisch. Immerhin bleibt Weges Arbeit ein sehr dankenswerter Beitrag zur Voltairekritik. In Raoul Alliers Aufsatz fallen zunächst die deutschen und die fachlichen Beurteilungen fort: der Verfasser versucht einem weiteren, nicht bloss nach wissenschaftlicher Belehrung verlangenden Leserkreise ein menschlich interessierendes Bild Voltaires inmitten seiner Zeitgenossen, soweit es sie angeht, aus den Quellen, namentlich Briefen und Dokumenten, zu zeichnen, ihnen gleichsam einen Voltairius redivivus vorzuführen, lebendig seinen Uebergang von der Gleichgültigkeit zur Aufmerksamkeit, zum erwägenden Zweifel, zur Forschung nach Beweisen, erst Argumenten, dann Dokumenten, endlich zur unumstösslichen moralischen Ueberzeugung von der Unschuld des Vaters Calas vorzuführen, auf welcher fussend er Himmel und Erde in Bewegung setzt, um seine als richtig erkannte Meinung vor aller Welt zur Anerkennung zu bringen. Hier hütet der Verfasser sich wohl davor, mit ausschweifender Phantasie Lücken der Ueberlieferung kühner auszufüllen, als es der dermalige Stand der wissenschaftlichen Voltaireforschung in Frankreich zulässt: wie er in der Wahl des Themas vorsichtig war, ist er in der Rekonstruktion seines Baues — mit gegebenen Bausteinen — besonnen, meidet eine zu gründliche Vertiefung in kritische Untersuchungen, die vielleicht manchen seiner Leser abstossen würde, und schildert wie aus naiver Divination, was er in vielleicht mühsamer Quellenforschung gefunden. So sagt er sehr geschickt zu Anfang des 3. Abschnittes: *'Wie Voltaire die Revision des Prozesses Calas und die Rehabilitierung der Familie durchsetzte, ist hier nicht zu besprechen.'* In der That wird das überhaupt jetzt noch nicht möglich sein, weil die Quellenforschung fast nur Voltaires Aussagen und Meinungen besitzt, diejenigen

den *Maîtres phonétiques* allmählich die Erkenntnis immer weiter verbreitet, dass es mit der viel behandelten straffen Artikulation der schwachtonischen oder ganz unbetonten Vokale (die beiden Rubriken unterscheiden die *Maîtres* einstweilen noch nicht) doch nicht so weit her ist. Man kann ordentlich beobachten, wie diese einst so straffen Vokale mit jedem Elementarbuch dieser Schule schlaffer werden. Auch bei Quiehl ist in dieser Beziehung ein Fortschritt nicht zu verkennen. Er berichtet S. 25 Anm., dass *e*, *ø*, *α*, *ə* in unbetonter Silbe (nebenbei bemerkt ist *ə* normal nur in unbetonter Stellung üblich) auch mit nicht ganz straffer Zunge gebildet werden. Er hätte getrost auch noch (geschlossenes) *o* und *œ* hinzufügen können. Von offenen und halboffenen *i*, *u*, *ü* wissen die *Maîtres* immer noch nichts und wollen sie nichts wissen (s. *Ztschr.* XX², 188); sie finden von diesen Lauten weder in gedeckter Ton- silbe noch in freier Vortonstellung etwas, nicht einmal in gedeckter Vortonstellung. Rätselhaft bleibt dabei, wie P. Passy und Genossen das von ihnen geliebte *oʒordüi* (*aujourd'hui*) erklären, in denen das nach ihren Gesetzen zu erwartende straffe geschlossene *u* (weil unbetont und gedeckt) nach ihrem eigenen Eingeständnis zu offenem *o* geworden ist. Rätselhaft bleibt, wie Rousselot ganz unabhängig von mir auf experimentalphonetischem Wege zur Feststellung des Vorhandenseins offener oder halboffener *i*, *u* und *ü* im Französischen gelangte; wie ich dazu kam, allein und mit Zeugen (z. B. Zbinden in Genf) so häufig diese Laute zu hören (s. die Belege in den *Parlers Parisiens*), obgleich ich doch von Kindheit an diese Laute zu unterscheiden gewöhnt bin und sie im Französischen gar nicht suchte. Rätselhaft bleibt auch, warum die Franzosen, wenn sie schon unbetonte geschlossene *α* und *e* nicht respektieren, vor *o*, *i*, *u*, *ü* mit einer solchen Hochachtung Halt machen sollten, die ihnen nicht die geringste Schlafheit ihrer Artikulation an unbetonter Stelle gestattet, u. dgl. m. Ich hoffe immer noch, dass auch noch diese Erkenntnis einmal in den *Maître phonétique* siegreich einzieht. Es ist wohl nur etwas schwer, die so oft behauptete Straffheit fallen zu lassen; und dann ist auch den Mitarbeitern am *M. Ph.* schwer beizukommen: denn, wer ein rechter Genosse ist, der liest eben nur das Verbandsorgan und allenfalls noch die verwandt fühlenden „Neueren Sprachen“, vermeidet aber ängstlich alle wissenschaftlichen Zeitschriften, auch die hier vorliegende. Wir können wie Beyer (*Ztschr.* XX², 161) auch Quiehl von diesem Vorwurfe nicht frei sprechen, die *Ztschr. f. frz. Spr.* nicht zu lesen; wenigstens

haftem (*z*) vor anlautendem *b*, *d*, *g* damit, dass bei diesen Anlauten „der Stimmtön schon hörbar ist, noch ehe der Luftstrom den Verschluss durchbricht.“ „Tritt nun dieser Stimmtön (der bei diesen drei Konsonanten bei geschlossenem Munde ertönt) zu *s* hinzu, (das während des *b*-, *d*-, *g*-Verschlusses nicht mehr ertönen kann) so entsteht *z*.“ — Der Stimmtön muss natürlich in einem solchen Angleichungsfalle bereits ertönen, ehe der Verschluss des folgenden Konsonanten eingetreten ist.

Reihe einzelner materieller Folgerungen aus seinen Lehren — Kommunisten und Socialisten hätten ihn für sich in Anspruch genommen, andere ihn als Gewährsmann für extrem individualistische Staatsauffassung, andere wieder als ausgesprochenen Staatsabsolutisten hingestellt — des weiteren aber eine ganz grundsätzliche Geartetheit der Rousseauschen Auffassung, die man allgemein bei seiner Beurteilung verkannt habe.

„Der *Contrat social*“, sagt Liepmann in der Einleitung, „will nicht die Entstehung des Staats, sondern seinen Wert darlegen. Ihn interessieren nicht die kausalen Faktoren der Rechtsgründung, sondern die idealen Massstäbe zur Beurteilung des Rechts.“

Damit wird vielleicht in den Augen eines Philologen, eines Historikers, der sich etwa mit religionsgeschichtlichen, mit kulturgeschichtlichen Dingen beschäftigt, das Urteil über den wissenschaftlichen Wert Rousseauscher Arbeit schon gesprochen sein; nicht so für den Juristen. Ich werde weiter unten Gelegenheit haben, diese systematische Besonderheit unserer Wissenschaft, allgemeiner der normativen Wissenschaften, kurz zu formulieren.

Das Buch von Liepmann spricht in einem ersten Teil von den Vorgängern Rousseaus; Liepmann betont unter anderem, dass diejenigen Lehren, die wir heute in historischer Betrachtung mit dem Namen des Naturrechts zusammenzufassen gewohnt sind, auf aristotelische Grundlagen zurückgehen. Das Naturrecht ist eine Erscheinung der Renaissance; es repräsentiert auf einem Gebiet menschlicher Lebensäußerung jenes Erwachen des Denkens, welches Renaissance und Reformation für die moderne Welt bedeuten. Wohl lag schon in diesem Sichbesinnen, in diesem Anrufen der *recta ratio* als Massstab des Positiven und Gewordenen die Gefahr des Rationalismus, der Ueberschätzung des subjektiven Meinens, der isolierten Einzelvernunft, und der Unterschätzung der Vernunft der Gattung, die Vernachlässigung dessen, was, wie Schopenhauer sagt, allmählich aus der Macht der Umstände und der Weisheit des Lebens selbst erwächst. Aber allemal vollzieht sich ja der Fortschritt des Erkennens nicht in gerader, sondern in einer Wellenlinie; eine jede neue Bewegung wird im natürlichen Eifer der Offensive gegenüber dem Widerstand des Alten zu weit getrieben und bedarf dann wieder der Korrektur, einer Reaktion nach der entgegengesetzten Seite.

Den Bemerkungen Liepmanns über den *Esprit des Lois* — er nennt ihn eines der meist überschätzten Bücher der Weltgeschichte — stimme ich durchaus bei; aber man thut dem Buch vielleicht damit unrecht; man hat beim Lesen desselben durchgehends das Gefühl, dass es Herrn von Montesquieu gar nicht darauf ankommt, etwas zu erkennen, sondern darauf, dass das, was gesagt ist, sich elegant und geistreich ausnimmt; und das ist ja meistens erreicht. Der *Esprit des Lois* ist übrigens ein gutes Beispiel dafür, was ein geschickt gewählter Titel ausmacht.

der P
appel
vorh
zichte
die g
die c
W
verka
Verf
rach
wie
Vors
Ch
Pat.

me
sel
la
s
a
fi
u

31

[REDACTED]

Liepmann bezeichnet die Rechtsphilosophie Rousseaus als eine Untersuchung über die Quellen, die Gültigkeit und die Grenzen des Rechts und gruppiert darnach seine Darstellung in drei Unterabschnitte.

Die Abstraktion des Naturmenschen, der im Naturzustande ohne moralische und rechtliche Bande lebt und dann aus den ihm innewohnenden Attributen „*antérieurs à la raison*“ alle Regeln des Rechts und alle socialen Tugenden herausspinnt, dieser „Biedermann der Urzeit“ ist oft verspottet worden. Liepmann hebt verteidigend hervor, dass Rousseau gar nicht den Anspruch erhebt, damit eine Darstellung der geschichtlichen Entstehung der Rechtsordnung zu geben; Liepmanns Auffassung davon ist oben angeführt. Inwiefern die dann entwickelte, nach Liepmann wie gesagt lediglich hypothetisch zu verstehende Genealogie der Gesellschaft, dass jene Naturmenschen das isolierte Leben aufgeben, Sippen gründen, Eigentum okkupieren und schliesslich den Gesellschaftsvertrag schliessen, inwiefern diese Darstellung der Gesellschaftsentstehung „in wunderbarer Weise mit einer ganzen Reihe neuerer Forschungsergebnisse der Völkerkunde übereinstimmt“, wie Liepmann behauptet, „und somit eine geniale Anticipation darstellt“, ist nicht des näheren dargelegt, wie dazu ja auch hier keine besondere Veranlassung vorlag; ein leiser Zweifel an jener Uebereinstimmung sei uns gestattet.

Den Grundirrtum jener Vorstellung vom Urmenschen und seinem gesellschaftschöpfenden Vertrag, das specifisch Ungeschichtliche daran und damit die eigentliche Erbsünde des rationalistischen Naturrechts möchte ich etwa so formulieren: sie nehmen innate ideas, von Anfang an in der Menschheit vorhandene Begriffe rechtlichen, beziehentlich moralischen Inhalts an; mit anderen Worten, das, was sich erst in generationenlanger Übung und Entwicklung herausgebildet hat aus regelmässigem und wiederholtem Handeln in einem bestimmten Sinn, und was wir dann mit unseren spätgeborenen Abstraktionen als die Idee des Eigentums, als die verpflichtende Kraft des Vertrags bezeichnen, dieses Resultat setzen sie an den Anfang als die Ursache. Die Menschen sollen eines schönen Tags den Vertrag des socialen Zusammenlebens schliessen, da sie doch die Fähigkeit, den Begriff dazu erst in einem langen socialen Zusammenleben sich müssen erarbeitet haben. Es scheint übrigens diese uns heute so durchsichtig scheinende Hypostase eine allgemeine Erscheinung zu sein und überall in einem gewissen früheren Zustand des wissenschaftlichen Denkens aufzutreten. Jene Umkehrung der Naturrechtler, die übrigens vielleicht bei anderen, Grotius, Hobbes, noch typischer hervortritt, ist durchaus analog einem Verfahren, wie Liebig einmal dasjenige der scholastischen vorbakonischen Naturphilosophen mit ihren *qualitates occultae* charakterisiert hat; als die Ursachen des Fallens des Körpers, der einschläfernden Wirkung des Opiums, der Feuererscheinung bezeichnen sie die Eigenschaft der Schwere, die Eigenschaft, Schlaf

skriptionsverwendung auf den ersten Anfangsunterricht, auf die Beibringung der Aussprache, eingeschränkt. Freilich bleibt auch dann noch die Erfahrung bestehen, dass es Tausende von Menschen zu einer in den Grenzen der Möglichkeit korrekten Artikulation der Laute einer Fremdsprache gebracht haben und bringen, ohne von Phonetik und Transskriptionen eine Ahnung zu haben, während es gegenwärtig auch an phonetisch mit und ohne Transskription Geschulten nicht mehr mangelt, die, in der Theorie Löwen, in der Praxis Mäuschen, ohne ängstliche Selbstbeachtung nicht einen einzigen Satz mit richtiger Artikulation auszusprechen vermögen. Quiehl (S. 90) sieht die Schwierigkeiten ein, die auch bei seinem Unterrichtssystem der Gewinnung einer reinen Aussprache namentlich auf mitteldeutschem Boden entgegenstehen; aber er überschätzt doch das mit seiner Methode Erreichbare und unterschätzt die Leistungen Früherer. So war z. B. der heut so oft mit Unrecht geschmähte Ploetz in seinen ersten Elementarbüchern ein gar nicht so übler Lautgymnastiker, als er mit Bewusstsein ž und ž -Laute u. dgl. einander gegenüberstellte und zur Einübung brachte. Dass unsere Schulphonetiker durch zu frühe Annahme unreifer Lautgesetze, durch falsche Auslegung elementarphonetischer Regeln (s. *Ztschr.* XX², 172) Irrtümer veranlassen, dass ferner die Gefahr vorliegt, durch übertriebene Berücksichtigung unwichtiger Lautvorgänge wichtigere Lautartikulationen zu vernachlässigen, soll auch nicht übersehen werden. Mit Recht erkennt auch Quiehl an, dass es in Deutschland Landstriche giebt, wo das Einstudieren der französischen Laute nur geringe Mühe verursacht und also ein phonetischer Vorkursus ziemlich entbehrlich wird. Es würde also auf diesem Gebiete den Oberlehrern etwas mehr Freiheit zu gönnen sein, als die *Maîtres* und unsere einheimischen Schulreformer ihnen einräumen möchten. Es ist überhaupt ein unerfreulicher Zug, wenn sich unter unseren pädagogisch interessierten Oberlehrern eine manchmal bis zum Fanatismus gehende Rechthaberei immer mehr entwickelt und einem Schablonisieren das Wort geredet wird, gegen das sofort der heftigste Protest erhoben worden wäre, wenn es von einer vorgesetzten Schulbehörde ausginge. Auch unser Verfasser ist von diesem inneren Widerspruch nicht ganz frei. Während er selbst mit seinen Ansichten gelegentlich zur Intransigenz neigt, so bäumt er sich S. 96 und 104 ff. gegen das unheilvolle Beginnen von Schulräten u. s. w. auf, „die möglichst zahlreiche konsonantische Bindung für das allerbeste und oft einzige Erfordernis guten Lesens und guter Aussprache halten.“ Es ist diesen Schulbehörden u. E. recht sehr anzuraten, auch für die Bindung auf eine etwas anständigere französische Aussprache in den deutschen Schulen zu halten, als sie dank der Thätigkeit der *Maîtres* bei uns einzureissen beginnt. Denn wenn schon Quiehl mit seiner (S. 96 Anm.) Passy nachgesagten Behauptung nicht ganz Unrecht hat: „An übermässiger (richtiger würde es

Entwickelungen durch „zielstrebige“ Kräfte, nicht durch blosse *causae efficientes* geleitet sind, bedeutet die Betrachtung unter dem Gesichtspunkt, was sein soll, für die normativen Wissenschaften durchaus noch kein Hinausgreifen über die eigentlich wissenschaftliche Aufgabe, ein Urteilen, ein Wirkenwollen, sondern diese Betrachtung ist hier auch dem rein wissenschaftlichen Vorgehen, auch der lediglich auf das Erkennen gerichteten Arbeit wesentlich, weil eben hier die Vorgänge, die Erscheinungen selber unter jenem teleologischen Prinzip stehen, von wirkenden Zwecken bestimmt werden, nach einem *τέλος* hinstreben, und darum ihre Zusammenhänge und Einheit ohne jene teleologische Betrachtung niemals erfasst werden können. Die Zusammenhangsreihen, in deren Verlauf aus der etablierten Gewalt ein verantwortlichkeitsbewusster Rechtsstaat wird, aus dem im Interesse des nächsten Erben und als dessen Recht eigenen Namens eingerichteten Verwaltungs- und Genussrecht am Vermögen des Mündels das rein altruistische Institut unserer heutigen Vormundschaft, solche Entwicklungsreihen lassen sich nicht aus dem Prinzip ihres Ursprungs verstehen. Wilhelm Wundt in seiner „Ethik“ hält die Thatsache solcher Entwicklungen, dass Institute des Rechtslebens, der Sitte, die in ihren Anfängen den niedrigsten und nächsten Zwecken dienen, im Verlauf ihrer Weiterbildung immer höheren Zwecken sich anpassen, für so allgemein, dass er sie ein Gesetz nennt, sein sogenanntes Gesetz der Heterogonie der Zwecke. Wer das ein Operieren mit mystischen Elementen nennen will, der mag es thun; mit demselben Recht und demselben Unrecht, mit dem der Rationalismus und das achtzehnte Jahrhundert der Folgezeit Mystizismus vorwerfen könnte, weil ihr die Sache doch nicht ganz so einfach erschien. Thatsächlich handelt es sich auch mit jener oben angedeuteten Aufgabe der formellen Rechtsphilosophie immer noch um nichts Anderes, als um die endliche Aufstellung einer wahrhaft entwicklungsgeschichtlichen Ansicht von der Entstehung und Veränderung des Rechts.

Im ersten Paragraphen des III. Kapitels, von der Gültigkeit des Rechts, fixiert Liepmann noch einmal die Aufgabe; im zweiten giebt er dann die Antwort, die Rousseausche Lösung des Problems, was ist eigentlich die Grundlage der verpflichtenden Kraft des Rechts. Die Antwort lautet bekanntlich dahin, dass diese Grundlage gebildet wird durch den *contrat social*; durch den Vertrag, in dem die Einzelnen auf ihre ursprüngliche Freiheit eben zu gunsten jener Gesamtheitsmacht selber verzichtet haben.

Dass Rousseau in der Auffassung des Staatszwecks den Eudämonismus vertritt, und zwar einen individualistischen — im Gegensatz zu einem „gesellschaftlichen Utilitarismus“ (Ihering); dass Rousseau sich in der Vertragstheorie von den früheren Naturrechtlern unterscheidet wesentlich durch die Annahme nur eines Vertrages, nicht zweier unterschiedenen, des Associations- und des Subjektionsvertrages; dass Rousseau gelegentlich in extrem kollektivistischer Weise über

Deutschland von einer allgemein anerkannten nationalen Aussprache entfernt sind; S. 19 Anm. als Quellenwerk mitsamt den Satzungen der *Association*; S. 60 um festzustellen, dass in *roi* (*rya*) *a* in verschiedener Weise ausgesprochen wird; S. 70 Anm., um anzugeben, dass dort auch einige Quantitätsregeln zu finden seien. Die gründliche deutsche Arbeit Jägers über französische Silbenquantität, die Arbeiten Ricards *Système de la quantité syllabique*, Ph. Wagners etc. werden wieder verschwiegen. P. Passy, das Haupt und Orakel der *Maîtres*, erscheint nach dem Register 12 Mal als Autorität: S. 4 erfährt man, er sei Herausgeber des *M. P.*; S. 19 Anm. wird diese Angabe wiederholt; S. 41 wird Passys Zeugnis dafür angerufen, dass in Frankreich Zungen-*r* noch allgemeiner verbreitet sei, „als man gewöhnlich annimmt.“ Wer sind die „man“; und was soll das heissen: „bei einem Volksschullehrer-Kongress mit 2400 Teilnehmern war die Herrschaft des Zungen-*r* unangegriffen.“ Ist dort überhaupt über die *r*-Laute (von Aphonetikern) debattiert, oder nur festgestellt worden, dass Zungen-*r* für Bühne und Gesang noch immer vorgeschrieben, wenn auch nicht immer festgehalten ist? S. 55 Anm. wird P. für den grossen Gedanken citiert: *Il serait bien difficile de faire une étude scientifique des sons de notre langue en se servant d'un instrument aussi défectueux (= des lettres)*. Hat man das vor P. wirklich nicht gewusst, und war kein deutscher Gewährsmann für diese etwas altväterische Beobachtung zu finden, wenn durchaus einer angeführt werden musste? S. 59 wird auf die Beziehungen hingewiesen, „welche Passy zwischen Schreibung und Aussprache bezüglich der Laute *a* und *α*, *e* und *ε*, *ö* und *œ*, *o* und *ο* im *M. P.* im September-, Oktober- und November-Heft 1890 aufstellt.“ Davon, dass in meiner dem Verfasser unbekannt gebliebenen *Grammatik der neufranzösischen Sprache* (I, Leipzig 1889) und noch früher bei Vietor und Trautmann ähnliche Zusammenstellungen gegeben wurden, wird nichts verraten, auch nicht versucht, die etwa vorhandenen Widersprüche zu lösen; S. 76 wird P. Passy die nicht sehr klare Erläuterung nachgesprochen: „*onette*“ me semble pédant et „*onete*“ incorrect, pour moi c'est *onetté*, c'est-à-dire que non seulement le *t* est prolongé, mais qu'il y a une reprise de force qui le partage nettement entre les deux syllabes. Danach müsste der *t*-Verschluss erst eng, dann etwas lockerer und dann wieder fester sein, ausserdem etwas länger angehalten werden. Das mag richtig sein, aber das Wesentliche bei dieser Aussprache ist doch, dass ein (implosives) *t* im Augenblick der Verschlussbildung und ein zweites (explosives) im Augenblick der Verschlusslösung ertönt, also ein wirkliches Doppel-*t* (mit einer Verschlussbildung) vorliegt. S. 79, wo Quiehl das alte *kqt'* (für *quatre*), das schon der Grammatiker Duez anno 1639 kannte, zum Beweise dafür anführt, dass heut. „nicht bloss die weniger Gebildeten“ die Aussprache mit verstummtem auslautendem *l*, *r*, *m* nach Konsonanten in Worten

es bietet immerhin Schwierigkeiten, *la vertu* in höchsteigener Person staatsrechtlich zu fassen — noch der wissenschaftliche Betrachter als mit einem teleologischen Gesichtspunkt. Man wird vielleicht von unserem heutigen Standpunkt aus leicht ungerecht gegen Rousseau und seine rein dialektische Art der Behandlung dieser doch schliesslich historischen Probleme; nichts scheint uns heute selbstverständlicher, als dass man sich vorhandene rechtliche Formen, historische Zustände, konkrete Dinge ansehen muss, um über politische Dinge zu reden, dass mit einem Schöpfen allgemeinsten Sätze aus den ungemessenen Tiefen der subjektiven Vernunft nichts geschafft wird.

Rousseau unterliegt in ausgesprochenem Masse einer Eigenheit französischer Denker, die Karl Hillebrand in seinem feinen Buch: *Frankreich und die Franzosen* gern hervorhebt, die übrigens schon mehrfach, und auch von Franzosen selbst, bemerkt worden ist; der Neigung, allzurasch zu umfassenden Abstraktionen und durchgehenden Grundprinzipien zu gelangen; jener rationalistisch nüchternen Art, die der Natur und der Frage gegenüber nie die Sicherheit verliert, die leicht zu einer verhältnismässig einfachen und abschliessenden Formel kommt, die darüber aber auch leicht die tiefer liegenden und verborgeneren Verkettungen übersieht. *Dans les objets et les individus le Français saisit aisément et vite un trait général, quelque caractère commun, autant il est propre aux pensées distinctes et suivies, autant il est impropre aux pensées complexes et comprehensives* (Taine). Es ist kein Zufall, dass das rationalistische Jahrhundert der europäischen Kulturgeschichte zugleich dasjenige der Vorherrschaft des gallischen Geistes war und dass das Jahrhundert des geschichtlichen Sinns diese schwinden sah; *la philosophie des Allemands*, drückt sich ein gewisser Herr Breton aus, der in den Jahren 1893 und 1894 in Deutschland studierte und ein ganz lesbares Büchlein über seine Eindrücke herausgegeben hat, *n'est pas universelle, intemporelle; elle ne tend pas à embrasser, dans une seule formule, l'humanité toute entière; elle est historienne*.

Wir wenden uns zum zweiten in der Überschrift dieser Besprechung genannten Werk: Haymann, *Jean Jacques Rousseaus Socialphilosophie*.

Das Wörtchen „social“ ist heutzutage in Mode; und ein Buch stellt sich von vornherein viel aktueller und moderner dar, wenn es von Socialphilosophie, als wenn es von Rechtsphilosophie handelt; erweckt doch das letztere Wort schon bei den meisten eine ganze Wolke von Vorstellungen staubigster und bedrückendster Art, nicht ohne eigene Schuld dieser Disciplin. Es ist darum vielleicht ganz wohlgethan, das am Worte haftende Odium durch die Anwendung eines Synonyms zu vermeiden.

Die Haymannsche Schrift will, mit ihren eigenen Worten, eine erschöpfende Darstellung der gesamten socialen Theorie Rousseaus

als Dioskur P. Passys. — Von weiteren *Maîtres* werden citiert Boldt S. 69 (in Begleitung Passys), auf Grund von dessen Autorität für das Genferische folgende Ausspracheeigentümlichkeiten angegeben werden. 1. Die Endvokale mit folgendem stummem *e* sind im Genfer Französisch lang (das ist nur für die Lese- und Vortragssprache richtig); 2. *-ot, -op* am Wortschlusse werden *o* gesprochen (diese Regel ist wieder zu eng, man hört *o* für geschlossenes *o* auch in Wörtern wie *autre, zône* etc., also für jedes betonte geschlossene *o*); 3. abweichend vom Nordfranzösischen wird in Wörtern wie *neuve, seule, maure, piège* der Vokal geschlossen gesprochen (auch diese Regel ist nicht einwandfrei; geschlossenes *æ* findet sich auch im östlichen Nordfranzösisch; *maure* und *piège* mit geschlossenem Laute sind in Genf keineswegs mit Konsequenz festgehalten); 4. in Wörtern wie *filles* wird noch *l mouillé* ausgesprochen (wonach man meinen könnte nur bei *l* nach *i*; es wird aber jedes alte *l* als erweichtes *l* beibehalten; also auch in *feuille, bataille* u. dgl.). Die angeführten Regeln sind demnach sämtlich ungenau; sie sind ausserdem auch unvollständig, wovon sich der Verfasser leicht überzeugen kann, wenn er beispielsweise die Varianten Zbindens und Ritters in den *Parlers Parisiens* aufmerksam nachprüfen wollte. Auf Eigentümlichkeiten, die den Genfern mit den Südfranzosen gemeinsam sind, hatte ich überdies in der von Quiehl benutzten Abhandlung *Zur Aussprache des Französischen in Genf* hingewiesen; in meiner *Anleitung zum Stud. der frz. Philologie* (Marburg 1897), S. 44 hätte der Verfasser noch ein paar andere Beobachtungen mitgeteilt finden können. — Ein weiterer, 6 Mal angerufener *Maître* ist A. Kühn (*Maître* No. 222). Seinem französischen Lesebuche hat Quiehl die oben gekennzeichneten Transskriptionen entlehnt; S. 61 erfährt man, dass die in Kühns Wörterverzeichnis zu seinem *Lesebuche* eingeführten Transskriptionen Passys Aussprache wiedergeben; S. 97 Anm. wird Kühns *Französischem Anfangsunterricht* ein Citat entlehnt, das bestätigen soll, in den deutschen Schulen werde die französische Konsonantenbindung über Gebühr betrieben; S. 115 erfährt man, dass das Kühnsche *Lesebuch* eine Anzahl von Liedern (mit Noten) aufweist, die sehr gern gesungen werden; S. 146 wird Kühns französischem Lesebuch die geistreiche und höchst bildende Erzählung: *Erreur d'un paysan* entlehnt, für die Quiehl offenbar nichts Besseres zu finden wusste; S. 152 Anm. endlich erfährt man, dass von Kühn in seinen *Uebungen zum französischen Lesebuch* Umformungen von Sätzen gegeben werden. — Der *Maître* No. 663 und dänische Lehramtskandidat Mörch wird S. 70 Anm. als Autorität für Quantitätsbestimmungen angeführt, der in seinem Artikelchen *La durée des voyelles françaises* selbst bescheiden bekennt: „Je ne ferai guère que reproduire les règles déjà établies“ und als eigene Quellen wieder Passy und den *Maître phonétique*, an letzter Stelle und wohl mehr *honoris causa* Nyrop, den dänischen Romanisten, nennt, dessen

es bietet immerhin Schwierigkeiten, *la vertu* in höchsteigener Person staatsrechtlich zu fassen — noch der wissenschaftliche Betrachter als mit einem teleologischen Gesichtspunkt. Man wird vielleicht von unserem heutigen Standpunkt aus leicht ungerecht gegen Rousseau und seine rein dialektische Art der Behandlung dieser doch schliesslich historischen Probleme; nichts scheint uns heute selbstverständlicher, als dass man sich vorhandene rechtliche Formen, historische Zustände, konkrete Dinge ansehen muss, um über politische Dinge zu reden, dass mit einem Schöpfen allgemeinsten Sätze aus den ungemessenen Tiefen der subjektiven Vernunft nichts geschafft wird.

Rousseau unterliegt in ausgesprochenem Masse einer Eigenheit französischer Denker, die Karl Hillebrand in seinem feinen Buch: *Frankreich und die Franzosen* gern hervorhebt, die übrigens schon mehrfach, und auch von Franzosen selbst, bemerkt worden ist; der Neigung, allzurasch zu umfassenden Abstraktionen und durchgehenden Grundprinzipien zu gelangen; jener rationalistisch nüchternen Art, die der Natur und der Frage gegenüber nie die Sicherheit verliert, die leicht zu einer verhältnismässig einfachen und abschliessenden Formel kommt, die darüber aber auch leicht die tiefer liegenden und verborgeneren Verkettungen übersieht. *Dans les objets et les individus le Français saisit aisément et vite un trait général, quelque caractère commun, autant il est propre aux pensées distinctes et suivies, autant il est impropre aux pensées complexes et comprehensives* (Taine). Es ist kein Zufall, dass das rationalistische Jahrhundert der europäischen Kulturgeschichte zugleich dasjenige der Vorherrschaft des gallischen Geistes war und dass das Jahrhundert des geschichtlichen Sinns diese schwinden sah; *la philosophie des Allemands*, drückt sich ein gewisser Herr Breton aus, der in den Jahren 1893 und 1894 in Deutschland studierte und ein ganz lesbares Büchlein über seine Eindrücke herausgegeben hat, *n'est pas universelle, intemporelle; elle ne tend pas à embrasser, dans une seule formule, l'humanité toute entière; elle est historienne*.

Wir wenden uns zum zweiten in der Überschrift dieser Besprechung genannten Werk: Haymann, *Jean Jacques Rousseaus Socialphilosophie*.

Das Wörtchen „social“ ist heutzutage in Mode; und ein Buch stellt sich von vornherein viel aktueller und moderner dar, wenn es von Socialphilosophie, als wenn es von Rechtsphilosophie handelt; erweckt doch das letztere Wort schon bei den meisten eine ganze Wolke von Vorstellungen staubigster und bedrückendster Art, nicht ohne eigene Schuld dieser Disciplin. Es ist darum vielleicht ganz wohlgethan, das am Worte haftende Odium durch die Anwendung eines Synonyms zu vermeiden.

Die Haymannsche Schrift will, mit ihren eigenen Worten, eine erschöpfende Darstellung der gesamten socialen Theorie Rousseaus

der kein Schulreformer ist, keiner Erwähnung gewürdigt wird; A. Lange, als Vertreter der Ansicht, man müsse den fremdsprachlichen Unterricht mit dem Französischen beginnen (S. 10), und als Vater der Beobachtung: „Das richtige Verstummen und Lautwerdenlassen des *a*-Lautes ist eines der Hauptmerkmale einer guten französischen Aussprache“, die man heute wohl als einen Gemeinplatz ansehen darf; Rossmann (von dem ich nicht weiss, ob er mit dem Maître No. 415 identisch ist), von dessen *Lesebuch* wieder ein angehangenes Wb. mit Passy-Aussprache rühmend erwähnt wird, und der, wie Maître Kühne in seinem *Lesebuch* gleichfalls mit Liedern und Noten aufwarten kann. Von Schulreformern oder wenigstens Gönnern der Schulreform, die nicht zugleich *maîtres* sind, werden endlich noch Münch und Wätzoldt erwähnt. Im ganzen muss man auch hier feststellen, dass die Heranziehung der deutschen Reformer mit grosser Liberalität vor sich geht, ein paar Citate weniger den Wert des Quiehlschen Buches nicht beeinträchtigt hätten.

Es muss aber endlich auch anerkannt werden, dass der Verfasser, abweichend von der Gepflogenheit mancher anderen *Maîtres* und Schulreformer, auch ausserhalb dieser Kreise stehende Männer gelegentlich und nicht immer nur ablehnend berücksichtigt. Wir finden bei ihm auch den sonst immer übersehenen K. Sachs und dessen Wb. wenigstens an zwei Stellen anerkennend berücksichtigt, und auch K. Plötz kommt einmal, wenn auch nicht ganz ohne Tadel, zu Worte. Es ist immerhin ein Fortschritt, wenn unsere deutschen phonetischen Sprachlehrer sich wieder darauf zu besinnen beginnen, dass es auch in Deutschland und schon in früherer Zeit Schulmänner gab, die um die Erkenntnis der französischen Aussprache Verdienste besitzen. Mir selber wird 6 Mal der Vorzug einer Erwähnung zu teil, und es zeigt sich, dass der Verfasser meine Broschüre *Zur Aussprache* etc. aufmerksam gelesen hat, meine *Parlers Parisiens* wenigstens vom Hörensagen oder aus Rezensionen, auch den Titel meiner *Neufranzösischen Formenlehre* kennt, dagegen von meiner *Grammatik der neufranzösischen Schriftsprache*, von meinen Artikeln und Rezensionen in dieser *Ztschr.* (deren Inhalt er überhaupt nicht verwertet) keinen Gebrauch zu machen beliebte. Zweimal ist Quiehl mit meinen wirklichen oder vermeintlichen Aufstellungen nicht einverstanden, und er stellt mir in beiden Fällen eine von mir ganz unerwartete Autorität gegenüber: — Fräulein G. Paul. Dieses Fräulein ist offenbar identisch mit dem Fräulein Georgine Paul „secrétaire de rédaction du Maître phonétique“, von der die P. Passy und Michaelis in ihrem *Dictionnaire phonétique* S. XI erzählen und von der ich in dieser *Ztschr.* XX², 186 wohl nicht mit Unrecht annahm, dass auch sie zu der vielköpfigen Familie Passy gehöre. Unter den *maîtresses phonétiques*, die im Januarheft 1899 des *M. P.* aufgezählt werden, befindet sich Fräulein Georgine nicht, dagegen ein Fräulein Alice und ein Fräulein Marie Paul. Von den

von der Volkssouverainetät; diesem „Zentralbegriff der Rousseauschen Socialphilosophie, dessen systematisches Verständnis nahezu identisch ist mit dem Verständnis Rousseauscher Socialtheorie überhaupt,“ sind die beiden folgenden Paragraphen gewidmet. Wenn ich den Verfasser recht verstanden habe, will er darauf hinaus, dass unter diesem allgemeinen Willen nicht etwa ein solcher zu verstehen sei, dessen konkreter Inhalt von der Mehrzahl der Mitglieder der betreffenden Gesamtheit geteilt und gebilligt werde; Rousseau verstehe vielmehr — welche Meinung der Verfasser nicht so sehr im *Contrat social* als in der *Économie politique* ausgesprochen findet — unter *volonté générale* einen solchen Willen, der das Wohl des Ganzen zur Maxime seines Handelns genommen hat, der nicht auf Sonderzwecke der Einzelnen, der Klassen, gerichtet ist. Der Verfasser legt auf diese Auslegung einen grossen Wert; es sei mit dieser Auffassung des Begriffs des *volonté générale* der gegen Rousseau erhobene Vorwurf aus der Welt geschafft, dass er „als Quelle des positiven Rechts die Möglichkeit einer beliebigen Majoritätsherrschaft angeben und behaupten wolle.“ Und dieser Begriff des *volonté générale*, dass eine lediglich die Zwecke der Gesamtheit ergreifende Willensrichtung möglich sei, welche Möglichkeit allein positives Recht, Zwang gegen die divergierenden einzelnen Willen, rechtfertige, dieser Begriff des *volonté générale* sei zugleich die Grundlage der Lehre von der Volkssouverainetät; das Organ dieses *volonté générale* könne nur die Gesamtheit sein; nur wenn alle Genossen Anteil hätten an jener obersten Gewalt, sei es möglich, dass eine *volonté générale* in dem obigen Sinne eines lediglich auf die Zwecke der Gesamtheit gerichteten und von Sonderzwecken freien Willens empirisch wirklich zustande komme.

„*Il n'est pas possible, que le corps veuille nuire à lui même, tant que le tout ne veut que pour tous.*“

„*La loi ne peut par sa nature avoir un objet particulier et individuel.*“

Der Verfasser selbst spricht gelegentlich von Rousseauschen Machtsprüchen, die zunächst noch keine Erklärung oder Lösung der Frage enthielten, mit der sie sich beschäftigen.

Ich möchte das auf die ganze oben angeführte Deduktion anwenden. Mit dem Begriff einer Gesamtheit von Individuen, eines einheitlichen Subjekts, eines Gesamtwillens, ist zugleich auch der Begriff eines gemeinsamen Zwecks dieser Gesamtheit gegeben; denn Wille und Zweck sind Correlativa, gehören begrifflich zusammen. Bei der ganzen Ausführung wird also rein dialektisch, lediglich analytisch verfahren; und das scheint mir ganz allgemein charakteristisch für Rousseau, dass er lediglich das herausholt und mit anderen Worten sagt, was im Begriff schon steckt, dass er niemals mit Synthese, mit neuer Anschauung arbeitet. Das Problem der Rechtsordnung, die Aufgabe, an der sich die Menschen nun seit Anbeginn

dass ein tiefes langes *a* in der That der Mehrheit der Franzosen unschön klingt; und nach meinem deutschen Wohllautsgeföhle muss ich ihnen darin beistimmen. Für die Phonetik hat dieses subjektive ästhetische Empfinden natürlich nicht die geringste Bedeutung. Nicht minder interessant ist der zweite Fall, wo der Verfasser mich in Gegensatz zu Fräulein Paul bringt. Die älteren deutschen Orthoepiker und Grammatiker bezeichneten (und manche bezeichnen noch) die Aussprache der französischen Buchstabengruppe *oi* mit *°a*, und auch die französischen Grammatiker (s. die Zeugnisse bei Thurot, *La prononciation française* I, 288 u. 352 ff.) zweifelten bis in die jüngste Zeit, ob das erste Element dieses Halbdiphthonges als ein (unsilbiges) *o* oder *u* aufzufassen sei. Thurot a. a. O. S. 288 folgert daraus in etwas ungeschickter Ausdrucksweise: „L'hésitation qui se remarque de bonne heure dans l'orthographe et la définition du son de l'*o* devant une voyelle autoriserait à penser que l'*o* devant une voyelle se prononçait comme un *ou* consonne: on s'explique ainsi qu'on ait représenté ce son tantôt par *o*, tantôt par *ou*, parce qu'on sentait que ce n'était ni l'un ni l'autre.“ Diese Ansicht hat für die heutige Aussprache durchgeschlagen, seitdem Havet sich für halbkonsonantisches *u* entschieden hat, und ist von den Elementar- und Schulphonetikern als Dogma übernommen worden. Indessen zeigt das mir geäußerte Bedenken Gots, des ehemaligen Doyens des Théâtre Français, er könne *qa* und nicht *ua* sprechen, und man habe ihm diese Aussprache *qa* als Bretonismus vorgeworfen (vgl. *Parl. Par.*² S. 89), dass es auch heute noch Franzosen giebt, die *oa* (*qa*) zu sprechen glauben, und andere, die diese Aussprache hören, und es liegt auch auf der Hand, dass auch das Lautbild (*oi*) mit *o* gelegentlich die Aussprache des Franzosen beeinflussen muss. Es will deshalb nicht viel sagen, wenn Fräulein Paul an der von Quiehl S. 34 Anm. citierten Stelle behauptet: „Je n'ai jamais observé cette prononciation (*qa*) chez des Français, mais je l'ai souvent corrigée comme une faute chez des étrangers parlant français, qui prononçaient *mqa*, *tqa*, en employant *q*; je n'ai jamais entendu dire *moa* et *toa* avec un *o*,“ zumal wenn man bedenkt, dass, wie schon oben gezeigt, diese Zeugin sich durch Beobachtungstalent und genaue Lautauffassung nicht gerade hervorthut und als Französin natürlich darüber kein Urteil haben kann, wie eine französische Lautverbindung einem deutschen Ohre erklingt. Dass sie bei Ausländern selbst ein zweisilbiges *oa*, *qa* gehört und bei ihnen in *ua* (*ua*) gebessert hat, glauben wir ihr recht gern; für sie als Genossenschafterin gehört *ua* selbstverständlich zu den phonetischen Glaubensartikeln. Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus — und dies hätte Quiehl einsehen müssen — hat die Gegenüberstellung von *oa* und *ua* keinen rechten Sinn. Denn es ist von physiologischem Gesichtspunkte aus unmöglich, für jedes Individuum oder auch nur für den Durchschnitt zu bestimmen, bei

Es fügt sich hier eine allgemeine Erwiderung gegenüber den beiden besprochenen Arbeiten ein. Die Verfasser verwundern sich darüber und betrachten es als ein Zeichen der Oberflächlichkeit, mit der man Rousseau studiert habe, dass man ihm je nach dem Standpunkt des Kritikers die innerlich gegensätzlichsten Ansichten unterschoben habe. Das mag zum Teil seinen Grund haben in der rhetorischen Allgemeinheit vieler Aussprüche, die man eben wegen dieser Allgemeinheit zu gar vielem verwenden kann. Aber zum anderen Teil hat es einen tieferen Grund. Wenn man Rousseau zu gleicher Zeit als extremen Individualisten und als Staatsabsolutisten bezeichnet, so ist das meines Erachtens durchaus begründet und keineswegs ein Widerspruch in sich. Individualismus und Socialismus, Staatsallmacht, sind die beiden theoretischen Pole, zwischen denen sich die möglichen socialen Gebilde bewegen. Ein empirisch verwirklichtes oder auch nur als zu verwirklichend gedachtes sociales Gebilde aber muss von jedem von beiden sein gemessen Teil haben, soll es nicht entweder zerfließen oder an innerer Spannung zerplatzen. Rousseau ist allerdings extremer Individualist, indem er das einzelne, von allen natürlichen Beziehungen zu seinesgleichen losgelöste, abstrakte Individuum zum Ausgangspunkt nimmt; als notwendiges Gegengewicht gegen diesen „Atomismus“ nach dem Gierkeschen Ausdruck, bedarf es denn auch einer scharfen Betonung des gegenpolaren Elements, der Ausstattung des nach der Zerstörung aller natürlichen — ohne Missverständnis — socialen Bindungen allein übrigen letzten und abstraktesten Verbandes, des Staates, mit unbeschränktester Machtvollkommenheit. Also, Individualismus und Staatsabsolutismus sind allerdings vereinbar, ja sie postulieren sich bis zu einem gewissen Grade gegenseitig, und es ist kein Widerspruch, wenn man beide Tendenzen bei Rousseau findet. Die Correlativität, die zwischen den beiden Polen der Gesellschaftsbildung besteht, tritt sehr deutlich hervor in jener Gegenüberstellung, die eine der wenigen aus geschichtlichen Thatsachen wirklich induktiv zu erweisenden Verallgemeinerungen der materiellen Rechtsphilosophie darstellt, in dem Gegensatz des klassischen und des christlich germanischen Staatsgedankens, in der üblichen Nomenklatur. Der germanischen Auffassung wird das Individuum hineingeboren in die Zusammenhänge des Hauses, der Sippe, des Standes, einer ganzen Reihe von socialen Zwischengebildeten zwischen Einzelmensch und Staat. In diesen Zusammenhängen ist das Individuum nach allen Richtungen hin social gebunden. Dagegen ist auf der anderen Seite auch die übergeordnete Socialperson und nicht zum wenigsten die höchste, der Staat, — soweit wir unseren heutigen Namen und Begriff auf jene Zustände der Gesellschaftsbildung anwenden können — dem Individuum gegenüber an rechtliche Schranken gebunden, seine Gewalt bestimmt und begrenzt; im Gegensatz zu dem

mit den feinen, unsäglich überlegen blickenden Zügen Voltaires oder mit dem Löwenkopf Mirabeaus.

arbeitete dieser heute über die Achsel angesehene Plötz, der schliesslich s. Z. nicht weniger zur Hebung der deutschen Schulaussprache allein gethan, wie sämtliche deutschen *maîtres* zusammen! Seinen Sammlungen und Beobachtungen fehlt nur wenig, um auch heute noch allen Ansprüchen methodisch-philologischer Forschung genügen zu können; seine meist immer noch aktuellen lautlichen Beobachtungen lassen sich spielend in die heute übliche phonetische Terminologie umsetzen, und es ist eigentlich erstaunlich, dass sich noch keiner unserer Schulphonetiker dieser wirklichen „Fundgrube“ (s. *Ztschr.* XX², 169) bemächtigt hat. Er müsste freilich den Mut haben, mit dem neuen Dogmenkram der herrschenden Elementarphonetik öfters zu brechen. Sonst ist es heut bequemer geworden, die Stellung eines Lehrmeisters der Aussprache zu erobern. Wer gegenwärtig sich zu ihr empor-schwingen will, beginnt seine Studien mit der Lektüre der Passyschen *Sons du Français*; zur Ergänzung liest er vielleicht auch noch Vietors grosse und kleine *Phonetik*, worin die Passyschen französischen Lautbestimmungen wiederkehren, oder auch Beyers *Phonetik*, die gleichfalls inhaltlich sich nur selten von Passy emanzipiert. Wer besonders fleissig ist, liest ausserdem auch noch Frankes *Phrases de tous les jours*, wofür abermals Passy die Aussprachebezeichnung geliefert hat, Passys *Français parlé*, J. Passy-Rambeaus *Chrestomathie* und benutzt endlich noch die neueste Glanzleistung: P. Passy-Michaelis' *Dictionnaire phonétique*. Man müsste nun meinen, dass ein so mit Passyscher Weisheit Getränkter nun auch einmal andere Stimmen anhörte und zu selbständiger Forschung fortschritte: o nein; unser *Maître in spe* wandert nach Frankreich, nicht um ihm so oft Gesagtes zu kontrollieren, sondern um in Paris bei Passy an der École des Hautes Études Vorlesungen zu hören oder bei ihm Privatunterricht (monatlich 10 Franken; Vorausbezahlung) zu nehmen, um sich also noch einmal an derselben Quelle zu letzen. Wer dann auf diese Weise seinen letzten Wissensdurst befriedigt, der braucht nicht mehr nach rechts und nach links zu schauen; die Franzosen, die er in Frankreich und sonst hört und die nicht so sprechen, wie er es gelernt, verstehen einfach von ihrer Sprache nichts; und ist er nun noch auf den *M. P.* abonniert, und hat er damit die letzte Weihe erhalten, so weiss er in seiner stolzen Selbsteinschätzung mehr von der französischen Aussprache als sämtliche Professoren der romanischen Philologie mit ihren Lektoren zusammen, und seine Genossen, die übrigen *Maîtres*, beeilen sich, ihm dies zu bestätigen, für den Fall, dass er etwas von seiner Weisheit durch Druckerschwärze verbreiten lässt. — Wir bedauern im Anschluss hieran feststellen zu müssen, dass auch Quiehl nach seinen Angaben zwar in Frankreich gewesen ist, sich in seinem Buche aber so gut wie keine auf eigener Beobachtung beruhenden Angaben finden.

Und nun wollen wir das hier in rohen Umrissen gezeichnete Bild unserer *Maîtres phonétiques* verlassen, das wir uns vorbehalten,

skeptische Frage nach der Berechtigung des Rechtszwanges zu überwinden, den Rechtszwang mit der Freiheit des Individuums zu versöhnen.

Die beiden folgenden Kapitel, „Prinzipien des Straf- und Verfassungsrechts,“ „Grundzüge der Rousseauschen Politik,“ beschäftigen sich mehr mit Einzelheiten des materiellen Teils der Rousseauschen Rechtsphilosophie, worauf wir hier nicht weiter eingehen können; mit redlichem Bemühen bestrebt sich der Verfasser, aus diesen zum Teil so entsetzlich allgemeinen und abstrakten Maximen möglichst viel Inhalt und Konsequenzen herauszuholen.

Voltaire nennt der Verfasser gelegentlich einen rechtsphilosophischen Dilettanten; es sei; ich habe hier nicht genügend autoptische Unterlagen für eine abweichende Meinungsäußerung. Aber — wenn man denn einmal auf jene Zeiten und Männer den Massstab unserer fortgeschritteneren wissenschaftlichen Arbeitsteilung oder auch unseres Spezialistentums anwenden will, so scheint mir denn doch auch die fachliche Legitimation des weiland Lakaien, Musikers und Publicisten Rousseau, was historische Studien, juristische Kenntnisse, Beschäftigung mit politischen Dingen angeht, nicht gerade die erwiesenste zu sein.

In einem umfangreichen Schlusskapitel: „Kritik der Rousseauschen Socialphilosophie“ wirft der Verfasser die Frage auf, der sich keine irgend welche Aufstellung über ein ideales, ein „naturgemässes“ etc. Recht entziehen kann, die Frage nach dem Verhältnis dieses Rechts zum positiven Recht. Die Antwort Bergbohms in *Jurisprudenz und Rechtsphilosophie*, wonach dem sogenannten Naturrecht jeder Rechtscharakter abzusprechen sei, und Recht allemal nur das positive Recht genannt werden könne, kann nicht befriedigen. Stammler hat dieser radikalen Vernichtung des Naturrechts die Aufstellung entgegengesetzt: es giebt allerdings kein Naturrecht in dem Sinne eines Rechts von feststehendem, allgemein gültigem Inhalt; aber es giebt „ein Naturrecht mit wechselndem Inhalt,“ bedingt durch die besonderen geschichtlichen Bedürfnisse der Zeit, der Nation. Ob dieses Naturrecht mit wechselndem Inhalt, das „werdende“ Recht, oder wie man sich nun ausdrücken mag, Recht ist wie das positive Recht, ist schliesslich ein Wortstreit; dass eine Verschiedenheit vorliegt, ist klar; es fragt sich dann eben um die Fassungsfähigkeit des Begriffs: Recht. Die richtige Erfassung des Verhältnisses zum positiven Recht ist meines Erachtens gegeben mit der richtigen Wertung des teleologischen Moments in der Rechtsbildung, mit der Erkenntnis der finalen Faktoren der Rechtsentwicklung. Die Begründung werde ich an einer anderen Stelle zu liefern versuchen.

Am Schlusse seiner Vorrede ruft Haymann aus, es sei endlich an der Zeit, dass das sociale System Rousseaus erkannt und richtig gewürdigt werde. Es soll nun nicht bestritten werden, dass schliesslich alles Erschienene, alles, was einmal eine Rolle gespielt hat in

On sait de quels soins M. Suchier a entouré, dès sa première édition (1878), la jolie chantefable d'*Aucassin*. Chaque réimpression atteste un progrès nouveau dans la constitution du texte et dans les notes; nous sommes à la quatrième, qui ne sera pas la dernière, et il ne reste vraiment qu'à louer dans l'œuvre du savant maître de Halle.

Un seul point est encore obscur pour lui, c'est le lieu de provenance de la chantefable. On en a fait, jadis, une œuvre champenoise et même centrale. Il l'a de plus en plus reportée vers le Nord, et aujourd'hui, d'accord avec mes observations dans le *Moyen Age* (III,28), il lui assigne comme berceau le Hainaut, sans doute la partie orientale de cette province (Charleroi-Thuin). C'est tout ce que l'étude phonétique et morphologique du texte permet, en somme, d'avancer.

J'ai dit que les notes avaient été avantageusement complétées. Peut-être M. Suchier pourrait-il y faire la part plus large encore à des rapprochements suggérés par le wallon. C'est, de ce côté, en effet qu'il pourra pousser plus avant ses investigations, puisque la grammaire d'*Aucassin* le laisse dans un doute quant à son lieu d'origine et que l'anonymat de l'œuvre achève de le rendre hésitant. C'est ainsi qu'à côté des analogies qu'il invoque (s. v. *faelé*; *a pur l'estrain*; *houler*, *waumonnee*) il en est d'autres, qui mériteraient quelque attention; je citerai 28,10 *Torelore* et 37.3 *astages* (liégeois *ostêdj* pour un plus ancien *ostaige*, *astaige*). *Torelore* a déjà été rapproché du fr. *turelure*. Il est à noter que le liégeois possède ce mot et l'emploie dans une locution: *tûrêlûre è d' mēy* pour dire: à une heure indéterminée, ce qui implique une confusion avec *hora*. Au sens plus ancien de: femme légère, il l'a conservé dans le diminutif *tur(e)lurette* (Grandgagnage, s. v. qui invoque la forme lilloise correspondante et établit une corrélation avec le sens a. frç. de guitare). On a pu dire d'une femme qu'elle était »une guitare« aussi légitimement qu'on dit d'un homme qu'il est »un violon«, et on a, de l'idée de »gaîté exubérante« passé aisément à celle de conduite légère. — Reste à savoir ce que signifie *Torelore* dans *Aucassin*. En raison de ces analogies je crois à une dénomination fantaisiste, et à rien de plus. — A propos de *houler*, il est bon de noter le liégeois *hôle* = traîner et que dans la *Geste de Liège*, 20265 on lit:

Le cuer li passat outre, à terre le *holle*
avec un sens qui convient bien à notre passage.

LIÈGE.

M. WILMOTTE.

Vodoz, D. *Le Théâtre Latin de Ravisius Textor 1470—1524.*
Winterthur. Imprimerie Geschwister Ziegler. 174 S. 8^o.

Der Hauptvorzug dieses Buches vor demjenigen Massebieaus, das demselben Gegenstand gewidmet ist, besteht darin, dass hier die

Individuum aus den sinnlos gewordenen Verbindungsformen zu lösen. Aber um deswillen, weil diese modi, weil die Formen des alten fränkischen Feudalstaats auf keltischem Untergrund schliesslich einmal tot und leblos geworden waren und ihrem Zweck nicht mehr entsprachen, um deswillen sind nicht alle socialen Gliederungen tote Formen; *ubi homines sunt, modi sunt*. Der Wahn, dass die menschliche Gemeinschaft aus einer ungegliederten Masse gleicher Atome bestehe und die Vereinigung nur eine künstliche und bewusst zu schaffende Abstraktion sei, lag nahe in einer Gesellschaft, in der die vorhandenen Herrschaftsformen ihren Inhalt verloren hatten und zur Karikatur geworden waren. Aber ein Wahn blieb es deshalb doch. Und wenn Rousseau für seine Neuschaffung der Gesellschaft einen wesentlich individualistisch-centralistischen Ausgangspunkt nahm, so hat auch diese Auffassung für die Gesellschaft, die er wesentlich vor Augen hatte, ihre relative Wahrheit; die Geschichte hat gezeigt, und die neueren Geschichtsschreiber, auch die französischen, sind sich darüber einig, dass der wesentlichste politische Instinkt der Gallier der *esprit égalitaire* ist und eine uniforme centralistische Organisation, auch mit gänzlicher Hintansetzung der Forderungen der Persönlichkeit, den natürlichen Grundlagen ihrer Gesellschaft am meisten gemäss ist.⁵⁾

Hat so auch diese Seite der Rousseauschen socialen Auffassung ihre objektive Unterlage in den Zuständen einer bestimmten Menschenvereinigung gehabt, so ist sie um deswillen doch nicht überhaupt, für die Gesellschaft, objektiv richtig. Es ist immer noch der alte Irrtum des speciell so genannten Naturrechts, der Absolutismus des Begriffs, die Verkennung des geschichtlich Konkreten und Besonderen, wenn die demokratische Theorie, von der Revolution über die 48er Jahre bis zur modernen radikalen Demokratie, die sich in merkwürdiger Kontradiktion Socialdemokratie nennt, im Grunde immer noch die individualistische Staatsauffassung Rousseaus als den absoluten Massstab und Wertmesser der gesellschaftlichen Organisation ansieht. Und diesen rationalistischen Rückstand zu überwinden, dürfte es allerdings „endlich an der Zeit“ sein. Um deswillen, weil es einmal eine Zeit gab, für die es die erste und dringendste Aufgabe war, das Individuum zu befreien, ist es nicht für alle Zeiten der politischen Weisheit letzter Schluss, den Mensch von dem Menschen zu lösen; vielmehr ist es gerade die Aufgabe und das Wesen der gesellschaftlichen Organisation, den Menschen an den Menschen zu binden.

Der bedeutsamste theoretische Ausdruck dieser Erkenntnis der

⁵⁾ Zielinski, *Cicero im Wandel der Jahrhunderte*, S. 49, charakterisiert Rousseau folgendermassen: „einer, in dem die Instinkte der Masse ihre Verkörperung gefunden hatten, einer, der zu ihnen (den grossen Persönlichkeiten der Aufklärungszeit) allen jenen Hass fühlte, den dem Massenmenschen, wenn der Ausdruck erlaubt ist, die Persönlichkeit einzuflössen pflegt — Rousseau.“

vierten Kapitel hat Vodoz, wie dies zum Teil schon vor ihm Massebieau gethan hat, auf einzelne Entlehnungen aus der mittelalterlichen Litteratur hingewiesen, doch wäre natürlich auf diesem weiten Gebiet noch einiges nachzutragen. So ist zum Beispiel im *Thersites* der mittelalterlich-lateinische Schwank *de Lumaca et Lombardo* benutzt. (Ueber diesen Schwank vgl. *Giornale storico della letteratura italiana* 22, 335 ff.) Bei diesem Stück hat übrigens Vodoz richtig erkannt, dass es die Quelle des gleichnamigen englischen Dramas von 1537 ist. Ausserdem ist aber noch ein anderes Drama Textors, nämlich das vom Jüngling, der sich zu früh verheiratet, in englischer Sprache von Thomas Ingelend (abgedruckt Hazlitt-Dodsley Bd. II) bearbeitet worden, allerdings gleichfalls ohne Nennung der Quelle. Das fünfte Kapitel endlich schildert uns in eingehender und klarer Darstellung, mit mancherlei Ausblicken auf die zeitgenössischen Kulturverhältnisse, was sich aus den Dramen über Textors persönlichen und litterarischen Charakter, sowie über seine Stellung zu den grossen Fragen der Zeit ergibt.

KRAKAU.

W. CREIZENACH.

Gisi, Martin. *Französische Schriftsteller in und von Solothurn.*

Eine historisch-litterarische Untersuchung. Jahresbericht der Kantonschule 1897/98. Solothurn. Zepfelsche Buchdruckerei. 1898. 123 und VII S. 8^o.

Verfasser bespricht hier 11 französische Autoren des 18. u. 19. Jahrhunderts, von denen freilich nur einer (Pierre-Victor de Besenval) aus Solothurn stammt, acht andere nur zeitweilig sich dort aufgehalten haben, eine neunte (Mme. de Staal-Delaunay) den Schweizerort nie betrat, obwohl sie Gattin eines Solothurners war, und der zehnte (Jean de la Chapelle) sich vielleicht auch nie der Bekanntschaft des Kantonstädtchens erfreute. Nun hätte Verfasser sich bei allen zehn Nicht-Solothurnern begnügen können, ihren Aufenthalt und ihre Erlebnisse in Solothurn zu konstatieren, wie er das auch beim Grafen von Tressan und bei Alexandre Dumas Vater mit wünschenswerter Kürze gethan hat. Aber er zieht bei anderen bedeutenden Männern (z. B. Voltaire, den beiden Rousseau, Jean-Baptiste und Jean-Jacques, Destouches, Delille) manches längst Bekannte unnötigerweise hinein. So hat seine Schrift nur von Seite 48—108, auf denen die (allerdings nicht zum Thema gehörende) Staal-Delaunay und Besenval geschildert werden, allgemeineres Interesse. Besonders bringt der Abschnitt über den letzteren manches auf Archivalien Ruhende und bisher Unbekannte. Schade aber, dass auf diese Weise der weniger interessante Militär- und Memoirenschreiber mit 46 Seiten bedacht wird, während Voltaire sich mit 5 1/2, J.-J. Rousseau sich mit 7 begnügen muss. Das kommt von den Kantönl-Gesichtspunkten. Die zahlreichen Anmerkungen (Seite

wollen, müssen Angeschautes und Erlebtes zum Inhalt haben: der Schüler muss thun, sehn, erleben, was wir mit ihm sprechen. — Wir suchen einen Punkt in der allernächsten Nähe des Schülers, und von diesem aus beginnen wir die Reise durch die Welt. — Wir beginnen mit dem Hause, in dem der Schüler wohnt. Dieses selbst stellt aber auch wieder ein ganzes System von Dingen dar, die wir einzeln kennen lernen müssen, aber am Faden eines Erlebnisses: wir bauen also zunächst unser Wohnhaus. Wäre der Unterricht französisch, so wäre seine erste Mitteilung: *Le père bâtit une maison*. Die nächsten Sätze hiessen: *Le père appelle le maçon. Le père parle avec le maçon. Le maçon appelle ses compagnons. Le maçon arrive. Les compagnons arrivent*. Aber aller Anfang ist schwer. Es wäre nach unseren Ausführungen kein wesentlicher Fehler, wenn der Sinn der ersten Wörter, die der Schüler lernen soll, durch Zuhilfenahme der deutschen Sprache festgestellt würde. Doch mag es gut sein, wenn der junge Franzose gleich ganz in das fremde Element eingetaucht wird. Dazu dienen uns die Bilder. Ein Bauplatz, auf welchem ein Herr im Gesellschaftsanzuge dem Maurer, den seine Kleidung als solchen kennzeichnet, Befehle giebt, während im Hintergrunde die Gesellen herankommen, würde sich dafür eignen. Voraus gingen Übungen im Zeigen und Benennen, wie sie das Buch von Rossmann und Schmidt, auch Plattners neuere Lehrbücher u. a. einführen. So kann das alles französisch vor sich gehen . . . Wir fahren fort. Wir stecken die Baustelle aus, graben und werfen den Boden aus. Wir legen das Fundament und bauen den Keller, der aber noch leer bleibt. Das erste, zweite, dritte Stockwerk entsteht; das Dach wird aufgesetzt. Tüncher, Tischler und Glaser besorgen ihre Geschäfte. Dann zieht die Familie ein; Zimmer und Küche werden eingerichtet, letztere sowie der Keller und Speicher mit Vorräten versehen.

Hier halten wir wieder inne; denn der Unterricht hat inzwischen auch noch anderes getrieben als den Hausbau. Was wir bisher mitgeteilt haben, sind sprachliche Materialien, die in gutem sachlichem Zusammenhange stehen. Aber wir müssen dafür sorgen, dass sie auch im Kopfe des Schülers ihren Zusammenhang behalten. Der Schüler ist einmal durch das Haus hindurchgegangen. Damit hat er es noch nicht so genau kennen gelernt, dass er uns über jeden Winkel desselben Auskunft geben könnte, dass er von jedem Punkte aus nach dem andern den Weg fände. Er muss nun fleissig hin- und hergeführt werden, dass er in seiner Behausung heimisch werde . . . Sobald ein kleiner Abschnitt mitgeteilt ist, erfolgen Aufgaben, die den Schüler veranlassen, was er gelernt hat, in mannigfache verschiedene Zusammenstellungen zu bringen. Die Maurer haben angefangen, die Fundamente zu legen. Der Vater schickt seinen Sohn hinaus, damit er sehe und ihm berichte, was die Maurer gegenwärtig thun. Der Sohn ist der Schüler. Dieser geht selbst einmal mit einem

rotziger und verlockender Sprache zu preisen: er hat ihr sein Leben und ihrer originellen Begründung einen eminenten Fleiss und einen philosophischen Scharfsinn ersten Ranges gewidmet. Die Gedanken, welche v. S. in dem 1. und 2. Kapitel seiner Schrift mitteilt und aus welchen anscheinend seine methodischen Ausführungen in den folgenden Kapiteln herauswachsen sollen, waren uns doch nicht mehr unbekannt; auch sind sie meines Erachtens zu allgemein gehalten, man könnte sie ohne grosse Mühe zur Begründung eines ganz anders gearteten — wenn auch nicht eines grammatischen — Unterrichtsganges benutzen.

Von dieser prinzipiellen Meinungsverschiedenheit abgesehen, erkenne ich gern an, dass die Schrift, wie es bei einem so anerkannten und tüchtigen Verfasser nicht anders zu erwarten war, sehr viel Anregung und Belehrung zu geben vermag. Sie ist reich an interessanten und pädagogisch freisinnigen Bemerkungen, die den ähnlich gestimmten Leser erfreuen und den noch anders gestimmten heilsam beeinflussen können.

HAGEN I. W.

W. RICKEN.

Ulrich, W. 1. *Der französische Familienbrief.* Eine Sammlung von französischen Billetten und Briefen des Familienlebens mit Angabe der Regeln über die französische Korrespondenz zum Schul- und Privatgebrauch. Stuttgart, 1897. Jos. Roth'sche Verlagshandlung. VI u. 101 S. 8°. Preis geb. M. 1,50.

[2. *Der englische Familienbrief.* Eine Sammlung von englischen Briefen. VI u. 103 S. 8°. Preis geb. M. 1,50.]

Die beiden Sammlungen von Briefen, die ohne Quellenangabe mustergiltigen französischen und englischen Verfassern entnommen sind, können als mit grossem Geschick zusammengestellt bezeichnet werden. Sie sind, was die Sprache anlangt, im allgemeinen untadelhaft, etwaige Mängel in der Beziehung fallen weniger dem Herausgeber als den Verfassern der Briefe zur Last, vielleicht wird aber der erstere später die folgenden Nachlässigkeiten in No. 1, wie sie der Briefstil immerhin gestatten mag, im Interesse der Lernenden beseitigen. S. 42: *En vous remerciant beaucoup de votre peine et de votre patience que vous avez eue pour moi etc.* und S. 72: *je m'empresse de vous remercier de votre promptitude avec laquelle vous avez rempli ma demande.* Es ist wohl unzweifelhaft, dass an Stelle von *vous* hier überall besser *la* eintritt, ebenso wie im Deutschen ein guter Stil unbedingt verlangt, dass hier der bestimmte Artikel statt des Possessivpronomens gesetzt werde. Unter die Nachlässigkeiten des Briefstils dürfte auch zu rechnen sein, wenn S. 24 steht: *Sans s'en apercevoir, nous étions à la ferme de Monsieur Boullin à Prèsfleuri.* Hier würde *sans s'en apercevoir* ein unbestimmtes Subjekt „man“ voraussetzen, wenn es sich überhaupt rechtfertigen lässt; ausserdem entsteht durch *sans s'en* ein Missklang, den der Franzose allerdings sonst wohl sich gefallen lässt; jedenfalls wird aber an der Stelle besser das sprachrichtige *sans nous en apercevoir* eingesetzt. Ebenso ist es besser, S. 32: *Adressez-vous donc . . . , et lui écrivez les détails* statt *lui écrivez* zu schreiben *écrivez-lui*. Wenn auch ein durch *et* oder *ou* mit einem vorhergehenden Imperativ verbundener affirmativer Imperativ nicht selten das Personalpronomen vor sich hat, so ist doch der heutige Sprachgebrauch vorwiegend für die Nachstel-

war bei uns meist auf D. Strauss' Vorträge über Voltaire angewiesen. Aber diese von einseitig Hegelschem Standpunkte über Voltaire urteilenden, nach des Verfassers eigenem Zugeständnisse (Vorwort zur 1. Auflage) nicht auf abgeschlossenen Quellenstudien ruhenden Vorlesungen haben trotz ihrer Vorzüge in Form und Inhalt, allzuoft Anlass zu absprechenden, ungerechten Urteilen über Voltaire gegeben und durch die unfehlbare Bestimmtheit ihrer „absoluten Kritik“ dem Leser eine selbständige Vertiefung in das jahrzehntelange Schaffen des Vielseitigen und Vielgewandten überflüssig erscheinen lassen. Darum begrüsst Referent das Erscheinen dieser für weitere Kreise bestimmten „Biographie“ mit Freuden, weil sie viel unbefangener und vorurteilsfreier als die Schrift von Strauss ist und durch ihre anziehende Form geeignet erscheint, der Autorität des vielgefeierten, seit der Veröffentlichung seines „alten und neuen Glaubens“ aber als Philosoph in Konkurs geratenen Schriftstellers etwas entgegenzuwirken. Nicht, als ob diese Arbeit vollkommen oder gar ein „opus aere perennius“ wäre. Das Quellenstudium der gelehrten Verfasserin ist ein zu lockeres und lückenhaftes. Ob sie Voltaires bändereiche Korrespondenz wirklich durchgearbeitet und auch nur alle Schriften des unermüdlich Thätigen gelesen hat, bleibt für Referent fraglich. Jedenfalls hätte die „agrégée de l'Université“ auf der Pariser National-Bibliothek unendlich viel wertvolles, von ihr unbenutzt gelassenes Material gefunden. Die Zeitschriftenlitteratur und die anderen zeitgenössischen Aufzeichnungen über Voltaire hat sie nur sehr oberflächlich, bisweilen dem Titel nach studiert, in die Werke der zu dem Philosophen in engerer Beziehung stehenden Mitstreiter und Anhänger ist sie auch nicht tiefer eingedrungen. Verfasserin sagt zwar, sie hätte vieles dem Raume zuliebe opfern müssen, dann hätten aber diese Opferspenden sich auf unnötige Inhaltsangaben bekannter Werke des Philosophen und auf die Weglassung manches kleinen, mit überflüssiger Breite erzählten Details beschränken sollen. Der Hauptfehler des Werkes ist der, dass Voltaire auf einen Isolierschemel gestellt, nicht in lebendigem Zusammenhange mit Zeit und Zeitgenossen betrachtet wird. Die vorausgeschickte allgemein geschichtliche Einleitung giebt für diesen Mangel keinen Ersatz. Indessen bleibt dem Werke der Vorzug, das Bekannte noch einmal geschickt zusammengefasst, sich von panegyrischer Verhimmelung des Helden ebenso fern gehalten zu haben, wie von souverän absprechender Kritik — über den Dichter Voltaire urteilt Verfasserin, durch Lessings Einseitigkeit verleitet, nicht einmal immer gerecht — und uns wenigstens den Menschen in Voltaire nahe geführt zu haben. Der Schriftsteller kommt freilich viel zu wenig zur Geltung; dem Rückblicke auf sein Wirken und Schaffen (S. 533—546) fehlt Vollständigkeit und Tiefe. Dass von den „kritischen Würdigungen Voltaires oft recht widersprechender Art“ fasst nur Melchior Grimms und, von neueren, Dubois-Reymonds Auffassungen berücksichtigt werden, erklärt sich, wie manche andere Mängel, daraus, dass Verfasserin höchstens

„einkommen und passen“ kennt. Häufig wird sich allerdings darüber streiten lassen, ob ein Wort als bekannt oder unbekannt anzusehen ist, wir schliessen uns also im folgenden nur an das Gegebene an und führen der Reihe nach zugleich an, was uns aufgefallen ist.

S. 11 (u. S. 16): *Liège*, nicht *Liege* ist seit Ac. 1878 die übliche Schreibweise; *manquer à* ist durch unterlassen erklärt, welches man jedoch für das gleich folgende *omettre* braucht, daher besser: verabsäumen. — S. 15: statt *vos chers parents qui réjouiront certainement de votre bonheur* lies ... *qui se réjouiront* ... — S. 18: ob nicht richtiger *dans les bureaux des* (statt *de*) *chemins de fer du Nord* geschrieben wird? Statt *bienaise* ist jedenfalls besser *bien-aise* zu schreiben. — S. 19: lies *consolez-vous* statt *consolez vous*. — S. 22: lies an zwei Stellen *après-demain* statt *après demain*. — S. 26 Z. 2 v. o. lies *description* statt *déscription*. — S. 28: *La matinée* der Morgen, besser: der Vormittag. — S. 33: *attachement* ist nicht Ergebung, sondern Anhänglichkeit, Zuneigung. — S. 34: statt *venu* lies *venue*. — S. 37 No. 24 enthält nicht die „Einladung zu einem Besuche“, sondern die „Ankündigung eines Besuches“. — S. 39: statt *le 20. c.* lies *le 20 c.* — S. 41 Z. 7 v. o. lies *description* statt *déscription*. — S. 45 Z. 1: *un calorifère chauffe toute la maison*. Sehr gewundert habe ich mich, dass zufolge der von Sachs angegebenen ersten Bedeutung von *calorifère* dies durch „gusseiserner Ofen“ erklärt wird, während die zweite Bedeutung: „Heizapparat“ hier allein zulässig ist, da es sich doch um eine Zentralheizung handelt. — S. 48 fehlt am Schlusse des Briefes nach *reconnaissance* ein Punkt. — S. 52 No. 37 enthält nicht eine „Bitte um Darleihen von Büchern“, sondern die „Antwort darauf“. — S. 54: statt *aux choix* lies *au choix*. — S. 55: statt *soiererie* lies an zwei Stellen *soierie*. — S. 57: „*se remettre au beau* sich aufhellen“. Für „sich aufhellen“ würde man *s'éclaircir* anwenden: *le ciel s'est remis au beau* das Wetter ist wieder schön geworden; nach demselben Grundsatz, nach dem das deutsche Wort das fremde möglichst decken soll, würde ich *constant* nicht durch „unveränderlich“, sondern durch „beständig“ wiedergeben. — Warum auf S. 59 *le choix* die Auswahl, wenn es S. 54 nicht nötig war? „*faire un choix* eine Auswahl treffen“ hätte allenfalls angegeben werden können. — S. 66 steht einmal M. Ferret, dann Mr. Ferret; über Mr. vergl. o. — S. 67: Die Übersetzung von *au bout de* durch „am Ende von“ würde sich hier schlecht machen, besser: „nach Ablauf von“ oder einfach „nach“. — S. 69 lies *le 5 juin* statt *le 4 juin*; während zu S. 7 *en vous accusant réception* richtig erklärt ist, findet sich hier merkwürdigerweise *accuser* melden (statt bestätigen) und *réception* Aufnahme (statt Empfang). — S. 71 *faire lever* besser: „ausstellen lassen“ als „anfertigen lassen“; nach „*extrait* (m.) Auszug; *baptême* (m.) Taufe“ würde zweckmässig zugefügt: „*extrait de baptême* Taufschein.“ — S. 72: Der Punkt nach *considération* ist in ein Komma zu verwandeln. — S. 74 statt *votre lettre du 3.* lies *votre lettre du 3 c.*; dem deutschen Leser muss es auffallen, wenn er liest: *Vous trouverez ci-inclus un mandat de poste*; es wäre deshalb zweckmässig, hier eine Anm. des Inhalts beizufügen, dass Postanweisungen in der Regel nicht wie bei uns auf Karten geschrieben werden, sondern auf wechselartige Formulare, die man in verschlossenem Briefumschlag an den Empfänger sendet (Bädeker, Paris. 1884 S. 23). — S. 81 Z. 5/4 v. u. lies *meilleurs* statt *meilleures*, und tilge Z. 3 v. u. das Komma nach *attentions*. — S. 85 lies *Philippe* statt *Philipp*; lies *déjà* statt *déja*; „*se mettre en route* sich aufmachen nach“. Woher das „nach?“ *se mettre en route* findet sich übrigens schon auf S. 82 und wird besser durch „sich auf die Reise begeben“ erklärt. — S. 86 *inauguration* (f.) die (tilge:die) Einweihungsfeier; besser: *inauguration comme docteur en philosophie* Promotion zum Doktor der Philosophie; „*dissertation* (f.) Abhandlung“ würde ich streichen, da in diesem Falle das Wort *Dissertation* technischer Ausdruck ist; *composition* ist hier nicht „Abfassung eines Schriftstückes“, sondern „Aufsatz, Abhandlung“. — S. 88 lies *chefs-d'oeuvre* statt *chefs d'oeuvre*, Z. 4 *d'autres* statt

Bei dem Kapitel der Wortstellung (p. 2 ff.) wäre es vielleicht gut anzufügen, dass bei einem Fragesatze mit Fragewort dieses stets an der Spitze zu stehen hat. p. 13 bei der Hervorhebung durch *c'est . . . qui* etc. würde die Fassung noch klarer sein, wenn man sagte: „und zwar in der Weise, dass *c'est* mit dem hervorzuhebenden Satztheile an die Spitze des Satzes tritt.“

Während p. 121 sehr dankenswert Wendungen aufgeführt sind, in denen das unverbundene Pronomen durch das verbundene gegeben wird, vermisst man das Gegenstück dazu in Wendungen wie *être à* = gehören.

Bei der Konkordanz sind nicht die Fälle erwähnt wie: „Sie (Anrede) und Ihre Familie sind von diesem Unglücksfall aufs schwerste betroffen worden.“

Von Druckfehlern ist das Buch so gut wie frei. S. 50, Z. 12 steht *vent* für *vent*; S. 100 Schneeknoppe statt -koppe; S. 149 kann der Strich zwischen *autant* und *que* als Bindestrich aufgefasst werden, während er Trennungsstrich sein soll.

Das der Grammatik angefügte Übungsbuch von 112 Seiten ist reichhaltig. Es enthält meistens kurze Sätze; zusammenhängende Stücke sind selten. Im allgemeinen scheint es mir, als wenn verhältnismässig wenig Rücksicht auf die Wiederholung des früher Behandelten genommen worden wäre, ein Umstand, der mit den kurzen Sätzen zusammenhängt. An die deutschen Übungsstücke schliessen sich mehrere französische Gedichte an, theils solche, die man in fast allen französischen Schulbüchern findet, theils selten anzutreffende. Ein Wörterverzeichnis von 50 Seiten beschliesst das eben so gründliche wie übersichtliche Buch.

Überblicke ich den ganzen Lehrgang des Verfassers, so kann ich trotz der obigen Bemerkungen, die sich nur auf einen kleinen Teil des Ganzen beziehen, sagen, dass es eine höchst verdienstliche, wohlgelungene Arbeit ist.

LEIPZIG.

ERNST LEITSMANN.

Rostand, Edmond. *Cyrano de Bergerac, comédie héroïque en 5 actes, en vers* (Porte Saint-Martin. Fasquelle 1898). Übersetzt von Ludwig Fulda. (Cottasche Buchhandlung 1898.)

Das Schauspiel Rostands ist der grösste Erfolg des Jahres 1898; die häufigen Aufführungen haben den Leiter des Theaters bereichert; von dem Buche waren im Dezember schon mehr als 130 000 Exemplare abgesetzt, und Fuldas Übersetzung hat es in kurzer Zeit zu einer zweiten Auflage gebracht und hat im Deutschen Theater in Berlin viele Vorführungen erlebt. Fulda hat eine Einleitung vorangeschickt, aus welcher man nach *Nodder* und *Jacob Bibliophile* das Wichtigste aus Cyranos wirklichem Lebenslauf erfährt, auch, was Rostand seinem Drama einverleibt hat, dass Molière aus dem *pédant joué* desselben eine ganze Scene (II, 11) der *Fourberies de Scapin* entlehnt hat, und dass die dort vorkommende Frage *Géronte's*: „*Qu'allait-il faire dans cette galère*“ daher stammt.

Im ersten Akt des Stücks sieht man ein sehr gemischtes Publikum zu einer Aufführung im *hôtel de Bourgogne* in den Saal strömen, darunter der schöne *Christian de Neuville*, der, wiewohl nicht Gascogner, in das Regiment der jungen Edelleute der Gascogne einzutreten im Begriff ist, und *Magdeleine Robin*, die Cousine Cyranos, welche als *précieuse* sich *Roxane* nennt; beide lieben einander, obgleich sie sich nur im Theater gesehen haben, und er ist zu schüchtern und unbeholfen, um sich zu erklären; trotzdem, dass er sie in einer Loge sitzen sieht, entfernt er sich, um einen Bekannten, *Cignières*, der ein Spottgedicht auf einen vornehmen Herrn (*de*

d'autre; trop immobile (de surprise) hätte durch „ganz starr (vor Stannen)“ erklärt werden können. — S. 89 ist nach *sympathies* ein ; zu setzen, das Komma nach *plaisirs* zu tilgen; über *bienaise* vgl. o. — S. 91 Z. 4 v. u. lies *réflexions*; statt *reflections*; — S. 92 *siège* statt *siége* (ebenso S. 93); lies *traversent-elles* statt *traversent-elles*; *ma tête et mon esprit se creusent* bedarf einer Erklärung. — S. 93 ist zu S. 92: *j'ai beau tourner, j'ai beau chercher* angegeben: „avoir beau umsonst, vergeblich haben“, wodurch doch nur eine schlechte Übersetzung entstehen würde; schreibe: „avoir beau faire qc. vergeblich (umsonst) etw. thun.“ — S. 94 Z. 2 v. u. lies *j'ais* statt *j'aye*. — S. 95 Z. 5 lies *vue* statt *vu*; Z. 13 lies: statt; — S. 98 Z. 11 lies *vinmes* statt *vinnes*; Z. 19 lies *fussent*, statt *fussent*. —

Die gemachten Ausstellungen thun indessen der Brauchbarkeit der Briefsammlung keinen Eintrag; vielmehr hat gerade ihre Brauchbarkeit mich bestimmt, durch die Gründlichkeit der Durchsicht zu ihrer Besserung mitzuwirken. Sie ist dem Titel zufolge zum Schul- und Privatgebrauch bestimmt. Die Schule wird freilich wohl nur gelegentlich davon Gebrauch machen können, so dass die Anschaffung den Schülern vielleicht empfohlen, nicht befohlen werden kann; für gelegentliche Diktate erscheinen die Familienbriefe auch für die Schule in zweckmässiger Weise verwendbar. Wohl aber werden sie — und wir geben ihnen dies als Geleitwunsch mit auf den Weg — bei allen denen, die irgendwie Veranlassung haben, sich im franz. (und engl.) Briefstil zu vervollkommen, eine freundliche Aufnahme finden und sich ihnen nützlich erweisen.

EISENACH.

C. TH. LION.

Stier. Lehrbuch der französischen Sprache, V, Syntax. Leipzig, F. A. Brockhaus 1897.

Den vortrefflichen, in dieser Zs. XIX, p. 242 ff. besprochenen 4 ersten Teilen des Stierschen Lehrbuchs hat sich der fünfte würdig angereiht. Die Anschauung des Verf., nicht nur das Nötigste zu bieten, sondern die grammatischen Erscheinungen, soweit sie auf der Schule in Betracht kommen, thunlichst vollständig zu geben, ist höchst beifallswert. Mit Recht hat er an die Spitze seiner Vorrede als Leitwort gestellt: *C'est peu d'être concis, il faut être clair*. Als besonders erfreulich ist mir aufgefallen, dass an vielen Stellen zwischen Schrift- und Umgangssprache geschieden wird, und dass

nicht nur in der Darstellung, sondern auch in der Sprache selbst eine gewisse Reichtum und Eleganz zu bemerken ist. Von den Kapiteln, die am glücklichsten dargestellt sind, verdienen besonders hervorgehoben zu werden: der Artikel und das Pronomen, während Rücksicht auf Gallicismen genommen; es ist zu hoffen, dass auch in den anderen Kapiteln, in denen nach dieser Richtung so

viel erreicht ist, dem des Konjunktivs, hält es schwer, sich anzuschliessen. Das an sich berechtigte Bestreben, möglichst unter einen Begriff zusammenzufassen, ist hier Hauptregel anzustellen: „Der Konjunktiv drückt zweifelhafte Behauptung aus.“ Selbst wenn man ganz glücklichen Ausdruck „zweifelhafte Behauptungen“ wollte, so wird es doch recht schwer, in einem Wunsch zu erkennen. So soll *il est naturel* oder *il veut* Wollen, wenn auch natürlich ein indirektes Ausdrucksmitel mit indefiniten Relativen werden vom Verf. als Konjunktiv angesehen. Er scheint hier Lücking gefolgt zu sein, nur dass er viel glücklicher den des Zugeständnisses nennt, als den des billigenden oder missbilligenden Urteils. Bei dem letzteren wieder auf den Wunsch zurückführt. Bei dem ersten ist es ähnlich.

Bei dem Kapitel der Wortstellung (p. 2 ff.) wäre es vielleicht gut einzufügen, dass bei einem Fragesatze mit Fragewort dieses stets an der Spitze zu stehen hat. p. 13 bei der Hervorhebung durch *c'est . . . qui* etc. würde die Fassung noch klarer sein, wenn man sagte: „und zwar in der Weise, dass *c'est* mit dem hervorzuhebenden Satztheile an die Spitze des Satzes tritt.“

Während p. 121 sehr dankenswert Wendungen aufgeführt sind, in denen das unverbundene Pronomen durch das verbundene gegeben wird, vermisst man das Gegenstück dazu in Wendungen wie *être à* = gehören.

Bei der Konkordanz sind nicht die Fälle erwähnt wie: „Sie (Anrede) und Ihre Familie sind von diesem Unglücksfall aufs schwerste betroffen worden.“

Von Druckfehlern ist das Buch so gut wie frei. S. 50, Z. 12 steht *vent* für *vent*; S. 100 Schneeknoppe statt -koppe; S. 149 kann der Strich zwischen *autant* und *que* als Bindestrich aufgefasst werden, während er Trennungsstrich sein soll.

Das der Grammatik angefügte Übungsbuch von 112 Seiten ist reichhaltig. Es enthält meistens kurze Sätze; zusammenhängende Stücke sind selten. Im allgemeinen scheint es mir, als wenn verhältnismässig wenig Rücksicht auf die Wiederholung des früher Behandelten genommen worden wäre, ein Umstand, der mit den kurzen Sätzen zusammenhängt. An die deutschen Übungsstücke schliessen sich mehrere französische Gedichte an, theils solche, die man in fast allen französischen Schulbüchern findet, theils selten anzutreffende. Ein Wörterverzeichnis von 50 Seiten beschliesst das eben so gründliche wie übersichtliche Buch.

Überblicke ich den ganzen Lehrgang des Verfassers, so kann ich trotz der obigen Bemerkungen, die sich nur auf einen kleinen Teil des Ganzen beziehen, sagen, dass es eine höchst verdienstliche, wohlgelungene Arbeit ist.

LEIPZIG.

ERNST LEITSMANN.

Rostand, Edmond. *Cyrano de Bergerac, comédie héroïque en 5 actes, en vers* (Porte Saint-Martin. Fasquelle 1898). Übersetzt von Ludwig Fulda. (Cottasche Buchhandlung 1898.)

Das Schauspiel Rostands ist der grösste Erfolg des Jahres 1898; die häufigen Aufführungen haben den Leiter des Theaters bereichert; von dem Buche waren im Dezember schon mehr als 130 000 Exemplare abgesetzt, und Fuldas Übersetzung hat es in kurzer Zeit zu einer zweiten Auflage gebracht und hat im Deutschen Theater in Berlin viele Vorführungen erlebt. Fulda hat eine Einleitung vorangeschickt, aus welcher man nach *Nodier* und *Jacob Bibliophile* das Wichtigste aus Cyranos wirklichem Lebenslauf erfährt, auch, was Rostand seinem Drama einverleibt hat, dass Molière aus dem *pédant joué* desselben eine ganze Scene (II, 11) der *Fourberies de Scapin* entlehnt hat, und dass die dort vorkommende Frage *Géronte's*: „*Qu'allait-il faire dans cette galère*“ daher stammt.

Im ersten Akt des Stücks sieht man ein sehr gemischtes Publikum zu einer Aufführung im *hôtel de Bourgogne* in den Saal strömen, darunter der schöne *Christian de Neuville*, der, wiewohl nicht Gascogner, in das Regiment der jungen Edelleute der Gascogne einzutreten im Begriff ist, und *Magdeleine Robin*, die Cousine Cyranos, welche als *précieuse* sich *Roxane* nennt; beide lieben einander, obgleich sie sich nur im Theater gesehen haben, und er ist zu schüchtern und unbeholfen, um sich zu erklären; trotzdem, dass er sie in einer Loge sitzen sieht, entfernt er sich, um einen Bekannten, *Cignières*, der ein Spottgedicht auf einen vornehmen Herrn (*de*

Dass Thomas Hobbes zu den ursprünglichsten und selbstständigsten Denkern gehört, wird immer mehr erkannt; er zieht auch den Widerstrebenden in seine Kreise, trotz aller Abstraktheit und *rage des systèmes* auch bei ihm. „Den herkömmlichen Fehler ungenügender Scheidung zwischen der Beschreibung geschichtlicher Vorgänge und der Konstruktion philosophischer Postulate,“ den Liepmann bei ihm hervorhebt, empfinde ich, wenn er ja auch zweifellos das Naturrecht überhaupt charakterisiert, am störendsten bei Spinoza. Es ist äusserst unerquicklich zu lesen, wenn im politischen Traktat Einrichtungen und Massregeln, die von den ganz konkreten Verhältnissen der holländischen Stadtstaaten abstrahiert, dort geschichtlich entstanden und vielleicht angemessen sind, nun als allgemein gültig und notwendig hingestellt werden.

Neu ist, soviel ich weiss, die besondere Hervorhebung der Wichtigkeit Algernon-Sidneys für das Popularnaturrecht und Rousseau.

Man hat Rousseau Mangel an litterarischer Loyalität gegenüber seinen Vorgängern vorgeworfen.¹⁾ Dass der eitle und schwache Neurastheniker charakterlich nicht gerade hervorragend begabt war, wird für jeden feststehen, der einmal die *Confessions* gelesen hat; indessen sollte man wohl gerade aus jenem Umstand, dass er angeblich gern bei entlehnten Gedanken die Herkunftsbezeichnung unterlassen, nichts Nachteiliges folgern; ein auf allgemeinere Wirkung ausgehender Schriftsteller wie Rousseau ist weder in der Lage noch verpflichtet, die Herkunft und Entstehungsweise seiner Gedankengänge in der Weise klarzulegen, wie man es bei streng wissenschaftlichen Arbeiten verlangt.

In einem zweiten und umfangreicheren Hauptabschnitt will Liepmann dann eine systematische Darstellung der Rousseauschen Rechtsphilosophie geben; es kommen für seine politischen, beziehentlich rechtsphilosophischen Ansichten wesentlich noch in Betracht neben dem *Contrat social* der *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes*, die *Lettres écrites de la montagne*, der *Discours sur l'économie politique* und die *Considérations sur le gouvernement de Pologne et sur sa reformation projetée*. Liepmann betont zum voraus, dass der Wert der Rousseauschen Rechtsphilosophie nicht in der Einheit des Systems liege, und wir wollen uns hüten, Rousseau gerade daraus einen besonderen Vorwurf zu machen. Ist doch das unentwegte Systembild, wo die Beobachtungsgrundlagen und notwendigen Induktionen zur möglichen Einheit und Gesetzmässigkeit noch lange fehlen, im allgemeinen gerade ein Grundfehler der Naturrechtler und im einzelnen nicht am letzten auch Rousseaus, trotz seines Mangels an Systematik in der Anordnung des Ganzen. Das „System ist Lüge“ Friedrich Nitzsches ist zwar nur halb wahr wie so vieles von ihm; aber eben doch halb wahr, das heisst unter Umständen auch sehr wahr.

¹⁾ Vgl. auch Giercke, Althusius.

wird als Fahne benutzt; die hungrigen Gascogner werden aus ihrer Kutsche, in der sich *Ragueneau* mit vielen Vorräten befindet, erquickt. Sie gesteht auch *Christian* ein, dass sie ihn anfangs nur wegen seiner Schönheit geliebt habe, nun aber wegen der aufrichtigen und feurigen Liebe, welche seine Briefe bewiesen, und dass sie ihn auch dann lieben würde, wenn er hässlich wäre; daraufhin erklärt *Christian* *Cyrano*, dass sie nicht mehr ihn, sondern diesen liebe. *Christian* wird bei dem Angriff der Spanier tödlich verwundet und stirbt, von *Roxane* tief betrauert und beweint; sie wird von *Cyrano* nicht über seine Mitwirkung aufgeklärt. Der fünfte Akt spielt 15 Jahre später; *Magdeleine* ist seit dem Tode *Christians* in ein Kloster getreten, wo *Cyrano*, der zuletzt in Armut verfallen ist, sie alle Sonnabend besucht. An einem solchen Tage erzählt *Ragueneau* einmal den anwesenden Herren, dass dieser, der sich viel Feinde gemacht hat, soeben von einem Fenster aus mit einem schweren Holzstück gefährlich getroffen worden ist. Trotzdem erscheint er an dem gewöhnlichen Tage, aber später als sonst, von *Roxane* deshalb freundlich ausgescholten. Nachdem er ihr noch, wie üblich, die Neuigkeiten vom Hofe erzählt hat, liest er ihr, trotz der Dunkelheit den letzten Abschiedsbrief *Christians*, der blutbefleckt von der Leiche ihres Gatten ihr eingehändigt worden war, ganz geläufig vor, und nun ahnt *Roxane*, dass nicht dieser, sondern *Cyrano* den Brief geschrieben und erkennt an seiner Stimme, dass er unter dem Balkon, nicht *Christian*, mit ihr gesprochen hat. Sie äussert es mit Genugthuung; nichtsdestoweniger bleibt er zurückhaltend, in der Überzeugung, dass *Roxane* trotz ihrer Versicherungen wegen seiner Hässlichkeit nicht dauernd mit ihm glücklich hätte werden können. Mit dieser letzten Zusammenkunft beider schliesst das Drama; *Cyranos* Tod, im Stück nicht erwähnt, findet erst 14 Monate später statt. Die vorgeführten Ereignisse sind zum Teil sehr neu, aber nicht durchweg wahrscheinlich; gleichwohl giebt der Dichter ein anschauliches Bild jener Zeit. Die Verse sind neuerer Art, der Alexandriner oft ohne Cäsur und hier und da abgekürzt. Fulda hat die schwierige Aufgabe des Übersetzens mit Geschick ausgeführt und bisweilen auch kürzere Verse statt des fünffüssigen Jambus gebraucht. Warum er *Cyrano* mit dem Ton auf der vorletzten Silbe will aussprechen lassen, ist mir nicht erfindlich.

BERLIN.

H. J. HELLER.

Donnay, Maurice. *L'Affranchie*, comédie en 3 actes, am 5. Februar 1898 zum ersten Male aufgeführt in der *Renaissance*, jetzt bei Ollendorff gedruckt.

Dieses Lustspiel oder vielmehr Drama behandelt die Frauenfrage theoretisch und praktisch. Unter *affranchie* hat man sich hier eine Frau zu denken, welche dieselben Rechte wie ein Mann beansprucht und von seiner Bevormundung sich frei gemacht hat. In dem Stück ist es die Frau *Antonia de Moldère*, welche uns eine solche *affranchie* vorführt; sehr reich, giebt sie vor Witwe zu sein, obgleich sie von ihrem viel älteren Mann, der noch lebt, geschieden ist. Nach einer früheren Liebschaft hat sie sich innig an *Robert Dembrun* angeschlossen und mit ihm in der Bretagne und sodann in Venedig zusammen gelebt; hier befindet sich in ihrer Gesellschaft auch *Juliette*, die uneheliche Tochter eines Herzogs, die von *Pierre Létang* vom Theater fortgenommen worden war und von ihm unterhalten wird; sie ist auf diesen ihren Liebhaber so eifersüchtig, dass, als sie eine Dame in seine Junggesellenwohnung hatte eintreten sehen, sie ihr folgt und einen Revolverschuss gegen sie abfeuert, der nur den dazwischentretenden *Pierre* leicht an der Stirn verletzt. In Paris wird das Haus der Frau *de Moldère* der Sammelplatz der für die Frauenfrage wirkenden Damen. Als

hervorzubringen, die Eigenschaft der Brennbarkeit; „dem, was man sah in der Wirkung, unterlegte man ein Wort, und dieses Wort nannte man die Ursache und erklärte die Wirkung damit.“

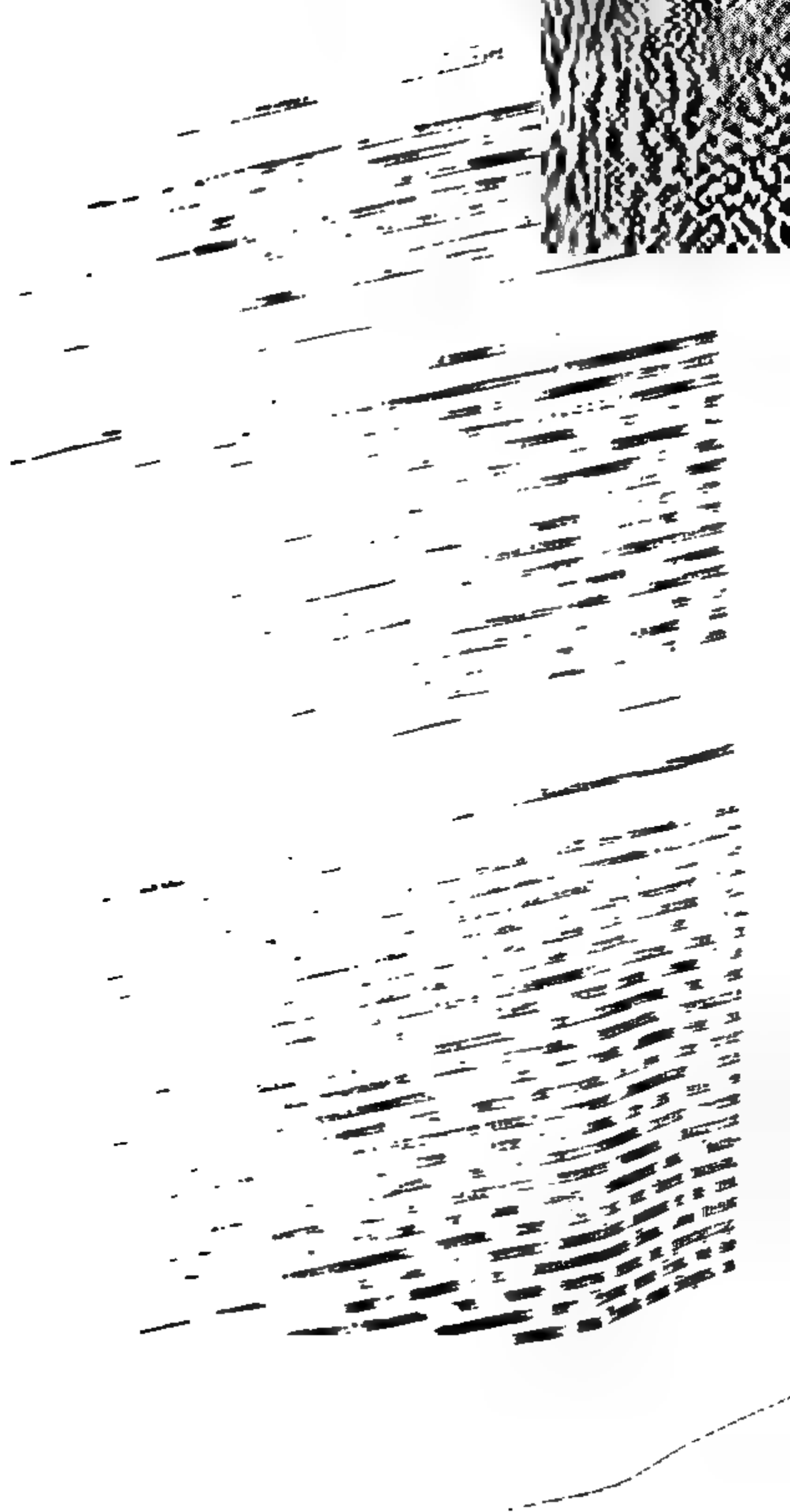
Den zweiten und umfangreicheren Unterabschnitt der systematischen Darstellung überschreibt Liepmann „Die Gültigkeit des Rechts.“ „Um den Rechtsgrund des Staates richtig zu erkennen, muss die Frage: was zu dem Entstehen des Staates Veranlassung gegeben, von jener: wodurch das Bestehen des Staates vor unserer Vernunft gerechtfertigt erscheine, streng getrennt werden.“ Man wird hier Stammlersche Einflüsse nicht verkennen; er ist es bekanntlich gewesen, der, angeregt durch die anarchistische Skepsis, die Frage nach dem „Recht des Rechtes“, wie er das fünfte Buch seines rechtsphilosophischen Hauptwerks überschreibt, neuerdings in den Vordergrund der rechtsphilosophischen Erörterung gerückt hat.

„*Il faut savoir ce qui doit être, pour bien juger de ce qui est*,“ sagt Rousseau einmal; die Anwendung dessen ist nach Liepmann das Buch vom *Contrat social*; er wolle nicht wie der *Discours* eine Entstehungsgeschichte des Rechts sein, sondern eine Besinnung auf den allgemein gültigen Massstab und obersten Zielpunkt für jedes mögliche Rechtssystem. Liepmann giebt zu, dass Rousseau ein Missverstehen der eigentlichen Absicht seines *Contrat social* dadurch befördert hat, dass er die „Antwort auf die neue Frage nach der Gültigkeit des Rechts durchaus in den alten traditionellen Formen der Lehre vom Gesellschafts- oder Staatsvertrag“ zu geben versucht hat. An einer anderen Stelle bestimmt Liepmann die dabei zu Grunde liegende „ebenso irrige als für die Naturrechtler typische Auffassung“ folgendermassen: als die Annahme, „dass in den Entstehungsgründen einer gesellschaftlichen Institution zugleich die Massstäbe zu ihrer Beurteilung zu finden seien,“ „dass sich alle Dinge der Welt nach einem Prinzip richten, das ihrem Ursprung konform ist.“ Die Überwindung dieser Auffassung, die Erkenntnis, dass diese Maxime zur Erklärung der Erscheinungen des sittlichen Lebens nicht ausreicht, scheint mir allerdings das eigentlich positive Kennzeichen einer entwicklungsgeschichtlichen, einer nicht naturrechtlich-mechanischen Auffassung ethischer Erscheinungen zu sein. Es ist eine noch zu lösende Aufgabe der formellen Rechtsphilosophie, „der juristischen Erkenntnistheorie, Methodik und Logik,“ — im Gegensatz zur materiellen Rechtsphilosophie, die sich mit dem Inhalt der geschichtlich gegebenen Rechte befasst, nach der Bergbohmschen Unterscheidung — jene Erkenntnis scharf zu formulieren; die Erkenntnis, dass bei rechtlichen Entwicklungen die bestimmenden Gründe nicht *causae efficientes* sind, sondern *causae finales*, dass auf die Vorgänge, mit denen sich die Rechtswissenschaft beschäftigt, das *principium rationis sufficientis agendi*, nicht das *principium rationis sufficientis fiendi*, Anwendung findet; um es etwas scholastisch und in der Kunstsprache, dafür aber auch mit fest vereinbarten Begriffen auszudrücken. Und darum, weil eben hier die

Entwickelungen durch „zielstrebige“ Kräfte, nicht durch blosse *causae efficientes* geleitet sind, bedeutet die Betrachtung unter dem Gesichtspunkt, was sein soll, für die normativen Wissenschaften durchaus noch kein Hinausgreifen über die eigentlich wissenschaftliche Aufgabe, ein Urteilen, ein Wirkenwollen, sondern diese Betrachtung ist hier auch dem rein wissenschaftlichen Vorgehen, auch der lediglich auf das Erkennen gerichteten Arbeit wesentlich, weil eben hier die Vorgänge, die Erscheinungen selber unter jenem teleologischen Prinzip stehen, von wirkenden Zwecken bestimmt werden, nach einem *τέλος* hinstreben, und darum ihre Zusammenhänge und Einheit ohne jene teleologische Betrachtung niemals erfasst werden können. Die Zusammenhangsreihen, in deren Verlauf aus der etablierten Gewalt ein verantwortlichkeitsbewusster Rechtsstaat wird, aus dem im Interesse des nächsten Erben und als dessen Recht eigenen Namens eingerichteten Verwaltungs- und Genussrecht am Vermögen des Mündels das rein altruistische Institut unserer heutigen Vormundschaft, solche Entwicklungsreihen lassen sich nicht aus dem Prinzip ihres Ursprungs verstehen. Wilhelm Wundt in seiner „Ethik“ hält die Thatsache solcher Entwickelungen, dass Institute des Rechtslebens, der Sitte, die in ihren Anfängen den niedrigsten und nächsten Zwecken dienen, im Verlauf ihrer Weiterbildung immer höheren Zwecken sich anpassen, für so allgemein, dass er sie ein Gesetz nennt, sein sogenanntes Gesetz der Heterogonie der Zwecke. Wer das ein Operieren mit mystischen Elementen nennen will, der mag es thun; mit demselben Recht und demselben Unrecht, mit dem der Rationalismus und das achtzehnte Jahrhundert der Folgezeit Mystizismus vorwerfen könnte, weil ihr die Sache doch nicht ganz so einfach erschien. Thatsächlich handelt es sich auch mit jener oben angedeuteten Aufgabe der formellen Rechtsphilosophie immer noch um nichts Anderes, als um die endliche Aufstellung einer wahrhaft entwicklungsgeschichtlichen Ansicht von der Entstehung und Veränderung des Rechts.

Im ersten Paragraphen des III. Kapitels, von der Gültigkeit des Rechts, fixiert Liepmann noch einmal die Aufgabe; im zweiten giebt er dann die Antwort, die Rousseausche Lösung des Problems, was ist eigentlich die Grundlage der verpflichtenden Kraft des Rechts. Die Antwort lautet bekanntlich dahin, dass diese Grundlage gebildet wird durch den *contrat social*; durch den Vertrag, in dem die Einzelnen auf ihre ursprüngliche Freiheit eben zu gunsten jener Gesamtheitsmacht selber verzichtet haben.

Dass Rousseau in der Auffassung des Staatszwecks den Eudämonismus vertritt, und zwar einen individualistischen — im Gegensatz zu einem „gesellschaftlichen Utilitarismus“ (Ihering); dass Rousseau sich in der Vertragstheorie von den früheren Naturrechtlern unterscheidet wesentlich durch die Annahme nur eines Vertrages, nicht zweier unterschiedenen, des Associations- und des Subjektionsvertrages; dass Rousseau gelegentlich in extrem kollektivistischer Weise über



den sie vor sechs Jahren ganz vernarrt gewesen war; Frau Defos, welche den Reichtum Janes gern ihrem studierenden Sohn Henri zugewendet hätte, thut das Ihrige, um in Naudie Eifersucht und in seiner Frau Ärger zu erregen. Als Henri, der Theologe werden sollte, diese Laufbahn aufgeben will, weil er den Glauben verloren hat, wendet Defos sich an Naudie, der es für geraten findet, den jungen Mann seinem Gewissen folgen zu lassen; die Mutter gesteht ihren Kummer Jane, und diese nimmt ein lebhaftes Interesse für die Sache; nach einem gemeinschaftlichen Mittagsmahle, lässt sie sich, bestochen durch Henris lebhaftes Reden, mit ihm allein in ein warmes und ihr Mitleid ausdrückendes Gespräch ein. Als Henri, infolge dieser Streitereien, krank wird, pflegt sie ihn, wochenlang die ganzen Tage bei ihm zubringend, mit der grössten Sorgfalt; sie setzt es auch bei seinem Vater durch, dass er seinem Entschluss nicht mehr hinderlich sein will. Wie eine Fremde köhrt sie in das Haus Naudies zurück, in dem sie so lange nur die Nächte einsam zugebracht und alle Pflichten der Hausfrau vernachlässigt hatte, und lässt den Pastor, der sie noch immer liebt, ihre Gleichgiltigkeit fühlen. Dieser wird natürlich eifersüchtig, besonders seitdem seine Frau täglich mit Henri zusammen ausreitet und im Winter ihn in seines Vaters Wohnung aufsucht. In einer von ihm herbeigeführten Unterredung erklärt sie ihm, dass sie, durch Henri ungläubig geworden, den Gottesdienst nicht mehr besuchen werde, ihn gleichzeitig warnend, in seinem Hause nicht für einen Pastor unpassende Auftritte herbeizuführen. Naudie wendet sich an die Mutter Henris, welche, obgleich dem Pastor feindlich gesinnt, ihrem Sohn Vorhaltungen macht, so dass dieser auf einem Spazierritt Jane erklärt, abreisen zu wollen, wogegen sie lebhaft Einspruch erhebt. Auf die Nachricht von der schweren Erkrankung seines Vaters will Naudie mit seinen beiden ältesten Töchtern dahin reisen, vergeblich Jane, die den Umgang mit Henri nicht entbehren möchte, auffordernd, ihn zu begleiten; deshalb beunruhigt durch die Vertrautheit seiner Frau mit dem jungen Mann, bleibt er noch zurück. Ein paar Tage später durch ein Telegramm sofort nach Montauban gerufen, geht er mit Esther dahin; mit Schmerz muss er nun sehen, dass der Vater ihn nicht mehr erkennt und denn auch bald stirbt. Den Tag nach Naudies Abreise tritt Henri als Mitarbeiter in die Bureaux des Vaters ein und bittet, ihn sofort eine Geschäftsreise antreten zu lassen, offenbar, um die Gefahren, die er von seiten Janes ahnt, zu vermeiden. Zurückgekehrt teilt der Pastor seiner Frau mit, dass seine Schwester Angélique, die bisher den Vater gepflegt hatte, zu ihm kommen werde; daraufhin erklärt sie, dass sie sich von ihm werde scheiden lassen, und da er nicht einwilligt, dass sie sein Haus verlassen werde, und in der That kehrt sie sogleich zur Familie Defos zurück. Naudie trennt sich nun von seiner Gemeinde und den Seinigen, um als Missionar nach Afrika zu gehen, wohin ihn Abraham begleitet. Obgleich man sich für keine der Personen des Romans recht interessieren kann, muss man doch anerkennen, dass die Schilderung der protestantischen Theologen und ihrer Anhänger sehr treffend ausgefallen ist. — Neu sind: *bénisseur*, *se*, als Eigenschaftswort, segnend, segenerteilend, von den sich herabneigenden Zweigen der Buche gesagt; *carrièreisme*, die Sucht, unter allen Umständen, auch gegen seine Überzeugung, Carrière zu machen; *le grand Gallehaut*, d. i. Galeotto, Kuppler, aus der Lancelotsage, als solcher auch von Dante in der Erzählung von *Francesca da Rimini* erwähnt; Rod nennt so das Mitleid, welches zur Liebe führt.

BERLIN.

H. J. HELLER.

Montégut, Maurice. *Rue des Martyrs, roman parisien*. Paris, Ollendorff 1898.

Beschreibung der verschiedenen Bewohner eines Hauses der im Titel genannten Strasse. Die hervorragenden Personen sind der Schriftsteller

geben, sowohl der Rechtsphilosophie im engeren Sinne, wie der Politik; daran anschliessend eine kritische Würdigung des Ganzen.

Vielleicht noch mehr als an der vorbesprochenen Schrift macht sich an dieser Stammlerscher Einfluss bemerkbar, bis zu der ebenfalls etwas kantisierenden Ausdrucksweise, vor allem aber in der ganzen Art der Problemstellung. Noch vor zehn Jahren hätte eine akademische Arbeit über die Rechtsphilosophie Rousseaus die Aufgabe vermutlich wesentlich anders angepackt; der Verfasser lehnt ausdrücklich die Meinung ab, dass man durch Untersuchung der Ansichten der früheren Naturrechtler und Vorgänger Rousseaus das Verständnis von dessen Rechtsphilosophie wesentlich fördere.

Den prägnantesten Ausdruck hat diese neuerliche Reaktion des Dogmatismus gegen den Historismus wohl gefunden in den Worten Stammlers (*Wirtschaft und Recht*, S. 420): „Die beiden Fragen der genetischen Erklärung eines einzelnen Vorkommnisses und der systematischen Beurteilung desselben unter Gesetz und Einheit sind überhaupt gänzlich zu trennen.“

Auch hier (vgl. oben) wird vielleicht der philologische Leser sich zum Widerspruch gereizt fühlen. Dass für unsere Wissenschaft jene Revindikation des Systematismus notwendig und heilsam war, erscheint mir unzweifelhaft; es giebt eine Form des Historismus, die dem Skepticismus nahe verwandt ist. Zweifelhafter wird man allerdings gegenüber Folgerungen aus jenem Systematismus, wie sie Haymann in dem oben angeführten Passus zieht.

In einer „Einführung in die Problemstellung“ setzt der Verfasser auseinander, dass es sich für Rousseau im *Contrat social*, der ja die Hauptniederlage seiner socialphilosophischen Ansichten bleibt, keineswegs um eine historisch-genetische Untersuchung über den Ursprung der thatsächlichen Herrschaftsverhältnisse unter den Menschen handelt, sondern darum, jene Erscheinungen auf ihre Gesetzmässigkeit zu untersuchen, die grundlegenden Bedingungen aufzuzeigen, unter denen eine sociale Ordnung mit unverbrüchlicher Bindungskraft überhaupt möglich werde. Nach dieser systematischen Verwahrung werden wir sodann in den speciellen Inhalt der Rousseauschen Gedankenwelt eingeführt. Die Grundlagen des *droit naturel* seien gegeben mit den beiden Grundtrieben des Selbsterhaltungstriebes und des Mitleids. *C'est du concours et de la combinaison que notre esprit est en état de faire de ces deux principes, sans qu'il soit nécessaire d'y faire entrer celui de la sociabilité, que me paraissent découler toutes les règles du droit naturel.* „Die systematische Bedeutung des Begriffs vom *Contrat social*“ sei die, „dem positiven Recht zum Dasein zu verhelfen,“ ebenfalls nicht genetisch-historisch gemeint, sondern als Antwort auf die Frage „nach der formalen Möglichkeit befehlender Menschengesetzgebung überhaupt“. Besonders Wert legt der Verfasser auf den Rousseauschen Begriff der *volonté générale* als Fundament der Rousseauschen Lehre

den sie vor sechs Jahren ganz vernarrt gewesen war; Frau Defos, welche den Reichtum Janes gern ihrem studierenden Sohn Henri zugewendet hätte, thut das Ihrige, um in Naudie Eifersucht und in seiner Frau Ärger zu erregen. Als Henri, der Theologe werden sollte, diese Laufbahn aufgeben will, weil er den Glauben verloren hat, wendet Defos sich an Naudie, der es für geraten findet, den jungen Mann seinem Gewissen folgen zu lassen; die Mutter gesteht ihren Kummer Jane, und diese nimmt ein lebhaftes Interesse für die Sache; nach einem gemeinschaftlichen Mittagmahle, lässt sie sich, bestochen durch Henris lebhaftes Reden, mit ihm allein in ein warmes und ihr Mitleid ausdrückendes Gespräch ein. Als Henri, infolge dieser Streitereien, krank wird, pflegt sie ihn, wochenlang die ganzen Tage bei ihm zubringend, mit der grössten Sorgfalt; sie setzt es auch bei seinem Vater durch, dass er seinem Entschluss nicht mehr hinderlich sein will. Wie eine Fremde kehrt sie in das Haus Naudies zurück, in dem sie so lange nur die Nächte einsam zugebracht und alle Pflichten der Hausfrau vernachlässigt hatte, und lässt den Pastor, der sie noch immer liebt, ihre Gleichgiltigkeit fühlen. Dieser wird natürlich eifersüchtig, besonders seitdem seine Frau täglich mit Henri zusammen ausreitet und im Winter ihn in seines Vaters Wohnung aufsucht. In einer von ihm herbeigeführten Unterredung erklärt sie ihm, dass sie, durch Henri ungläubig geworden, den Gottesdienst nicht mehr besuchen werde, ihn gleichzeitig warnend, in seinem Hause nicht für einen Pastor unpassende Auftritte herbeizuführen. Naudie wendet sich an die Mutter Henris, welche, obgleich dem Pastor feindlich gesinnt, ihrem Sohn Vorhaltungen macht, so dass dieser auf einem Spazierritt Jane erklärt, abreisen zu wollen, wogegen sie lebhaft Einspruch erhebt. Auf die Nachricht von der schweren Erkrankung seines Vaters will Naudie mit seinen beiden ältesten Töchtern dahin reisen, vergeblich Jane, die den Umgang mit Henri nicht entbehren möchte, auffordernd, ihn zu begleiten; deshalb beunruhigt durch die Vertrautheit seiner Frau mit dem jungen Mann, bleibt er noch zurück. Ein paar Tage später durch ein Telegramm sofort nach Montauban gerufen, geht er mit Esther dahin; mit Schmerz muss er nun sehen, dass der Vater ihn nicht mehr erkennt und denn auch bald stirbt. Den Tag nach Naudies Abreise tritt Henri als Mitarbeiter in die Bureaux des Vaters ein und bittet, ihn sofort eine Geschäftsreise antreten zu lassen, offenbar, um die Gefahren, die er von seiten Janes ahnt, zu vermeiden. Zurückgekehrt teilt der Pastor seiner Frau mit, dass seine Schwester Angélique, die bisher den Vater gepflegt hatte, zu ihm kommen werde; daraufhin erklärt sie, dass sie sich von ihm werde scheiden lassen, und da er nicht einwilligt, dass sie sein Haus verlassen werde, und in der That kehrt sie sogleich zur Familie Defos zurück. Naudie trennt sich nun von seiner Gemeinde und den Seinigen, um als Missionar nach Afrika zu gehen, wohin ihn Abraham begleitet. Obgleich man sich für keine der Personen des Romans recht interessieren kann, muss man doch anerkennen, dass die Schilderung der protestantischen Theologen und ihrer Anhänger sehr treffend ausgefallen ist. — Neu sind: *bénisseur*, *se*, als Eigenschaftswort, segnend, segenerteilend, von den sich herabneigenden Zweigen der Buche gesagt; *carrièreisme*, die Sucht, unter allen Umständen, auch gegen seine Überzeugung, Carrière zu machen; *le grand Gallehaut*, d. i. Galeotto, Kuppler, aus der Lancelotsage, als solcher auch von Dante in der Erzählung von Francesca da Rimini erwähnt; Rod nennt so das Mitleid, welches zur Liebe führt.

BERLIN.

H. J. HELLER.

Montégut, Maurice. *Rue des Martyrs, roman parisien*. Paris, Ollendorff 1898.

Beschreibung der verschiedenen Bewohner eines Hauses der im Titel genannten Strasse. Die hervorragenden Personen sind der Schriftsteller

versuchen und die sie doch vor dem Ende der Tage stets nur zu einer annäherungsweisen, relativen Lösung bringen, besteht ja eben gerade in dem Gegensatz von Individualwillen und Socialwillen, dass weder die Individuen ganz in der Gesamtheit aufgehen noch auch das Gesamtsubjekt und seine Zwecke sich auflösen in die Summe der Sonderzwecke und Sonderinteressen der die Gesamtheit bildenden Individuen. Individualismus und Socialismus, sagt Adolf Wagner einmal, sind die beiden Pole, zwischen denen die Geschichte aller socialen Bildungen, ihrer Veränderungen, ihres Sturzes, sich bewegt. Extremer Individualismus würde das Gemeinschaftsleben, extremer Staatsabsolutismus würde das individuelle Leben vernichten; insoweit solche Gebilde überhaupt Bestand haben würden, insoweit nicht der Zwang der Notwendigkeiten und des Bedürfnisses, die Wehrlosigkeit des einen Gebildes nach aussen, eine Reaktion des Individuums bei dem andern, schon vorher für eine Korrektur gesorgt haben. Die Leitung der individuellen Willen, welche ja die eigentlichen bewegenden Faktoren sind, weil die Gesamtheit eben kein physisches Willenscentrum darstellt, die Lenkung dieser individuellen Willen in eine den Gesamtheitszwecken parallele Richtung, das ist eben die Aufgabe aller „socialen Mechanik“ und ihrer verschiedenen Hebel, Zwang, Association, Tausch etc.; die Lösung dieses Problems wird meines Erachtens dadurch nicht gefördert, dass man einen abstrakten Gesamtheitswillen aufstellt und deduciert, dass diese Gesamtheit doch logischer Weise nur ihre eigenen Zwecke, d. h. das allgemeine Beste, wollen könne.²⁾

²⁾ Die dialektisch-deduktive Art Rousseaus wird von der negativen Seite ganz gut charakterisiert durch einen englischen Kritiker, den Haymann, S. 100, polemisierend anführt; es handle sich um *a number of definitions, analysed as words, not compared with the facts, of which the words are representatives*; welche Art, politische Theorie zu treiben, „beschränkte deduktive Gemüter völlig gefangen nehme.“

H. Taine sagt von Napoleon, er habe immer in den Vorstellungen der Dinge selbst, nicht in Worten gedacht. Das ist das entgegengesetzte Verfahren.

Im Erdgeschoss des Louvre steht unter einer ganzen Reihe vorzüglicher Bildnisbüsten von Houdon auch eine solche Rousseaus. Es ist ja nun mit der physiognomischen Beurteilung eines menschlichen Angesichts eine etwas sehr zweifelhafte Sache und sie wird immer sehr subjektiv sein. Aber mit dieser ausdrücklichen Verwahrung darf man wohl auch einmal einer vielleicht ganz persönlichen Empfindung Ausdruck geben; mir scheint dieses „beschränkt Deduktive“ in den Zügen Rousseaus aufs unverkennbarste ausgeprägt zu sein; die dürftige Fähigkeit der unbedingten Konsequenz, die ihre dialektische Welt aus relativ wenigen Gedankenelementen zimmert, und in dem engen Haus sich um so wohler fühlt, je hermetischer es verschlossen ist gegen Anschauung, gegen konkrete Reflexe der Erscheinung, des Wirklichen. Die einzelnen Züge zu beschreiben, die diesen Ausdruck zusammenbringen, bin ich nicht im stande; vielleicht wird jener Ausdruck des Trockenen, Befangenen und zugleich Fanatischen wesentlich befördert durch den Gegensatz der danebenstehenden Bildnisse, durch den Vergleich

Es fügt sich hier eine allgemeine Erwiderung gegenüber den beiden besprochenen Arbeiten ein. Die Verfasser verwundern sich darüber und betrachten es als ein Zeichen der Oberflächlichkeit, mit der man Rousseau studiert habe, dass man ihm je nach dem Standpunkt des Kritikers die innerlich gegensätzlichsten Ansichten unterschoben habe. Das mag zum Teil seinen Grund haben in der rhetorischen Allgemeinheit vieler Aussprüche, die man eben wegen dieser Allgemeinheit zu gar vielem verwenden kann. Aber zum anderen Teil hat es einen tieferen Grund. Wenn man Rousseau zu gleicher Zeit als extremen Individualisten und als Staatsabsolutisten bezeichnet, so ist das meines Erachtens durchaus begründet und keineswegs ein Widerspruch in sich. Individualismus und Socialismus, Staatsallmacht, sind die beiden theoretischen Pole, zwischen denen sich die möglichen socialen Gebilde bewegen. Ein empirisch verwirklichtes oder auch nur als zu verwirklichend gedachtes sociales Gebilde aber muss von jedem von beiden sein gemessen Teil haben, soll es nicht entweder zerfliessen oder an innerer Spannung zerplatzen. Rousseau ist allerdings extremer Individualist, indem er das einzelne, von allen natürlichen Beziehungen zu seinesgleichen losgelöste, abstrakte Individuum zum Ausgangspunkt nimmt; als notwendiges Gegengewicht gegen diesen „Atomismus“ nach dem Gierkeschen Ausdruck, bedarf es denn auch einer scharfen Betonung des gegenpolaren Elements, der Ausstattung des nach der Zerstörung aller natürlichen — ohne Missverständnis — socialen Bindungen allein übrigen letzten und abstraktesten Verbandes, des Staates, mit unbeschränktester Machtvollkommenheit. Also, Individualismus und Staatsabsolutismus sind allerdings vereinbar, ja sie postulieren sich bis zu einem gewissen Grade gegenseitig, und es ist kein Widerspruch, wenn man beide Tendenzen bei Rousseau findet. Die Correlativität, die zwischen den beiden Polen der Gesellschaftsbildung besteht, tritt sehr deutlich hervor in jener Gegenüberstellung, die eine der wenigen aus geschichtlichen Thatsachen wirklich induktiv zu erweisenden Verallgemeinerungen der materiellen Rechtsphilosophie darstellt, in dem Gegensatz des klassischen und des christlich germanischen Staatsgedankens, in der üblichen Nomenklatur. Der germanischen Auffassung wird das Individuum hineingeboren in die Zusammenhänge des Hauses, der Sippe, des Standes, einer ganzen Reihe von socialen Zwischengebilden zwischen Einzelmensch und Staat. In diesen Zusammenhängen ist das Individuum nach allen Richtungen hin social gebunden. Dagegen ist auf der anderen Seite auch die übergeordnete Socialperson und nicht zum wenigsten die höchste, der Staat, — soweit wir unseren heutigen Namen und Begriff auf jene Zustände der Gesellschaftsbildung anwenden können — dem Individuum gegenüber an rechtliche Schranken gebunden, seine Gewalt bestimmt und begrenzt; im Gegensatz zu dem

mit den feinen, unsäglich überlegen blickenden Zügen Voltaires oder mit dem Löwenkopf Mirabeaus.

Patrice Bauvilliers, der, zum Wohlthun aufgelegt und trübsinnig gestimmt, Schnurren und komische Erzählungen schreibt, weil er dadurch allein bei den Zeitschriften ankommt und zu Geld und sogar zu Ruhm gelangt, und *Laurence de Bertonie*, die, obgleich sonst käuflich, sich in den Schriftsteller verliebt, jeden andern Umgang aufgibt und seinetwegen sich die grössten Entbehrungen auferlegt. *Bauvilliers* hat nämlich, um sie und sich selbst zu erproben, für einen näheren Umgang sich und ihr einen Monat Aufschub auferlegt und ihr so lange alle Besuche untersagt. Gegen Ende dieser Frist sucht sie einen früheren alten Liebhaber auf, um Frau *Choumara* in demselben Hause, die ihr die grösste Not geklagt hat, zu Hilfe zu kommen; gerade an demselben Abend will der Schriftsteller zu ihr; als er erfährt, dass sie ausgegangen ist, lässt er durch die Dienerin ihr sagen, dass er sich von ihr entfernt halten wird. Daraufhin nimmt sie ihre frühere ausschweifende Lebensweise wieder auf, besonders mit einem gewöhnlichen Kerl, der trotz seines Geldmangels sich ihr zum Herrn aufwirft. Nach der durch *Villanot*, jenen früheren alten Liebhaber, veranlassten Festnahme des Strolchs wegen eines früheren Verbrechens, sowie seiner Genossen, die sich bei *Laurence* einquartiert hatten, wendet sich *Bauvilliers*, zumal da er erfahren hat, dass eine Anwandlung von Wohlthätigkeit sie auf ihre schlechten Wege zurückgeführt hatte, und deshalb seine Schroffheit bereuend, wieder zu ihr; er pflegt sie in einer Krankheit; sie stirbt von dem häufig wiederholten Schrecken, den der aus dem Gefängnis entlassene Strolch ihr durch Todesandrohung und lautes Brüllen vor ihren Fenstern einzufliessen weiss. Jene Frau *Choumara* hat zum Mann einen Gelehrten, der sich einbildet, durch Erfindungen eine angesehene Lebensstellung erringen zu können, und eine Tochter *Claudine*, welche die Familie durch Näherei ernährt. *Jeff Jordaëns*, ein in demselben Hause wohnender Belgier, der sich kümmerlich durch Sprachunterricht erhält, bringt dem Gelehrten ein ihm auf der Treppe verloren gegangenes Buch zurück, lässt sich von ihm in Chemie unterrichten und kommt bei seinem Lebensüberdruß auf den Einfall, durch Abbrennen von Explosivstoffen die Welt zu reformieren, den Armen dadurch gegen die reichen Unternehmer zu ihrem Rechte zu verhelfen; *Claudine* billigt alles, was er sagt, weil sie ihn liebt, und er selbst, obgleich in seinen Knabenjahren durch einen Unfall entmannt, fasst eine Neigung zu dem jungen Mädchen; sie steigt eines Abends zu ihm hinauf; er entkleidet sie, aber bei seiner Untüchtigkeit wird sie enttäuscht und verletzt und verlässt ihn erbittert. Sie verliert die Lust am Arbeiten, und die ganze Familie giebt sich aus Not den Tod durch Kohlendunst. *Jeff Jordaëns*, der sich und alle Menschen hasst, will, um sich zu rächen, durch eine Explosivbüchse die *Madeleine* mit den darin befindlichen Reichen in die Luft sprengen, kommt aber nur allein dabei um. Der in demselben Hause wohnende Maler *Faustin Varat*, dem *Bauvilliers* einen vorübergehenden Erfolg vermittelt hatte, gerät gerade dadurch in die Netze einer älteren, in Künstler aller Art verliebten, sehr reichen Baronin und ergiebt sich fortan dem Nichtsthun. *Bauvilliers* ist trotz des riesigen Erfolgs seines letzten komischen Romans niedergeschlagener als je, da er die Vorstellung nicht los werden kann, durch seinen Blick, ja durch seine blosse Anwesenheit überall, wie auch in diesem Hause, Unglück herbeizuführen: so beabsichtigt er denn, sich ganz von der Litteratur und von der Welt zurückzuziehen und in aller Stille und Einsamkeit auf dem Lande zu leben. — Wenn nicht wegen der geschilderten Personen und Ereignisse, empfehle ich doch wegen der Sprache das Buch allen denjenigen, welche von der Entwicklung und Neubildung des französischen Ausdrucks in Kenntnis bleiben wollen. Neu oder doch noch nicht in unsern Wörterbüchern verzeichnet sind: *ataviquement*, von den Urahnen her; *cocotte*, von einem Pferde gesagt; *troquet* abgekürzt aus *mastroquet*, gewöhnliche Weinschenke; *l'au-dehors* als Substantiv; *mendigo* (spanisch), Bettler, neben *tapeur*, Gelderpresser; *navet*

sagt ein Maler von seinem Bilde; *pitgeries*, schlechte Spässe; *vibrance*, Schwingung, Durcheinanderschwirren von Einzelheiten eines Gemäldes; *galéjade* (provenzalisch), Aufschneiderei; *pépin*, Neigung, Vorliebe; *mistouche*, nicht bloss schlechter Scherz, sondern auch Verlegenheit, Elend; *coco* abgekürzt für *cocodès*, Liebhaber; *chass-d'Aff*, für *chasseur d'Afrique*; *fouterie*, Narrheit; *écrabouiller* für *écraser*; *purotin*, im Munde einer Dirne, der kein Geld hat; *la rebiffe*, Widerspenstigkeit; *poireauter*, im Munde eines gewöhnlichen Menschen, für *pirouetter*; *arbicots*, desgleichen, für *Arabes*; *poitriner*, sich in die Brust werfen; *renacle*, Widerwille; *ostentatoire*, pomphaft; *troncher*, nicht bloss küssen, sondern, allerdings im Munde eines Strolchs, köpfen; *empris*, e, vom nicht mehr gebräuchlichen *emprendre*, = *hanté*, *possédé*; *sulfonal*, Schwefelpräparat zum Betäuben; *s'immesurer*, unermesslich werden.

BERLIN.

H. J. HELLER.

Rosny, J.-H. *Les Ames perdues*. Paris, Fasquelle 1899.

Der Verfasser nimmt, wie in seinem vorangegangenen Roman *L'Impérieuse Bonté*, in welchem ein junger Mann einen unwiderstehlichen Drang, Arme zu unterstützen, an den Tag legt, so auch in dieser Erzählung die sociale Frage zum Vorwurf seiner Darstellung. *Abel Roland*, der reich sein könnte, wenn er sich an seinen kinderlosen Oheim, einen Besitzer grosser Fabriken, der dem Kollektivismus seines Neffen abgeneigt ist, anschliessen und nachgiebiger zeigen wollte, verschmäht es, um vor seinen übrigen Mitmenschen nichts voraus zu haben. Er geht mit dieser Ansicht darauf aus, eine neue Moral zu gründen und selbst nach dieser zu handeln, in der Überzeugung, dass auf diese Weise das sociale Elend gehoben werden könne. Gleichwohl macht ihn seine Jugendgespielin *Marie-Louise Mouryès* bisweilen in seinem Streben unsicher, und ihr Vater, ein Vielleser, den er eines Vormittags in dem Arbeitszimmer desselben erwartet, sucht ihn ernstlich aus seiner Anschauung herauszureissen und von dieser Entsagung loszumachen. Nach einer fruchtlosen Unterredung mit beiden und einem ärmlichen Imbiss geht er an demselben Abend in die Wohnung des alten Fräuleins *d'Ermeuse*, die den Krieg abgeschafft sehen möchte, wo er den Philosophen *Freyle*, der ihr darin beistimmt, und der sogar die ganze Tierwelt geschont haben will, und den Anarchisten *Beyssières* antrifft, der alles umzustürzen und neu zu gründen gedenkt; in der Nacht treibt *Roland* sich noch mit drei Anarchisten umher, von denen der eine, ein Zeitungsschreiber, wegen eines anarchistischen Aufrufs verurteilt zu werden erwartet. Man sieht schon hieraus, dass es dem Verfasser darum zu thun gewesen ist, sämtliche Pläne der Verbesserung oder wenigstens Umwälzung der gesellschaftlichen Ordnung in seinen Personen einander gegenüber zu stellen. *Roland* schwankt zwischen seinen Vorsätzen, die Selbstaufopferung zum Besten der Massen auszuüben und dem Wunsch, reich geworden, *Marie-Louise* zu heiraten: ein neuer Besuch bei *Mouryès* vermehrt seine Unschlüssigkeit. Zuletzt glaubt er, die Liebe zu dem jungen Mädchen mit der in ihm wuchernden Pflicht der Volksverbesserung vereinigen zu können: er erklärt sich; sie gesteht, dass er ihr mehr wert ist als irgend ein junger Mann, erbittet sich jedoch Bedenkzeit und spielt ihm eine Beethovensche Sonate vor. Ein paar Tage darauf sagt sie ihm ihr Jawort. Aber *Mouryès*, der es billigt, dass *Roland* die durch einen langen Ausstand geschädigten Arbeiter der eben von ihm ererbten Fabriken seines Oheims reichlich unterstützt und ihren Lohn erhöht, versagt ihm, als er hört, dass er den grössten Teil des baren Vermögens zu Stiftungen für die Arbeiter verwendet hat, die Genehmigung zu der Verheiratung mit seiner Tochter, und diese, obgleich sie ihn liebt, verzichtet auf die Ehe mit ihm, befürchtend, in Armut geraten zu können. Unterdessen verlässt *Beyssières* seine Geliebte und den

der Welt, wert ist, richtig erkannt zu werden. Aber — wenn wir schon einmal pathetisch werden wollen, dann möchte ich umgekehrt sagen, es ist endlich an der Zeit, dass eine geschichtlich geschulte politische Auffassung die Bedingtheit und Relativität jener Erscheinung des politischen Theoretikers Jean Jacques Rousseau erkennt; es ist endlich an der Zeit, — was übrigens nicht so sehr in Bezug auf die beiden vorliegenden Arbeiten gesagt sein soll, — es ist, sagen wir, endlich an der Zeit, dass man Rousseaus aus ganz bestimmten Zuständen erwachsenen und vom Standpunkt dieser, für historische Zwecke, eine gewisse relative Wahrheit und Berechtigung enthaltenden Lehren als das erkennt, was sie sind, und dass man aufhört, sie als an sich und abgesehen von jenen Zuständen objektiv richtig und wissenschaftlich brauchbar hinzustellen. Das sollten wir doch meines Erachtens von der historischen Schule nachgerade annehmen, dass mit jenen Kategorieen und Betrachtungsweisen für die erkenntnismässige Ergründung politischer Erscheinungen nichts gewonnen ist. Aber man thut ihnen damit vielleicht unrecht. Sie sind selbst eine politische Erscheinung, und nicht politische Wissenschaft; sie sind aus dem Bedürfnis geboren, nicht aus spekulativer Betrachtung; sie stellen Postulate dar, Resultate bestimmter Zustände und ihrer Forderungen, nicht Ergebnisse wissenschaftlicher Betrachtung, welche letztere nur den Mantel und eine posthume Begründung hergibt für praktische Ziele. Man kann Rousseau als politischem Schriftsteller⁴⁾ nur gerecht werden, wenn man ihn als Wirkung und Wirkenden betrachtet, im Drang und Kampf seiner Zeit, ihrer Not und ihrer Bedürfnisse; nicht aber, wenn man seine Ergebnisse objektiv auf ihren dauernden Erkenntniswert betrachtet. Seine Meinungen über Naturzustand und Kultur, seine Auffassung vom Gesellschaftsaufbau als einer amorphen Konglomeration von Atomen, sein Gleichheitsfanatismus, seine vorwiegend destruktive Tendenz gegenüber den socialen Bildungen, seine ganze vorwiegend negative Richtung, die sich in dem staatlichen Wirken seines Schülers und Apostels Robespierre besonders offenbart hat, alles dies wird erst begreiflich, wenn man es ansieht als die heftige und naturgemäss übertreibende Reaktion eines leidenschaftlichen und wenig besonnenen Gemüts gegen die allgemeine Physiognomie seines Zeitalters, gegen die besondere Kulturform, die damals herrschte, gegen das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts und was ihm vorherging, gegen die Last von Unnatur und erstarrten Formen aus der Erbschaft des Sonnenkönigs. Da konnte es allerdings als die erste Aufgabe erscheinen — und von Wollen und Absicht, nicht von Erkenntnissen geht jede politische Schriftstellerei aus, was man auch sagen mag — die vorhandenen Organisationen, die bestehenden Herrschafts- und Unterwerfungsformen zu vernichten, das

⁴⁾ „Rousseau als politischem Schriftsteller“; ich rede überhaupt nur von diesem, was hier nochmals betont sei.

dem ersten Aufsatz, *Nocturne*, *Loti* die Vermutung ausspricht, dass neben oder aber über dem Gott unseres Sonnensystems eine andere oder viele andere vielleicht höhere Gottheiten in den verschiedenen Sonnensystemen vorhanden sein können. In dem Aufsatz über Madrid wird das bei dem deutschen Gesandten befindliche Bild, dessen Entwurf von dem Kaiser Wilhelm II. herrührt, die gebildeten Völker in der Abwehr morgenländischer Barbaren, kurz beschrieben und der Kunstsinn des Kaisers gebührend gerühmt. Den Schluss des Buchs bildet ein Dihyrambus auf das Meer, veranlasst durch *Michelets* Schrift *La Mer*. Wenn auch die meisten dieser Aufsätze dem Inhalt nach unbedeutend sind, werden sie doch durch die liebenswürdige Art, in welcher der Verfasser sie vorbringt, alle lesenswert. Neu ist *domestiqué*, von Sachen gesagt „einheimisch geworden“ und wegen dieser Neuanwendung schräg gedruckt.

BERLIN.

H. J. HELLER.

France, Anatole. *L'Anneau d'améthyste*. Paris, Calmann-Lévy 1899.

Zur *Histoire contemporaine* gehörig und Fortsetzung der früher erschienenen *L'Orme du mail* und *Le Mannequin d'osier*. — Weniger ein Roman als eine Vorführung von Persönlichkeiten verschiedener gebildeter Klassen: die aus jüdischer Geburt Katholikin gewordene Frau *de Bonmont* (Gutenberg) schickt, um für ihren Sohn die gewünschte Teilnehmerchaft an den Jagden des Herzogs *de Brézé* zu gewinnen, ein kostbares goldenes Hostiengefäß zum Gebrauch des *abbé Guirel* in der im herzoglichen Park gelegenen kleinen Marienkapelle; und der Sohn derselben veranlasst sie, wie durch einen Bekannten die Geliebte desselben, Frau *de Gromance*, bei dem Kultusminister für die Ernennung des *abbé Guirel* zum Bischof von *Tourcoing* vorstellig zu werden, weil er durch diesen es hofft, zu den Jagden des Herzogs zugezogen zu werden. In der That wird durch die Empfehlungen dieser Frauen beim Neffen des Ministers und Vorsther seines Bureaus, der solche Angelegenheiten für ihn besorgt, der *abbé* zum Bischof gewählt, nachdem er noch den Geliebten der Frau *de Gromance* ihr gefügiger zu machen bemüht gewesen war; aber der von ihr für den neuernannten Bischof gekaufte kostbare Amethystring wird bei dem Geliebten, hinter dem *Esterhazy* zu stecken scheint, infolge einer wegen Schulden vorgenommenen Pfändung in Beschlag genommen. Ausserdem wird der nunmehr von seiner Frau getrennte und zum Professor ernannte *Bergeret* wieder vorgeführt, und hier als Untersucher der Seele eines ihm geschenkten Hundes, als Leugner der Unsterblichkeit der Menschenseele und als Überzeugter von der Unschuld des *Dreyfus* und dafür wie sein gleichgesinnter Rektor von der Menge verhöhnt, während der gut religiöse und legitimistische Herzog den verurteilten Hauptmann schon als Juden hasst und für schuldig hält. Als Bischof zeigt sich *Guirel* weniger gefügig als früher: er richtet an den Präsidenten der Republik einen offenen Brief, in welchem er ihm erklärt, dass er wie seine Geistlichkeit gegen die am kirchlichen Vermögen und Einkommen verübten Erpressungen des Staates Widerstand leisten wird; daraufhin wird durch einen Ministerrat beschlossen, ihn wegen Missbrauchs seiner Amtsgewalt zu verfolgen. Anatole France ist zu objektiv, um bei der Vorführung dieser Personen seine eigenen Ansichten zu verraten; nur merkt man leicht, dass er von den jetzigen Zuständen Frankreichs wenig befriedigt sein kann.

BERLIN.

H. J. HELLER.

Rosny, J.-H. *L'Impérieuse Bonté*. Paris, Plon.

Jacques Fougeraye, in der Lackfabrik eines Vororts von Paris angestellt, der von Jugend auf den Traum gehegt hat, den Armen zu Hilfe zu

mit ihr erzeugten Knaben, so sehr er auch beide liebt, um dem unwiderrstehlichen Verlangen zu folgen, irgend ein Zerstörungswerk zu verüben; nach langen Vorbereitungen und Umschlingigkeiten führt er es gegen den Senat im Luxembourg aus: die von ihm in den Saal geschleuderte Bombe tötet einen Zuhörer und verletzt mehrere andere, aber keinen Senator; er, der es mit dem Leben anderer so leicht genommen hatte, sucht durch dreiste Vertauschung von Kleidungsstücken und freche Lügen das seinige zu retten. Überführt wird er vor Gericht gestellt, wo er seine Handlungsweise zu rechtfertigen unternimmt; verurteilt wird er hingerichtet, wobei er ruft: „Es lebe die Anarchie!“ Der Bericht über die Gerichtssitzung ist genau nach dem Muster der Verhandlungen abgefasst, wie sie bei wirklichen Vorgängen sich abwickeln. Dies bildet etwa den Schluss des Buches. Manche Episoden desselben haben mit den beiden Erzählungen gar keinen Zusammenhang; so der Besuch des Fräuleins d'Ermenas bei dem deutschen Kaiser, allerdings hier *Frédéric-Louis* genannt, den sie für ihre Friedensbestrebungen gewinnen will, und der sie angeblich auffordert, die Bücher, welche zu diesem Zweck veröffentlicht werden, ihm einzusenden. Das alles soll nur dazu dienen, die reformatorischen oder anarchistischen Gruppen der *mythes de Paris* hinzustellen, für welche der Verfasser schwerlich eigene Anschauung mitbringt, so dass er überhaupt nicht Menschen, sondern Theoriepuppen schildert. Wie in dem vorangegangenen Werk hat der Verfasser auch hier versucht, Seelenstimmungen durch Naturvorgänge zu verdeutlichen; da er aber dazu bisweilen mehrere ganz verschiedene Vorgänge herbeizieht, macht er sie weniger anschaulich, als es ohne den Vergleich der Fall sein würde. Roland sowohl wie der Philosoph Freyde finden, dass die bisherige Sittenlehre, welche die Tötung vieler im Kriege, wie die Unterdrückung der Arbeiter durch die Fabrikbesitzer gestattet, wie auch die herrschenden Religionen unszulänglich und verbraucht sind und durch andere ersetzt werden müssen. Wenn ich hiernach das neueste Buch *Rome* nicht durchweg loben kann, so empfehle ich es jedoch denen, welche über neuen Gestalten der Satzfügung, sowie von manchen noch nicht in den Wörterbüchern verzeichneten Ausdrücken Kenntnis nehmen wollen. Der Art sind: *l'amoralité*, das Fehlen aller Moralprinzipien; *période amoral*, eine Zeit, in welcher alle Prinzipien der Moral fehlen; *anthropométrie*, zum Messen der Körperverhältnisse bestimmt; *le pasteurisme* die Methode *Pastors*; *sergent* für *sergent*; *théoriste* neben *théoricien*; *dépistage*, Aufspürung; *dormassant*, schläfrig; *butement* für das übliche *butage*; *à-trement*. Der Verfasser schreibt *les idéaux* statt des gebräuchlichen *les idéaux*; *l'âme-une* ist für ihn die einheitliche, nur auf einen Zweck gerichtete Seele; *possibiliste* ähnlich dem *opportuniste*; *nt* er ein kleines Kartoffelfeld; *vue-cosmos*, eine sehr belebte lateinischen Wörtern *l'aura*, der Lufthauch, und *l'aura* neben bedeutenden deutschen *l'Aurochs*; englisch *poor soul*. Sehr auffallend *21 Aussi bien prétendé-je* statt *pretends-je*.

LIN.

H. J. HELLER.

re. *Reflets sur la sombre route*. Paris, Calmann-Lévy 1899.

chtungen, Beschreibungen einzelner Gegenden des Balkanlandes, an Hunden und Katzen, Schilderung des Zustandes von Ausbruch des Krieges mit Nordamerika, namentlich aber Bericht über seinen Besuch der Osterinsel, die von wenig Menschen bewohnt, selten von Europäern betreten wird; hier finden steinerne, aus uralter Zeit herrührende Bildwerke von Göttern, teilweise zerbrochen auf dem Boden liegen; den Rumpf einer Maffiguren hat man abgestagt und nach Paris gebracht, wo er des *Jardin des plantes* aufgestellt ist. Auffallend ist es, dass in

dem ersten Aufsatz, *Nocturne*, *Loti* die Vermutung ausspricht, dass neben oder aber über dem Gott unseres Sonnensystems eine andere oder viele andere vielleicht höhere Gottheiten in den verschiedenen Sonnensystemen vorhanden sein können. In dem Aufsatz über Madrid wird das bei dem deutschen Gesandten befindliche Bild, dessen Entwurf von dem Kaiser Wilhelm II. herrührt, die gebildeten Völker in der Abwehr morgenländischer Barbaren, kurz beschrieben und der Kunstsinn des Kaisers gebührend gerühmt. Den Schluss des Buchs bildet ein Dihyrambus auf das Meer, veranlasst durch *Michelets* Schrift *La Mer*. Wenn auch die meisten dieser Aufsätze dem Inhalt nach unbedeutend sind, werden sie doch durch die liebenswürdige Art, in welcher der Verfasser sie vorbringt, alle lesenswert. Neu ist *domestiqué*, von Sachen gesagt „einheimisch geworden“ und wegen dieser Neuanwendung schräg gedruckt.

BERLIN.

H. J. HELLER.

France, Anatole. *L'Anneau d'améthyste*. Paris, Calmann-Lévy 1899.

Zur *Histoire contemporaine* gehörig und Fortsetzung der früher erschienenen *L'Orme du mail* und *Le Mannequin d'osier*. — Weniger ein Roman als eine Vorführung von Persönlichkeiten verschiedener gebildeter Klassen: die aus jüdischer Geburt Katholikin gewordene Frau *de Bonmont* (Gutenberg) schickt, um für ihren Sohn die gewünschte Teilnehmerchaft an den Jagden des Herzogs *de Brézé* zu gewinnen, ein kostbares goldenes Hostiengefäß zum Gebrauch des *abbé Guirel* in der im herzoglichen Park gelegenen kleinen Marienkapelle; und der Sohn derselben veranlasst sie, wie durch einen Bekannten die Geliebte desselben, Frau *de Gromance*, bei dem Kultusminister für die Ernennung des *abbé Guirel* zum Bischof von *Tourcoing* vorstellig zu werden, weil er durch diesen es hofft, zu den Jagden des Herzogs gezogen zu werden. In der That wird durch die Empfehlungen dieser Frauen beim Neffen des Ministers und Vorsther seines Bureaus, der solche Angelegenheiten für ihn besorgt, der *abbé* zum Bischof gewählt, nachdem er noch den Geliebten der Frau *de Gromance* ihr gefügiger zu machen bemüht gewesen war; aber der von ihr für den neuernannten Bischof gekaufte kostbare Amethystring wird bei dem Geliebten, hinter dem *Esterhazy* zu stecken scheint, infolge einer wegen Schulden vorgenommenen Pfändung in Beschlag genommen. Ausserdem wird der nunmehr von seiner Frau getrennte und zum Professor ernannte *Bergeret* wieder vorgeführt, und hier als Untersucher der Seele eines ihm geschenkten Hundes, als Leugner der Unsterblichkeit der Menschenseele und als überzeugt von der Unschuld des *Dreyfus* und dafür wie sein gleichgesinnter Rektor von der Menge verhöhnt, während der gut religiöse und legitimistische Herzog den verurteilten Hauptmann schon als Juden hasst und für schuldig hält. Als Bischof zeigt sich *Guirel* weniger gefügig als früher: er richtet an den Präsidenten der Republik einen offenen Brief, in welchem er ihm erklärt, dass er wie seine Geistlichkeit gegen die am kirchlichen Vermögen und Einkommen verübten Erpressungen des Staates Widerstand leisten wird; daraufhin wird durch einen Ministerrat beschlossen, ihn wegen Missbrauchs seiner Amtsgewalt zu verfolgen. *Anatole France* ist zu objektiv, um bei der Vorführung dieser Personen seine eigenen Ansichten zu verraten; nur merkt man leicht, dass er von den jetzigen Zuständen Frankreichs wenig befriedigt sein kann.

BERLIN.

H. J. HELLER.

Rosny, J.-H. *L'Impérieuse Bonté*. Paris, Plon.

Jacques Fougeraye, in der Lackfabrik eines Vororts von Paris angestellt, der von Jugend auf den Traum gehegt hat, den Armen zu Hilfe zu

Freunde dahin, um ihm zu erklären, was da vorgeht. Die Mutter schickt, nachdem die Wohnung eingerichtet ist, die Tochter in den Keller: sie soll ihr den Weg beschreiben, den sie einschlägt, um dahin zu kommen und vielleicht etwas dort zu suchen . . . Es bedarf geringer Phantasie, um diese Aufgaben ins Unzählige zu vermehren. Sie müssen aber mündlich erledigt werden und in jeder Stunde vorkommen. . . .

Sind wir im Hause eingerichtet, so gehen wir in den Hof und in den Garten, den wir anbauen und auch mit einer Laube versehen. In dieser wird auch schon Gesellschaft gehalten, was Veranlassung giebt, Einladungen zu formulieren, den Kaffeetisch herzurichten, zu berichten, was die Gäste miteinander besprochen haben, u. s. w. Vom Garten gelangen wir auf Wiese und Feld, von da durch den Wald auf einen Berg hinauf, wobei wir alles, was die Schüler verstehen können, bemerken. Auf dem Berge machen wir Halt, um von da auf das Haus und den Garten zurückzusehen, eigentlich aber nur, um den durchlaufenen Weg immer wieder zu durchwandeln und den Faden unserer Geschichte nie aus der Hand zu lassen. Auf der andern Seite des Berges steigen wir hinunter zum Flusse, der uns wieder neue Bilder zeigt, zur Mühle und von da in ein Dorf. Das Dorf sehen wir uns genau an; aber wir dürfen nicht zu lange von Hause wegbleiben. Wir lösen ein Billet für den Postwagen und machen in ihm die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der mit uns in die Stadt fahren will, weil er dort bei einem Tischler in die Lehre tritt. Wir kommen im Dunkel nach Hause und haben bei der Lampe viel zu erzählen. Am anderen Tage besuchen wir unsern jungen Freund, den Tischler, bei dem wir manches Neue sehen. Wir bieten ihm an, ihm unsere Stadt zu zeigen, und nun beginnt eine neue Reise, die wir nicht auch noch ausmalen wollen. Das muss ja durchaus nicht in dieser Ordnung durchgenommen werden; aber ein Beispiel davon, wie der nächste Lebenskreis sprachlich durchgearbeitet werden könne, musste doch gegeben werden.“

Man sieht, was v. S. uns hier vormalt, ist recht nett. Schade nur, dass die Sache in der rauhen Wirklichkeit bei weitem nicht so flott vorwärts geht, wie man sich das gern denkt. Man versuche es nur mit einer Klasse von 40 Realschulsextanern, die kaum deutsch sprechen können. Man wird staunen, welche Schwierigkeiten da zu überwinden sind und wie langsam man vorwärts kommt.

Dass der obige recht beachtenswerte Sallwürksche Unterrichtsgang eine neuerfundene Methode des Sprachunterrichts in sich begreife, wird man nicht leicht zugeben können. Der alten grammatischen Methode gegenüber, der v. S. seine Methode immer entgegenhält, wäre sie allerdings etwas durchaus Neues; aber den Anstrengungen mehrerer Reformer der letzten Jahrzehnte gegenüber kann man hier nicht eigentlich von neuen Prinzipien reden. Gouin hatte ein ganz unzweifelhaftes Recht, von seiner Methode zu sprechen und sie in

Miszellen.

4 Briefe von Friedrich Diez an Albert Hoefer.*)

Mitgeteilt von E. Stengel.

1. Herrn Prof. Dr. Höfer, Wohlgeboren zu Berlin, Charlottenstr. No. 48.

Bonn, d. 14. Aug. 1844.

Hochgeehrtester Herr!

Indem ich Ihnen für Ihre an mich gerichtete gütige Einladung zu thätiger Theilnahme an Ihrer Zeitschrift für die Wiss. d. Sprache meinen ergebensten Dank sage, bedaure ich sehr, diese Theilnahme, wie ehrenvoll sie auch für mich ist, nicht in dem von Ihnen gewünschten Umfange zusagen zu können. Theils nämlich muss ich wegen litterärhistorischer Studien¹⁾ die sprachlichen eine Zeitlang bedeutend einschränken, theils beabsichtige ich einige grössere der Beendigung entgegenreifende Arbeiten aus letzterem Fache in einem besonderen Bändchen herauszugeben.²⁾ Auf kritische Uebersichten dürfte ich, abgesehen von dem dazu erforderlichen grösseren Zeitaufwand, schon deshalb nicht eingehen, weil die Hilfsmittel, zumal im Ausland erschienene Bücher, mir hier sehr kärglich vergönnt sind. Gleichwohl hoffe ich von der mir bewilligten Freiheit gelegentlich einmal Gebrauch machen zu können, sei es auch nur durch Einsendung kleinerer Aufsätze oder einzelner Bemerkungen.

Was endlich Ew. Wohlgeboren Anfrage in Betreff bedeutender ausländischer Sprachforscher betrifft, die Sie für Ihre Zeitschrift zu gewinnen wünschten, so gestehe ich, dass mir keine bekannt geworden, wenigstens nicht auf romanischem Boden. Frankreich z. B. möchte seit Raynouards und Fallots Tode keinen Sprachgelehrten aufzuweisen haben, dem der Name eines gründlichen Forschers zukäme. Doch fällt mir eben Fauriel und Ampère ein, die sich aber mehr mit Sprachansichten als eigentlicher Untersuchung oder Zergliederung beschäftigen.

Indem ich Ihnen zu Ihrem Unternehmen, mit dessen Plan ich im Ganzen einverstanden bin, Glück wünsche, nenne ich mich mit ausgezeichnete Hochachtung Ew. Wohlgeboren

ergebensten

Dr. Fr. Diez.

*) Geboren in Greifswald d. 2. Oktober 1812, gestorben daselbst am 9. Jan. 1883. S. Alex. Reifferscheids Necrolog in Bursians *Biogr. Jahrb. f. Altertumskunde*, VII Berlin 1885 S. 99 ff. — Reifferscheid hat mir auch freundlichst vorstehende Briefe zur Veröffentlichung überlassen.

¹⁾ Welcher Art diese litterärhistorischen Studien waren, lässt sich nicht genau angeben. Ich vermute, dass sie die spanische Cid-Sage betrafen, da Hubers Ausgabe der *Cronica del Cid* gerade in Marburg erschienen war und von Diez in den *Jahrb. f. wiss. Kritik* 1845 S. 422—38 ziemlich eingehend besprochen ist.

²⁾ Offenbar die 1846 erschienenen *Altrom. Sprachdenkmale*. Eingehende litterärhistorische Studien setzt auch die im Anhang dazu abgedruckte Abhandlung *Ueber den epischen Vers* voraus.

lung, die sich hier besonders deshalb empfiehlt, weil *Adressez-vous* durch fast zwei Zeilen von *lui écrivez* getrennt ist. Zweifelhafte ist, ob S. 54: *je regrette pour cela de vous devoir incommoder encore une fois* die regelrechte Wortstellung *de devoir vous incommoder* den Vorzug verdient; wir möchten in diesem Falle aus leicht erkennbaren Gründen sogar der hier gewählten den Vorzug zuerkennen. Zweifelhafte ist auch, ob S. 76: *Ce monsieur dont les intérêts me sont chers, mérite chaque confiance* nicht vielleicht besser *toute confiance* zu setzen ist, da *chaque* an der Stelle etwas eigentümlich anmutet; und ob nicht ebendasselbst *une place qui convient pour lui* besser durch das gewöhnliche *une place qui lui convient* ersetzt wird. Vorzuziehen ist wohl S. 86 *les lignes suivantes* in der Wendung: *Veuillez me pardonner que j'ose vous adresser ces lignes suivantes*; und S. 87: *je me bornerai pour cette fois à une description* statt *sur une description*.

Im allgemeinen sind aber Inhalt und Sprache so einfach und angemessen, die einzelnen Vorkommnisse des Familienlebens werden so erschöpfend — vermisst wird etwa nur die Anzeige von der Geburt eines Kindes und der Glückwunsch dazu — und in der für diese meist formelhaften Weise behandelt, dass die in den Briefen gegebene Anleitung als zweckentsprechend zum erstrebten Ziele führen wird. Als praktische Einrichtung dafür ist auch hervorzuheben, dass die Briefe mit deutschen Überschriften, die ihren Inhalt kurz angeben, versehen sind, so dass jeder schnell und leicht das finden kann, was er in seinem besonderen Falle braucht. S. 48 No. 33 würde wohl richtiger betitelt: „Rücksendung geliehener Bücher und Dank dafür“ als „Dank an einen Lehrer“: es geht aus dem Briefe nicht hervor, dass gerade ein Lehrer die Bücher geliehen hat. S. 84 No. 67 genauer: „Annahme der Einladung zu einem Sommeraufenthalt“ als „Reise-Einladung“.

Dankenswert sind auch die allgemeinen Regeln über den französischen Briefstil, sowie die Beigabe von wörterklärenden Anmerkungen, sowie der Anhang S. 90—101, der Musterbriefe einiger berühmter Schriftsteller enthält: was die letzteren anlangt, so bleibe dahingestellt, ob die Auswahl nicht hier und da noch bessere Muster hätte treffen können, es ist in der That schwierig, unter vielem Guten, wenn nur ein geringer Raum zur Verfügung steht, das Beste herauszufinden. Im einzelnen ist mir folgendes, als der Berichtigung bedürftig, aufgefallen.

S. 4 Z. 5 v. u. kommt zuerst die Abkürzung *c.* für *courant* vor, die an der Stelle eine Erklärung erfordert. — S. 5 Z. 4 v. o. *nous osons vous référer à notre lettre d'hier*, wozu die Anm. „*se référer à* sich beziehen auf“ gegeben ist, ist *vous* in *nous* zu verbessern. — Auf derselben Seite ist zu „*agréez, Madame, nos civilités empressées*“ *civilités* durch „Ergebenheit“ verdeutscht, was besser für *dévouement* vorbehalten bleibt; daher besser: *civilités empressées* angelegentlichste (ergebenste) Grüße. — S. 6 findet sich unter den Ausdrücken, welche sich auf Beförderung der Briefe etc. beziehen: *le mandat sur la poste* die Postanweisung, während sich S. 65 u. S. 74 dafür *un mandat de poste* findet. — S. 6 Z. 3 v. u. lies *destinataire* statt *déstinataire*. — S. 7 u. 8: Für Mr. (früher auch wohl Mr.) ist jetzt M. gebräuchlich, für Madame (*madame*) ist nicht *Mme.* sondern *Mme* die gebräuchliche Abkürzung. — S. 8 findet sich zweimal die Abkürzung *cour.* für *courant*, wofür das sonst aufgenommene *c.* oder *ct.* zu setzen ist. — S. 10: wie hier gleichfalls fälschlich *Mme.*, so auch *Mlle.* statt *Mlle*. — Im allgemeinen ist bei den Anmerkungen nicht recht ersichtlich, nach welchem Grundsatz die Worterklärungen gegeben sind, da mehrfach Worte erklärt sind, deren Bekanntheit sich wohl hätte voraussetzen lassen, und hinwiederum Worte fehlen, bei denen eine Erklärung erwünscht wäre; so findet sich z. B. zu S. 25 Z. 2 *tout ce qu'il y a de banal et de convenu* erklärt: *banal* gewöhnlich (besser: alltäglich), aber nicht *convenu* (herkömmlich, konventionell), von dem der Schüler gemeiniglich nur die beiden Bedeutungen „*convenir über-*

mehr noch ein Nachtrag gegeben werden kann. In einem neuerdings zum Vorschein gekommenen Notizbuche meiner Grosstante Caroline Dietz, der Schwester von Friedrich Diez, welche während der letzten zehn Jahre seines Lebens den Aufenthalt in Bonn mit ihm teilte, finden sich Aufzeichnungen über eine Reise nach Auerbach a. d. Bergstrasse, Achern und Badenweiler, welche Caroline Dietz mit ihrem Bruder vom 10. September 1859 an gemeinsam unternahm. Wie weit diese Reise sich erstreckte und wie lange sie dauerte, wissen wir nicht, da die Notizen bei der Schilderung eines am 15. September von Badenweiler aus gemachten Spaziergangs abbrechen. Als bemerkenswert ist aus diesen Mitteilungen die Angabe hervorzuheben, dass Diez auf einem Ausfluge nach Oberweiler, den er mit seiner Schwester am 14. September unternahm, einen Besuch bei Venedey gemacht habe. Die Beziehung zu diesem als ein Vorkämpfer der demokratischen Ideen bekannten Schriftsteller (über sein Leben und seine Schriften vergl. den Artikel Wippermanns in der *Allg. deutsch. Biogr.*, Bd. 39, S. 600 ff.) ist wahrscheinlich im Jahre 1852 angeknüpft worden, in welchem sich Venedey in Bonn aufhielt. Im folgenden Jahre siedelte er nach Zürich, sodann 1855 nach Heidelberg und 1858 nach Oberweiler über, wo er 1871 starb.

GIESSEN.

L. HOLZAPFEL.

Edmond About und Athanasius Kircher.

„Wunderlich finden zuweilen sich menschliche Namen zusammen!“ Edmond About, der übermütige Humorist, und Athanasius Kircher (1602 bis 1680), der gelehrte Charlatan — sie scheinen durch Welten getrennt, und sind es auch. Der Jesuitenpater, der die unterirdische Welt und die Kulturgeschichte der Diluvialzeit und die Universalsprache schrieb, an Erfindungen reich und an Kritik bettelarm, steht an Phantasie allerdings hinter dem Autor des berühmten *Roi des montagnes* nicht zurück. Einmal scheint dieser sogar von dem an barocken Einfällen — die er für wissenschaftliche Ideen hielt — so reichen Verfasser des *Oedipus Aegyptiacus* geborgt zu haben!

Edmond About erzählt in der kleinen Scherznovelle *Le nez d'un notaire* von einem Duellanten, dem die Nase abgehauen wird, und der sich in Verzweiflung aus dem Arm eines armen Auvergnaten ein neues Prunkstück ins Gesicht pflanzen lässt. Nun aber bleibt die Nase durch ein magisches Band an ihren alten Herrn gefesselt und lebt seine Schicksale mit, glüht prächtig, wenn es dem Auvergnaten zu wohl geht, und fällt zusammen, wenn er im Elend ist; als er durch einen Unglücksfall um seinen Arm kommt, verschwindet die Ersatz-Nase völlig.

Diese Geschichte erzählt Kircher in der *Appendix apologetica* seiner *Polygraphia* (Rom. 1663; S. 19). Trithemius, ebenfalls ein gelehrter Charlatan, hatte sich gerühmt, mit Abwesenden, ja mit Gefangenen in tiefster Haft telepathisch korrespondieren zu können. Die staunenden Hörer meinten *Trithemium nonnullam notitiam habuisse de miro magnetismo, quo duo conspirantes reciproca carnis insitione sese, in quocumque tandem orbis loco constituti fuerint, nescio quibus puncturis de quo voluerint monere possint*. Darüber macht Kircher sich lustig, indem er aus einem *liber Germanicus de Steganographia Trithemiana* folgende Geschichte erzählt, die wohl eher in Utopia als in Italien vorgefallen sei:

„*Erat quidam in Italia nobilis, qui cum nescio quo casu amisso naso, magnam prae se ferret turpitudinem, omnibus modis de naso fictitio arte reficiendo, laborabat. Consultus itaque quidam nasorum reficiendorum peritia iam dudum celebris Chirurgus, vel, ut melius dicam, Rhinurgus, qui conuentione facta noui productionem nasi promittit. Res in opus impigre deducitur, ea qua sequitur ratione. Erat dicto nobili viro mancipium forte et robustum, cuius carnosior lacerti pars, nasi effingendi deligitur materia; mox incisam brachii pulpam Rhinurgus nasi*

Auch dieser Vorwurf ist unbegründet. Natürlich gruppiert sich der Stoff anders bei meiner Anordnung als bei der bisher üblichen nach der Sprachform. Im letzteren Falle treten in eine Gruppe Ausdrücke der verschiedensten Bedeutungsform (*commencement* Thätigkeit *abattement* Zustand — *voyage* Thätigkeit *cordage* Kollektiv — *dortoir* Ort *rasoir* Mittel u. s. w.), bei meiner Anordnung solche der verschiedensten Sprachform (Eigenschaft *richesse, beauté, aveuglement*); ebenso wie bei Anordnungen nach der Schreibung die verschiedensten Lautwerte (*war, calf, man, any, care*) zusammenrücken, während solche nach dem Laut die verschiedensten Lautzeichen (*me, year, feet, field, ceiling, intrigue*) zur Gruppe vereinigen. Natürliche Zusammenhänge werden in gewissem Sinne in beiden Fällen zerrissen; hier die Form, dort die Bedeutung; hier die Schreibung, dort der Laut. Aber an sich sind doch beide Anordnungen berechtigt, und die Thatsachen, aus deren Vergleichung sie gewonnen sind, genau dieselben.

S. 67 unten, S. 68 oben wird ferner gerügt, dass ich die Lautform nicht genügend beachte, also z. B. *breuvage* nicht aus *biberaticum* erkläre. — Dieser Vorwurf steht im Widerspruch mit dem vorhergehenden. Denn wenn ich jedes vorkommende Wort durch alle Laut- und Bedeutungswandel hindurch hätte bis auf seinen letzten Ursprung zurückführen wollen, hätte ich mit Recht den Vorwurf verdient, dass ich schwer vereinbare Dinge habe unter einen Hut bringen wollen. Zum mindesten wäre die Uebersichtlichkeit und ebenso der unmittelbare Nutzen für die praktische Spracherlernung dadurch beeinträchtigt worden. Es kann doch nicht verlangt werden, dass jeder, der die Sprache praktisch zu erlernen wünscht, vorher einen Kursus in der historischen Grammatik durchmacht. Zum Glück ist es auch nicht nötig, dass man, um das Bedeutungsverhältnis von *bloquer: blocus, acquérir: acquisition, conquérir: conquête, laver: lavage* zu verstehen, erst die Geschichte der betreffenden Suffixe aufhellt; und die Thatsache der formalen Verwandtschaft bezeugt genügend die Gleichheit oder Aehnlichkeit der Stämme. Gerade um meinen Zweck zu erreichen, musste ich mich darauf beschränken, den Ursprung der Ausdrucksmittel nur so weit zu verfolgen, als ihn jeder Franzose, der seine Sprache beherrscht, in der Formverwandtschaft der Stämme unmittelbar empfindet. Sollte ich nicht immer die Grenze getroffen haben (vielleicht in *chair-carnage*), so ist auch das kein Schade, so lange ich nichts etymologisch Unrichtiges biete. Aber aus dem Umstand, dass ich gelegentliche vergleichende Blicke in das nur durch die etymologische Forschung erschliessbare Gebiet unter der Ueberschrift „Etymologie“ gebe, lässt sich doch nicht die Forderung begründen, dass ich die historische Grammatik hätte in meine Arbeit aufnehmen müssen.

S. 69 unten wird erklärt, dass „der eine Gesichtspunkt, unter dem alle Spracherscheinungen betrachtet werden müssen, nicht der logische, sondern nur der psychologische sein kann.“ —

Zugegeben, aber ich betrachte ja nicht alle Spracherscheinungen, sondern nur diejenigen, welche unter den logischen Gesichtspunkt fallen. Und was den alten Irrtum angeht, dass die logischen Verhältnisse unmittelbar in den Sprachformen verkörpert seien, so kann es kein besseres Mittel, ihn zu zerstören, geben, als dass man, wie ich es eben thue, die verschiedenen sprachlichen Ausdrucksmittel für dieselben logischen Verhältnisse zusammenstellt; da muss sich ja zeigen, wie weit beide zusammengehen und wo die Deckung aufhört.

S. 70, 1 ist in allgemeiner Weise von den Mängeln, die das System als solches habe, die Rede. — Ja, dass es Mängel haben mag, will ich wohl glauben. Mit welchen Unvollkommenheiten sind nicht fast alle unsere wissenschaftlichen Klassifikationen, an denen Generationen von Gelehrten gearbeitet haben, behaftet, und ein erster Entwurf sollte davon frei sein! Und doch verzichtet man nicht darauf, die Säugetiere zu ordnen, weil das Schnabeltier sich nicht einfügen will; und selbst das logisch ganz unhalt-

Guiche) gemacht hatte, vor einem Mordanfall, der ihm auf der Strasse zugebracht ist, zu warnen. Später erscheint *Cyrano*, den vorher Anwesende als argen Raufbold und anerkennenswerten Dichter geschildert haben; dieser befiehlt dem Schauspieler *Montfleury*, der eben zu sprechen angefangen hatte, die Bühne zu verlassen, die er ihm, als er durch ihn geärgert worden war, auf einen Monat untersagt hatte; dadurch wird die Vorstellung unmöglich gemacht. Ausserdem fordert er einen Vicomte, der sich über seine auffallend grosse und hässliche Nase aufgehalten hatte, ihm vorher noch eine Ballade über seinen Fall improvisierend, heraus und bringt ihm einen Stich bei. Auch er liebt *Roxane*, wie er sodann einem Bekannten gesteht, will aber um sie nicht anhalten, weil er wegen seiner Hässlichkeit nicht auf Gegenliebe rechnen zu können glaubt. Er geht zuletzt, um *Cignières* vor dem ihm gelegten Hinterhalt zu schützen. Der zweite Akt spielt sich noch an demselben Abend bei dem Speisewirt *Ragueneau* ab, der seinen Gästen nicht nur Braten, Gemüse und Getränke bereiten lässt, sondern auch, durch die bei ihm verkehrenden Dichter angesteckt, selbst Verse macht, von denen er einige zum besten giebt. Dort findet sich *Cyrano* ein, durch *Magdeleine* dahin zu kommen veranlasst. Nicht den Mut fühlend, ihr persönlich seinen Antrag zu machen, schreibt er, um das Billet ihr zu überreichen, wenn er irgendwelche Hoffnung bekommen sollte. Nebenbei erfährt man, dass diejenigen, es sollten gegen hundert gewesen sein, welche im Hinterhalt gelegen hatten, um *Cignières* umzubringen, von einem einzigen Herrn in die Flucht gejagt oder verwundet worden sind; eine kleine Wunde, an der Hand *Cyranos*, die *Ragueneau* bemerkt, zeigt, dass dieser die Übelthäter auseinander getrieben hat. Als *Magdeleine* ihm gesteht, dass sie *Christian* liebt, behält er sein Billet und verspricht, auf ihre Bitte hin, den jungen Mann gegen den Ungestüm seiner gascognischen Kameraden zu schützen; er sagt diesem, als er erscheint, trotzdem dass er anfangs über die hässliche Nase gespottet hatte, zu, ihm bei der schriftlichen Erklärung seiner Liebe behilflich zu sein und giebt ihm dazu den vorhin geschriebenen Brief. Im dritten Akt findet man den bankrott gewordenen *Ragueneau*, dem seine Frau mit allem Gelde und einem *mousquetaire* davongegangen ist, auf *Cyranos* Empfehlung als Intendant bei *Magdeleine*. Der Graf *de Guiche*, als Neffe *Richelieus* mächtig, möchte *Roxane* an einen gefälligen Herrn verheiraten, der ihn den dritten im Bunde sein lassen würde; er nimmt Abschied von ihr, als er im Begriff ist, in das Feldlager vor Arras abzugehen; auf Vorschlag *Roxanes*, die den Vetter *Cyrano* ausser Gefahr zu sehen wünscht, will er diesen mit den Cadetten der Gascogne in Paris zurücklassen, seinerseits darauf eingehend, um sich für die Rettung *Cignières* an dem thatendurstigen Mann durch die Unthätigkeit, in der er bleibt, zu rächen. *Christian* dagegen, in den die in seinem Namen von *Cyrano* an *Roxane* gerichteten glühenden Liebesbeteuerungen sie immer mehr verliebt gemacht haben, besonders als er unter dem Balkon der Geliebten, weil er selbst dazu nicht fähig ist, die Worte, die *Cyrano* ihm vorsagt, nachspricht und ihn sogar in der Dunkelheit selbst das Wort an seiner Stelle nehmen lässt, wird auf Anordnung *de Guiches*, der den etwas beschränkten Offizier für seine Leidenschaft nachsichtig machen zu können hofft, in einem Kloster, zu dem er Zutritt hat, mit *Roxane* getraut; als aber *de Guiche* dort einzudringen versucht, wird er von *Cyrano* daran verhindert. Dadurch in seiner Erwartung, die Liebe der *Roxane* zu geniessen, getäuscht, lässt er die Cadetten der Gascogne, bei denen *Cyrano* und *Christian* stehen, nach Arras marschieren, und der Aufbruch erfolgt sofort. Der vierte Akt giebt Bilder aus dem Lager vor Arras; *Cyrano* schreibt auch von hier und immer im Namen *Christians* an *Roxane*, sogar einen Abschiedsbrief vor dem möglichen Tode, der indessen nicht abgeschickt wird. *Roxane* kommt selbst ins Lager gefahren durch die Linien der Spanier hindurch; sie bleibt auch da trotz aller Einreden und obgleich ein Angriff befürchtet wird; ihr Taschentuch

Auch dieser Vorwurf ist unbegründet. Natürlich gruppiert sich der Stoff anders bei meiner Anordnung als bei der bisher üblichen nach der Sprachform. Im letzteren Falle treten in eine Gruppe Ausdrücke der verschiedensten Bedeutungsform (*commencement* Thätigkeit *abattement* Zustand — *voyage* Thätigkeit *cordage* Kollektiv — *dortoir* Ort *rasoir* Mittel u. s. w.), bei meiner Anordnung solche der verschiedensten Sprachform (Eigenschaft *richesse, beauté, aveuglement*); ebenso wie bei Anordnungen nach der Schreibung die verschiedensten Lautwerte (*war, calf, man, any, care*) zusammenrücken, während solche nach dem Laut die verschiedensten Lautzeichen (*me, year, feet, field, ceiling, intrigue*) zur Gruppe vereinigen. Natürliche Zusammenhänge werden in gewissem Sinne in beiden Fällen zerrissen; hier die Form, dort die Bedeutung; hier die Schreibung, dort der Laut. Aber an sich sind doch beide Anordnungen berechtigt, und die Thatsachen, aus deren Vergleichung sie gewonnen sind, genau dieselben.

S. 67 unten, S. 68 oben wird ferner gerügt, dass ich die Lautform nicht genügend beachte, also z. B. *breuvage* nicht aus *biberaticum* erkläre. — Dieser Vorwurf steht im Widerspruch mit dem vorhergehenden. Denn wenn ich jedes vorkommende Wort durch alle Laut- und Bedeutungswandel hindurch hätte bis auf seinen letzten Ursprung zurückführen wollen, hätte ich mit Recht den Vorwurf verdient, dass ich schwer vereinbare Dinge habe unter einen Hut bringen wollen. Zum mindesten wäre die Uebersichtlichkeit und ebenso der unmittelbare Nutzen für die praktische Spracherlernung dadurch beeinträchtigt worden. Es kann doch nicht verlangt werden, dass jeder, der die Sprache praktisch zu erlernen wünscht, vorher einen Kursus in der historischen Grammatik durchmacht. Zum Glück ist es auch nicht nötig, dass man, um das Bedeutungsverhältnis von *bloquer: blocus, acquérir: acquisition, conquérir: conquête, laver: lavage* zu verstehen, erst die Geschichte der betreffenden Suffixe aufhellt; und die Thatsache der formalen Verwandtschaft bezeugt genügend die Gleichheit oder Aehnlichkeit der Stämme. Gerade um meinen Zweck zu erreichen, musste ich mich darauf beschränken, den Ursprung der Ausdrucksmittel nur so weit zu verfolgen, als ihn jeder Franzose, der seine Sprache beherrscht, in der Formverwandtschaft der Stämme unmittelbar empfindet. Sollte ich nicht immer die Grenze getroffen haben (vielleicht in *chair-carnage*), so ist auch das kein Schade, so lange ich nichts etymologisch Unrichtiges biete. Aber aus dem Umstand, dass ich gelegentliche vergleichende Blicke in das nur durch die etymologische Forschung erschliessbare Gebiet unter der Ueberschrift „Etymologie“ gebe, lässt sich doch nicht die Forderung begründen, dass ich die historische Grammatik hätte in meine Arbeit aufnehmen müssen.

S. 69 unten wird erklärt, dass „der eine Gesichtspunkt, unter dem alle Spracherscheinungen betrachtet werden müssen, nicht der logische, sondern nur der psychologische sein kann.“ —

Zugegeben, aber ich betrachte ja nicht alle Spracherscheinungen, sondern nur diejenigen, welche unter den logischen Gesichtspunkt fallen. Und was den alten Irrtum angeht, dass die logischen Verhältnisse unmittelbar in den Sprachformen verkörpert seien, so kann es kein besseres Mittel, ihn zu zerstören, geben, als dass man, wie ich es eben thue, die verschiedenen sprachlichen Ausdrucksmittel für dieselben logischen Verhältnisse zusammenstellt; da muss sich ja zeigen, wie weit beide zusammengehen und wo die Deckung aufhört.

S. 70, 1 ist in allgemeiner Weise von den Mängeln, die das System als solches habe, die Rede. — Ja, dass es Mängel haben mag, will ich wohl glauben. Mit welchen Unvollkommenheiten sind nicht fast alle unsere wissenschaftlichen Klassifikationen, an denen Generationen von Gelehrten gearbeitet haben, behaftet, und ein erster Entwurf sollte davon frei sein! Und doch verzichtet man nicht darauf, die Säugetiere zu ordnen, weil das Schnabeltier sich nicht einfügen will; und selbst das logisch ganz unhalt-

...des Jenseits trotz
...seinem kein anderes
...seiner sehr unschätz-
...seiner fremden Sprache
...seiner ihre Empörung
...zu gewähren.
...nicht

[illegible]

... in diese mit die
 ...: He sind in-
 ... der. Weiter
 ... und Subjekt und be-
 ... ihre Erkenntnis nicht
 ... des logischen Ver-
 ... das Grössenverhältnis
 ... dem Oberbegriff *manus*
 ... Merkmal, welches die
 ... des Oberbegriffes
 ... und unbestreitbare Dinge
 ... die Nachkommen des *Marie*
 ... sein Vater *Pierre*: also sind
 ... Das Verhältnis der *Tor-*
 ... der Bedeutungsanalyse von
 ... *le pays*, heißt
 ... die Bewohner *Tout Paris*
 ... *Mausonée* als Individual-
 ... zeigt die Bedeutung-
 ... von *maison* ganz
 ... *Mausonée*:
 ... des Namens von
 ... *caricatur* reich werden.
 ... *maison* nicht reich werden,
 ... *maison* reicher werden, *à l'avenir* *maison*
 ... *à l'avenir* *maison* *à l'avenir*.

...estenen ähnlich die Probe. Aber
...anzahl von unzureichenden
...Es bleiben noch
...Vortrags und der Lektür:

... in vorurtheillichen Ausdrücke gehe ich
... in meiner Arbeit geübt
... von falschen Voraussetzungen
... zu prüfen.
... voll, zweckmässig begrenzt
... Plan unter,
... mit anderen Mitteln hätte
... sind nicht be-

gründet. Es ist weder bewiesen, dass das System auf eine falsche Vorstellung von der Sprache gegründet, noch dass widerstrebender Stoff gewaltsam in dasselbe eingefügt sei.

Osterode a. Harz.

K. MÜHLEFELD.

Bezüglich zweier der von Herrn Prof. M. verteidigten Beispiele gestehe ich gern zu, dass es mir in diesen Fällen nicht gelungen war, mich in seine Anschauungsweise zu versetzen: ich hatte *mausolée* auf dessen Etymon *Mausole* bezogen, ebenso wie *panthéon* auf *πανθειον*. Wenn ich diesen Irrtum zugebe, muss ich aber leider zugleich bemerken, dass gegen Herrn Prof. M.'s Richtigstellung der Einwand bestehen bleibt, den ich S. 68 meiner Besprechung dagegen erhoben habe, dass der Bedeutungswandel als Wortbildungsmittel angesehen werde. Auch die anderen Beispiele sind durch die von Herrn Prof. M. nunmehr gegebene Erklärung keineswegs einwandfrei geworden: *Lion* und *lionne* stehen als volkstümliche Bildungen auf einer Linie mit *λέων* und *λέαινα*, und *λέαινα* stammt aus einer Zeit, für die man den Oberbegriff *felis leo* gewiss nicht als bekannt voraussetzen kann; es findet sich schon bei Aischylos, also lange vor dem ersten wissenschaftlichen, von Aristoteles herrührenden zoologischen System, und zwar in übertragener Bedeutung (*αὕτη δέπους λέαινα*, von Klytaimnestra), ist aber der Lautform nach viel älter; übrigens gehören unter den Oberbegriff *felis leo* nicht die Unterbegriffe *männlicher* und *weiblicher Löwe*, sondern *f. l. barbarus*, *f. l. senegalensis* etc., s. Leunis, *Synopsis* I 183. *Animalcule* hatte ursprünglich nicht die gelehrte Bedeutung „mikroskopisches Tierchen“, in der es Sachs-Villatte und Darmesteter-Hatzfeld allein kennen; es ist mittellat. *animalculum* und bedeutete zuerst (Murray s. v.): „small vertebrates, such as mice, and all invertebrates“; französische Belege für diese Bedeutung kenne ich bis jetzt nicht, aber einen englischen von 1599 setze ich aus Murray her: *For the Laske . . . Boyle the Liver of any animalcle, decocte the same, and cause him to eat therof*. Der erste engl. Beleg für die Bed. „mikroskopisches Tierchen“ ist aus dem Jahre 1677; welche der beiden Bed. die von Darmesteter aus dem Jahre 1564 angeführte Stelle enthält, kann ich nicht entscheiden. Sicher aber ist, dass der wissenschaftliche Terminus einem Bedeutungswandel des halbpopulären Wortes *a.* „Tierchen“ seine Entstehung dankt, bei dessen Bildung wiederum die Subordination ganz gewiss keine Rolle gespielt hat: wir haben es hier, wie in zahlreichen anderen Fällen, einfach mit folgendem Vorgange zu thun: ein gerade vorliegendes Objekt (kleines Tier) veranlasst die Auffassung der Lautcomplexvorstellung *animal*; im Anschlusse daran werden Realvorstellungen (von Tieren) bewusst, die früher durch *animal* bezeichnet worden sind; es folgt ein Vergleich zwischen dem gegenwärtigen Objekt und jenen früheren; an das unterscheidende Merkmal der Kleinheit schliesst sich associativ das Lautzeichen an, welches in früheren Fällen die Kleinheit eines Objektes bezeichnet hat (*-culum*); Resultat *animal-culum*, das nachher auf ähnliche Objekte als Bezeichnung angewendet wird. *Carlovingien* kann nicht direkt auf *Charles* bezogen werden, schon aus lautlichen Gründen nicht; es ist eine Ableitung von *karling* unter Einmischung von *Merovingien*; die Etymologie von *karling* ginge uns hier nichts an, wenn nicht dessen Bedeutung „Karlsspross“ auch auf die Ableitung übergegangen wäre; der *Karl*, der zu Grunde liegt, ist natürlich nicht Karl der Grosse, sondern Karl Martell, der zuerst, wenn auch nicht dem Titel nach, Frankenkönig an Stelle der Merowinger war. Nachher wurde der Name *Karlingi*, stärker latinisiert *Carolingi*, in der ersten Form auch als Volksname der gallischen Franken. in der zweiten Form als Dynastienamen gebraucht und dann auch auf die „Karolinger“ vor Karl Martell ausgedehnt oder auf Pipin den Kleinen und seine Nachfolger eingeschränkt; dies sind jedoch spätere Entwicklungen, die an dem patronymischen Charakter des Wortes nichts ändern können. Dass *Parisien* auf die übrigen

Patrice Bauvilliers, der, zum Wohlthun aufgelegt und trübsinnig gestimmt, Schnurren und komische Erzählungen schreibt, weil er dadurch allein bei den Zeitschriften ankommt und zu Geld und sogar zu Ruhm gelangt, und *Laurence de Bertonie*, die, obgleich sonst käuflich, sich in den Schriftsteller verliebt, jeden andern Umgang aufgibt und seinetwegen sich die grössten Entbehrungen auferlegt. *Bauvilliers* hat nämlich, um sie und sich selbst zu erproben, für einen näheren Umgang sich und ihr einen Monat Aufschub auferlegt und ihr so lange alle Besuche untersagt. Gegen Ende dieser Frist sucht sie einen früheren alten Liebhaber auf, um Frau *Choumara* in demselben Hause, die ihr die grösste Not geklagt hat, zu Hilfe zu kommen; gerade an demselben Abend will der Schriftsteller zu ihr; als er erfährt, dass sie ausgegangen ist, lässt er durch die Dienerin ihr sagen, dass er sich von ihr entfernt halten wird. Daraufhin nimmt sie ihre frühere ausschweifende Lebensweise wieder auf, besonders mit einem gewöhnlichen Kerl, der trotz seines Geldmangels sich ihr zum Herrn aufwirft. Nach der durch *Villanot*, jenen früheren alten Liebhaber, veranlassten Festnahme des Strolchs wegen eines früheren Verbrechens, sowie seiner Genossen, die sich bei *Laurence* einquartiert hatten, wendet sich *Bauvilliers*, zumal da er erfahren hat, dass eine Anwendung von Wohlthätigkeit sie auf ihre schlechten Wege zurückgeführt hatte, und deshalb seine Schroffheit bereuend, wieder zu ihr; er pflegt sie in einer Krankheit; sie stirbt von dem häufig wiederholten Schrecken, den der aus dem Gefängnis entlassene Strolch ihr durch Todesandrohung und lautes Brüllen vor ihren Fenstern einzufliessen weiss. Jene Frau *Choumara* hat zum Mann einen Gelehrten, der sich einbildet, durch Erfindungen eine angesehene Lebensstellung erringen zu können, und eine Tochter *Claudine*, welche die Familie durch Näherei ernährt. *Jeff Jordaëns*, ein in demselben Hause wohnender Belgier, der sich kümmerlich durch Sprachunterricht erhält, bringt dem Gelehrten ein ihm auf der Treppe verloren gegangenes Buch zurück; lässt sich von ihm in Chemie unterrichten und kommt bei seinem Lebensüberdruß auf den Einfall, durch Abbrennen von Explosivstoffen die Welt zu reformieren, den Armen dadurch gegen die reichen Unternehmer zu ihrem Rechte zu verhelfen; *Claudine* billigt alles, was er sagt, weil sie ihn liebt, und er selbst, obgleich in seinen Knabenjahren durch einen Unfall entmannt, fasst eine Neigung zu dem jungen Mädchen; sie steigt eines Abends zu ihm hinauf; er entkleidet sie, aber bei seiner Untüchtigkeit wird sie enttäuscht und verletzt und verlässt ihn erbittert. Sie verliert die Lust am Arbeiten, und die ganze Familie giebt sich aus Not den Tod durch Kohlendunst. *Jeff Jordaëns*, der sich und alle Menschen hasst, will, um sich zu rächen, durch eine Explosivbüchse die *Madeleine* mit den darin befindlichen Reichen in die Luft sprengen, kommt aber nur allein dabei um. Der in demselben Hause wohnende Maler *Faustin Varat*, dem *Bauvilliers* einen vorübergehenden Erfolg vermittelt hatte, gerät gerade dadurch in die Netze einer älteren, in Künstler aller Art verliebten, sehr reichen Baronin und ergiebt sich fortan dem Nichtsthun. *Bauvilliers* ist trotz des riesigen Erfolgs seines letzten komischen Romans niedergeschlagener als je, da er die Vorstellung nicht los werden kann, durch seinen Blick, ja durch seine blosse Anwesenheit überall, wie auch in diesem Hause, Unglück herbeizuführen: so beabsichtigt er denn, sich ganz von der Litteratur und von der Welt zurückzuziehen und in aller Stille und Einsamkeit auf dem Lande zu leben. — Wenn nicht wegen der geschilderten Personen und Ereignisse, empfehle ich doch wegen der Sprache das Buch allen denjenigen, welche von der Entwicklung und Neubildung des französischen Ausdrucks in Kenntniss bleiben wollen. Neu oder doch noch nicht in unsern Wörterbüchern verzeichnet sind: *ataviquement*, von den Urahnen her; *cocotte*, von einem Pferde gesagt; *troquet* abgekürzt aus *mastroquet*, gewöhnliche Weinschenke; *l'au-dehors* als Substantiv; *mendigo* (spanisch), Bettler, neben *tapeur*, Gelderpresser; *navet*

seine Zwecke nicht weiter analysieren will, wenn auch die Sprachforschung wenigstens für *échelle* noch lange nicht auf dem Punkte angelangt ist, wie der Chemiker bei der Analyse des Goldes; aber dann musste er sich, da er nur die moderne gesprochene Sprache behandelt, auch die etymologischen Ausblicke versagen, sofern sie ihn in entlegenere Sprachperioden zurückführten, in denen mit heute nicht mehr gangbaren Wortbildungsmitteln gearbeitet wurde. Zu verlangen, dass Herr Prof. M. „die historische Grammatik in seine Arbeit hätte aufnehmen müssen“, hat mir ganz ferne gelegen; ich bitte die Stelle S. 67 unten zu vergleichen, wo ich im Gegenteil Beschränkung auf die derzeit im Franz. lebendigen Bildungsmittel verlangt habe; hätte er sich diese Beschränkung auferlegt, so wären auch die Bemerkungen, die ich gegen seine Behandlung der Lautform richten musste, gegenstandslos geworden. — Was nun endlich das System des Herrn Prof. M. als solches betrifft, so muss ich leider abermals erklären, dass es mich so, wie es jetzt ist, nicht befriedigen kann; wissenschaftlich nicht und didaktisch nicht. Eine Unterweisung von Schülern nach einem System, das sich in so zahlreichen Fällen — die von mir in meiner Besprechung angeführten sind nur ein ganz kleiner Ausschnitt aus dem vielen Mangelhaften darin — mit den Thatsachen der Sprachgeschichte in Widerspruch setzt und die subjektive Ansicht als Forschungsprincip gelten lässt, kann ich nicht für gut halten; ich will nicht sagen, dass es nicht der Verbesserung fähig sei, sondern würde, weil ich im übrigen mit den Bestrebungen des Herrn Prof. M. durchaus sympathisiere, im Gegenteil sehr wünschen, dass er sich in einer zweiten Auflage das oben und in meiner Besprechung seines Buches Gesagte zu eigen mache und uns dann mit einem Buche beschenke, das den Einwendungen entgeht, die ich zu meinem grossen Bedauern gegen dessen jetzige Gestalt erheben musste.

LEIPZIG.

O. DITTRICH.

Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 16. Januar 1900.)

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

- Betz, Louis-P.*, La littérature comparée. Essai bibliographique. Introduction par Prof. Jos. Texte. gr. 8°. (XXIV, 123 S.) Strassburg, K. J. Trübner. 4—.
- Catalogue* annuel de la librairie française pour 1898, rédigé par D. Jordell. Donnant la nomenclature de tous les livres français parus en France et à l'étranger pendant l'année 1898. (6^e année.) In-8° à 2 col., 311 p. Paris, Nilsson.
- Catalogue* des incunables de la bibliothèque publique de la ville de Perpignan; par *Pierre Vidal*. In-8°, 80 p. Céret, Lamiot. Paris, Welter. (1897.)
- Catalogue* des incunables de la bibliothèque municipale de Grenoble; par Edmond Maignien, In-8°, xiv-499 p. et 3 planches. Mâcon, Protat frères.
- Catalogue* par ordre alphabétique : I, des publications ayant trait à l'Ariège ou aux Ariégeois; II, des ouvrages qui ne concernent pas spécialement l'Ariège, mais dans lesquels on parle des hommes ou de l'histoire de ce département; III, des journaux et revues de l'Ariège; IV, des livres publiés sur l'Andorre. Dressé par Louis Lafont de Sentenac. In-8°, 177 p. Foix, imprim. V^e Pomiès. [Bibliographie ariégeoise.]
- Giraud, V.*, Contribution à une bibliographie des œuvres de Renan. [In: Rev. d'Hist. litt. VI,4].
- Picot, E.*, Chants historiques français du XVI^e siècle (suite) [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. VI,2].
- Radouant, R.*, Recherches bibliographiques sur G. du Vair et Correspondance inédite (suite). [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. VI,2.3].
- Sachs, C.*, Der Armanà provençau und andere Veröffentlichungen in neuprovenzalischer Sprache aus den letzten Jahren [In: Neuphil. Centralblatt XIII,6].
- Tuchmann, J.*, Bibliographie de la Gorgone et du Gorgoneion [In: Mélusine IX, No. 7].

- Bourloton, E.* — Encore un mot sur les origines de l'imprimerie à Poitiers In 8°, 16 pages. Vannes, impr. Lafolye. (1898.) [Extrait de la Revue du Bas-Poitou.]
- Claudin, A.* — Les Origines de l'imprimerie à Paris. La Première Presse de la Sorbonne. In-8°, 60 pages. Paris, Claudin. [Extrait du Bulletin du bibliophile.]
- Ducourtieux, P.* — Conférence sur les origines de l'imprimerie à Limoges. In-8°, 22 pages. Limoges, Charles-Lavauzelle. Paris, lib. de la même maison.
- Ducourtieux, P.*, et *L. Bourdery*. — Une imprimerie et une librairie à Limoges vers la fin du XVI^e siècle. In-8°, 107 p. Limoges, V^e Ducourtieux. (1898.)
- Sorel, A.* — *Bertrand-Quinquet*, imprimeur-libraire à Compiègne (1755—1808). Notice biographique; par Alexandre Sorel. In-8°, 52 pages. Compiègne,

- imprim. Lefebvre. [Extrait du t. 9 du Bulletin de la Société historique de Compiègne.]
- Sorel, A. — Recherches historiques sur l'imprimerie et la librairie à Compiègne avant 1789. In-8°, 32 pages. Compiègne, impr. Lefebvre. [Extrait du t. 9 du Bulletin de la Société historique de Compiègne.]
-
- B[onneson], P., A travers les autographes [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. VI,3].
- Branden, L., Le manuscrit de Hanovre de la *Destruction de Rome* et de *Fierabras* (avec deux héliotypies) [In: Romania 28, S. 489—507].
- Brun, P., A travers les manuscrits inédits de Tallemant des Réaux (suite) [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. VI,3].
- Catalogue général des manuscrits français de la Bibliothèque nationale; par Henri Omont. Nouvelles acquisitions françaises. I. Nos 1—3060. In-8°, xxii-520 p. Paris, Leroux.
- Catalogue de manuscrits avec miniatures du XIII^e au XVIII^e siècle. Livres à figures sur bois. In-8°, 160 pages. Paris, Th. Belin.
- Fontes et F. Pasquier. — Catalogue des manuscrits de la bibliothèque de Foix. Suivi de : Description d'un manuscrit de la bibliothèque de Pamiers. In-8°, 30 p. Foix, impr. Gadrat aîné. [Extrait du Bulletin de la Société ariégeoise des sciences, lettres et arts (t. 7, 1899). — Catalogue général des manuscrits des bibliothèques publiques de France.]
- Glachant, Paul et Victor, Les manuscrits de Victor Hugo [Rev. de Paris 15 Juin 1899].
- Griselle, E., Manuscrits autographes de Racine à la Bibliothèque Mazarine [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. VI,3 S. 436—439].
- Guesnon, A., Le registre de la Confrérie des jongleurs et des bourgeois d'Arras; Note sur le Ms. franç. 8541 de la Bibliothèque National [In: Comptes-Rendus de l'Ac. des Inscr. et Belles-Lettres XXVII, S. 464—475].
- Krüger, A-G, Les manuscrits de la Chanson du chevalier au cygne et de Godefroi de Bouillon [In: Romania 28, S. 421—425].
- Luchaire, A. — Etudes sur quelques manuscrits de Rome et de Paris. In-8°, 181 p. Paris, F. Alcan. 6 fr. [Bibliothèque de la Faculté des lettres de Paris, VIII.]
- Meyer, P., La vie de Saint Silvestre en vers français [In: Romania 28, S. 280—286].
- La plainte de Notre Dame. — L'Ave Maria paraphrasé. — Trope de Saint-Étienne en Provençal [In: Romania 28, S. 426—433].
- Deux nouveaux manuscrits de la traduction française des sermons de Maurice de Sully [In: Romania 28, S. 245—268].
- Notices et Extraits des manuscrits de la Bibliothèque nationale et des autres bibliothèques, publiés par l'Académie des inscriptions et belles-lettres. T. 36. Première partie. In-4°, 422 p. Paris, C. Klincksieck.
- Skeat, Catalogue of a portion of the collection of manuscripts known as the Appendix, made by the late Earl of Ashburnham . . . Which will be sold by auction by Mrs. Sotheby, Wilkinson and Hodge, on Monday, the first day of May 1899. London, 1899. 100 S. 8°. [Vgl. L. Delisle, Journal des savants, Juni und Nov. 1899, P. Meyer, Romania 28, S. 473.]
- Suchier, Herm.: Fünf neue Handschriften des provenzalischen Rechtsbuchs Lo Codi. (Progr.) gr. 4°. (11 S. m. 5 Taf.) Halle, M. Niemeyer. 2—.
- v. Zingerle, W., Über eine altfranzösische Handschrift zu Innsbruck [In: Rom. Forsch. XI, S. 289—309].

2. Encyclopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

- L'Écho Français*. Organe de la France intellectuelle à l'étranger. Paraissant le 10 et le 25 de chaque mois. Directeur: Maurice Rouhier. Berlin, S. Calvary & Co.
- Ztschr. f. frz. Spr. u. Litt. XXI².

kommen, und dem es geglückt ist, beim Brande der Fabrik Leute und Sachen zu retten, verliert bei diesem Unglück den Rest seiner Habe und seine Stellung. Nachdem er vergeblich in der Provinz eine Beschäftigung gesucht hatte, kehrt er nach der Hauptstadt zurück, trotz des eigenen Elends immer noch an die Linderung der Not der Armen denkend. Der reiche *Dargelle* stellt ihn an, um Erkundigungen einzuziehen, wie er seine Wohlthätigkeit nützlich bethätigen könne; dadurch hat er Gelegenheit, das Elend vieler Arbeiterfamilien kennen zu lernen und augenblickliche Not zu beseitigen. Und dies ist der Hauptzweck des Buchs; Zustände solcher Art wegzuräumen, erklärt der Verfasser für eine gebieterische Pflicht; man kann demnach den Roman einen socialistischen nennen. Die Anwendungen zur Wohlthätigkeit rühren bei *Dargelle* von seiner Besorgnis her, gänzlich taub zu werden; da er aber die klare Stimme *Jacques'* gut versteht, kommt er zu grosser Vertraulichkeit mit dem jungen Mann, dem er sogar seine Utopien verzeiht, und das besonders, da seine Frau von seiner angehenden Taubheit Missbrauch macht; so liebt er sie denn nicht und sie nicht ihn; sie gerät dagegen in eine Leidenschaft für *Jacques*, die er zuletzt teilt, ohne dass daraus eine enge Beziehung entsteht; dieser erfolglose Traum, endlich einmal wirklich geliebt zu werden, untergräbt ihre Gesundheit; sie führt ihren Tod durch Gift und Kohlendunst herbei; in ihrem Testament hat sie *Jacques* das ausgesetzt, was er für die ihr bekannten Wohlthätigkeitszwecke nötig haben würde. Die Ausführlichkeit, mit welcher die Entstehung dieser gegenseitigen Neigung geschildert wird, zeigt, dass der Verfasser in diesem Teil des Romans psychologischer Schriftsteller sein will. *Dargelle* geht nunmehr bereitwilliger noch als früher auf *Jacques'* Pläne ein. Die Witwe und die drei Söhne eines Angestellten der Fabrik, der beim Brande durch Rettungsarbeiten eine schon vorhandene Krankheit verschlimmert hatte und bald darauf gestorben war, geraten in das tiefste Elend und werden von ihren Verwandten im Stich gelassen; *Jacques*, der sie lange gesucht hatte, wird endlich auf ihre Spur gebracht und zwar durch *Dargelles* fortgesetzte Erkundigungen; sie erhalten Aufnahme in das Haus dieses Wohlthäters. Die Erzählungsweise des Verfassers wird oft dadurch undeutlich, dass er alle Augenblicke Seelenstimmungen durch die verschiedensten Naturerscheinungen erläutern will. Das Buch ist nur denjenigen zu empfehlen, welche sich über manche Zustände der Pariser Armenpflege weiter unterrichten wollen, sowie denjenigen, welche die Neuentwicklung der Sprache in Wortbildung und Satzfügung verfolgen, eine Entwicklung, welche ich weder zu billigen noch zu missbilligen mir herausnehme. Neu sind: *houler*, wogen, *anaconda*, Riesenschlange; *dormassement*, Schläfrigkeit; *violescence*, Bläulichkeit, z. B. *des lèvres*; *microbière*, Mikrobenstätte, auch *microbien*, ne, was auf die Kleintiere Bezug hat; *sourdir*, matt hervorbrechen, von der Morgenröte und vom Schweiss; *reverdis*, Frühling; *daltonique*, farbenblind; *mondial*, von der Welt oder Natur abhängig, z. B. *appareil mondial*, ein von der Bewegung der Erde getriebener Apparat; *aucuba*, japanische Aucuba, zu derselben Pflanzenfamilie gehörig wie unser Kornelkirschbaum; *ramusculaire*, Zweige ausbreitend; *pariatisme*, Stellung des Paria; *blasement*, Abgestumpftheit, Blasiertheit; *ancêtre* als Adjektiv, z. B. *douceur ancêtre*, und ähnlich *l'âme enfant*; *pianotement*, das Leisegehen, z. B. des Herzschlagens; *érotomane* statt des sonst üblichen *érotomaniaque*; *silentier*, zur Ruhe bringen; *pleuvotement*, Regenguss; *asepsie*, Bewahrung vor Fäulnis; *hallucinatoire*, auf Sinnes-täuschung oder Einbildung beruhend; *hyperfluidique*, überschäumend; *petromyzon*, die lateinische Benennung der Lamprete. Aus dem Englischen *shakers*, *babies*; aus dem Spanischen *le rio*, der Fluss.

BERLIN.

H. J. HELLER.

- Heraeus, Wilh.*, Die Sprache des Petronius u. die Glossen. Progr. 4°. (50 S.) Leipzig, (B. G. Teubner). 2. —.
- Die Appendix Probi. Hrsg. v. H. [Aus: „Archiv f. latein. Lexikogr. u. Gramm.“] gr. 8°. (34 S.) Leipzig, B. G. Teubner. 1.20.
- Horton-Smith, L.*, The Origin of Gerund and Gerundive [In: American Journal of Phil. XIX, 4 S. 413—419].
- Maurenbrecher, B.*, Hiatus und Verschleifung im alten Latein. Forschungen zur lateinischen Sprachgeschichte und Metrik. 1. Heft. Leipzig, B. G. Teubner.
- Mohl, F. G.* — Introduction à la chronologie du latin vulgaire (étude de philologie historique). In-8°, xii-339 pages. Paris, libr. Bouillon. [Bibliothèque de l'École des hautes études (sciences philologiques et historiques, 122^e fascicule).]
- Sommer, F.*, Die Komparationssuffixe im Lateinischen. Hab. Leipzig 1899. 98 S. 8°.
- Stolz, Prof. Dr. Frdr.*, u. Gymn.-Dir. *J. H. Schmalz*: Lateinische Grammatik. Laut- u. Formenlehre. Syntax u. Stilistik. Mit e. Anh. über latein. Lexikographie v. Prof. Dr. Ferd. Heerdegen. 3. Aufl. (XIV, 574 S.) 11 —; geb. 13 —. [Handbuch der klassischen Altertums-Wissenschaft, hrsg. von Prof. Dr. Iwan v. Müller. 2. Bd. 2. Abtlg. gr. 8°. München, C. H. Beck.]
- Weissbrodt, E.*, De R et L consonantium latinarum mutua ratione praecipue e glossariis latinis illustranda. Diss. Jena 1899. 47 S. 8°.
-
- Mann, G.*, Die Sprache Froissarts auf Grund seiner Gedichte [In: Zs. f. rom. Phil. XXIII, S. 1—46].
- Sykes, H.*, French Elements in Middle English. Chapters illustratives of the Origin and Growth of Romance Influence on the Phrasal Powers of Standard English in its formative period. Oxford, H. Hart. 64 S. 8°
- Wiese, Leo*, Die Sprache der Dialoge des Papstes Gregor. Mit e. Anh.: Sermo de sapientia u. Moraliurn in Job fragmenta. gr. 8°. (V, 194 S.) Halle, M. Niemeyer. 6.—.
-
- Baist, G.*, *feis* [In: Zs. f. rom. Phil. XXIII, S. 533—534].
- Blanc, A.*, Narbonensia: Changement de *i* provençal en *ie*. Passage de *g* et *j* à *y* [In: Rev. d. l. r. XLII, S. 89—105].
- Cuers, H.*, Bildung u. Bedeutungswandel französischer Infinitive beim Übergang aus dem Lateinischen. Progr. gr. 4°. (XXXXII S.) Frankfurt a/M. (Leipzig, Renger.) 1.50.
- Darmesteter, A.*, A historical French Grammar ed. by *E. Muret* and *L. Sudre*. Authorised English edition by *Alphonse Hartog*, London, Macmillan, pet. in-8°, XLVIII-936 S.
- Dauzat, A.*, Contribution à la phonétique de l'*o* dans Flamenca [In: Rev. de phil. fr. et de littérature XIII, 3 S. 213—228].
- Herzog, E.*, Geschichte der französischen Infinitivtypen [In: Zs. f. rom. Phil. XXIII, 353—381].
- Horning, A.*, Wandel von *s* vor Konsonant zu *y* in Frankreich [In: Zs. f. rom. Phil. XXIII, 413].
- Der Wandel von *wę* (aus *oi*) zu *ę* im Französischen [In: Zs. f. rom. Phil. XXIII, S. 481—490].
- Meyer-Lübke, W.*, Die lateinischen Richtungsadverbien auf *-orsus* im Romanischen XXIII, 411 f.
- Nonnenmacher, E.*, Praktisches Lehrbuch der altfranzösischen Sprache. Wien, Hartlebens Verlag. [Bibliothek der Sprachenkunde.] 182 S. 8°.
- Nyrop, Kr.*, Grammaire historique de la langue française. Tome premier. XVI, 488 S. 8°. Copenhagen, Bojsen; Leipzig, Harrassowitz; Paris, Picard.

2. Herrn Professor Dr. Höfer, Hochwohlgeboren zu Greifswalde.

Hochverehrter Herr!

Ich erlaube mir die Frage, ob Sie wohl geneigt wären, einen kleinen Aufsatz von mir (etwa 6 Druckseiten) „über Geminatio und Ablaut im Romanischen“ in Ihre geehrte Zeitschrift aufzunehmen? Sollte die Erscheinung des nächsten Hefes längere Zeit dahinstehen, so könnte der Aufsatz bis dahin noch bei mir liegen bleiben, da sich vielleicht noch einiges zusetzen findet.

Bonn, 18. Jan. 52³⁾Mit wahrer Hochachtung
Ihr ergebenster

Fr. Diez, Professor.

3.

Ich sende Ihnen, hochgeehrtester Herr, schon jetzt den kleinen Aufsatz. Besseres habe ich leider nicht zur Hand, da mein Etymolog. Wörterbuch der romanischen Sprachen mich ganz in Anspruch nimmt. So unbedeutend der Beitrag, so enthält er wenigstens etwas noch nicht behandeltes. Verzeihen Sie dies öconomische Blättchen. — Mit grösster Hochachtung

Bonn, 31. Jan.

Dr. Fr. Diez.

4. Herrn Professor Dr. Höfer, Hochwohlgeboren zu Greifswalde.

Bonn, 9. Juni 53.

Hochverehrter Herr!

Ich bin leider nicht im Stande Ihnen einen Beitrag zu Ihrer gehaltenen Zeitschrift zu liefern, da ich seit längerer Zeit an einer bedenklichen Augenschwäche leide, die mir eben nur noch vergönnt die Revision meines Wörterbuches und die Correctur des Druckes, der nun bis zum 42 Bogen fortgeschritten ist und mit dem 51. vollendet sein wird, zu besorgen. Damit bitte ich auch meine verspätete Antwort entschuldigen zu wollen. — Ihr Vorhaben, eine Abhandl. über die engl. Ablautformeln zu liefern, ist mir sehr erfreulich. Die Fülle muss hier überschwänglich sein, wie sich schon aus Halliwells Wb. erschen lässt. Ich hätte jetzt freilich auch noch manches nachzutragen. So z. B. habe ich in der 2. Ausg. von Cherubini ein Beispiel der vollständig durchgeführten Ablautscala gefunden. Mit *ficch flacch flucch* bezeichnet der Mailänder merkwürdiger Weise die deutsche Sprache, nach des Vfs Meinung, weil die Deutschen jene Sylben häufig aussprächen. Auch von der seltneren Formel U + A findet sich hier noch das Beispiel *no savenn nè in buss nè in bass* d. h. nichts davon wissen. Diese Formel beschränkt sich übrigens nicht auf Italien, wie ich geglaubt hatte (p. 404): schon ein Troubadour sagt *ni buf ni baf* Lex. rom. II. 269. — Mit ausgezeichnete Hochachtung

Ihr ergebenster

Fr. Diez.

Zur Biographie von Friedrich Diez.

In den Anmerkungen zu seiner am 100. Geburtstage von Friedrich Diez gehaltenen Festrede hat Prof. Behrens (S. 35 ff.) Notizen aus einem von 1853 bis 1866 reichenden Reise-Tagebuch mitgeteilt, zu welchem nun-

³⁾ Eine Bleistift-Notiz Hoefers auf dem Brief lautet: Antw. d. 22. 2—3 Wochen hier, noch in 3,3 abgedruckt. — Wirklich steht der Aufsatz dort S. 397—405, wieder abgedr. bei Breymann S. 178 ff.

- „C'est son moindre défaut“ [In: Rev. de phil. fr. et de littérature XIII,2. S. 137—139].
- Sur les emplois de „même“ [In: Rev. de phil. franç. et de litt. XIII,3. S. 229—239].
- Remarques sur l'emploi de *nul* [In: Rev. de phil. fr. et de litt. XIII,2. S. 140—143].
- Hofer, K.*, Die Stellung des attributiven Adjektivs im Französischen in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Progr. Zweibrücken 1899. 42 S. 8°.
- Kalepky, Th.*, Zur französischen Syntax [In: Zs. f. rom. Phil. XXIII, S. 491—513].
- Meder, Frz.*, Erläuterungen zur französischen Syntax. gr. 8°. (87 S.) Leipzig, Renger. 2.—.
- Meyer-Lübke, W.*, Grammatik der rom. Sprachen. III. Syntax. Leipzig, Reisland. XXII, 816 S. 8°. Mk. 24.
- Piatt, H.*, Neuter *il* in Old French. Strassburger Diss. 1898. 84 S. 8°.
- Romberg, H. B.*, L'idée de la durée par rapport aux verbes et aux substantifs verbaux en français moderne. Dissert. der Univers. Lund. Göteborg 1899. 156 S. 8°.
- Sörgel, J.*, Über den Gebrauch des reinen und des präpositionalen Infinitivs im Altfranzösischen. Diss. Halle 1899. 34 S. 8°.
- Steinbart, Q.*, Beiträge zu den „Vermischten Beiträgen zur französischen Grammatik“, 3. Folge, von A. Tobler [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. 103, S. 158—160].
- Tobler, Adf.*, Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik. Gesammelt, durchgesehen u. vermehrt. 3. Reihe. Mit e. Anh.: Romanische Philologie an deutschen Universitäten. gr. 8°. (XII, 203 S.) Leipzig, S. Hirzel. 5.—.

Chauvin, V., fumer = boire [In: Mélusine IX, No. 9].

Phillimore, V. Henry, Volkov et Nyrop, fumer = boire [In: Mélusine IX, No. 10].

-
- Bökemann, W.*, Französischer Euphemismus. Diss. Berlin 1899. 60 S. 8°.
- Degenhardt, E.*, Die Metapher in den Dramen Victor Hugos. I. Progr. Wiesbaden 1899. 35 S. 4°.

-
- D'Arbois de Jubainville*, Noms de lieux venant de noms d'hommes dérivés de participes latins [In: Rev. Celt. XX,3. S. 366 f.].
- Blanchet, A.* — De l'importance de certains noms de lieux pour la recherche des antiquités. In-8°, 27 p. Caen, Delesques. [Extrait du Bulletin monumental (année 1898).]
- Croquet et Dujardin*, Glossaire toponymique de la ville de Braine-le-Comte [In: Annales du Cercle archéol. d'Enghien V (1898)].
- Denis*, Noms de lieux. Lieux dits de la commune de Maisy [In: Bulletin des parl. norm. III,6].
- Fournier, A.* — Des noms de lieux ayant pour racine les noms du dieu Belen, Bel. In-8°, 19 p. Nancy, imprim. Berger-Levrault et Co. (1899.) [Extrait du Bulletin trimestriel de la Société de géographie de l'Est.]
- Madeleine*, Noms de saints en patois de Montchamp [In: Bulletin des parlers normands III, 4/5].
- Marneffe, E. de*, Règles à suivre dans l'étude des noms de lieux [In: Annales de la fédération archéol. et hist. de la Belgique XII].
- Thomas, A.*, De quelques noms de lieux français d'origine gauloise. 2^e série [In: Rev. Celtique XX, S. 1—6, 438—444].

-
- Horner, R.*, Quelques notes sur la liaison des mots [In: Bulletin pédagogique 1898].
- Laclotte, F.* — L'Harmonie vocalique. In-8°, 12 p. avec fig. Clermont (Oise),

Ichnographie adinuet, ligatamque suis in tantum medicamentis, fouet, usque dum, brachium nasi loco accreuisse notat. Quo facto arreptis forficibus, designatam brachii pulvam, quantum naso efformando sat erat, excisam, nunc superfluum sectione, iam asperiorum partium eliminatione, modo leuigatione, tandem in opus nasi restaurat, ita denique Nobili viro nasus, succisus restituitur. Accidit autem et quotiescumque mancipium morbo quodam sibi familiari corripiebatur, toties nasus iste patris sui mala sentiens, ingentes quoque subiret alterationes: mortuo tandem mancipo, et nasus ille, qui tanto artificio condebatur putrefactus in tabem quoque abiit, et ne totum reliquum sanum corpus gangrana inficeret, denuo resectus.“

Der geistreiche Franzose hat den Stoff freilich nicht unverändert gelassen. Er bringt in seine Erzählung eine stark sociale Nuance durch den Hohn, mit dem er des Notars Uebergänge von menschenfreundlicher Sanftmut gegen den Armen zur Brutalität behandelt; er würzt die Anekdote mit mancherlei Anspielungen, unter denen natürlich auch Zweideutigkeiten nicht fehlen; er beutet auch das Hauptmotiv selbst sorgfältiger aus, indem er z. B. den Besitzer der falschen Nase während eines Schnupfens in den Dialekt der Auvergne verfallen lässt, weil er nun *du nez* spricht. Die Grundlage ist aber unverkennbar die alte, und About (wie öfters Maupassant) hat hier nur den breiten Strom romanischer Anekdotenerzählung zeitgemäss aufgefrischt.

BERLIN.

RICHARD M. MEYER.

Die Beurteilung meiner „Einführung in die französische Wortbildungslehre, Phraseologie und Stilistik“ in *Zs. XXI*, 2 u. 4, S. 65 ff. erhebt gegen meine Arbeit eine Reihe von Einwänden, welche ich nicht als berechtigt anerkennen kann. Nur auf die wichtigsten kann ich eingehen, wenn meine Entgegnung nicht übermässig lang werden soll.

S. 67 wird bemerkt, dass das System, „wie ich selbst gestehe, nicht geeignet sei, alle Einzelercheinungen zu systematisieren, weil ein Teil des Stoffes sich der logischen Durchdringung entzieht.“ — Soll dies ein Vorwurf gegen das System sein? Was kann dieses System, in welchem alle analysierbaren Vorstellungszeichen nach dem Verhältnis des ganzen Ausdrucks zu seinen Bildungselementen ihren Platz finden, dafür, dass die Sprache neben solchen Wörtern, die, wie *création beauté, échelon* Grundwort und Bedeutungsform klar erkennen lassen, auch solche enthält, die, wie *créer, beau, échelle* nur als Elemente in andern auftreten, selbst aber nicht zerlegbar sind? Beweist dies etwas gegen die Vollständigkeit oder Brauchbarkeit des Systems? Mit demselben Rechte könnte man der Chemie einen Vorwurf daraus machen, dass sie das Gold und das Silber nicht in Elemente zu zerlegen versteht.

S. 67 wird ferner geltend gemacht, dass das System zugleich logisch und deduktiv sei. „Die Induktion bedeutet dem Verfasser sozusagen nichts.“ —

Selbstverständlich ist die Darstellung des Systems deduktiv; wie kann man ein System anders darstellen? Was beweist dies für die Art, wie es gefunden ist? Und wenn es deduktiv entwickelt wäre, was bewiese dies gegen seine Richtigkeit? Das ganze krystallographische System lässt sich deduktiv auf mathematischem Wege entwickeln, und es stimmt doch. Sind die Formeln der Physik, der Astronomie, der Chemie darum physikalisch u. s. w. falsch, weil sie mathematisch richtig sind? Die Richtigkeit der Anordnung war an den Beispielen zu prüfen.

Seite 67 wird mir ferner vorgeworfen, dass ich die im Titel genannten Disziplinen künstlich, auf Kosten der wirklichen Verhältnisse zusammenschweisse. —

Vocabulaire trilingue français-espagnol-basque, suivi des verbes auxiliaires, des conjugaisons modèles, des principaux verbes irréguliers, etc., le tout dans les trois langues; par F. J. M. In-8°, vii-224 p. Bayonne, imprim. Lamaignère.

4. Metrik, Stilistik, Rhetorik.

Mari, G., Ritmo latino e terminologia ritmica medievale. [In: Studj di Fil. Romanza VIII, 1.]

Rochette, A. — L'Alexandrin chez Victor Hugo. In-8°, 74 p. Lyon, imp. Vitte, [Extrait de l'Université catholique.]

Thureau, Beiträge zur Geschichte u. Charakteristik des Refrains in der französischen Chanson. Berlin, E. Felber. 10.—.

Wilmotte, M., Quatre leçons sur l'histoire du style français. Liège 1899. 15 S. 8°. [Cours publics organisés sous le Patronage de l'Administration communal de Liège.]

5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

Baudry, Additions et corrections au Glossaire du patois normand du Bessin [In: Bulletin des parlers normands III, 2. 3].

Bulet-Hamel, Patois de la région de Vire [In: Bulletin des parlers normands III, 3. 4/5].

Cuny, A., Contribution à l'étude des patois vosgiens [In: Bulletin de la Soc. des parlers de France I, No. 13].

Dauzat, A., Les parlers actuels de la Basse-Auvergne dans les grammaires de Diez et de M. Meyer-Lübke [In: Bulletin de la Société des parlers de France I, No. 13].

— Les diphtongues et les voyelles nasales dans la région issoirienne (avec carte) [In: Bulletin de la société des parlers de France I, No. 14].

Dottin, G. — Un texte patois du XVII^e siècle. In-8°, 41 pages. Paris, Bouillon. [Extrait de la Revue de philologie française et de littérature (1898, fascicule 4).]

Enquête sur les patois. Questionnaire 2 [In: Revue de phil. fr. et de littérature. XIII, 2 S. 81—87].

Fourès, R., Quelques cas d'épenthèse de voyelle en provençal [In: Bulletin de la Soc. des parlers de France I, No. 13].

Garnier, P. — Nuys, Nuis, Nuiz, Nuitz, Nuits-Saint-Georges. Son histoire dans les temps et son patois. In-8°, 109 p. Dijon, impr. Jobard.

Gasté, A., Patois de la région de Vire. Verbe être [In: Bulletin des Parlers norm. III, 6].

Guerlin de Guer, C. — Essai de dialectologie normande. La Palatalisation des groupes initiaux gl, kl, fl, pl, bl, étudiée dans les parlers de trois cents communes du département du Calvados. In-8°, x-155 p. Paris, Bouillon.

Koschwitz, E., Über e. Volksdichter u. die Mundart v. Amiens. [Aus: „Beiträge z. rom. Philologie“.] gr. 8°. (38 S.). Halle, M. Niemeyer. 1.20.

Langevin, A., Grammaire patoise. De la formation du pluriel dans le parler de Fontenay-le-Marmion (Calvados) [In: Bulletin des parl. norm. III, 6].

Lavallaz (L. de). — Essai sur le patois d'Hérémence (Valois) (thèse). Première partie : Phonologie et Morphologie. In-8°, iv-285 p. Paris, Welter. (1899.)

Legré, L., La botanique en Provence au XVI^e siècle. Hugues de Solier. Marseille 1899. 45 S. 8°.

Mazuc, E. — Grammaire languedocienne (dialecte de Pézenas). In-8°, xvi-350 p. Toulouse, Privat. 7 fr. 50.

Meunier, J.-M., Origine et histoire des parlers du Nivernais. 7 S. 8°. [Extrait de la Revue du Nivernais.]

bare System der 10 Wortklassen wird in Ermangelung von Besserem trotz seiner Mängel beibehalten, weil es bestimmte, vorläufig durch kein anderes Mittel ersetzte Dienste leistet. Sollte ein System, welches den unschätzbaren Vorteil bietet, die stilistischen Erscheinungen einer fremden Sprache ohne Hülfe der Uebersetzung verstehen zu lehren und durch ihre Gruppierung einen Ueberblick über die Gesamtheit ihrer Ausdrucksmittel zu gewähren, — sollte ein solches System einfach abzulehnen sein, weil es vielleicht nicht sofort den höchsten Anforderungen entspricht?

S. 70 oben werden endlich einzelne Beispiele aufgeführt, welche ein beredtes Zeugnis davon ablegen sollen, zu welchen Gewaltsamkeiten das System in seiner Anwendung führt. „*Animal* und *animalcule* sollen im Verhältnis von Oberart und Unterart, *lion* und *lionne* in dem von Art und Nebenart, *Charles* und *Carlovingien* in dem von Individuum und Art stehen; daran denkt doch ganz gewiss niemand, weder bei der Bildung der Wörter noch bei deren Gebrauch; woran gedacht wird, ist im ersten Falle das Grössenverhältnis, im zweiten das Geschlecht, im dritten die Abstammung u. s. w.“ —

Nun, wenn es um alle meine Beispiele steht, wie um diese und die im Anschluss daran aufgeführten, so kann ich mir gratulieren; sie sind unanfechtbar. Bei dem Satze „der Hund beisst“ denkt auch nur der, welcher grammatischen Unterricht genossen hat, daran, dass der Hund Subjekt und beisst Prädikat ist, und die Thatsache ist doch richtig und ihre Erkenntnis nicht wertlos. Für mich handelt es sich um die Bestimmung des logischen Verhältnisses, und hierbei dient eben im ersten Falle das Grössenverhältnis als das Mittel, um den Unterbegriff *animalcule* aus dem Oberbegriff *animal* auszusondern; im zweiten liefert das Geschlecht das Merkmal, welches die Unterbegriffe „männlicher Löwe“ und „weiblicher Löwe“ des Oberbegriffes „*felis leo*“ unterscheidet. Kann es klarere und unbestreitbarere Dinge geben? *Carlovingiens* heissen auch nicht nur die Nachkommen des *Charlemagne*, sondern auch dieser selbst und sogar sein Vater *Pépin*; also sind auch diese beiden Vorstellungen richtig bestimmt. Das Verhältnis der Vorstellungen *Parisien* und *Paris* ergiebt sich aus der Bedeutungsanalyse von *Paris*, welches bald den Ort mit seinen Bewohnern (*le siège de Paris*), bald nur den Ort (*les environs de Paris*), bald nur die Bewohner (*Tout Paris fut dans la joie*) bezeichnet. Dass ich recht habe, *le Mausolée* als Individualbezeichnung, *un mausolée* als Artbenennung aufzufassen, zeigt die Bedeutungsangabe in Sachs-Villatte. Die ursprüngliche Bedeutung von *panthéon* geht mich für meinen Zweck ebensowenig an als die Etymologie von *le Mausolée*; ich habe es in beiden Fällen nur mit der Uebertragung des Namens von Bauwerk auf Bauwerk zu thun. Auch die Angabe: „*s'enrichir* reich werden,“ wird S. 68 mit Unrecht beanstandet; s. Sachs-Villatte *enrichir* reich werden, sich bereichern; vgl. daselbst *s'allonger* länger werden, *se ralentir* langsamer werden. Vgl. dazu das Beispiel: *La mémoire s'enrichit par la lecture*. Acad.

Also die beanstandeten Beispiele bestehen sämtlich die Probe. Aber wenn auch, wie anzunehmen, meine Arbeit eine Anzahl von unzutreffenden Beispielen enthalten sollte, was thut das dem System? Es bleiben noch Tausende, die es halten, und jede Seite des Wörterbuchs und der Lektüre bietet Gelegenheit, ihre Zahl zu vermehren.

Auf die Beanstandung der von mir gebrauchten Ausdrücke gehe ich der Kürze halber nicht ein. Alles in allem: die an meiner Arbeit geübte Kritik ist nicht übelwollend, aber sie geht von falschen Voraussetzungen aus und stellt unberechtigte Forderungen. Anstatt unbefangen zu prüfen, ob die von mir gewählte Aufgabe an sich wertvoll, zweckmässig begrenzt und richtig gelöst ist, schiebt sie mir einen viel umfassenderen Plan unter, der dann allerdings in ganz anderer Weise und mit anderen Mitteln hätte bearbeitet werden müssen. Auch die übrigen Ausstellungen sind nicht be-

- Duchatel, J. B.* — L'Instruction et la Politique, chanson en patois. In-4°, 1 page. Roubaix, imprimerie Lobel.
- Einne* boënn' fille, ou chés Plantes d'ein jonne marié malheureux, chanson, paroles de Gaston B.... In-4° à 2 col., 1 p. Amiens, Cocquerel.
- Estieu, P.*, Bordons Pagans en Lengua d'Oc. Am traduction francesa. Carcassonna, Biblioteca de la Revue Méridionale, 3, Carriera Victor Hugo, 3. 32 S. 8°.
- Fauconnier, H.* — Ol est ine ville minq' neussab' ye! revue locale en deux actes. Petit in-8°, 39 p. Barbezieux, imp. Venthenat. [Représentée pour la première fois à Barbezieux, le 29 janvier 1899.]
- Florquin, D.* — L' Misère du ménache, chanson nouvelle en patois de Lille. In-4°, 1 page. Lille, impr. Liégeois-Six.
- Fourès, R.*, Chansons du Quercy. [In: Bulletin de la soc. des parlers de Fr. I, Nr. 14.]
- Gras, F.*, Pèr li jo flourau de Coulougno. [In: Rev. d. l. r. XLII, S. 109 bis 111.]
- Guillon, P. F.* — Pebre et Saou, segui de Touto Merço, tiero de 60 péço en vers. (Declamacion, cant et aoutro tirado de mon Méli-Mélo inédit.) In-16, 79 pages et portrait. Marseille, imprimerie Moullot fils aîné.
- Joachim*, Dialogue en patois de Meulles. [In: Bulletin des patois normands III, 3.]
- Lambert, L.*, Contes populaires de Languedoc (Suite et fin). [In: R. d. l. r. XLII, S. 114—128.]
- Langevin, E.*, Pronostics. [In: Bulletin des parlers normands III, 4/5.]
- Lapaire, F.* — Ol couen del fiot. In-16, VI-255 p. Aurillac, Imprimerie moderne. 1 fr. 50.
- Lathiube, R. M.* — Ine brassaie de contes en bia laingage potevin, assaraie in p'tit pretout dons de départemont daux Deux-Sèvres et mise en livre de la moain de moaitre R. M. Lathiube, membre de la Souciété daux traditiions poupulaires. In-18 jésus, IV-176 p. Paris, Lechevalier; Maisonneuve.
- Latulupe, C.* — Les Avintures d'un marchand d' carbon, chanson. In-4° à 2 col., 1 page. Lille, impr. Wilmot-Courtecuisse.
- Le Bart*, Contes en patois de Sallen. [In: Bulletin des parlers normands III, 3.]
- Lectures* ou Versions provençales-françaises. (Cours supérieur.) Prosateurs. Partie du maître. In-16, IX-460 p. Avignon, Aubanel frères.
- Levallois*, Sentences et Proverbes, en patois de St.-Martin-de-Sallen. [Bulletin des parlers normands III, 3.]
- Livemant, A.* — Eun' puche au Paradis, chanson. In-4°, 1 p. Lille, impr. Vandroth-Fauconnier.
- Loubet, J.* — A na Mirèio de Clouvis Hugues, rèino de la court d'amour de Scèus (vers). In-18, 4 p. Paris, imprim. Duc.
- Madelaine et Le Bart*, Refrains paysans. [In: Bulletin des parlers normands III, 2.]
- Méplomb, E.* — Les Iaux d'Emmerin, chanson en patois de Lille. In-4° à 2 col., 1 page. Lille, imprimerie Lagrange.
- Moisy, H.*, La parabole de l'Enfant prodigue (Texte inédit de M. Henri Moisy). [In: Bulletin des parlers normands III, 1.]
- Nabaillet*, Caucos fablos de J. de La Fontaine ein rimos bigourdanos. Se-goundo edition dab caucos aoutos pessos. Bagnères-de-Bigorre, Coureau, 1899, in-12 de X, 88 pages.
- Noubel* Almanach de l'Ariéjo. Archibos patouesos des tres arroundissements de Fouix, Pamios et Sant-Girouns per l'annado 1900. (Prumiero annado.) Petit in-16, 88 p. Foix, imp. V° Francal. 15 cent. (1900.)
- Onillon, R.*, Chanson de mensonges. [In: Bulletin de la Soc. des parlers de Fr. I, No. 13.]

- Osanne*, Les Normands, poésie en patois de Deux-Jumeaux. [In: Bulletin des parlers norm. III, 3.]
- Palay, S.* — Bercets de yonénèsse à Coundes enta rise dé Simin Palay. Dabue cansou-preface dé Filadelfo dé Yerdo. (Parla biarnés dou Mountagnèrs.) In-16, 101 pages. Tarbes, impr. Croharé; bibliothèque de l'école Gaston Phébus.
- Quebecville*, Dialogue en patois de Bernières-sur-Mer. [In: Bulletin des parlers normands III, 2.]
- Les cloches de la procession, en patois de Bernières-sur-Mer. [In: Bulletin des parlers normands III, 4/5.]
- Qu'ot'* qu'un norri aveuq' du pain, chanson nouvelle en patois local; par Qui Touche Monille, poète à bavette. In-4°, 1 p. Lille, imp. Lagrange.
- Refrains d'enfants*. [In: Bulletin des parlers normands III, 4/5.]
- Ritter, E.*, La chanson de l'Escalade en langage savoyard publiée avec d'autres documents sur cette entreprise. Genève, H. Kündig. 1900. 68 S. 8°.
- Savié de Fourviero*. — En mountagno. In-32, 262 p. avec portrait. Barcelonnette, imp. Astoin.
- Taton, V.* — L'Homme et la Femme, chanson en patois d' Lille. In-4° à 2 col., 1 p. Lille, imp. Lagrange.
- Trillée*, Chanson patoise. [In: Bulletin des parlers normands III, 2.]
- Veyries J. et A. F. Lacmard*. — Un mestré cagafré, monnonlogo. In-16, 8 p. Toulouse, Laclau aîné. Paris, lib. de la même maison. 50 cent.

- Chansons populaires de la Basse-Bretagne*: LXV, l'Ivrogne et sa femme. [In: Mélusine IX, No. 6.]
- de Cock, A.*, Saint Eloi, VII, l'Origine du singe. [In: Mélusine IX, No. 8.]
- Doncieux, G.*, Un chant monorime de la Passion II. [In: Mélusine IX, No. 7.]
- Légendes contemporaines: IV, Félix Faure et Macbeth. [In: Mélusine IX, No. 8.]
- Doncieux, G. et Gaidoz, H.*, Le Chien noir. [In: Mélusine IX, No. 10.]
- Saint Expédit. [In: Mélusine IX, No. 8.]
- Ernauld, E.*, Dictons et proverbes bretons. [In: Mélusine IX.]
- Le Jeu des lignes verticales. [In: Mélusine IX, No. 10.]
- Gaidoz, H.*, Légendes contemporaines: III. Une prétendue „Dame Blanche“ [In: Mélusine IX, No. 6.]
- Légendes contemporaines: V, Felis ou Félix. [In: Mélusine IX, No. 8.]
- Le Petit Chaperon-Rouge. [In: Mélusine IX, No. 11.]
- L'Etymologie populaire et le Folk-Lore, XXII, Saint-Pardon. [In: Mélusine IX, No. 11.]
- Un vieux rite médical: VII. Au tombeau de Saint-Menoux. [In: Mélusine IX, No. 6, 10.]
- Une chanson d'amour à retrouver. [In: Mélusine IX, No. 10.]
- ernisation XVIII. [In: Mélusine IX, No. 10.]
- ement de Salomon, IX. [In: Mélusine IX, No. 10.]
- percales, II, en Alsace. [In: Mélusine IX, No. 10.]
- Ernauld*, L'origine de „Requiescant in pace!“ [In: Mélusine IX,
- la Courte paille. [In: Mélusine IX, No. 8.]
- Les grues d'Ibycus à Orléans. [In: Mélusine IX, No. 6.]
- Gaidoz*, Les Grues d'Ibycus, II et III. [In: Mélusine IX, No. 7.]
- Douze légendes merveilleuses du pays d'Ardenne. Préface de Grandmoulin. Frontispice de M. J. L. Tavernier. Illustrations C. Chauchet, de M^{me} Gondrexon-Dessinguez, de MM. C. H. Ber-Damas, André Jolly, Paul Noël. In-16, 121 pages. Charleville, 3 fr.
- Légendes démocratiques du Nord. La France devant l'Europe.

Avec une étude par Michel Bréal. In-18 jésus, XIX-520 p. Paris, Calmann Lévy. 3 fr. 50.

Nyrop, Kr., La stérilité volontaire III. [In: *Mélusine* IX, No. 8.]

Perdrizet, Paul-F., Le Mariage en Mai. [In: *Mélusine* IX, No. 9.]

— Les Pieds ou les genoux à rebours, IV, V. [In: *Mélusine* IX, No. 9, 10.]

Reuss, R., Les superstitions populaires et la sorcellerie en Alsace au XVII^e siècle. [In: *Mélusine* IX, No. 11.]

Ritz, J., Les chansons populaires de la Haute-Savoie. [In: *Rev. savoisienne* 1898, 1^{er} trim. S. 77—84, 142—4, 209—14, 289—95.]

Roberge, J., Coutumes de Bénv-sur-Mer (Calvados). Jeu de Bachole ou de Béquille. [In: *Bulletin des parlers normands* III, 2.]

Tuchmann, J., La Fascination. [In: *Mélusine* IX, No. 6—11.]

Boulin, Flore populaire de Bissières. [In: *Bulletin des parlers normands* III, 4/5.]

G[uerlin], Ch., Additions à la Flore populaire de M. E. Rolland. [In: *Bulletin des parlers normands* III, 1.]

Rolland, E. — Flore populaire, ou Histoire naturelle des plantes dans leurs rapports avec la linguistique et le folk-lore. T. 2. In-8°, 272 p. Paris, Rolland. 6 fr.

6. Litteraturgeschichte.

a. Gesamtdarstellungen.

Histoire de la langue et de la littérature françaises, des origines à 1900 ornée de planches hors texte en noir et en couleur, publiée sous la direction de L. Petit de Julleville, professeur à la Faculté des Lettres de Paris. T.8: XIX^e Siècle. Période contemporaine (1850-1900). Fascicule 72. In-8°, pages 401 à 480 et grav. Paris, Colin et Co. [L'ouvrage complet formera 8 volumes.]

Paris, G. — La Poésie du moyen âge (leçons et lectures). 1^{re} série: la Poésie du moyen âge; les Origines de la littérature française; la Chanson de Roland; le Pèlerinage de Charlemagne; l'Ange et l'Ermite; l'Art d'aimer; Paulin Paris et la littérature du moyen âge. 4^e édition. In-16, XIV-259 p. Paris, Hachette et Co. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]

Robert, P. — Histoire de la littérature française, des origines au milieu du XIX^e siècle. 2 vol. in-18 jésus. Première partie (Des origines au XVII^e siècle), 474 p.; deuxième partie (Du XVII^e siècle au milieu du XIX^e siècle), 484 p. Paris, P. Dupont. [Chaque volume, 3 fr. 50.]

Bénazet, A. — Quelques mots sur l'étude comparée des littératures. In-8°, 20 p. Chalon-sur-Saône, impr. Bertrand. Paris, libr. Maisonneuve. [Extrait de la Revue de linguistique et de philologie (avril 1899).]

Kupffer, E. v., Lieblingsminne u. Freundesliebe in der Weltliteratur. Berlin-Neurahnsdorf, A. Brand. 5.—

Lebermann, N., Belisar in der Litteratur der romanischen und germanischen Nationen. II. Progr. Nürnberg 1899. 64 S. 8°.

Nover, J., Die Lohengrinsage und ihre poetische Gestaltung. [Sammlung gemeinverständl. wissensch. Vorträge. N. F. XIII. Heft 312.]

Becker, J. Ernest, A contribution to the comparative study of the medieval Visions of Heaven and Hell, with special reference to the Middle English versions. Dissert. Baltimore 1899. 100 S. 8°.

Blanc, A., Mystères Narbonnais. [In: *Rev. d. l. r.* XLII, S. 106—108.]

David, C., Die drei Mysterien des heiligen Martin von Tours. Ihr Verhältnis und ihre Quelle. Diss. Greifswald 1899. 42 S. 8°.

Freymond, E., Artus' Kampf mit dem Katzenungetüm. Eine Episode der Vulgata des Livre d'Artus, die Sage und ihre Lokalisierung in Savoyen.

Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 16. Januar 1900.)

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

- Betz, Louis-P.*, La littérature comparée. Essai bibliographique. Introduction par Prof. Jos. Texte. gr. 8°. (XXIV, 123 S.) Strassburg, K. J. Trübner. 4—.
- Catalogue* annuel de la librairie française pour 1898, rédigé par D. Jordell. Donnant la nomenclature de tous les livres français parus en France et à l'étranger pendant l'année 1898. (6^e année.) In-8° à 2 col., 311 p. Paris, Nilsson.
- Catalogue* des incunables de la bibliothèque publique de la ville de Perpignan; par *Pierre Vidal*. In-8°, 80 p. Céret, Lamiot. Paris, Welter. (1897.)
- Catalogue* des incunables de la bibliothèque municipale de Grenoble; par Edmond Maignien, In-8°, XIV-499 p. et 3 planches. Mâcon, Protat frères.
- Catalogue* par ordre alphabétique : I, des publications ayant trait à l'Ariège ou aux Ariégeois; II, des ouvrages qui ne concernent pas spécialement l'Ariège, mais dans lesquels on parle des hommes ou de l'histoire de ce département; III, des journaux et revues de l'Ariège; IV, des livres publiés sur l'Andorre. Dressé par Louis Lafont de Sentenac. In-8°, 177 p. Foix, imprim. V^e Pomiès. [Bibliographie ariégeoise.]
- Giraud, V.*, Contribution à une bibliographie des œuvres de Renan. [In: Rev. d'Hist. litt. VI,4].
- Picot, E.*, Chants historiques français du XVI^e siècle (suite) [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. VI,2].
- Radouant, R.*, Recherches bibliographiques sur G. du Vair et Correspondance inédite (suite). [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. VI,2.3].
- Sachs, C.*, Der Armanà provençau und andere Veröffentlichungen in neuprovenzalischer Sprache aus den letzten Jahren [In: Neuphil. Centralblatt XIII,6].
- Tuchmann, J.*, Bibliographie de la Gorgone et du Gorgoneion [In: Mélusine IX, No. 7].

- Bourloton, E.* — Encore un mot sur les origines de l'imprimerie à Poitiers In 8°, 16 pages. Vannes, impr. Lafolye. (1898.) [Extrait de la Revue du Bas-Poitou.]
- Claudin, A.* — Les Origines de l'imprimerie à Paris. La Première Presse de la Sorbonne. In-8°, 60 pages. Paris, Claudin. [Extrait du Bulletin du bibliophile.]
- Ducourtieux, P.* — Conférence sur les origines de l'imprimerie à Limoges. In-8°, 22 pages. Limoges, Charles-Lavauzelle. Paris, lib. de la même maison.
- Ducourtieux, P.*, et *L. Bourdery*. — Une imprimerie et une librairie à Limoges vers la fin du XVI^e siècle. In-8°, 107 p. Limoges, V^e Ducourtieux. (1898.)
- Sorel, A.* — *Bertrand-Quinquet*, imprimeur-libraire à Compiègne (1755—1808). Notice biographique; par Alexandre Sorel. In-8°, 52 pages. Compiègne,

- Bornstein, Dr. Paul*, Die Dichter des Todes in der modernen Litteratur. gr. 8°. 40 S. Berlin, E. Ebering. —.75.
- Brandes, G.*, Französische Lyrik (von Lamartine bis Verlaine). [In: Neue deutsche Rundschau X, 727—740.]
- Brunetière, F.*, La littérature européenne au XIX^e siècle. [In: Rev. des deux mondes 1 Déc. 1899. S. 636—686.]
- Calmeilles, C.* — Les Poètes quercynois au XVI^e siècle. Hugues Salel. In-8°, 29 p. Tours, imprim. Bousrez.
- Castle, E.*, Die Isolierten. Varietäten eines litterarischen Typus. Urica und Eduard. Die drei Paria. Herr und Sklave. Berlin, A. Duncker. 76 S. 8°.
- Crémieux, Ad.*, Le théâtre de Nîmes de 1807 à 1815. [In: La Révolution française 1899, 14. Aug., 14. Sept.]
- Dejob, C.* — Les Femmes dans la comédie française et italienne au XVIII^e siècle. In-18 jésus, 423 p. Paris, Fontemoing.
- Le Juif dans la comédie au XVIII^e siècle. In-8°, 15 p. Paris, Durlacher. [Extrait de la Revue des études juives.]
- Engel, H.*, Chateaubriand und Pierre Loti. Progr. der 12. Realschule zu Berlin. 19 S. 8°.
- Faguet, E.*, Politiques et moralistes du dix-neuvième siècle. Troisième série: Stendhal, Tocqueville, Proudhon, Sainte-Beuve, Taine, Renan. Paris, Lecène, Oudin & Co. 3 fr. 50.
- Fletcher, J. B.*, Areopagus and Pleiade. [In: The Journal of Germ. Phil. II, S. 429—454.]
- Fritsche*, Die französ. Kriegslirik des Jahres 1870/71 in ihrem Verhältnis zur gleichzeitigen deutschen. Progr. Zwickau. 40 S. 4°.
- Des Granges, R.* — Une question d'histoire littéraire. La Querelle de Molière et de Boursault. In-8°, 52 p. Paris, A. Charles.
- des Granges, Ch. M.*, La comédie et les mœurs sous le Consulat et l'Empire [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. VI, 2.]
- Hawvette, H.* — Dante dans la poésie française de la Renaissance. In-8°, 30 p. Grenoble, imprimerie Allier frères. (1899.) [Extrait des Annales de l'Université de Grenoble (t. II, n° 1).]
- Hémon, F.* — Cours de littérature. XIII: M^{me} de Maintenon; Saint-Simon. In-18 jésus, 130 p. Paris, Delagrave. 1 fr. 50.
- Hertig de Giez, A.* — Conférences littéraires. 1^{re} série: la Pléiade néoclassique, précédée d'une étude sur les différentes écoles littéraires du siècle. 1^{re} édition. In-18 jésus, 46 p. Poitiers, Société française d'imprim. et de libr. Paris, libr. de la même maison. 1 fr. [Nouvelle Bibliothèque littéraire.]
- Jeanroy-Félix, V.* — Nouvelle Histoire de la littérature française sous le second Empire et la troisième République. 2^e édition. In-8°, 504 pages. Paris, Bloud et Barral.
- Jouin, H.* — Vus de profil. Benjamin Constant, Meissonier, Emile Michel, Puvis de Chavannes, L. Royer, Jules Thomas, Louis Noël, etc. In-18 jésus, 317 p. Paris, Firmin-Didot et Co.
- Kuntz, W.*, Beiträge zur Entstehungsgeschichte der neueren Ästhetik. Berlin, Mayer & Müller. 1899. 55 S. 8°. Würzburger Dissertation.
- Lévy-Bruhl, L.*, The Encyclopaedists. [In: The Open Court XIII, 3. S. 129 bis 148.]
- Moeller-Bruck, Arth.*, Die moderne Litteratur in Gruppen und Einzeldarstellungen. 5. Bd.: Mysterien. (47 S.) 8°. Berlin, Schuster & Loeffler. —.50.
- Pierre de Nalhac*, Documents nouveaux sur la pléiade: Ronsard, du Bellay. [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. VI, 3. S. 351—361.]
- Pellissier, G.*, Das moderne junge Mädchen im französischen Roman. [In: Monatsschrift für neue Litteratur und Kunst II, 12.]
- Perrens, F.-T.*, La Littérature française au XIX^e siècle. Paris, 1899. 3.50.

Jahresbericht, kritischer, über die Fortschritte der romanischen Philologie. Hrsg. v. Karl Vollmöller. IV. Band. 1895. 1896. 1. u. 2. Heft. gr. 8°. (1. Tl. S. 1—396 u. 4. Tl. S. 1—72.) 3. Heft. (3. Tl. 213 S.) Erlangen, F. Junge.

Revue des chefs-d'œuvre du XVIII^e siècle, paraissant tous les mois. 1^{re} année. No 1. 1899. In-8°, 32 pages avec grav. et couverture. Angers, imp. Paré; 34, rue du Cornet. Abonnement annuel: 2 fr. Un numéro, 15 cent.

Beiträge zur romanischen Philologie. Festgabe f. Gustav Gröber v. Ph. A. Becker, D. Behrens, E. Freymond, M. Kaluza, E. Koschwitz, H. R. Lang, F. E. Schneegans, H. Schneegans, C. This, G. Thureau, K. Vossler, H. Waitz, E. Zéligzon, R. Zenker. gr. 8°. (V, 540 S.) Halle, M. Niemeyer. 16 —.

Héron de Villefosse, B. Baillaud, G. Paris et G. Leygues — Discours prononcés à la séance générale du congrès des sociétés savantes, à Toulouse, le 8 avril 1899. In-8°, 64 pages. Paris, Imprim. nationale.

Studier i modern språkvetenskap utgifna af Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm I. Upsala, Almqvist & Wiksells XII, 236 S. 8°.

de Broses. — *Sautebin, H.*, Un linguiste français du XVIII^e siècle, le président de Broses. Étude historique et analytique du traité de la formation mécanique des langues. Diss. Bern 1899. 110 S. u. 7 Tafeln. 8°.

Jacques Duhois, Verfasser der ersten latein-französischen Grammatik (1531), von G. Huth. Progr. Stettin 1899. 24 S. 4°.

Estienne, H., et son œuvre française. Étude d'histoire littéraire et de philologie. 1 vol. in-8°, X-538 p. Paris, Picard et fils. 10 fr.

Ch. Marty-Laveaux. Notice nécrologique; par L. D. In-8°, 3 p. [Extrait de la Bibliothèque de l'École des chartes (t. 60).]

Léon Gautier (1832—1897). Notice nécrologique; par H.-François Delaborde et Léon Le Grand. In-8°, 41 p. Nogent-le-Rotrou, imp. Daupelley-Gouverneur. [Extrait de la Bibliothèque de l'École des chartes (t. 60).]

3. Sprachgeschichte, Grammatik, Lexikographie.

D'Arbois de Jubainville, Un mot sur l'antiquité celtique et gallo-romaine à Amiens [In Rev. Celt. XX,3. S. 362 f.].

Beloch, J., Die Bevölkerung Galliens zur Zeit Caesars [In: Rhein. Museum N. F. LIV, S. 414—454].

Frederichs, J., La situation des peuples qui habitaient la Belgique à l'arrivée de César correspond beaucoup plus exactement qu'on ne le suppose généralement aujourd'hui aux divisions ecclésiastiques de notre pays au moyen âge [In: Annales de la fédération archéologique et histor. de la Belgique XII].

Guignard de Butteville, L. — La Celtica Belgica des bords de la Loire. In-4° à 2 col., 28 p. Blois, imprim. Migault et C^o.

Bennet, Ch. E., What was Ictus in Latin Prosody? [In: American Journal of Phil. XIX,4 S. 361—383].

Birth, Th., Beiträge zur lateinischen Grammatik. IV. Über den Lautwert des Spiritus h. [In: Rhein. Museum N. F. LIV, S. 40—92.]

Corpus inscriptionum latinarum, consilio et auctoritate academiae litterarum regiae borussiae editum. Vol. XIII. Partis I fasc. I. Fol. Berlin, G. Reimer. Kart. [XIII. Inscriptiones trium Galliarum et Germaniarum latinae, edd. Otto Hirschfeld et Carol. Zangemeister. Partis I fasc. I. Inscriptiones Aquitaniae et Lugudunensis, ed. Otto Hirschfeld. (38 u. 519 S.)]

- In-8°, 16 p. Paris, Leroux. [Annales du musée Guimet. Extrait de la Revue de l'histoire des religions.]
- Cours de littérature; par *Félix Hémon*. XII: Bossuet. In-18 jésus, 412 p. Paris, Delagrave.
- Bossuet p. M. *Alfred Rébelliau*. Paris, Hachette et Cie. 2 fr.
- Le Monument de Bossuet. Lettre de S. G. Mgr Touchet, évêque d'Orléans, aux curés de son diocèse, pour l'érection du monument de Bossuet. In-8°, 23 pages. Orléans, Herluison. 50 cent. (1899.)
- Bourdaloü-Litteratur* von *A. Bellesheim*. [In: Der Katholik LXXIX, S. 549 bis 551.]
- Chateaubriand* en Amérique. Vérité et fiction. Par *J. Bédier*. [In: Revue d'Histoire litt. de la France VI, 4.]
- Cinquantenaire (le) des funérailles de Chateaubriand, célébré à Saint-Malo et à Combourg les 7 et 8 août 1898. In-8°, VIII-193 p. Nantes, Société des bibliophiles bretons et de l'histoire de Bretagne.
- La Sincérité religieuse de Chateaubriand; par M. l'abbé *Georges Bertrin*, agrégé de l'Université, professeur à l'Institut catholique de Paris. In-18 jésus, 415 p. Paris, Lecoffre.
- Cyrano*. — *Jusserand, J. J.*, Une légende de Cyrano. [In: Rev. d'hist. littér. VI, 3. S. 343—350.]
- Daudet* als Lyriker nach seinen Prosawerken geschildert, v. *F. Unruh*. Progr. Königsberg 1899. 62 S. 8°.
- Le Théâtre d'Alphonse Daudet p. *P. Souday*. [In: La grande Revue III. 1^{er} août 1899.]
- Delavigne*. — *M. Souriau*, Le roman de Casimir Delavigne, d'après les manuscrits de la Bibliothèque du Havre. [In: Rev. d'Hist. litt. VI, 4.]
- *L. Klinger*, Über die Tragödien Casimir Delavignes. I. Teil. Progr. Waldenburg i. Schl. 18 S. 8°.
- Diderot* prisonnier à Vincennes p. *P. Bonnefon*. [In: Rev. d'Hist. de la Fr. VI, 2.]
- Diderot et Catherine II; par *Maurice Tourneux*. In-8°, III-607 pages. Paris, C. Lévy.
- Flaubert*. — Les Grands Écrivains français. Flaubert; par *Émile Faguet*. In-16, 192 p. et grav. Paris, Hachette et Co. 2 fr.
- Fontenelle*. — The pioneer of modern scientific criticism. By *L. Lévy-Bruhl*. [In: The Open Court XII, 12. S. 705—713.]
- Froissart*. — Chaucer and Froissart by *G. L. Kittredge*. [In: Englische Studien XXVI, S. 321—336.]
- Gusteau*. — Poètes (les) du Bas-Poitou. François Gusteau, prieur de Doix (1699—1761). (Pour son deuxième centenaire.) In-8°, 48 p. et portrait. Vannes, impr. Lafolye. Fontenay-le-Comte, bibliothèque de la Revue du Bas-Poitou.
- Heroet*. — La famille d'Anthoine Heroet p. *Lucien Grou*. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. VI, 2.]
- Lamartine*. — La Statue de Lamartine enfant à Belley, discours prononcé à l'inauguration du monument, le 22 mai 1899, par M. *Léon Malo*, délégué de l'Académie des sciences, belles-lettres et arts de Lyon. In-18, 10 p. Lyon, imp. du Salut public.
- Inauguration de la statue à Lamartine, à Belley (22 mai 1899). Discours. In-8°, VI-144 pages. Bourg, impr. Villefranche.
- Lamennais*: sa vie, ses idées. Pages choisies; par *A. Molien* et *F. Duins*. In-8°, 351 p. et portrait. Lyon, Vitte. (1899.)
- Lemercier* als Plagiator Shaksperes von *A. L. Stiefel*. [In: Englische Studien XXVI, S. 337—351.]
- Maintenon, Mme de*, Le premier éditeur de ses lettres; lettres inédites concernant le P. Le Pellier p. *J. Brucker*. [In: Études publiées par des Pères de la Compagnie de Jésus. 1899, 20 févr.]

- Schlesinger, G.*, Die französische Wörter in Machsor Vitry. Nach der Ausgabe des Vereins „Mekize Nirdamim“. Diss. Würzburg 1899. 98 S. 8°.
- Schwan, Ed.*, Grammatik des Altfranzösischen. Neu bearb. v. Dietr. Behrens. 4. Aufl. gr. 8°. (VIII, 266 S.) Leipzig, O. R. Reisland. 5.40; geb. 6.—.
- Tardel, Dr. Herm.*, Das englische Fremdwort in der modernen französischen Sprache. (60 S.) —.80. [Aus: Fest-Schrift der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner dargeboten von den öffentlichen höheren Lehranstalten Bremens. gr. 8°. (V, 504 S.) Bremen, G. Winter.]
- Toldo, P.*, Elementi di grammatica storica della lingua francese. Torino, Petrini.
- Vising, J.*, et *Andersson, H.*, L'amuissement de l'r final en français [In: Romania 28, S. 579—597].

Lené, G., Les substantifs post-verbaux dans la langue française. Dissert. Upsala 1899. 146 S.

- Baist, G.*, altfr. *fraite* [In: Zs. f. rom. Phil. XXIII, S. 535].
- Doncieux, G.*, *Roucouler* [In: Romania 28, S. 437].
- Förster, W.*, Französische Etymologien. 1. Neufr. *landier*, engl. *andiron*. 2. Neufr. *permaine*, engl. *pearmain*, deutsch *Parmäne* [In: Zs. f. rom. Phil. XXIII, 422—429].
- Marchot, P.*, fr. *gagnon*, *wagnon* [In: Zs. f. rom. Phil. XXIII, 537].
- Martin, P.*, Origine du mot *Lamourguier* [In: Bulletin de la Commission archéologique de Narbonne 1898, 1^{er} semestre, p. XXIX—XXXV].
- Mazel, A.*, Origine du mot „*huguenot*“ en Languedoc [In: Bulletin de la Soc. de l'hist. du protestantisme fr. XLVII (1898), S. 659 ff.].
- Paris, G.*, *corrot*, *corine* [In: Romania 28, S. 287 f.].
- *Abrier*, *abri* [In: Romania 28, S. 433 f.].
- Pfeiffer, G.*, Ein Problem der romanischen Wortforschung. Stuttgart. 40 S. 8°. M. 1.20.
- Salvioni, C.*, Appunti etimologici e lessicali. Serie 2^a [In: Zs. f. rom. Phil. XXIII, 514—532].
- Schuchardt, H.*, *ambulare* [In: Zs. f. rom. Phil. XXIII, S. 325—331].
- *carilium* [In: Zs. f. rom. Phil. XXIII, S. 334, 420 ff.].
- *toccare*, *caporale*, *cuslir* [In: Zs. f. rom. Phil. XXIII, S. 331 f.].
- Schultz-Gora, O.*, afrz. *sartaigne* [In: Zs. f. rom. Phil. XXIII, S. 334—336].
- Thomas, A.*, Variétés étymologiques [In: Romania 28, S. 169—211].
- Timmermans, A.* — De l'étymologie du mot syphilis. In-8°, 12 pages. Clermont (Oise), imprim. Daix frères. [Extrait du Journal des maladies cutanées et syphilitiques (juillet 1898).]
- Tobler, A.*, afrz. *läis* [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. CIII, S. 156—158].
- Ulrich, J.*, *desver* [In: Zs. f. rom. Phil. XXIII, 418].
- fr. *fiente*; rom. *niente* [In: Zs. f. rom. Phil. XXIII, S. 536].
- *blanches paroles* [In: Zs. f. rom. Phil. XXIII, 417].

Dittrich, O., Über Wortzusammensetzung auf Grund der neufranzösischen Schriftsprache (Fortsetzung) [In: Zs. f. rom. Phil. XXIII, S. 288—312].

Doncieux, G., Les verbes latins en *-ulare* et les noms en *-ulus*, *-ula* dans le provençal [In: Romania 28, S. 435 f.].

- Bauer, F.*, Das Personalpronomen in Le Pelerinage de Vie Humaine von Guillaume de Deguileville. Diss. Würzburg 1899. 76 S. 8°.
- Calmette, J.*, Note sur les règles de l'affirmation et de la négation dans le dialecte parlé à Ferrières (Hérault).
- Clédat, L.*, Études de syntaxe française: les emplois de *tout* [In: Rev. de phil. franç. XIII, S. 42—63].

- Prévost.* — Un romancier français au XVIII^e siècle. L'Abbé Prévost: sa vie, ses romans; par V. Schröder. In-16, XIII-365 p. Paris, Hachette et Co. 3 fr. 50. (1898.) [Bibliothèque variée.]
- Quincey.* — Christoph, F., Über den Einfluss Jean Paul Friedrich Richters auf Thomas De Quincey. Progr. Hof 1899. 36 S. 8°.
- Racine et la Flandre;* par le P. Eugène Griselle, S. J. In-8°, 18 p. Arras, Sueur-Charruey. Paris, libr. de la même maison. [Extrait de la Revue de Lille (avril 1899).]
- *Jean Racine*, d'après sa correspondance; par A. de Vilère. In-8°, 67 pages. Arras, imp. et lib. Sueur-Charruey. Paris, lib. de la même maison. [Extrait de la Revue de Lille.]
- von Nanschoff. [In: Die Nation No. 32 f.]
- Deuxième centenaire de la mort de Racine. Discours prononcé en l'église Saint-Etienne-du-Mont, à Paris, le 21 avril 1899, par S. G. Mgr Touchet, évêque d'Orléans. In-8°, 21 p. Orléans, Herluison. 1 fr. (1899.)
- Schreier, Alfr., Die Behandlung der Antike bei Racine. Leipzig, 1899. 8°. VIII, 119 p. 1.50.
- Ronsard und Schwabe von der Heide* von Rudolph Schlösser. [In: Euphorion VI, S. 271—276.]
- Rotrou* magistrat et auteur dramatique, discours prononcé le 16 octobre 1899, à l'audience de rentrée de la cour d'appel d'Orléans, par M. l'avocat général Peyssonnié. In-8°, 27 pages. Orléans, impr. orléanaise.
- Rousseaus Weltanschauung* von Th. Achelis. [Zs. f. Kulturgeschichte VI 4/5, S. 302—328.]
- Einfluss auf die französische Revolution und die Socialdemokratie. [In: Die Grenzboten 29. Juni 1899.]
- Rousseau and education according to nature. New York 1898, Charles Scribners Sons.
- Rousseau und die Knaben-Handarbeit. [In: Blätter f. Knaben-Handarbeit XII, 8.]
- Essai sur le système de politique étrangère de J. J. Rousseau. La République confédérative des petits États (thèse); par J. L. Windenberger, professeur au lycée de Chaumont. In-8°, 316 p. Paris, Picard et fils. (1899.)
- Un herbier de Jean-Jacques Rousseau; par M. E. Gonod d'Artemare. In-8°, 8 p. Le Mans, impr. Monnoyer. [Extrait du Bulletin de l'Académie de géographie botanique.]
- Saint-Simon.* — Les Grands Écrivains français. Saint-Simon; par Gaston Boissier. 2^e édition. In-16, 204 p. et portrait. Paris, Hachette et Co. 2 fr.
- Sales.* — Une récente biographie de saint François de Sales; par Eugène Griselle, S. J. In-8°, 13 pages. Arras, Sueur-Charruey. Paris, libr. de la même maison. [Extrait de la Revue de Lille.]
- Sand, George:* sa vie et ses œuvres (1804—1876); par Wladimir Karénine. 2 vol. in-8° avec portraits. T. 1^{er}, III-459 p.; t. 2, 464 pages. Paris, Ollendorff.
- George Sand avant 1840 par René Doumic. [In: Rev. d. deux mondes LXIX. 15 juillet 1899.]
- Scarron.* — Schmerbach, M., Das Verhältniss von Davenant's „The man's the master“ zu Scarron's „Jodelet, ou le maître valet“. Diss. Halle 1899. 53 S. 8°.
- Scribe.* — M. Krüger, Goethes „Geschwister“ und Scribes „Rodolphe ou frère et sœur“. Progr. Görlitz. 47 S. 8°.
- Staël.* — Notes sur Madame de Staël, ses ancêtres et sa famille, sa vie et sa correspondance par Eugène Ritter. Genève, Georg. 1899. 110 S. 8°.
- Taine* p. E. Faguet. [In: Rev. de Paris, 15 Juillet et 1^{er} Août 1899.]
- p. A. Dupont. [In: Het Belfort 1898 No. 9.]
- La philosophie de Taine. [Aus: La Quinzaine 1898. Paris, 1899. 58 S. 8°.]

- Marguerite de Navarre et le platonisme de la Renaissance*; par *Abel Lefranc*. In-8°, 81 p. [Extrait de la Bibliothèque de l'École des chartes (année 1897, t. 58).]
- *Margareta von Navarra und die Complainte pour un prisonnier* von *Ph. Aug. Becker*. [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. CII, S. 95—108.]
- *La Reine de Navarre (Marguerite d'Angoulême)*; par *Mary James Darmesteter*. Traduction de l'anglais par *Pierre Mercieux*. In-18 jésua, iv-324 p. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.
- Mercier, Louis Sébastien*, als Dramatiker und Dramaturg von *O. Zollinger*. I. Diss. Zürich 1899. 83 S. 8°.
- Michalet et une nouvelle forme de religion naturelle* (thèse); par *Antony Vincent*. In-8°, 80 p. Montauban, imprim. Granié.
- Mistral, Frederi*, Der Dichter der Provence von *Nicolaus Welter*. Mit *Mistrals* Bildnis. Marburg, Elwert. 1899. 356 S. 8°.
- Der Dichter der Provence von *Dr. N. Welter*. [In: Beilage zur Allgem. Zeitung 3. Juli 1899.]
- *Mistral et l'Académie p. L. de Berluc Perussis*. Avignon, Roumanille. 9 S. 8°.
- Notice biographique par *Paul Mariéton*. In-8°, 14 p. Paris, impr. Duc.
- Molière à Vienne* p. *C. Latreille*. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. VI, 2.]
- als Satiriker v. *H. Schneegans*. [In: Allgem. Zeit., Beilage 104—5.]
- et *Shakespeare*; par *Paul Stapfer*, doyen de la Faculté des lettres de Bordeaux. 4^e édition. In-16, 398 p. Paris, Hachette et Co. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]
- *Humbert, C.*, Zu Molières Leben und Werken und zu Shakespeares Hamlet. Progr. Bielefeld 1899. 28 S. 4°.
- *Schneegans, H.*, Grotteske Satire bei Molière? Ein Beitrag zur Komik Molières. [Aus: „Beiträge z. roman. Philologie.“] gr. 8°. 44 S. Halle, M. Niemeyer. 1.20.
- Montaigne*. — Études et Fragments; par *Guillaume Guizot*. Oeuvre posthume, publiée par *M. Auguste Salles*. Préface de *M. Émile Faguet*. In-16, xli-270 pages. Paris, Hachette et Co. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]
- *Montaigne et ses amis* (La Boétie, Charron, M^{lle} de Gournay); par *Paul Bonnefon*. Nouvelle édition. 2 vol. in-16. T. 1^{er}, xv-339 p.; t. 2, 414 p. Paris, Colin et Co. (1898.)
- *Michel de Montaigne als philosophischer Charakter* von *P. Schwabe*. Diss. Leipzig. Hamburg 1899. 190 S. 8°.
- *Lowndes, Michel de Montaigne*. A biographical study. Cambridge, Univ. sh. 6.
- founder of scientific sociology and of the philosophy of
By *L. Lévy-Bruhl*. [In: The Open Court XIII, 1. S. 28]
- in Vertreter des „Esprit gaulois“ von *O. Hendreich*. Progr. litischen Oberrealschule zu Berlin. 25 S. 4°.
- Dix ans chez *Alfred de Musset*. Ouvrage contenant des
es, des autographes et des dessins d'*Alfred de Musset*. Pré-
ontorgueil. In-18 jésua, xiii-237 pages. Paris, Chamuel.
- correspondants du duc de Noailles p. *G. Paris*. [In: Rev. , 4.]
- res (1780—1853). Notes biographiques et critiques; par
nte. In-16, 52 p. Paris, l'auteur, 10, rue du Dôme. (1900).
- f. [In: Die Nation. No. 20.]
- philosophy. With three portraits. By *L. Lévy-Bruhl*. [In:
art XII, 10. S. 582—594.]
- de *Pascal* p. *G. Michaut*. [In: Revue de la Suisse catho-
vre, l'influence p. *V. Giraud*. [In: Rev. de la Suisse catho-

- Prévost.* — Un romancier français au XVIII^e siècle. L'Abbé Prévost: sa vie, ses romans; par V. Schröder. In-16, XIII-365 p. Paris, Hachette et Co. 3 fr. 50. (1898.) [Bibliothèque variée.]
- Quincey.* — *Christoph, F.*, Über den Einfluss Jean Paul Friedrich Richters auf Thomas De Quincey. Progr. Hof 1899. 36 S. 8^o.
- Racine et la Flandre;* par le P. *Eugène Griselle*, S. J. In-8^o, 18 p. Arras, Sueur-Charruey. Paris, libr. de la même maison. [Extrait de la Revue de Lille (avril 1899).]
- *Jean Racine*, d'après sa correspondance; par A. de Vilère. In-8^o, 67 pages. Arras, imp. et lib. Sueur-Charruey. Paris, lib. de la même maison. [Extrait de la Revue de Lille.]
- von *Nanschoff*. [In: Die Nation No. 32 f.]
- Deuxième centenaire de la mort de Racine. Discours prononcé en l'église Saint-Etienne-du-Mont, à Paris, le 21 avril 1899, par S. G. Mgr *Touchet*, évêque d'Orléans. In-8^o, 21 p. Orléans, Herluison. 1 fr. (1899.)
- *Schreier, Alfr.*, Die Behandlung der Antike bei Racine. Leipzig, 1899. 8^o. VIII, 119 p. 1.50.
- Ronsard und Schwabe von der Heide von Rudolph Schlösser.* [In: Euphorion VI, S. 271—276.]
- Rotrou* magistrat et auteur dramatique, discours prononcé le 16 octobre 1899, à l'audience de rentrée de la cour d'appel d'Orléans, par M. l'avocat général *Peyssonnié*. In-8^o, 27 pages. Orléans, impr. orléanaise.
- Rousseaus Weltanschauung von Th. Achelis.* [Zs. f. Kulturgeschichte VI 4/5, S. 302—328.]
- Einfluss auf die französische Revolution und die Socialdemokratie. [In: Die Grenzboten 29. Juni 1899.]
- Rousseau and education according to nature. New York 1898, Charles Scribners Sons.
- Rousseau und die Knaben-Handarbeit. [In: Blätter f. Knaben-Handarbeit XII, 8.]
- Essai sur le système de politique étrangère de J. J. Rousseau. La République confédérative des petits États (thèse); par J. L. *Windenberger*, professeur au lycée de Chaumont. In-8^o, 316 p. Paris, Picard et fils. (1899.)
- Un herbier de Jean-Jacques Rousseau; par M. E. *Gonod d'Artemare*. In-8^o, 8 p. Le Mans, impr. Monnoyer. [Extrait du Bulletin de l'Académie de géographie botanique.]
- Saint-Simon.* — Les Grands Écrivains français. Saint-Simon; par *Gaston Boissier*. 2^e édition. In-16, 204 p. et portrait. Paris, Hachette et Co. 2 fr.
- Sales.* — Une récente biographie de saint François de Sales; par *Eugène Griselle*, S. J. In-8^o, 13 pages. Arras, Sueur-Charruey. Paris, libr. de la même maison. [Extrait de la Revue de Lille.]
- Sand, George:* sa vie et ses œuvres (1804—1876); par *Wladimir Karénine*. 2 vol. in-8^o avec portraits. T. 1^{er}, III-459 p.; t. 2, 464 pages. Paris, Ollendorff.
- George Sand avant 1840 par *René Doumic*. [In: Rev. d. deux mondes LXIX. 15 juillet 1899.]
- Scarron.* — *Schmerbach, M.*, Das Verhältnis von Davenant's „The man's the master“ zu Scarron's „Jodelet, ou le maître valet“. Diss. Halle 1899. 53 S. 8^o.
- Scribe.* — M. *Krüger*, Goethes „Geschwister“ und Scribes „Rodolphe ou frère et sœur“. Progr. Görlitz. 47 S. 8^o.
- Staël.* — Notes sur Madame de Staël, ses ancêtres et sa famille, sa vie et sa correspondance par *Eugène Ritter*. Genève, Georg. 1899. 110 S. 8^o.
- Taine* p. E. *Faguet*. [In: Rev. de Paris, 15 Juillet et 1^{er} Août 1899.]
- p. A. *Dupont*. [In: Het Belfort 1898 No. 9.]
- La philosophie de Taine. [Aus: La Quinzaine 1898. Paris, 1899. 58 S. 8^o.]

- Marguerite de Navarre* et le platonisme de la Renaissance; par *Abel Lefranc*. In-8°, 81 p. [Extrait de la Bibliothèque de l'École des chartes (année 1897, t. 58).]
- *Margareta von Navarra und die Complainte pour un prisonnier* von *Ph. Aug. Becker*. [In: *Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr.* CII, S. 95—108.]
- *La Reine de Navarre (Marguerite d'Angoulême)*; par *Mary James Darmesteter*. Traduction de l'anglais par *Pierre Mercieux*. In-18 Jésus, iv-324 p. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.
- Mercier, Louis Sébastien*, als Dramatiker und Dramaturg von *O. Zollinger*. I. Diss. Zürich 1899. 83 S. 8°.
- Michalet* et une nouvelle forme de religion naturelle (thèse); par *Antony Vincent*. In-8°, 80 p. Montauban, imprim. Granié.
- Mistral, Frederi*, Der Dichter der Provence von *Nicolaus Welter*. Mit *Mistrals* Bildnis. Marburg, Elwert. 1899. 356 S. 8°.
- Der Dichter der Provence von *Dr. N. Welter*. [In: *Beilage zur Allgem. Zeitung* 3. Juli 1899.]
- *Mistral et l'Académie* p. *L. de Berluc Perussia*. Avignon, Roumanille. 9 S. 8°.
- Notice biographique par *Paul Mariéton*. In-8°, 14 p. Paris, impr. Duc.
- Molière* à Vienne p. *C. Latreille*. [In: *Rev. d'Hist. litt. de la Fr.* VI, 2.]
- als Satiriker v. *H. Schneegans*. [In: *Allgem. Zeit.*, Beilage 104—5.]
- et *Shakespeare*; par *Paul Stapfer*, doyen de la Faculté des lettres de Bordeaux. 4^e édition. In-16, 398 p. Paris, Hachette et Co. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]
- *Humbert, C.*, Zu Molières Leben und Werken und zu Shakespeares Hamlet. Progr. Bielefeld 1899. 28 S. 4°.
- *Schneegans, H.*, Groteske Satire bei Molière? Ein Beitrag zur Komik Molières. [Aus: „Beiträge z. roman. Philologie.“] gr. 8°. 44 S. Halle, M. Niemeyer. 1.20.
- Montaigne*. — Études et Fragments; par *Guillaume Guizot*. Oeuvre posthume, publiée par *M. Auguste Salles*. Préface de *M. Émile Faguet*. In-16, xli-270 pages. Paris, Hachette et Co. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]
- *Montaigne et ses amis (La Boétie, Charron, M^{lle} de Gournay)*; par *Paul Bonneton*. Nouvelle édition 2 vol. in-16. T. 1^{er}, xv-339 p.; t. 2, 414 p.

osophischer Charakter von *P. Schwabe*. Diss. 0 S. 8°.

e. A biographical study. Cambridge, Uni-

scientific sociology and of the philosophy of
wth. [In: *The Open Court* XIII, 1. S. 28

es „Esprit gaulois“ von *O. Hendreich*. Progr.
alschule zu Berlin. 25 S. 4°.

z *Alfred de Musset*. Ouvrage contenant des
phes et des dessins d'Alfred de Musset. Pré-
-18 Jésus, xiii-237 pages. Paris, Chamuel.

du duc de Noailles p. *G. Paris*. [In: *Rev.*

i3). Notes biographiques et critiques; par
p. Paris, l'auteur, 10, rue du Dôme. (1900).
lation. No. 20.]

ith three portraits. By *L. Lévy-Bruhl*. [In:
„582—594.]

G. Michaut. [In: *Revue de la Suisse catho-*

p. *V. Giraud*. [In: *Rev. de la Suisse catho-*

- Prévost.** — Un romancier français au XVIII^e siècle. L'Abbé Prévost: sa vie, ses romans; par V. Schröder. In-16, XIII-365 p. Paris, Hachette et Co. 3 fr. 50. (1898.) [Bibliothèque variée.]
- Quincey.** — Christoph, F., Über den Einfluss Jean Paul Friedrich Richters auf Thomas De Quincey. Progr. Hof 1899. 36 S. 8°.
- Racine et la Flandre;** par le P. Eugène Griselle, S. J. In-8°, 18 p. Arras, Sueur-Charruey. Paris, libr. de la même maison. [Extrait de la Revue de Lille (avril 1899).]
- **Jean Racine, d'après sa correspondance;** par A. de Vilère. In-8°, 67 pages. Arras, imp. et lib. Sueur-Charruey. Paris, lib. de la même maison. [Extrait de la Revue de Lille.]
- von Nanschoff. [In: Die Nation No. 32 f.]
- Deuxième centenaire de la mort de Racine. Discours prononcé en l'église Saint-Etienne-du-Mont, à Paris, le 21 avril 1899, par S. G. Mgr Touchet, évêque d'Orléans. In-8°, 21 p. Orléans, Herluison. 1 fr. (1899.)
- Schreiter, Alfr., Die Behandlung der Antike bei Racine. Leipzig, 1899. 8°. VIII, 119 p. 1.50.
- Ronsard und Schwabe von der Heide** von Rudolph Schlösser. [In: Euphorion VI, S. 271—276.]
- Rotrou** magistrat et auteur dramatique, discours prononcé le 16 octobre 1899, à l'audience de rentrée de la cour d'appel d'Orléans, par M. l'avocat général Peyssonnié. In-8°, 27 pages. Orléans, impr. orléanaise.
- Rousseaus Weltanschauung** von Th. Achelis. [Zs. f. Kulturgeschichte VI 4/5, S. 302—328.]
- Einfluss auf die französische Revolution und die Socialdemokratie. [In: Die Grenzboten 29. Juni 1899.]
- Rousseau and education according to nature. New York 1898, Charles Scribners Sons.
- Rousseau und die Knaben-Handarbeit. [In: Blätter f. Knaben-Handarbeit XII, 8.]
- Essai sur le système de politique étrangère de J. J. Rousseau. La République confédérative des petits États (thèse); par J. L. Windenberger, professeur au lycée de Chaumont. In-8°, 316 p. Paris, Picard et fils. (1899.)
- Un herbier de Jean-Jacques Rousseau; par M. E. Gonod d'Artemare. In-8°, 8 p. Le Mans, impr. Monnoyer. [Extrait du Bulletin de l'Académie de géographie botanique.]
- Saint-Simon.** — Les Grands Écrivains français. Saint-Simon; par Gaston Boissier. 2^e édition. In-16, 204 p. et portrait. Paris, Hachette et Co. 2 fr.
- Sales.** — Une récente biographie de saint François de Sales; par Eugène Griselle, S. J. In-8°, 13 pages. Arras, Sueur-Charruey. Paris, libr. de la même maison. [Extrait de la Revue de Lille.]
- Sand, George:** sa vie et ses œuvres (1804—1876); par Wladimir Karénine. 2 vol. in-8° avec portraits. T. 1^{er}, III-459 p.; t. 2, 464 pages. Paris, Ollendorff.
- George Sand avant 1840 par René Doumic. [In: Rev. d. deux mondes LXIX. 15 juillet 1899.]
- Scarron.** — Schmerbach, M., Das Verhältnis von Davenant's „The man's the master“ zu Scarron's „Jodelet, ou le maître valet“. Diss. Halle 1899. 53 S. 8°.
- Scribe.** — M. Krüger, Goethes „Geschwister“ und Scribes „Rodolphe ou frère et sœur“. Progr. Görlitz. 47 S. 8°.
- Staël.** — Notes sur Madame de Staël, ses ancêtres et sa famille, sa vie et sa correspondance par Eugène Ritter. Genève, Georg. 1899. 110 S. 8°.
- Taine** p. E. Faguet. [In: Rev. de Paris, 15 Juillet et 1^{er} Août 1899.]
- p. A. Dupont. [In: Het Belfort 1898 No. 9.]
- La philosophie de Taine. [Aus: La Quinzaine 1898. Paris, 1899. 58 S. 8°.]

- Augier.* — *J. Müller*, Die Gedichte des Guillem Augier Novella. [In: *Zs. f. rom. Phil.* XXIII, S. 47—78.]
- Beaumanoir, P. de.* — *Coutumes de Beauvaisis.* Texte critique, publié avec une introduction, un glossaire et une table analytique par *Am. Salmon*. T. 1^{er}. In 8°, 516 p. Paris, Picard et fils. [Collection de textes pour servir à l'étude et à l'enseignement de l'histoire.]
- Bernart Amoros.* — *Bertoni, G.*, Il complemento del canzoniere provenzale di Bernart Amoros. [In: *Giorn. stor. della letteratura ital.* XXXIV, S. 118 bis 139.]
- *Le chansonnier de B. A. (suite)* p. p. *E. Stengel*. [In: *Rev. d. l. r.* XLII, S. 5—43.]
- Blacatz.* — *O. Soltan*, Die Werke des Trobadors Blacatz. [In: *Zs. f. rom. Phil.* XXIII, S. 201—248.]
- Boeve de Haumtone.* — *Bibliotheca normannica.* Denkmäler normann. Litteratur u. Sprache, hrsg. v. *Herm. Suchier*. VII. gr. 8°. Halle, M. Niemeyer. VII. *Stimming, Alb.*, Der anglonormannische Boeve de Haumtone, zum ersten Male hrsg. (IX, CXCVI, 279 S.) 12.—
- Charte gasconne de 1304* concernant les reconnaissances féodales de la terre de Rivière en Bigorre. Étude par MM. *Ducamin* et *Pasquier*. [Extrait du *Bulletin de la Société Ramond*. 1898. 24 S. 8°.]
- Christian v. Troyes*, Sämtliche erhaltene Werke. Nach allen bekannten Handschriften hrsg. v. *Wendelin Foerster*. 4. Bd. Der Karrenritter (Lancelot) u. das Wilhelmsleben (Guillaume d'Angleterre). gr. 8°. (CLXXXIV, 499 S.) Halle, M. Niemeyer. 20.—
- Couronnement de Louis.* — *Zenker, R.*, Die historischen Grundlagen der zweiten Branche des Couronnement de Louis. [Aus: „Beiträge z. roman. Philologie.“] gr. 8°. (62 S.) Halle, M. Niemeyer. 1.80.
- Cristal et Clarie.* — *Jordan, L.*, Über den altfranzösischen Abenteuerroman „Cristal et Clarie“. Diss. Bonn 1899. 66 S. 8°.
- Débat du corps et de l'ame.* — *L. Katona*, A propos du débat du corps et de l'ame. [In: *Romania* 28, S. 269.]
- Destruction de Rome.* — *P. Lauer*, Le poème de la „Destruction de Rome“ et les origines de la Cité Léonine. [In: *Mélanges d'archéologie et d'histoire* XIX, 3—4.]
- Dioscorides Longobardus*, aus T. M. Aurachers Nachlass herausgegeben und ergänzt von *H. Stadler*. [In: *Rom. Forsch.* XI, S. 1—121.]
- Il Cantare di *Fiorio e Bianciflore*, edito ed illustrato da *V. Crescini* II. Bologna, Romagnoli, in-12. VII, 250 S. [Scelta di curiosità letterarie inedite o rare.]
- *Huet, G.*, Sur l'origine de Floire et Blanchefleur. [In: *Romania* 28, S. 348 bis 359.]
- Gillebert de Berneville.* — *Waitz, H.*, Der kritische Text der Gedichte v. Gillebert de Berneville mit Angabe sämtlicher Lesarten nach den Pariser Handschriften. [Aus: „Beiträge zur roman. Philologie.“] gr. 8°. (80 S.) Halle, M. Niemeyer. 2.40.
- Girard de Roussillon.* — *Gahel* ou Les avatars d'un lepreux dans G. de R. p. *A. Thomas*. [In: *Annales du Midi* XI (1899), S. 197 ff.]
- Gui v. Cambrai.* — *Krause, Arn.*, Zum Barlaam u. Josaphat des Gui v. Cambrai. 1. Tl.: Zum Text der Dichtg. Progr. 4°. (30 S.) Berlin, R. Gaertner. 1.—
- L'infanzia di Gesù*, poemetto provenzale del secolo XIV. p. p. *G. Rossi*. Bologna, Zanichelli. 107 S. 8°.
- Jonasfragment.* — *P. Marchot*, „fisient“ et „permessient“ du „Jonas“. [In: *Zs. f. rom. Phil.* XXIII, S. 415 f.]
- Isembard und Gormund.* — *R. Zenker*, Neues zu „Isembard und Gormund.“ [In: *Zs. f. rom. Phil.* XXIII, S. 249—287.]
- Juliane.* — *Zur Legende vom heiligen Julianus.* Von *Adolf Tobler*. IV. (Forts. u. Schluss). [In: *Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr.* CII, S. 109—178.]

- [Aus: „Beiträge z. roman. Philologie“.] gr. 8°. 86 S. Halle, M. Niemeyer. 2.40.
- Harper, C. J.*, Carados and the serpent. [In: Mod. Lang. Notes XIII, Sp. 417—431.]
- Hervieux, L.* — Les Fabulistes latins depuis le siècle d'Auguste jusqu'à la fin du moyen âge. T. 5: Jean de Capoue et ses dérivés. In-8°, II-791 pages. Paris, Firmin-Didot et Co. [Vgl. *G. Paris*, Journal des Sav., avril 1899.]
- Kaluza, M.*, Ueber den Anteil des Raoul de Houdenc an der Verfasserschaft der Vengeance Raguidel. Halle, M. Niemeyer. 1.—.
- Klebs, Elimar*, Die Erzählung von Apollonius aus Tyrus. Eine geschichtl. Untersuchung über ihre latein. Urform und ihre späteren Bearbeitungen. gr. 8°. XII, 532 S. Berlin, G. Reimer. 10.—.
- Lot, F.*, Nouvelles études sur la provenance du cycle arthurien. [In: Romania 28, S. 321—347.]
- Caradoc et saint Patern. [In: Romania 28, S. 568—578.]
- Male, E.*, L'Art religieux du XIII^e siècle en France, étude sur l'iconographie du moyen âge et sur ses sources d'inspiration. Paris, Leroux 1898. In-4°, 534 p., 96 grav.
- Mangold, W.*, Nachahmungen Montesquiens und Bossuets. [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. CII, S. 331—350.]
- Mély, F. de*, L'apport de la sainte Couronne à Constantinople et la Chanson de Charlemagne. [In: Comptes Rendus de l'Ac. des Insc. et Belles-Lettres XXVII, S. 590—595.]
- Meynaerts.* — Conférence sur les vieilles chansons normandes, faite au Casino de Bagnoles, le dimanche 20 août 1899. In-16, 12 p. La Ferté-Macé, impr. Bouquerel.
- Ott, A. G.* — Étude sur les couleurs, en vieux français (thèse). In-8°, XII-187 p. Paris, Bouillon.
- Paris, G.* — La Littérature normande avant l'annexion (912-1204). Discours, lu à la séance publique de la Société des antiquaires de Normandie, le 1^{er} décembre 1898. In-8°, 57 p. Paris, Bouillon. (1899.)
- Caradoc et le serpent. [In: Romania 28, S. 212—231.]
- Parisot, J.* — Hymnographie poitevine. In-8°, 31 pages. Ligugé (Vienne), imp. Bluté. [Bibliothèque du Pays poitevin.]
- Roman, J.* — La Société provençale à la fin du moyen âge, à propos d'un ouvrage de M. Charles de Ribbe. In-8°, 15 p. Chalon-sur-Saône, imp. Bertrand. Paris, Bouillon. (1899.) [Extrait du Moyen Age.]
- Siegel, H.*, Die deutschen Rechtsbücher und die Kaiser Karls-Sage. [Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissensch. in Wien. Phil.-hist. Kl. CXI.]
- Teichmann, E.*, Sur la consécration de la cathédrale d'Aix-la-Chapelle par le pape Léon III. [In: Romania 28, S. 269—273.]
- Vising, J.*, Rolandssången jämte en inledning om den äldsta franska litteraturen. Göteborg, Wettergren & Kerber. IV, 166 S. 8°. 2 Kr.
- Wechsler, E.*, Untersuchungen zu den Graalromanen. [In: Zs. f. rom. Phil. XXIII, S. 135—173.]
- Zimmermann, Dr. Otto*, Die Totenklage in den altfranzösischen Chansons de Geste. III, 136 S. 3.60. [In: Berliner Beiträge zur german. u. roman. Phil. Rom. Abtlg. No. 11.]
-
- Berton, R. A. R.* — Étude sur le pessimisme littéraire contemporain dans ses rapports avec la névropathie (thèse). In-8°, 63 p. Bordeaux, imp. Gounouilhou.
- Bitton, A.* — Le Théâtre de Fontenay sous la Terreur. In-8°, 12 p. Vannes, imp. Lafolye. [Extrait de la Revue du Bas-Poitou.]

- Béranger.* — Les chansons. In-4°, 1,070 p. avec grav. et musique. Paris, Garnier frères.
- Bernardin de Saint-Pierre.* — Paul et Virginie. Illustrations de Maurice Leloir. In-16, XII-120 p. Paris, Charavay et Martin. [Ma bibliothèque.] 75 cent.
- Boileau.* — Oeuvres poétiques de Boileau. Satire IX et Epître X, annotées par F. Brunetière. Petit in-16, 27 p. Paris, Hachette et Co. 30 centimes.
- Bossuet.* — Sermons. 3 vol. in-8°. T. 1^{er}, 480 p.; t. 2, 490 p.; t. 3, 460 p. Tours, Cattier.
- Extraits des grands écrivains. Bossuet. Oeuvres historiques et polémiques, par l'abbé Verdunoy. In-16, 96 p. Paris et Lyon, Briguet. (1899.)
- Lettres. Révisées sur les manuscrits autographes par le P. Griselle, S. J. In-8°, 82 pages. Paris, Sœur Charruey.
- Oraisons funèbres. T. 2. In-32, 159 p. Paris, Pfluger. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]
- Oraison funèbre du prince de Condé. Publiée avec une notice et des notes par Alfred Rébelliau. In-16, 95 p. Paris, Hachette et Co. 75 cent.
- Bourdaloue.* — La Correspondance de Bourdaloue; par le P. Eugène Griselle, S. J. In-8°, 11 pages. Arras, Sœur-Charruey. Paris, librairie de la même maison. [Extrait de la Revue de Lille.]
- Bourdaloue inédit. Un sermon pour une profession religieuse; par le Père E. Griselle, S. J. In-8°, 23 p. Paris, imprim. Dumoulin. [Extrait des Études du 5 septembre 1899.]
- Un discours inédit. Publié et annoté par le P. E. Griselle, S. J. In-8°, 41 p. Lille, Bergès. [Extrait de la Revue des sciences ecclésiastiques.]
- Lettre inédite à François Bochart de Saron, évêque de Clermont (5 septembre 1701). Publiée et annotée par le P. Henri Chérot. In-8°, 75 p. Paris, Retaux.
- Chateaubriand.* — Mémoires d'outre-tombe. Édition abrégée, avec étude et notes. In-8°, 435 p. avec portrait. Lyon, Vitte.
- Les Martyrs; par Chateaubriand. Préface de Fermin de Croze. In-4°, 235 p. avec grav., Limoges, Barbou et Co.
- Le Génie du christianisme; par Chateaubriand. In-16, IV-655 p. Paris, Hachette et Co. 3 fr 50. [Bibliothèque variée.]
- André Chénier.* — Oeuvres inédites. [In: Rev. de Paris, 15 Octobre et 1^{er} Novembre 1899.]
- Le véritable texte d'une élégie d'André Chénier p. L. Arnould. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. VI, 2.]
- Œuvres poétiques d'André de Chénier. Avec une notice et des notes par Raoul Guillard. 2 vol. petit in-12. T. 1^{er}, XXXII-335 p. et portrait; t. 2, 311 p. Paris, Lemerre. [Petite Bibliothèque littéraire (auteurs contemporains).]
- Corneille, Pierre.* Der Cid. Deutsch v. Adele Gaus-Bachmann. (58 S.) [In: Bücherei, allgemeine. Hrsg. v. der österreich. Leo-Gesellschaft. Nr. 20. 12°. Wien, W. Braumüller. — 20.]
- E. Løseth, Observations sur le Polyeucte de Corneille. Christiania, J. Dybwad. 18 S. 8°.
- The unity of place in the Cid p. J. E. Matzke. [In: Modern Langu. Notes XIII, Sp. 393—409.]
- Le Cid, Horace, Polyeucte, de P. Corneille. Scènes choisies et présentées par Maurice Bouchor. In-16, 119 p. Paris. Hachette et Co. [Répertoire des lectures populaires.]
- Courrier.* — Deux lettres inédites de Paul-Louis Courier et de Lamennais, 1806, p. p. H. Omont. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. VI, 2.]
- Cyrano de Bergerac.* — Œuvres comiques. T. 2: Voyage dans la Lune; Histoire des états et empires du Soleil; Histoire des oiseaux. In-32, 160 p. Paris, Pfluger; les libr.; les gares. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]
- Daudet, A.* — Œuvres complètes. Édition définitive, illustrée de gravures à

- historiques, grammaticales, littéraires, par *P. Jacquinet*. In-12, XLV-146 pages. Paris, Belin frères.
- 1^{er} volume : l'Avare ; le Misanthrope. Scènes choisies et présentées par *Maurice Bouchor*. In-16, 149 p. Paris, au siège de l'Association philotechnique, 47, rue Saint-André-des-Arts ; lib. Hachette et Co. 1 fr. [Répertoire des lectures populaires.]
- *Draeger, R.*, Molières Don Juan historisch-genetisch neu beleuchtet. Diss. Halle 1899. 35 S. u. 1 Tabelle. 8°.
- Montaigne*. — Pages choisies de Montaigne commenté et mis au point pour M^{me} M*** par *Victor Thiéry*. In-18 jésus, 296 pages. Paris, May.
- Introduction aux Essais de Montaigne ; par *Edme Champion*. In-16, XII-316 p. Paris, Colin et Co. (1900.)
- Montalembert*. — Extraits des grands écrivains ; par l'abbé *Verdunoy*. Montalembert. 2^e édition. In-16, 96 p. Paris et Lyon, Delhomme et Brigueot.
- Correspondance de Montalembert et de l'abbé Texier ; par *Hubert Texier*. In-18 jésus, XI-388 p. et portrait. Paris, Firmin-Didot et Co.
- Montesquieu et J. J. Rousseau*. — Esprit des lois (livre I^{er}) ; par Montesquieu. Contrat social (livres I^{er} et II) ; par J. J. Rousseau. Édition classique, avec introduction et notes par *Henri Joly*. In-18, 148 p. Paris, Lecoffre. 1900. [La Philosophie sociale et politique au XVIII^e siècle.]
- Johannes Nicolai Secundus*, Basia. Mit einer Auswahl aus den Vorbildern und Nachahmern herausgegeben von *Georg Ellinger*. Berlin, Weidmann 1899. LII, 38 S. 8°. [Lateinische Litteraturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts hrsgb. von M. Herrmann.]
- Pascal, B.* — Œuvres complètes de Blaise Pascal. T. 1^{er}. In-16, VIII-424 p. Paris, Hachette et Co. 1 fr. 25. [Les Principaux Écrivains français.]
- Racine, J.* — Œuvres complètes. T. 1^{er}. In-16, XVI-463 p. Paris, Hachette et Co. 1 fr. 25.
- Œuvres complètes. 4 vol. in-8°. T. 1^{er}, 507 p. ; t. 2, 540 p. ; t. 3, 500 p. ; t. 4, 510 p. Tours, Cattier.
- Théâtre choisi de Racine. Avec une notice sur le théâtre de Racine, des études littéraires et des notes par *E. Bouilly*, *A. Gasté*, *P. Jacquinet*, *G. Jacquinet* et *M. Lanusse*. In-12, 1,060 p. Saint-Cloud, impr. Belin frères. Paris, lib. de la même maison.
- Chefs-d'œuvre de J. Racine. Andromaque ; les Plaideurs. In-32, 189 pages. Paris, Pfluger. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]
- Rochechouart, F. de*. — Lettres et Vers inédits de Françoise de Rochechouart, grande-prieure, puis abbesse de Fontevrault. Publiés par *L. G. Pélissier*. In-8°, 20 p. Vendôme, imprimerie Empaytaz. Paris, librairie Leclerc et Cornuau. [Extrait du Bulletin du bibliophile.]
- Rousseau*. — *P. d'Estrée*, Un autographe inédit de J. J. Rousseau. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. VI, 4.]
- Émile, ou De l'éducation ; par Jean-Jacques Rousseau. Fragment du livre II, publié avec une notice, une analyse et des notes par *Jules Steeg*. In-16, 67 p. Paris, Hachette et Co. 75 cent.
- Sainte-Beuve*. — Pages choisies de Sainte-Beuve. Publiées par *Henri Bernès*. In-18 jésus, III-425 p. Paris, C. Lévy ; Colin et Co. 3 fr. 50.
- Saint-Simon*. — Mémoires. Nouvelle édition, collationnée sur le manuscrit autographe, augmentée des additions de Saint-Simon au Journal de Dangeau et de notes et appendices par *A. de Boislisle*, et suivie d'un lexique des mots et locutions remarquables. T. 14. In-8°, 709 p. Paris, Hachette et Co. 7 fr. 50 cent. [Les Grands Écrivains de la France.]
- Mémoires complets et authentiques du duc de Saint-Simon sur le siècle de Louis XIV et la Régence. Collationnés sur le manuscrit original par *M. Chéruel*, et précédés d'une notice par *M. Sainte-Beuve*. T. 4. In-16, 478 p. Paris, Hachette et Co. 1 fr. 25.
- Salverti, P.* — Œuvres. Fascicule 61 : Olympe Salverti (aventures parisiennes).

- l'eau-forte d'après les dessins d'Émile Adan, A. Dawant, etc., et précédée d'un Essai de biographie littéraire par Henry Céard. Poésies; Contes et Nouvelles. I: les Amoureuses; Lettres de mon moulin. In-8°, 388 p. Paris, librairie Housiaux. 8 francs.
- Descartes*. — Œuvres. Publiées par Charles Adam et Paul Tannery, sous les auspices du ministère de l'instruction publique. Correspondance. T. 3 (janvier 1640-juin 1643). In-4°, 729 p. Paris, Cerf. 25 fr.
- Diderot*. — Le Neveu de Rameau. In-16, 251 p. Paris, Flammarion. 60 cent. [Auteurs célèbres, n° 21.]
- Fénelon*. — Œuvres choisies. T. 3. In-16, 436 pages. Paris, Hachette et Co. 1 fr. 25. [Les Principaux Écrivains français.]
- Lettre à l'Académie française; par Fénelon. Édition classique, accompagnée de remarques et notes littéraires, philologiques et historiques, et précédée d'une introduction biographique, par N. A. Dubois. In-12, VIII-92 p. Paris, Delalain frères. 80 cent. [Collection des classiques français.]
- Lettre à l'Académie, de Fénelon. Édition publiée conformément au texte de l'édition de 1716, avec une introduction, des notes et des appendices, par Albert Cahen. Petit in-16, xxvi-248 pages. Paris, Hachette et Co. 1 fr. 50. [Classiques français.]
- Florian, J. P. C. de*. — Les Fables. Illustrées par A. Vimar. In-4°, VII-138 p. avec grav. Paris, Laurens.
- Gautier, Th.* — A. Moret, Note sur une source du „Roman de la Momie“ de Théophile Gautier. [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XIII, 3. S. 362 bis 366.]
- Gresset*. — Œuvres choisies. Ver-Vert; le Carême impromptu; le Méchant. In-32, 160 p. Paris, Pfluger. 25 c. (1898.) [Bibliothèque nationale.]
- Hugo, V.* — G. Paris, La „Romance mauresque“ des Orientales. [In: Revue d'Histoire littéraire de la France VI, 3. S. 333—342.]
- I Burgravi. Traduzione di Gustavo Zambasi. Alba, tip. L. Vertamy edit., 1898. 16°. p. 129.
- Œuvres de Victor Hugo. Les Misérables. I: Fantine. Petit in-12, 435 p. Paris, Lemerre. 6 fr. [Petite Bibliothèque littéraire.]
- Œuvres inédites de Victor Hugo. Choses vues. Nouvelle série. In-18 jésus, 340 p. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50. (1900.)
- L'Œuvre de Victor Hugo. Notre-Dame de Paris. 8 vol. in-32. T. 1^{er}, 128 p.; t. 2, 127 p.; t. 3, 99 p.; t. 4, 115 p.; t. 5, 96 p.; t. 6, 100 p.; t. 7, 139 p.; t. 8, 147 p. Paris, Rouff et Co. [25 cent. le volume.]
- La Fontaine*. — Fables. Précédées de la Vie d'Esopé, accompagnées de notes nouvelles. Illustrations par K. Girardet. Nouvelle édition, dans laquelle on aperçoit d'un coup d'œil la moralité de la fable. Petit in-16, 400 p. Tours, Mame et fils.
- Lesage*. — Gil Blas de Santillane. Édition réduite et révisée par Léo Claretie. Illustrations de Maurice Leloir. In-4°, xx-275 p. avec grav. en noir et en coul. dans le texte et hors texte. Paris, Charavay et Martin, éditeurs.
- Massillon*. — Lettre inédite de Massillon; par Georges Doublet. In-8°, 7 p. Toulouse, imprim. Chauvin et fils. [Extrait du Bulletin de la Société archéologique du Midi.]
- Mérimée*. — Une lettre de Mérimée. Communiquée par M. E. B. Tylor. In-8°, 3 pages. Paris, Leroux. [Extrait de la Revue archéologique.]
- Michélet, J.* — Œuvres complètes. Histoire de France. T. 18: Louis XV. In-18 jésus, 390 pages avec grav. Paris, Calmann Lévy. 3 fr. 50.
- Molière*. — L'Avare; le Misanthrope. (Répertoire des lectures populaires, 1^{er} volume.) Scènes choisies et présentées par Maurice Bouchor. In-16. 149 p. Paris, Hachette et Co. 1 fr. [Association philotechnique.]
- Le Bourgeois gentilhomme, comédie-ballet de Molière. Nouvelle édition Texte revu sur l'édition originale (1671), avec une étude et des notes

- historiques, grammaticales, littéraires, par *P. Jacquinet*. In-12, xlv-146 pages. Paris, Belin frères.
- 1^{er} volume : l'Avare ; le Misanthrope. Scènes choisies et présentées par *Maurice Bouchor*. In-16, 149 p. Paris, au siège de l'Association philotechnique, 47, rue Saint-André-des-Arts ; lib. Hachette et Co. 1 fr. [Répertoire des lectures populaires.]
- *Draeger, R.*, Molières Don Juan historisch-genetisch neu beleuchtet. Diss. Halle 1899. 35 S. u. 1 Tabelle. 8°.
- Montaigne*. — Pages choisies de Montaigne commenté et mis au point pour Mme M*** par *Victor Thiéry*. In-18 jésus, 296 pages. Paris, May.
- Introduction aux Essais de Montaigne ; par *Edme Champion*. In-16, xii-316 p. Paris, Colin et Co. (1900.)
- Montalembert*. — Extraits des grands écrivains ; par l'abbé *Verdunoy*. Montalembert. 2^e édition. In-16, 96 p. Paris et Lyon, Delhomme et Briguet.
- Correspondance de Montalembert et de l'abbé Texier ; par *Hubert Texier*. In-18 jésus, xi-388 p. et portrait. Paris, Firmin-Didot et Co.
- Montesquieu et J. J. Rousseau*. — Esprit des lois (livre I^{er}) ; par Montesquieu. Contrat social (livres I^{er} et II) ; par J. J. Rousseau. Édition classique, avec introduction et notes par *Henri Joly*. In-18, 148 p. Paris, Lecoffre. 1900. [La Philosophie sociale et politique au XVIII^e siècle.]
- Johannes Nicolai Secundus*, Basia. Mit einer Auswahl aus den Vorbildern und Nachahmern herausgegeben von *Georg Ellinger*. Berlin, Weidmann 1899. LII, 38 S. 8°. [Lateinische Litteraturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts hrsgb. von M. Herrmann.]
- Pascal, B.* — Œuvres complètes de Blaise Pascal. T. 1^{er}. In-16, viii-424 p. Paris, Hachette et Co. 1 fr. 25. [Les Principaux Écrivains français.]
- Racine, J.* — Œuvres complètes. T. 1^{er}. In-16, xvi-463 p. Paris, Hachette et Co. 1 fr. 25.
- Œuvres complètes. 4 vol. in-8°. T. 1^{er}, 507 p. ; t. 2, 540 p. ; t. 3, 500 p. ; t. 4, 510 p. Tours, Cattier.
- Théâtre choisi de Racine. Avec une notice sur le théâtre de Racine, des études littéraires et des notes par *E. Bouilly*, *A. Gasté*, *P. Jacquinet*, *G. Jacquinet* et *M. Lanusse*. In-12, 1,060 p. Saint-Cloud, impr. Belin frères. Paris, lib. de la même maison.
- Chefs-d'œuvre de J. Racine. Andromaque ; les Plaideurs. In-32, 189 pages. Paris, Pfluger. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]
- Rochechouart, F. de*. — Lettres et Vers inédits de Françoise de Rochechouart, grande-prieure, puis abbesse de Fontevrault. Publiés par *L. G. Pélissier*. In-8°, 20 p. Vendôme, imprimerie Empaytaz. Paris, librairie Leclerc et Cornuau. [Extrait du Bulletin du bibliophile.]
- Rousseau*. — *P. d'Estrée*, Un autographe inédit de J. J. Rousseau. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. VI, 4.]
- Émile, ou De l'éducation ; par Jean-Jacques Rousseau. Fragment du livre II, publié avec une notice, une analyse et des notes par *Jules Steeg*. In-16, 67 p. Paris, Hachette et Co. 75 cent.
- Sainte-Beuve*. — Pages choisies de Sainte-Beuve. Publiées par *Henri Bernès*. In-18 jésus, iii-425 p. Paris, C. Lévy ; Colin et Co. 3 fr. 50.
- Saint-Simon*. — Mémoires. Nouvelle édition, collationnée sur le manuscrit autographe, augmentée des additions de Saint-Simon au Journal de Dangeau et de notes et appendices par *A. de Boislisle*, et suivie d'un lexique des mots et locutions remarquables. T. 14. In-8°, 709 p. Paris, Hachette et Co. 7 fr. 50 cent. [Les Grands Écrivains de la France.]
- Mémoires complets et authentiques du duc de Saint-Simon sur le siècle de Louis XIV et la Régence. Collationnés sur le manuscrit original par *M. Chéruel*, et précédés d'une notice par *M. Sainte-Beuve*. T. 4. In-16, 478 p. Paris, Hachette et Co. 1 fr. 25.
- Sales, P.* — Œuvres. Fascicule 61 : Olympe Salverti (aventures parisiennes).

- Legenda Aurea* — Légende Dorée — Golden Legend. A study of Caxtons Golden Legend with special reference to its relations to the earlier English prose translation by *P. Butler*. Dissert. Baltimore 1899. VI, 154 S. 8°.
- Lois de Guillaume le Conquérant*, en français et en latin. Textes et étude critique, publiés par *John E. Matzke*. Avec une préface historique par Ch. Bémont. In-8°, LIV-33 pages. Paris, Picard et fils. 2 fr. 25. [Collection de textes pour servir à l'étude et à l'enseignement de l'histoire.]
- Lothringer*. — *Lot, F.*, Heloïs de Peviers, soeur de Garin le Lorrain. [In: *Romania* 28, S. 273—279.]
- Merlin*. — *Paolino, P.*, La Storia di Merlino, edita ed illustrata da *Ireneo Sanesi*. Bergamo, Istituto italiano d'arti grafiche, 1898. 8°. p. CXVIII, 120.
- Jacques Milet*. — *Oliver, T. E.*, Jacques Milet's Drama „La Destruction de Troye la Grant“; Its principal source; — Its dramatic structure. Diss. Heidelberg 1899. 257 S. 8°.
- Narbonnais* (les), chanson de geste. Publiée pour la première fois par *Hermann Suchier*. 2 vol. in-8°. T. 1^{er}, 329 p.; t. 2, LXXXVI-257 p. Paris, Firmin-Didot et Co. (1898.) [Société des anciens textes français.]
- Olivier*. — Le Livre de comptes de *Jacme Olivier*, marchand narbonnais du XIV^e siècle. Publié avec une introduction, un glossaire, des notes et des tables, par *Alphonse Blanc*. T. 2. Première partie. In-8°, VI-675 p. Paris, Picard et fils.
- La Passion de Jésus-Christ* (texte roman, origine latine et traduction); le Cantique humain, avec musique et gravure; par *Adolphe Krafft*. In-8°, XI-60 p. Paris, Leroux. 3 fr.
- Das altfranzösische Martinsleben des *Péan Gatineau* aus Tours. Neue nach der Handschrift revidierte Ausgabe von *Werner Söderhjelm*. Helsingfors, Hagelstamm. IV, 136 S. 8°.
- Rambant di Vaqueiras*. — *V. Crescini*, Ancora delle lettere de R. di V. al marchese Bonifacio I di Monferrato. Padova. [Aus: Atti e Memorie de l'Ac. des sc., lettres et arts de Padoue 1899.]
- Robert de Rains*. — *W. Mann*, Die Lieder des Dichters Robert de Rains genannt La Chievre. [In: *Zs. f. rom. Phil.* XXIII, S. 79—116.]
- Roland*. — Probe der neuen Rolandsliedausgabe von *E. Stengel* (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher). Der neuphilologischen Sektion der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner überreicht vom Herausgeber und Verleger.
- Chanson (la) de Roland*, traduite en vers par *Maurice Bouchor*. In-16, 174 p. Paris, Hachette et Co. 1 fr. (1899.)
- Sagan om Rosen*, efter den af Prof. Gaston Paris den 24 november 1893 till Prof. Adolf Tobler's i Berlin Silberbrollop utgifna fornfranska dikten *Le conte de la Rose* i originalets versmått af *C. Wahlund*, illustrerad af *C. Larsson*, till den 9 August 1899. Stockholm, 1899. 52 S. 4°.
- Sone von Nausay* hrsgb. von *M. Goldschmidt*. [216. Publikation des Litterarischen Vereins in Stuttgart 1899.]
- Der *Springer* unserer lieben Frau v. *H. Wächter*. [In: *Rom. Forsch.* XI, S. 223 bis 288.]
- Torneiement as dames*. — *Jeanroy, A.*, Note sur le Torneiement as dames. [In: *Romania* 28, S. 232—244.]
- Vengeance Raguidel*. — *Kaluza, M.*, Über den Anteil des Raoul de Houdenc an der Verfasserschaft der Vengeance Raguidel. [Aus: „Beiträge z. roman. Philologie“.] gr. 8°. (30 S.) Halle, M. Niemeyer. 1.—
- Jehan de Vignay*. — *H. Suchier*, Das lat. Original von Vignay's *Mirouer de l'église*. [In: *Zs. f. rom. Phil.* XXIII, 410.]

Amyot. — *Jäger, J.*, Zur Kritik von Amyots Übersetzung der *Moralia Plutarchi*. Diss. Heidelberg 1899. 107 S. 8°.

- Quarta im Anschluss an Plattners Lehrgang. Progr. M.-Gladbach 1899. 43 S. 8°.
- Laudenbach, Passy et Delobel.* — De la méthode directe dans l'enseignement des langues vivantes. In-8°, iv-76 pages. Paris, Colin et Co. [Société pour la propagation des langues étrangères en France. Concours de 1898.]
- Lebaigue, C., et E. Marty.* — Principes d'analyse et de composition. Livre du maître. In-16, xvi-487 p. avec grav. Saint-Cloud, impr. Belin frères. Paris, libr. de la même maison.
- Müttig,* Über den Unterricht in den modernen Sprachen an englischen Schulen [In: Deutsche Zs. f. ausländisches Unterrichtswesen IV, S. 201 bis 206].
- Meier, K.,* Die Entwicklung des neusprachlichen Unterrichts in Frankreich [In: Die neueren Sprachen VI, 2—5].
- Nemecek, A.,* Entwurf einer methodischen Entwicklung des französischen Schulunterrichts in Verbindung mit einer Übersichtstabelle der gesamten Verbalformen. (Fortsetzung und Schluss.) Progr. Trautenau 1899. 34 S. 8°.
- Reiniger, A.,* Skizze der Vorlesungen über „Méthodes d'Enseignement“ gehalten vom Docenten Zbinden im „Cours de vacances“ der Genfer Universität (16. Juli bis 28. August 1898) [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXIV, 5]. — Beitrag zur Behandlung der unregelmässigen Zeitwörter im Französischen (II. bzw. III. Stufe der Realschule) [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXIV, S. 705—708].
- Ricken, W.,* Französische Sprachstoffe zur Veranschaulichung der syntaktischen Eigentümlichkeiten des Französischen [Progr. der städtischen Realschule zu Hagen i. W. Bericht über das Schuljahr 1898/99].
- Rosbund, M.,* Von der höheren Schule in Frankreich. Progr. Danzig. 27 S. 4°.
- Sachse, O.,* Anleitung zum Übersetzen aus dem Französischen ins Deutsche. Progr. Eutin 1899. 16 S. 4°.
- Sauer,* Meine Beobachtungen und Erfahrungen während des Ferienkurses in Paris [In: Zeitschrift f. weibl. Bildung XXVI, 11].
- Schilling, F.,* Die Übersetzungen ins Deutsche, namentlich aus dem Französischen. Progr. Liegnitz 1898. 11 S. 4°.
- Stefan, Al.,* Zum Unterrichte in der französischen Sprache an den österreichischen Realschulen. [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXIV, S. 385—389].
- Subak, J.,* Die französische Konjugation [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXIV, S. 457—460].
- Truelsen,* Auf Studienurlaub in Genf. Programm. Luckenwalde. 19 S. 8°.
- Vernois, L.-F.,* La Réforme de l'Enseignement des langues étrangères en Allemagne [In: La Rev. Hebdomadaire VIII, 22 juillet 1899].
- Wehrmann, K.,* Wider die Methodenkünstelei im neusprachlichen Unterricht. Progr. Kreuznach 1899. 12 S. 4°.
- Winckler, T. W.,* Lehrziele in den einzelnen Fächern und Klassen. Progr. Bützow 1898. 15 S. 4°.
- Zergiebel, E. H.,* Die Formenbildung des französischen Zeitwortes. II. Besonderer (ausführender) Teil. Progr. Cassel 1899. 22 S. u. 1 Tabelle. 4°.

9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

a. Grammatiken, Übungsbücher etc.

- Alge, S.,* Leitfaden für den ersten Unterricht im Französischen. Unter Benützung von „Hölzels Wandbildern für den Anschauungs- und Sprachunterricht“. I. Teil. Mit 4 Bildern. 6., verb. Aufl. Lehrer-Ausgabe. St. Gallen Febr. 1898. II, 172 S. 8°.
- Arramy, L.* — Cours de dictées servant à l'enseignement de l'orthographe, de la grammaire, de l'écriture et de la lecture. In-16, 42 p. Surgères (Charente-Inférieure), Parsonneau et Baudet. [Nouveau Cours d'études primaires (classes élémentaires).]

1. Lehr- u. Lesebuch f. die österreichischen
 2. Ant. München. E. Gessner. 1825.
 3. Englischer T. v. G. Boerner. 1825.
 4. Engl. syntax. Für die Oberstufe des Lehrplans.
 5. Engl. E. f. höhere Mädchenschulen nach dem Lehrplan.
 6. Engl. v. Prof. Dr. G. Thiergen. 1820.
 7. Engl. Lehr- u. Lesebuch f. die österreichischen
 8. Wien, C. Grösser. 1820.
 9. Origine allemande, à l'usage des élèves de
 10. classique et moderne, des candidats aux bacc.
 11. etc. in-16, 16 p. Paris, l'auteur, 35, rue Tranchée.
 12. Méthode d'allemand.

- Baurman, U.*, Kurzer Abriss der französischen Formenlehre in Verbindung m. der Syntax in übersichtlicher Form. Leipzig, Renger. 1.50.
- Charles, M.*, Perfekt französisch! Deutsch-französ. Gesprächsbuch nebst Vocabular, alphabetisch geordnet m. genauer Aussprache. qu. gr. 16°. (334 S.) Brüssel, M. Charles' Selbstverlag. 1.—; kart. 1.25.
- Clédat, L.*, et *E. Gougère.* — Grammaire française des écoles primaires. Cours élémentaire, contenant environ deux cent cinquante exercices et des notes pour le maître. In-16. iv-168 p. Paris, Le Soudier.
- Cours pratique de langue française.* Grammaire et Composition; par F. N. (Cours préparatoire.) Étude des mots et de la phrase; Exercices d'invention; Exercices de langage, etc. 2^e édition. In-18 jésus, 144 p. avec grav. Paris et Lyon, Brigueat. 1900.
- Cours d'analyse grammaticale et logique, et Exercices d'analyse et de synthèse grammaticales;* par F. P. B. Livre du maître. In-12, xii-204 p. Tours, Mame et fils. Paris, Poussielgue.
- Coursier, Ed.*, Handbuch der französischen Umgangs-Sprache. 27. Aufl. von Prof. Paul Banderet. 12°. (VI, 624 S.) Stuttgart, P. Neff Verl. 2.75.
- Kurzgefasste Konversations-Grammatik der französischen Sprache. [Aus: „Manuel de la conversation française et allemande.“] 12°. (61 S.) Ebd. — 70.
- Petit vocabulaire systématique de la langue française. [Aus: „Manuel de la conversation française et allemande.“] 12°. (VIII, 133 S.) Ebd. — 70.
- Croisad.* — Cours de langue française (Grammaire; Orthographe; Vocabulaire; Rédaction; Récitation et Elocution). (Cours préparatoire.) In-16, 152 p. avec grav. Paris, Hatier.
- Cours de langue française, à l'usage des pensionnats et des écoles libres de jeunes filles, rédigé conformément aux programmes officiels (Langue française; Histoire et Littérature; Théorie et Exercices). Cours complémentaire. In-16, 504 p. Paris, Hatier.
- Cours de langue française, à l'usage des pensionnats et des écoles libres de jeunes filles, rédigé conformément aux programmes officiels (Grammaire et Conjugaison; Orthographe et Vocabulaire; Exercices de récitation, d'observation et de rédaction). (Cours moyen et supérieur.) In-16, 323 p. Paris, Hatier.
- Grammaire française, à l'usage des écoles et des pensionnats de jeunes filles. (Cours élémentaire.) In-16, 176 pages. Paris, Hatier.
- Dannheisser, E.*, *G. Küffner*, u. *Ph. Offenmüller*, Französische Sprachlehre auf Grund des Lesebuchs f. Handels- u. Gewerbeschulen. 8°. (VII, 228 S.) Heidelberg, J. Groos. 2.40.
- Delmont, T.* — Nouveau Recueil de compositions françaises, à l'usage des candidats à l'École militaire de Saint-Cyr et aux baccalauréats classique et moderne. In-18 jésus, viii-675 p. Mesnil (Eure), Paris, Poussielgue. [Alliance des maisons d'éducation chrétienne.]
- Destrés, J.* — La Grammaire des écoles et des familles (en dix cahiers). (Cours élémentaire, de sept à neuf ans.) 10 cahiers in-8° carré de 30 pages chacun. Paris, imprimerie Röder.
- Driault, E.* — Cours supérieur de grammaire (Langue française et littérature), par Ed. Rocherolles et R. Personneaux. Exercices par Ed. Driault. Livre du maître. In-16, 318 p. Paris, Picard et Kaan. 1 fr. 20.
- Egal, B.* (*B. v. d. Lage*), Manuel de la conversation. Récit français et exercice de conservation à l'usage des écoles et à l'étude personnelle. Französische Erzählg. zur Übg. in der Umgangssprache f. den Schul- u. Selbstunterricht. 8^e éd. 8°. (VIII, 104 S.) Berlin, H. W. Müller. —.80.
- Egli, E.*, Orell Füssli's Bildersaal für den Sprachenunterricht. Kommentar zum 8. Heft. Aufsätze für den Unterricht in der französischen Sprache. Fragensammlung und ausgeführte Beispiele in französischer Sprache von Ch. Albert Rossé. Zürich, Orell Füssli. 120 S. 8°.
- Feller, Louis* u. *Max Kuttner*, Lehrbuch der französischen Sprache. Eine An-

- 1^{re} livraison. In-8°, p. 1 à 24, avec grav. Paris, Fayard frères. [1 fascicule, 10 cent.]
- Sévigné, Mme de.* — Huit lettres. Publiées avec une notice et des notes par *Gustave Lanson*. In-18, xi-45 p. Paris, Hachette et Co. 75 cent.
- Extraits des grands écrivains; par l'abbé *Verdunoy*. *Mme de Sévigné*. In-16, 120 p. Paris et Lyon, Delhomme et Brignet.
- Taine, H.* — Les Origines de la France contemporaine. Index général des 11 volumes. In-16, xx-379 p. Paris, Hachette et Co. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]
- Trésor (le) du sonnet* (XVI^e—XVII^e siècles). I: le Bien-Venu en faveur de la paix (trente-cinq sonnets); par le sieur *Lair*. Petit in-8°, 48 p. Mâcon, imp. Protat frères. 3 fr.
- Verlaine, P.* — Œuvres complètes. Élégies; Dans les limbes; Dédicaces; Épigrammes; Invectives; Chair. T. 3. In-16, 451 p. Paris, Vanier. 6 fr.
- Voltaire.* — *P. Sakmann*, Eine ungedruckte Voltaire-Correspondenz. Mit einem Anhang: Voltaire und das Haus Württemberg. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff). VIII, 163 S. 8°. Mk. 4.50.
- Huit lettres de Voltaire. Publiées avec une introduction et des notes par *L. Brunel*. In-16, xix-43 pages. Paris, Hachette et Co. 75 cent.

8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

- Bechtel, A.*, Der französische Feriencurs in Grenoble 1899 [In: Zs. f. d. Real-schulwesen XXIV, 11].
- Beller*, Die ersten drei Jahre des französischen Unterrichts in der Realschule nach dem Lehrbuche von Plötz-Kares. Progr. Bielefeld 1899. 18 S. 4°.
- Blumer, J.*, Der französische Sprachunterricht nach dem neuen österreichischen Normallehrplan und die zwölf *Wendtschen* Thesen [In: Zs. f. d. Real-schulwesen XXIV, 4].
- Constantius.* — Abrégé de la Méthode de Landivisiau pour apprendre le français à l'aide du breton; par le F. Constantius, des écoles chrétiennes. Grand in-8°, 144 p. Saint-Brieuc, Prud'homme. [Comité de préservation du breton armoricain.]
- Dörr, F.*, Entwurf eines Lehrplans für den französischen Unterricht in Sexta, Quinta, Quarta. Progr. Frankfurt a. M. 1898. 74 S. 8°.
- Eidam, Ch.*, Über Gymnasialreform und die Reihenfolge der fremden Sprachen beim Unterricht. Vortrag, gehalten auf der 20. Generalversammlung des bayer. Gymnasiallehrervereins zu Nürnberg. München, J. Lindauersche Buchhandlung. 20 S. 8°.
- Ferrier, H.* — Langage en actions. Méthode de langage et de lecture. Livre de l'élève. In-18 Jésus, 166 pages avec grav. Paris, Delagrave.
- Fischer, A.*, Über das künstlerische Prinzip im Unterricht. Progr. Zehlendorf 1899. 22 S. 4°.
- Funck, A.*, Bemerkungen zum französischen Unterricht in der Gymnasialprima [In: Zs. f. d. Gymnasialwesen LIII, 273—278].
- Gaster, B.*, Meine Studienreise nach der französischen Schweiz, Frankreich und Belgien im Winterhalbjahr 1897/98. Progr. Stralsund 1899. 31 S. 4°.
- Gerhardt, O.*, Wie erlernen in Frankreich die eingeborenen Nicht-Franzosen das Französische? [In: Lehrproben u. Lehrgänge v. Fries und Menge. Heft 56 u. 57.]
- Goldschmidt, T.* — Méthode directe des langues vivantes. Transcription phonétique du français par intuition et images. Petit in-8°, 42 pages. Saint-Maur, imp. Lievens.
- Horner, R.*, L'enseignement des langues vivantes dans les Collèges. Fribourg 1898. 66 S. 8°.
- Keller, J.*, Denken und Sprechen und Sprachunterricht. Eine Studie zur Frage nach der formalen Bildung. Progr. Lörrach 1899. 49 S. 4°.
- Klausing, F.*, Lehrplan für den französischen Unterricht in Sexta, Quinta,

- Killisch, P.**, Übungsstücke zum Übersetzen ins Französische mit Schlüssel u. grammatischen Erklärungen zum Selbstunterricht. 8°. (180 S.) Berlin, P. Killisch. 2.—.
- Koch, John**, Praktisches Lehrbuch zur Erlernung der französischen Sprache. 1. Tl. Elementarbuch f. Fortbildungs- u. Fachschulen wie zum Selbststudium, m. Unterstützg. v. A. Sobier bearb. 3. u. 4. Aufl. 8°. (VIII, 196 S.) Berlin, E. Goldschmidt. 1.80.
- Konversationsunterricht** im Französischen. 9. u. 10. Heft. gr. 8°. Giessen, E. Roth. 9. 10. **Herbert, Prof. Fernand**, L'Habitation. Leçon de conversation française d'après le tableau de Hölzel. (Mit französisch-deutschem Wörterbuch.) (IV, 72 S. mit Titelbild.) —.80; m. grösserem kolor. Bild 1.—.
- Langenscheidt, G.**, Konjugations-Muster f. alle Verba der französischen Sprache, regelmässige wie unregelmässige, m. Angabe der Aussprache jeder aufgeführten Zeitform u. Person. 5. Aufl. gr. 8°. (54 S.) Berlin, Langenscheidt. 1.—; geb. 1.40.
- Larousse, P.** — Exercices d'orthographe et de syntaxe, appliqués numéros par numéros à la Grammaire complète et à la Grammaire supérieure, et de nature à s'adapter à tout autre cours de langue française. Livre de l'élève. In-12, 310 p. Paris, Larousse. 1 fr. 60. [La Lexicologie des écoles.]
- Leçons** de langue française; par les Frères des écoles chrétiennes. Cours élémentaire (ancien cours préparatoire). Livre de l'élève. In-16, 144 p. Tours, Mame et fils. Paris, Poussielgue. [Enseignement primaire.]
- Leist, Ludovic**, Gramatică francesă. (Grammaire française à l'usage des Roumains.) Teoretică si practică, coprinde afară de principalele reguli ale limbii franceze. Teme, deprinderi de citire si conversatiune, precum si un vocabular. Prelucrată pentru usul Românilor. (Metoda Gaspey-Otto-Sauer.) 8°. (X, 424 S.) Heidelberg, J. Groos. Geb. in Leinw. 4.—; Cheea. (71 S.) 1.60.
- Elemente de gramatică francesă, teoretică si practică, însoțită de numeroase deprinderi de citire si conversatiune, precum si de un vocabular. Prelucrate pentru usul Românilor. (Metoda Gaspey-Otto-Sauer.) Ed. 2. (Petite grammaire française à l'usage des Roumains.) 8°. (VIII, 192 S.) Ebd. 2.—.
- Link, Thdr.**, Grammaire de récapitulation de la langue française l'usage des écoles secondaires. — Französische Repetitionsgrammatik f. Mittelschulen, gr. 8°. (X, 202 S.) München, R. Oldenbourg. 2.50.
- Lopes, J. M. y A. Leroy.** — El Frances tal como se habla, ó Coleccion de conversaciones francesas y españolas, con la pronunciación francesa figurada con sonidos españoles, para uso de los Españoles y Americanos que vienen a Francia. 3ª edición. In-12 oblong à 3 col., xi-267 pages. Paris, Leroy frères. 2 fr. 50.
- Manuel** de composition française, à l'usage des aspirants et aspirantes au brevet élémentaire, au certificat d'études primaires supérieures, à l'admission aux écoles normales primaires et aux bourses d'enseignement primaire supérieur, et des élèves des cours supérieurs et complémentaires des écoles primaires; par le comité de rédaction du Courrier des examens. Livre de l'élève. In-18 jésus, vi-147 p. Paris, Delagrave.
- Morigny.** — Recueil de compositions françaises, à l'usage des classes de grammaire de l'enseignement classique, de l'enseignement secondaire moderne (sixième, cinquième, quatrième, troisième) et des pensionnats de jeunes filles. Livre du maître. In-16, ix-270 p. Paris, Poussielgue. [Alliance des maisons d'éducation chrétienne.]
- Nouveau Manuel** de langue française (grammaire, lexicologie, analyse, composition), à l'usage des écoles catholiques; par F. T. D. Cours préparatoire. In-16, 96 p. avec grav. Lyon, Vitte. 60 cent.

- Aszfahl, K.*, 100 Prüfungsaufgaben im Französischen u. Englischen, zum Gebrauch f. 12—14jähr. Schüler, sowie zur Vorbereitg. auf die Central-Prüfg. f. den Einjährig-Freiwilligen-Dienst gesammelt u. bearb. 2. Aufl. gr. 8°. (64 S.) Stuttgart, A. Bonz & Co. 1.20.
- Augé, C.* — Deuxième Livre de grammaire. Livre de l'élève. In-12, 193 p. avec 170 grav. Paris, Larousse. 80 cent.
- Troisième Livre de grammaire. Onze cents exercices. Livre de l'élève. In-12, 408 pages avec 120 grav. Paris, Larousse. 1 fr. 50.
- Grammaire du certificat d'études. Livre du maître. In-12, 682 p. avec 240 grav. Paris, Larousse. 4 fr.
- Bauder, Karl*, Übungen über die Elemente der französischen Sprache — zu jedem französ. Lehrbuch brauchbar. — Für die Hand der Schüler bearb. 2. Aufl. gr. 8°. (40 S.) Stuttgart, M. Holland. —.50.
- Bechtel, Adf.*, u. *Charles Glauser*, Französische Conversations-Grammatik für kommerzielle Lehranstalten. 3. Aufl. gr. 8°. (X, 351 S.) Wien, Manz. Geb. 2.88.
- Bechtel, Adf.*, u. *Ch. Glauser*, Sammlung französischer Aufsatzthemata (m. Dispositionen u. Vocabular). — Recueil de sujets de composition. II. Teil f. die oberen Klassen höherer Lehranstalten u. f. Seminare (Lehramts-Kandidaten und Kandidatinnen). gr. 8°. (XIX, 300 S.) Wien, Manz. 3.60.
- Bellenger et C. Witcomb.* — Nouveau Guide de conversation moderne en anglais et en français, ou Dialogues usuels et familiers à l'usage des voyageurs et des personnes qui étudient l'une ou l'autre langue. Nouvelle édition, complètement refondue, corrigée et augmentée de dialogues sur les voyages, les chemins de fer, les bateaux à vapeur, la télégraphie, etc., par C. Witcomb. In-32 à 2 col., xiv-306 pages. Paris, Mesnil-Dramard.
- Bierbaum, Jul.*, Lehrbuch der französischen Sprache nach der analytisch-direkten Methode f. höhere Schulen. Verkürzte Ausg. 3 Tle. 2. Aufl. gr. 8°. Leipzig, Rossberg. Geb. 5.45.
- Brachet, A.*, et *J. Dussouchet.* — Nouveau Cours de grammaire française, rédigé conformément aux programmes officiels, à l'usage de l'enseignement secondaire. (Cours supérieur. Exercices.) 3^e édition, refondue. In-16, 188 p. Paris, Hachette et Co. 1 fr. 50.
- Brachet, A.*, et *J. Dussouchet.* — Exercices et Corrigés sur la Grammaire française complète, rédigée conformément aux programmes de l'enseignement secondaire des jeunes filles, de l'enseignement moderne et de l'enseignement primaire supérieur. Livre du maître, comprenant des exercices complémentaires. 2^e édition, revue. In-16, 499 p. Paris, Hachette et Co. 3 fr.
- Brelet, H.* — Abrégé de grammaire française, à l'usage des classes de sixième et de cinquième. In-16, II-422 pages. Paris, Masson et Co. [Nouveau Cours de grammaire française, rédigé conformément au programme de l'enseignement secondaire.]
- Breymann, Dr. H.*, Französisches Lehr- u. Übungsbuch f. Gymnasien. 2. Tl. 2. Aufl. gr. 8°. (X, 198 S.) München, R. Oldenbourg. 2.50.
- dasselbe. Schlüssel zur 2. Aufl. I u. II. gr. 8°. (83 S.) Ebd. [Wird nur direkt an Lehrer geliefert.] 1.20.
- Boerners, Otto*, französisches u. englisches Unterrichtswerk, nach den neuen Lehrplänen bearb. Englischer Tl. v. Otto Boerner u. Osc. Thiergen. Die Hauptregeln der engl. Syntax. Für die Oberstufe des Lehrbuchs der engl. Sprache, Ausg. B. f. höhere Mädchenschulen, nach den Bestimmgn. vom 31. V. 1894 bearb. v. Prof. Dr. Osc. Thiergen. gr. 8°. (V, 130 S.) Leipzig, B. G. Teubner. 1.20.
- Boerner u. Kukula*, Französisches Lehr- u. Lesebuch f. die österreichischen Gymnasien. 2 Tle. Wien, C. Graeser. Geb.
- Burger, A.* — Mots français d'origine allemande, à l'usage des élèves de l'enseignement secondaire classique et moderne, des candidats aux baccalauréats, aux concours, etc. In-16, 15 p. Paris, l'auteur, 35, rue Tronchet. 1 fr. [Supplément aux Méthodes d'allemand.]

- Latik**, französische, für höhere Lehranstalten. Von C. Ehrhart, neck u. G. Lachenmaier. Syntax. gr. 8°. Stuttgart, P. Neff. Verl.
- art u. H. Planck**: Syntax der französischen Sprache f. die oberen in höherer Lehranstalten. Ausg. f. lateinlose Schulen v. Prof. Otto er. (XII, 211 S.) 1.60; geb. 2.—.
- G., u. A. Thalmann**, Petite grammaire de la langue française d'après urs de syntaxe de Prof. H. Breitingen. gr. 8°. (124 S.) Zürich, halthess. 1.60.
- B. —** Cours de langue française, à l'usage des pensionnats et des es de jeunes filles, rédigé conformément aux programmes officiels ugue française; Histoire et Littérature; Théorie et Exercices). (Cours plémentaire.) In-16, 504 p. Paris, Hatier.
- ammaire française**, à l'usage des écoles et des pensionnats de jeunes es (Grammaire et Conjugaison; Orthographe et Vocabulaire; Exer- es de récitation, d'observation, d'élocution et de rédaction). Cours mementaire. In-16, 184 pages. Paris, Hatier.
- Max**, Methodisch geordnetes französisches Vokabularium zu den ölzel'schen Anschauungsbildern. Nachtrag X. L'appartement (Die ohnung). 12°. (S. 102—121.) Bromberg, F. Ebbecke. —.10.
- rwald, Dr. Wilh.**, Übersetzung der Absolutoriaufgaben aus der franzö- ischen u. englischen Sprache an den humanistischen Gymnasien, Real- ymnasien u. Realschulen Bayerns. 2. Aufl. Neue Ausg. m. Nachtrag bis 1899. 8°. (163 u. 24 S.) Stuttgart, Muth. Geb. 2.—.
- ien, Dr. G.**, Die unregelmässigen französischen Zeitwörter, nebst e. Ab- riss der französ. Syntax. 4. Aufl. gr. 8°. (IV, 35 S.) Halle, E. Strien. —.50.
- terlin, A.**, Plan von Paris zum Gebrauch beim französischen Unterricht. Leipzig, G. Lang. 4.—.
- abelle der französischen regelmässigen Konjugation**. gr. 8°. (23 S.) Frank- furt a. M., C. Jügel's Verl. —.15.
- butey et E. Fichaux**. — Cours méthodique de dictées (cours moyen, cours supérieur, cours complémentaire), sur un plan entièrement nouveau. (Trois cent dix dictées; Applications des règles; Orthographe d'usage; Ortho- graphe raisonnée; Familles de mots.) In-12, 312 p. Paris, Nathan. (1900.)
- Vité, L.**, Der perfekte Franzose od. prakt. Unterricht in der französ. Um- gangssprache f. jedermann ohne Hilfe des Lehrers. Mit durchgeh. An- gabe der Aussprache des Französ. nach der Plötzschen Methode. 6. Aufl. 12°. (VI, 345 S.) Berlin, Friedberg & Mode. 2.25.
- Vogel, Chr.**, Manuel de conjugaison des verbes irréguliers français. 3. éd. gr. 8°. (72 S.) Leipzig, G. A. Gloeckner. 1.—.
- Wilke, Dr. Edm., u. Prof. Dénervaud**, Anschauungsunterricht im Französischen. 2. Aufl. III. L'été gr. 8°. (16 S.) Leipzig, R. Gerhard. —.30.
- Wirth, C. —** Le Livre de composition française des jeunes filles (Cent quatre- vingt-dix sujets de rédaction; Deux cents exercices de langue, d'inven- tion, d'intelligence et d'élocution) (préparation au certificat d'études pri- maires, modifié par l'arrêté du 31 décembre 1891). 3^e édition. (Partie de la maîtresse.) In-16, XVIII-397 pages avec grav. Paris, Hachette et C^o. 2 fr. 50. [Enseignement des jeunes filles.]
- Wohlfahrt, Thdr.**, Französische Grammatik für die bayerischen Gymnasien. 2 Tle. gr. 8°. München, Litterarisch-artistische Anstalt. Geb. à 3.—.
1. Formenlehre m. syntaktischem Anh. u. Übungsbuch. 3. Aufl. (VIII, 339 S.) — 2. Französische Syntax f. höhere Schulen. Mit stilist. Anh. u. Übungsbuch. (XI, 290 S.)

- leitg. zur Korrespondenz u. Konversation zum Gebrauch in Handels- u. kaufmänn. Fortbildungsschulen sowie zum Selbststudium. 2. Aufl. gr. 8°. (VIII, 298 S.) Berlin, H. Spamer. 3.—.
- Fetter, Joh.*, Lehrgang der französischen Sprache. 4 Tle. gr. 8°. Wien, A. Pichler's Wwe. & Sohn. In 3 Leinw.-Bdn. 5.50. I. II. 8. Aufl. (V, 211 S.) 2.—. III. 4. Aufl. (II, 126 S.) 1.40. — IV. Übungs- u. Lesebuch. 4. Aufl. (VII, 202 S. m. 1 Karte) 2.10.
- Französische Sprachschule f. Bürgerschulen und verwandte Lehranstalten. II. Tl. 3. Aufl. gr. 8°. (VI, 58 S.) Ebd. kart. —.70.
- Foulché-Delbosc, R. et A. R. G. Vianna.* — Grammatica franceza (ensino secundario official). In-18 jésus, iv-479 p. Paris, Guillard, Aillaud et Co.
- Funco, Freder.*, Grammatica francese, 8. ed., riveduta da Handelssch.-Prof. E. Paravicini. 12°. (V, XXI, 488 S.) Frankfurt a./M., C. Jügel's Verl. Geb. 4.20.
- Goerlich, Dr. Ewald*, Französische u. englische Vokabularien zur Benutzung bei den Sprechübungen üb. Vorkommnisse des täglichen Lebens. I. Französische Vokabularien. 5. Bdchn. 12°. Leipzig, Renger. 5. Der Frühling, zugleich im Anschluss an das bei Ed. Hölzel in Wien erschienene Anschauungsbild: Der Frühling. (36 S.)
- Grammaire française; par les Frères des écoles chrétiennes.* Cours moyen et cours supérieur. In-18 jésus, 216 p. Tours, Mame et fils. Paris, Poussielgue. [Enseignement primaire. Livres classiques rédigés en trois cours gradués pour chaque série du programme officiel. 4^e série: Éléments de la langue française.]
- élémentaire, ou Extrait de la Grammaire abrégée de la langue française, correspondant au cours élémentaire et au cours moyen des Leçons de langue française; par les Frères des écoles chrétiennes. Petit in-18, 72 p. Tours, Mame et fils. Paris, Poussielgue.
- Haastert, H. Fr.*, Französische Schul-Synonymik. 12°. (IV, 51 S.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. —.50.
- Herbert, F.*, L'Habitation. Leçon de conversation française d'après le tableau de Hölzel. Giessen, E. Roth. —.60.
- Hesselmeyer, Dr. E.*, Landexamen-Aufgaben aus dem fremdsprachlichen u. mathematischen Gebiet. Textausg. gr. 8°. (VI, 30 S.) Stuttgart, W. Kohlhammer. —.50.
- Hille, A.*, System der logischen Beziehungen des französischen Verbs. Konjugationstafel. Ein Lehrmittel zur Übung der Verbalformen. Das ganze Gebiet umfassend. Bremen, 1899. Fol. Farbdr. 6.—.
- do. Handtafel für die Schüler und den Privatgebrauch zur methodischen Übung der Formen und Redeweisen und für häusliche Aufgaben. Bremen, 1899. 8°. 4 (3 farb.) Bl. —.50.
- do. Text. Bremen, 1899. 8°. 16 pp. —.30.
- „Übung der Redeweisen“. Ergänzungstafel zu „System der logischen Beziehungen des französ. Verbs“. Konjugationstafel. Bremen, 1899. Fol. Farbdr. 4.—.
- Johannessohn, Max*, Französisches Übungsbuch f. die Unterstufe im Anschluss an das Lesebuch. gr. 8°. (XII, 127 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1.80; geh. 2.20.
- John, L. und E. Cholevius*, Systematische Vokabelgruppen für die französische und englische Sprache. Progr. Königsberg 1899. 104 S. 8°.
- Kampmann, G.* — Grammaire pratique de la langue française, avec de nombreux exercices. 27^e édition. In-12, 343 p. Nancy, Berger-Levrault et Co. Paris, libr. de la même maison.
- Kasten, Wilh.*, Erläuterung der Hölzelschen Bilder „Die Wohnung“ u. „Vue de Paris“ in französischer Sprache, nebst Wörterverzeichnissen u. Fragen zur Einleitg. und Besprechg. im Unterricht. gr. 8°. (IV, 33 S. m. 2 Abbildgn. u. 1 Plane.) Hannover, C. Meyer. —.60.

- Graeser's Sammlung französischer u. englischer Schriftsteller f. den Schulgebrauch.* gr. 8°. Wien, C. Graeser. à —.50. IV. Bdchn. Choix de nouvelles modernes. Erzählungen zeitgenöss. französ. Schriftsteller. Mit Anmerkgn. hrsg. v. Oberrealsch.-Prof. Adf. Mager. (68 S.)
- Herbart, Fernand, Anecdotes.* Recueil de morceaux choisis. Ed. anglaise. 8°. (XIV, 211 S.) Giessen, E. Roth. 2.—; geb. 2.50.
- Jaep, Anmerkungen zu Prof. Dr. H. Saure's französischer Gedichtsammlung.* gr. 8°. (68 S.) Berlin, F. A. Herbig. —.80.
- Jost, G. et A. Cahen.* — Lectures courantes extraites des écrivains français, publiées avec une introduction, des notes, des exercices, à l'usage des écoles primaires et des classes élémentaires de l'enseignement secondaire. 2^e série: les Fables, les Récits et les Contes; Scènes de la vie familière; la Nature et les Bêtes; A travers les pays, l'histoire et la légende; la Patrie; la Comédie. 2^e édition. In-16, xxii-583 p. Paris, Hachette et Co. 2 fr.
- Juranville, Mlle C. et Mme P. Berger.* — Le Bagage scientifique de la jeune fille (lectures nouvelles). In-12, 408 pages avec 200 grav. Paris, Larousse. 1 fr. 50.
- Klassiker-Bibliothek, französisch-englische.* Hrsg. v. J. Bauer u. Dr. Th. Link. 8°. München, J. Lindauer. 28. Bdchn. *Petit de Julleville, L.,* Les époques principales de la littérature française. Extrait de l'histoire de la littérature française. Auswahl m. Anh., Anmerkgn. u. Wörterverzeichnis, hrsg. v. Dr. Rich. Ackermann. (IV, 159 S.) 1.30; kart. 1.50.
- Lamartine.* — Morceaux choisis à l'usage des classes. Nouvelle édition. Petit in-16, III-251 pages. Paris, Hachette et Co. 2 fr. [Classiques français.]
- Leçons de langue française; par les Frères des écoles chrétiennes.* Cours supérieur (ancien cours moyen). Livre de l'élève. In-16, 472 pages. Tours, Mame et fils. Paris, Poussielgue. [Enseignement primaire.]
- Lepetit, T.* — Dictées littéraires sur l'histoire, la géographie, les sciences et les arts, extraites des écrivains du XIX^e siècle, et suivies d'une revue analytique et d'un sujet des concours grammatical. 6^e édition. In-12, 283 p. Paris, Larousse. 2 fr.
- Loti, Pierre, Impressions de voyage.* Für den Schulgebrauch hrsg. v. Gymn.-Oberlehr. Dr. Max Pfeffer. I. Tl.: Einleitung u. Text. II. Tl.: Anmerkungen u. Wörterverzeichnis. Mit 3 Abbildgn. u. 1 Karte. 8°. (VI, 201 S.) Leipzig, G. Freytag. 1.50.
- Lovera, Roméo, Anecdotes appliquées aux homonymes et aux gallicismes.* Französisches Lese- und Übungsbuch. Mit e. Verzeichnis der französ. Homonymen u. e. Übersetzg. der wichtigsten Gallicismen v. Oberlehrern Dr. Rahn u. Emil Thürmer. gr. 8°. (IV, 104 S.) Dresden, G. Kühnemann. 1.80.
- Morceaux choisis de prosateurs et de poètes français des XVI^e, XVII^e, XVIII^e et XIX^e siècles.* Avec des notes et des notices par M. l'abbé E. Ragon. Cours moyen. 24^e mille. In-18 jésus, xvi-559 p. Paris, Poussielgue. [Alliance des maisons d'éducation chrétienne.]
- Mühlau, A., Contes de fées par Lapointe, Laboulaye etc.* Für den Schulgebrauch hrsg. I. Tl.: Einleitung und Text. II. Tl.: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. 8°. (X, 161 S.) Leipzig, G. Freytag. Geb. 1.50.
- Musset, A. de, Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée u. On ne saurait penser à tout.* Bearb. v. M. Banner. Gotha, F. A. Perthes. Geb. 1.—.
- Pariselle, Eug., Sieben Erzählungen v. Ludovic Halévy, Guy de Maupassant, François Coppée, Alphonse Daudet, André Theuriet, Émile Zola, Masson-Forestier.* Für den Schulgebrauch hrsg. I. Tl.: Einleitung und Text. 2. Tl.: Anmerkungen u. Wörterverzeichnis. 8°. (XII, 204 S.) Leipzig, G. Freytag. 1.50.
- Paul, Léon, En terre sainte.* Nach des Verf. „Journal de voyage“ für den

- Manuel de langue française (Grammaire; Lexicologie; Analyse; Composition), à l'usage des écoles catholiques; par F. T. D. Livre du maître. In-16, VIII-142 p. avec grav. Lyon, Vitte.
- Oberländer, Siegm., Adf. Reiniger u. Alex. Werner*, Lehrbuch der französischen Sprache. 1. Tl. gr. 8°. (IV, 97 S.) Wien u. Prag, F. Tempsky. 1.60.
- Orell Füssli* Bildersaal für den Sprachenunterricht. Kommentar zum 8. Heft. Aufsätze f. den Unterricht in der französ. Sprache v. G. Egli. Fragen-sammlung u. ausgeführte Beispiele in französ. Sprache v. Ch. Alb. Rossé. gr. 8°. (120 S. m. Abbildgn.) Zürich, Art. Institut Orell Füssli. 2.—.
- Plattner, Ph.*, Lehrgang der französischen Sprache. 2. Tl. 4. Aufl. gr. 8°. (VIII, 422 S.) Karlsruhe, J. Bielefeld. Geb. 3.95.
- Anleitung zum Gebrauch des Lehrgangs der französischen Sprache. Zugleich als Schlüssel f. die Hand des Lehrers. 3. Aufl. gr. 8°. (108 S.) Karlsruhe, J. Bielefeld's Verl. [Wird nur an Lehrer abgegeben.] 3.—.
- Ploetz, Dr. Gust.*, u. *Dir. Dr. Otto Kares*, Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Elementarbuch. Verf. v. P. Ausg. C. (f. Real- u. Oberrealschulen). 5. Aufl. gr. 8°. (XVI, 242 S.) Berlin, F. A. Herbig. 1.80.
- dasselbe. Ausg. D. Für Mädchenschulen. (Unter Mitwirkg. v. Dir. Dr. Kares.) 4. Aufl. gr. 8°. (XVI, 307 S.) Ebd. 2.40.
- dasselbe. Übungsbuch. Verf. v. P. Ausg. A. 3. Heft. (Syntax des Artikels, des Adjektivs u. des Adverbs. Die Fürwörter.) 3. Aufl. gr. 8°. (IV, 78 S.) Ebd. —.80.
- dasselbe. Übungsbuch. Ausg. D. Für Mädchenschulen. Verf. v. P. u. K. 2. Aufl. gr. 8°. (XII, 279 S. m. 1 Karte.) Ebd. 2.30.
- Problèmes sur les quatre règles*; par les Frères des écoles chrétiennes. Livre de l'élève. Petit in-18, 72 p. Tours, Mame et fils. Paris, Poussielgue.
- Quemper de Lanascot, M. Gräfin de*: Übungsbüchlein zur Erlernung der französischen Sprache. I. Tl. 8°. (208 S.) Kempten, J. Kösel in Komm. 1.—.
- Rauschmaier, Dr. Ant.*, Französisches Vokabularium auf etymologischer Grundlage, m. e. Anh. f. Mittelschulen u. zum Privatgebrauch. 2. Aufl., besorgt v. Dr. Geo. Buchner. gr. 8°. (VII, 110 S.) München, R. Oldenbourg. Geb. 1.60.
- Recueil de compositions françaises*. Textes donnés récemment aux examens du baccalauréat de l'enseignement secondaire (classique et moderne). Sorbonne et Facultés de province. Avec conseils, plans, développements et listes de sujets analogues. Publié par MM. J. B. Castel et Ant. Beboul. 1^{er} volume. In-8°, x-244 p. Paris, Delagrave. 3 fr. 50.
- Regel, Ernst*, Eiserner Bestand. Das Notwendigste aus der französ. Syntax in Beispielen, namentlich f. militär. Vorbereitungs-Anstalten. 2. Aufl. 16°. (39 S.) Halle. Leipzig, A. Langkammer. —.80.
- Ritter, Prof. Dr. Otto*, Anleitung zur Abfassung v. französischen Briefen, mit zahlreichen französ. Mustern u. deutschen Übungen. Für den Schul- u. Privat-Gebrauch. 3. Aufl. 8°. (IV, 192 S.) Berlin, J. M. Spaeth. 2.25.
- Rocherolles, E. et R. Personneaux*. — Cours supérieur de grammaire (langue française et littérature), avec des notions complémentaires contenant un coup d'œil sur l'histoire de la langue française, des notions de versification, de composition et de style, etc., à l'usage des lycées et collèges et de l'enseignement secondaire des jeunes filles, etc. Livre du maître. In-16, VIII-696 p. Paris, Picard et Kaan. 5 fr.
- Sauvé, A.* — L'Orthographe française considérée surtout au point de vue de la mémoire des mots et de l'action du sens intime sur la prononciation. In-8°, 242 p. Cherbourg, imp. Le Maout.
- Schaupp-Horn, Helene*, Ich kann schon französisch! Ein Büchlein, um spielend französisch zu lernen. Illustriert v. Loth. Meggendorfer. gr. 8°. (III, 32 S. m. farb. Abbildungen.) Esslingen, J. F. Schreiber. 1.60.
- Schmätz-Aurbach, Th. v.*, Leitfaden der französischen Sprache. Nach der analyt. Methode bearb. III. Tl. 3. Aufl. gr. 8°. (96 S.) Karlsruhe, J. Bielefeld's Verl. —.80.

- en France. Zum Schulgebrauch hrsg. Mit e. Bildnis Molières. (VI, 93 S.) 1.10.
- dasselbe. 97. Bd. gr. 8°. Ebd. Geb. in Leinw. *Bruno, G.*, Francinet. Im Auszuge. Für den Schulgebrauch erklärt v. Jos. Vict. Sarrazin. 2. Aufl. (VI, 99 S.) 1.—.
- dasselbe. Reihe B: Poesie. 23. Bd. gr. 8°. Ebd. Geb. in Leinw. *Sandeau, Jules*, Mademoiselle de la Seiglière. Comédie. Für den Schulgebrauch erklärt v. Jos. Vict. Sarrazin. 4. Aufl. (X, 96 S.) 1.60.
- dasselbe. 27. Bd. 8°. Ebd. Geb. *Scribe, Eugène*, Le verre d'eau. Comédie en 5 actes et en prose. Für den Schulgebrauch bearb. v. L. E. Rolfs. (XIV, 101 S.) 1.10.
- dasselbe. Reihe C. (Für Mädchenschulen.) Prosa u. Poesie. 30. Bd. 8°. Ebd. In Leinw. kart. *Wershoven, Dr. F. J.*, Français illustres. Biographien hervorrag. französ. Frauen. Für den Schulgebrauch bearb. u. erklärt. (VII, 112 S.) 1.20.
- dasselbe. Wörterbuch zum 14., 115. u. 117. Bd. 8°. Ebd. 14. *Thiers*, Expédition de Bonaparte en Égypte. Bearb. v. Realsch.-Oberlehr. Dr. Otto Klein. (35 S.) —.30. — 115. *Bruno*, Le tour de la France. (26 S.) —.25. — 117. *Deschaumes, Edmond*, Journal d'un lycéen de 14 ans pendant le siège de Paris (1870—1871). Bearb. v. Oberrealsch.-Oberlehr. Dr. R. Kron. (32 S.) —.30.
- Schulbibliothek* französischer u. englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Mit besonderer Berücksicht. der Forderung. der neuen Lehrpläne hrsg. v. L. Bahlse u. J. Hengesbach. I. Abtlg.: Französische Schriften. 35. bis 38. Bdchn. gr. 8°. Berlin, R. Gaertner. Geb. in Leinw. 35. Contes et nouvelles modernes. Für die Schule bearb. u. erklärt v. J. Dorr. (VII, 119 S.) 1.20; Wörterbuch. (46 S.) —.40. — 36. *Desbœux, Émile*, Les trois petits mousquetaires. Auswahl. Zum Schulgebrauch hrsg. v. Oberlehr. Dr. R. Kron. (VIII, 116 S.) 1.—. — 37. *Wershoven, Prof. Dr. F. J.*, Histoire de la révolution française. Hrsg. u. erklärt. Mit 6 Abbildgn. u. 1 Plan v. Paris. (VII, 156 S.) 1.50. — 38. *Wershoven, Prof.*, u. Oberlehr. *Keesebiter, DD.*, La vie de collège en France. Erzählungen aus dem französ. Schulleben. Ausgewählt u. f. d. Schulgebrauch erklärt. (VII, 109 S. m. 1 Plan.) 1.20.
- Selections from Edmond and Jules de Goncourt*, ed. with introduction, bibliography, notes and appendices, by *A. G. Cameron*. New York, American Book Company 1899.
- Souvestre, E.*, Un Philosophe sous les toits: Journal d'un homme heureux. With explanatory notes by *Jules Baé*. New ed. London, Dulau. 222 S. 18°. 1 S. 6.
- Textausgaben* französischer u. englischer Schriftsteller f. den Schulgebrauch, hrsg. unter Red. v. Prof. Osc. Schmager. 34. Bd. 12°. Dresden, G. Kühnemann. Geb. in Leinw. u. geh. *Wershoven, Prof. Dr. F. J.*, La guerre franco-allemande 1870—71. Nach Chuquet, Rousset, Corréard, d'Hérisson. Achard, Monod u. a. f. d. Schulgebrauch m. Anmerkgn. u. e. Wörterbuch hrsg. Mit 3 Karten. (IV, 101, 57 u. 16 S.) 1.40.
- dasselbe. Wörterbuch zu Bd. 28. 12°. Ebd. *Wershoven, Prof. Dr. F. J.*, La France. (62 S.) —.35.
- Thiers*, Bonaparte in Ägypten u. Syrien. Bearb. v. K. Beckmann. Gotha, F. A. Perthes. Geb. 1.20.
- Weick, Josephine*, Causeries pour les enfants. Ein Hilfsbuch f. die Mittelstufe des französ. Unterrichtes an weibl. Lehranstalten. 3. Aufl. gr. 8°. (VIII, 112 S.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1.50.
- Wershoven, F. J.*, Episodes de la guerre 1870—71. Wolfenbüttel, J. Zwissler. —.60.



Nur so near sample as convenient

GENERAL LIBRARY,
UNIV. OF MICH.
MAR 18 1900

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**

Professor a. d. Universität z. Kiel

Professor a. d. Universität z. Marburg

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,

Professor an der Universität zu Glessen.

~~~~~  
**Band XXI, Heft 6 und 8.**  
**Der Referate und Rezensionen**  
drittes und viertes Heft.  
~~~~~

Berlin.

Verlag von Wilhelm Gronau.

1899.

Ausgegeben am 24. Februar 1900.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

Protectorat:

Seine Königliche Hoheit **Großherzog Karl Alexander**
von Sachsen-Weimar.

Seine Königliche Hoheit **Prinz Georg** von Preußen.

Ehrenpräsident:

Seine Durchlaucht **Fürst von Bismarck** †, Herzog von Lauenburg.

Vorstand:

Dr. Gustav von Gohler, Gg.,

Oberpräsident der Provinz Westpreußen, Staatsminister a. D. zu Danzig.

Dr. M. Jordan,

Geh. Ober-Reg.-Rat a. D. zu Stettin.

Dr. Erich Schmidt,

ordentlicher Professor a. d. Kgl. Universität zu Berlin.

Professor Anton von Werner,

Direktor der Königl. Akademie der Künste zu Berlin.

In allen gebildeten Kreisen der deutschen Bevölkerung des In- und Auslandes haben die gediegenen Publikationen des

„Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur“

die größte Anerkennung gefunden und dem Vereine eine überaus stattliche Anzahl treuer Mitglieder zugeführt.

Der Verein für Deutsche Literatur hat seinen Mitgliedern bereits hundertzwölf hervorragende populär-wissenschaftliche Werke aus der Feder unserer ersten Schriftsteller, Gelehrten, Forscher und Denker auf dem Gebiete der Geschichte, Biographie, Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaften, Lebensweise, Musik und Kunst u. s. w. zugänglich gemacht. Die bisher veröffentlichten Werke von Auerbach, Bodenstedt, Brugsch, Büchner, Carus, Sterne, Dingeldey, Dove, Ehlers, Ehrlich, J. von Falke, Frenzel, von Gneist, von Gottschall, Gülfeldt, Guzikow, Hanslik, von Hellwald, Em. Herrmann, Paul Heyse, Hans Hopfen, Jastrow, Krenzig, Lazarus, Paul Lindau, Jürgen Bona Meyer, M. Wilhelm Meyer, Preyer, Reuleaux, Spielhagen, S. von Sybel, M. M. von Weber, Wegener, Admiral Werner u. c. sind wohl der beste Beweis für das erfolgreiche Streben des Vereins.

Der Vorzugspreis, zu welchem die Mitglieder die Vereinspublikationen geliefert erhalten, ist ein überaus niedriger, da jedes Werk, ca. 330–400 Seiten stark, elegant ausgestattet und fein in Halbfranz gebunden, im Abonnement den Mitgliedern für nur 4 Mk. 50 Pfg. geliefert wird, während der Einzelpreis der Werke für Nichtmitglieder sich je nach Umfang auf 6–8 Mark pro Band stellt.

Die Verpflichtung der Mitgliedschaft erstreckt sich nur auf eine Serie, falls bei Empfang des dritten Bandes derselben, die Austrittserklärung des betr. Mitgliedes erfolgt.

Diejenigen neuen Werke, die dem Geschmack des einzelnen Mitgliedes etwa nicht zusagen sollten, werden bei sofortiger Rücksendung gegen andere bereits erschienene Vereinsbände, auch wenn dieselben einen höheren Ladenpreis haben, ohne jede Nachzahlung bereitwillig umgetauscht.

Prospekte unentgeltlich und postfrei.

Berlin W., Elsholzstraße 12.

Allgem. Verein für Deutsche Literatur.

Dr. Hermann Paetel.

INHALT.

REFERATE UND REZENSIONEN.

	Seite
Bartholomae. <i>Hermann Paul</i> . Prinzipien der Sprachgeschichte	151
O. Dittrich. <i>M. Nitzsche</i> . Über Qualitätsverschlechterung französischer Wörter und Redensarten	153
Eugen Herzog. <i>K. Berghold</i> . Über die Entstehung der Nasalvokale	160
— — <i>W. Klahn</i> . Entwicklung des lateinischen primären und sekundären <i>mn</i> im Französischen	163
— — <i>E. Staaff</i> . Le suffixe <i>-ime</i> , <i>-ime</i> en français	164
Koschwitz. <i>J. Zünd-Burguet</i> . La Phonétique expérimentale appliquée à l'Enseignement des Langues vivantes	166
— — <i>K. Quischl</i> . Französische Aussprache und Sprachfertigkeit	168
M. Wilmotte. <i>Aucassin und Nicolette</i> . mit Paradigmen und Glossar herausg. von <i>Hermann Suchier</i>	187
W. Creizenach. <i>Vodoz</i> . Le Théâtre Latin de Ravisius Textor	188
R. Mahrenholtz. <i>Martin Gisi</i> . Franz. Schriftsteller in und von Solothurn.	190
— — <i>H. Cordier</i> . Molière jugé par Stendhal	191
— — <i>Gustav Rossmann</i> . Der Aberglaube bei Molière	192
— — <i>F. Tendering</i> . Molières Femmes Savantes i. Unterricht d. Prima	193
— — <i>Käthe Schirmacher</i> . Voltaire, eine Biographie	193
George Carel. <i>R. Allier</i> . Voltaire et l'affaire Calas	196
Erich Jung. <i>M. Liepmann</i> . Die Rechtsphilosophie d. Jean Jacques Rousseau.	198
— — <i>F. Haymann</i> . Jean Jacques Rousseaus Socialphilosophie	205
W. Ricken. <i>E. von Sallwürk</i> . Fünf Kapitel v. Erlernen fremder Sprachen.	214
C. Th. Lion. <i>W. Ulrich</i> . Der französische Familienbrief	217
Ernst Leitsmann. <i>Stier</i> . Lehrbuch der franz. Sprache, V: Syntax	220
H. J. Heller. <i>Edmond Rostand</i> . Cyrano de Bergerac, comédie héroïque, übersetzt v. <i>Ludwig Fulda</i>	221
— — <i>Maurice Donnay</i> . L'Affranchie	223
— — <i>Maurice Leblanc</i> . Voici des ailes	224
— — <i>Edouard Rod</i> . Le Ménage du pasteur Naudié	224
— — <i>Maurice Montégut</i> . Rue des Martyrs	225
— — <i>J.-H. Rosny</i> . Les Ames perdues	227
— — <i>Pierre Loti</i> . Reflets sur la sombre route	228
— — <i>Anatole France</i> . L'Anneau d'améthyste	229
— — <i>J.-H. Rosny</i> . L'Impérieuse Bonté	229

MISZELLEN.

E. Stengel. 4 Briefe von Friedrich Diez an Albert Hoefer	231
L. Holzappel. Zur Biographie von Friedrich Diez	232
Richard M. Meyer. Edmond About und Athanasius Kircher	233
Mühlefeld-Dittrich	234
NOVITÄTENVERZEICHNIS	240

BEILAGEN:

- Prospekt von Julius Springer, Verlagsbuchhandlung in Berlin betr.
Mangold-Coste, Lehrb. d. französischen Sprache.
- Prospekt von Emil Roth, Verlagsbuchhandlung in Giessen betr.
Herbert, Anecdotes.
- Catalogue de Livres français von Joseph Jolowicz, Buchhandlung
und Antiquariat in Posen.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

Protectorat:

Seine Königliche Hoheit **Großherzog Karl Alexander**
von Sachsen-Weimar.

Seine Königliche Hoheit **Prinz Georg** von Preußen.

Ehrenpräsident:

Seine Durchlaucht **Fürst von Bismarck** †, Herzog von Lauenburg.

Vorstand:

Dr. Gustav von Gohler, E. d. L.

Oberpräsident der Provinz Westpreußen, Staatsminister a. D. zu Danzig.

Dr. M. Jordan,

Ech. Ober-Reg.-Rat a. D. zu Stettin.

Dr. Erich Schmidt,

ordentlicher Professor a. d. Kgl. Universität zu Berlin.

Professor Anton von Werner,

Direktor der Königl. Akademie der Künste zu Berlin.

In allen gebildeten Kreisen der deutschen Bevölkerung des In- und Auslandes haben die gediegenen Publikationen des

„**Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur**“

die größte Anerkennung gefunden und dem Vereine eine überaus stattliche Anzahl treuer Mitglieder zugeführt.

Der Verein für Deutsche Literatur hat seinen Mitgliedern bereits **hundertzwölf** hervorragende **populär-wissenschaftliche Werke** aus der Feder unserer ersten Schriftsteller, Gelehrten, Forscher und Denker auf dem Gebiete der Geschichte, Biographie, Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaften, Lebensweisheit, Musik und Kunst u. s. w. zugänglich gemacht. Die bisher veröffentlichten Werke von Auerbach, Bodenstedt, Brugsch, Büchner, Carus, Sterne, Dingeldey, Dove, Ehlers, Ehrlich, J. von Falke, Frenzel, von Gneiss, von Gottschall, Gutschmidt, Gutschom, Hanslick, von Hellwald, Em. Herrmann, Paul Heyse, Hans Hopfen, Jaström, Krenzig, Lazarus, Paul Lindau, Jürgen Bona Meyer, M. Wilhelm Meyer, Preyer, Reuleaux, Spielhagen, S. von Sybel, M. M. von Weber, Wegener, Admiral Werner u. s. sind wohl der beste Beweis für das erfolgreiche Streben des Vereins.

Der **Vorzugspreis**, zu welchem die Mitglieder die Vereinspublikationen geliefert erhalten, ist ein überaus niedriger, da jedes Werk, ca. 330–400 Seiten stark, elegant ausgestattet und fein in Halbfranz gebunden, im Abonnement den Mitgliedern für nur **4 Mk. 50 Pfg.** geliefert wird, während der **Einzelpreis** der Werke für Nichtmitglieder sich je nach Umfang auf **6–8 Mark** pro Band stellt.

Die Verpflichtung der Mitgliedschaft erstreckt sich nur auf eine Serie, falls bei Empfang des dritten Bandes derselben, die Austrittserklärung des betr. Mitgliedes erfolgt.

Diejenigen neuen Werke, die dem Geschmack des einzelnen Mitgliedes etwa nicht zusagen sollten, werden bei sofortiger Rücksendung gegen andere bereits erschienene Vereinsbände, auch wenn dieselben einen höheren Ladenpreis haben, ohne jede Nachzahlung bereitwillig umgetauscht.

➡ Prospekte unentgeltlich und postfrei. ➡

Berlin W., Elßholzstraße 12.

Allgem. Verein für Deutsche Literatur.

Dr. Hermann Paetel.

